Die Kultur.

Zeitschrift

für

Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

II. Jahrgang.

1900/1901.

Herausgegeben

von der

Österreichischen Leo-Gesellschaft.

Wien und Stuttgart.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.
1901.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

Aufsätze.

Erzählungen.

Gedichte.

Rundschau.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Franz Schnürer.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Die Fortbildung des Völkerrechts durch die Haager Conferenz.

Von Dr. Heinrich Lammasch.

Das in Afrika und Asien seit Jahresfrist vergossene Blut scheint denen Recht zu geben, die von vorneherein mit überlegenem Lächeln auf die „Friedensconferenz" von 1899 herabblickten. Umsomehr wird es zur Pflicht derjenigen, welche noch immer trotz alledem in dieser Conferenz den Ausgangspunkt einer wichtigen Fortentwicklung und positiveren Ausgestaltung des Völkerrechts erblicken, ihrer Überzeugung öffentlichen Ausdruck zu geben. Niemand außer Schwärmern und Romanschriftstellerinnen konnte erwarten, dass diese Conferenz den Krieg „abschaffen" und die Kriegsrüstungen der Staaten sofort entbehrlich machen würde. Alle sachkundigen Beurtheiler waren darüber einig, dass dies ebensowenig die Aufgabe der Conferenz sein konnte, wie etwa, was ihr gleichwohl zugemuthet wurde, die „Abschaffung des Nationalitätenprincipes" als der Quelle so vieler Conflicte unter den Staaten und innerhalb der Staaten. Was aber möglich war, ist geschehen: Großmächte und Kleinstaaten, Militärmächte und Marinemächte, Staaten mit großen stehenden Heeren und solche mit Milizsystem, Monarchien und Republiken, christliche, muhammedanische und buddhistische Staaten, Staaten Europas, Amerikas und Asiens haben sich über eine Reihe gemeinsam zu befolgender Grundsätze geeinigt, durch welche sie unter gewissen Voraussetzungen die friedliche Ausgleichung der zwischen ihnen auftauchenden Differenzen in bestimmten Formen herbeizuführen bezwecken und durch die sie für den Fall, dass der Krieg doch unvermeidlich geworden sein sollte, die Leiden desselben für Combattanten und Nichtcombattanten auf das Maß des Unvermeidlichen zu beschränken suchen. Dass solche Vereinbarungen nach den Voraussetzungen ihrer Wirksamkeit, ihrem Inhalte und ihrem Umfange nicht sofort allen Anforderungen entsprechen, die vom Standpunkte einer rein theoretischen Beurtheilung des Verhältnisses der Staaten zu einander erhoben werden können, ist einleuchtend, wenn man die Schwierigkeit des Problems bedenkt,

eine Ordnung zu schaffen, welche souveräne Staaten binden soll, d. h. eine Ordnung über denjenigen Gewalten, deren jede für sich das Recht in Anspruch nimmt, auf ihrem Gebiete, für ihre Unterthanen, für die sie betreffenden Angelegenheiten die höchste Macht auf Erden zu sein. Die Schwierigkeit dieses Problems streift hart an jene der Quadratur des Cirkels. Sie kann nur überwunden werden durch die höchste Einsicht derjenigen, welche die Angelegenheiten der Staaten leiten und durch ihre Bereitwilligkeit, um des Allen zugute kommenden Vortheils dauernder Ordnung willen auf die Ausnützung momentaner Überlegenheit zu verzichten.

Aus diesem für alle Fragen des Völkerrechts allein möglichen Gesichtspunkte der Gleichberechtigung aller souveränen Staaten sowie der Unmöglichkeit einer Gesetzgebung, einer Rechtsprechung und einer Zwangsvollstreckung gegenüber den souveränen Staaten betrachtet, stellen sich die Ergebnisse der Conferenz in der That als ein sehr bedeutender Schritt nach vorwärts dar. Am wenigsten Legitimation aber, die Conferenz eines Misserfolges anzuklagen, hat jene Tagespresse, die durch Aufstachelung der nationalen Leidenschaften und durch Ausbeutung der wirtschaftlichen Gegensätze so außerordentlich viel zur Entstehung und Verschärfung internationaler Conflicte beiträgt. So wohlgemeint daher auch der von der interparlamentarischen Union in ihrer Tagung zu Paris 1900 angenommene Antrag des Grafen Apponyi ist, eine „Friedensliga der Presse“ zu bilden, so wenig erwarte ich von dessen Verwirklichung praktische Vortheile. Mögen noch so viele Leitartikel und Feuilletons geschrieben werden, in denen in der Theorie der ewige Frieden gepriesen wird, so wird doch jeder Krieg und jede Kriegsaussicht dieser Presse so viele geschäftliche Vortheile bieten, dass sie auf dieselben nicht wird verzichten wollen.

Die Vorstellung von einem Misserfolge der Conferenz wurde auch durch die Bezeichnungen, welche für dieselbe zunächst von der Journalistik, dann aber auch in amtlichen Schriftstücken gebraucht wurden, wesentlich gefördert. Die Conferenz wurde zuerst als „Abrüstungs“- und dann als „Friedensconferenz“ bezeichnet, während ihr richtiger Name „Völkerrechtsconferenz“ gewesen wäre. Denn außer den beiden, die öffentliche Discussion besonders interessierenden Aufgaben, einen zeitweiligen Stillstand in den Kriegsrüstungen (keineswegs eine völlige Abrüstung) zu vereinbaren und die Mittel zur friedlichen Beilegung gewisser völkerrechtlicher Differenzen zu sichern und zu stärken (keineswegs aber einen „ewigen Frieden“ zu inaugurieren), hatte die Conferenz nach dem Programm, welches von der sie einberufenden russischen Regierung den Mächten vorgelegt worden war, noch

eine ganze Reihe anderer Aufgaben; insbesondere sollte sie für den Fall eines unvermeidlich gewordenen Krieges die Grundsätze des Kriegsrechtes vertragsmäßig festsetzen und dadurch der namentlich im deutsch-französischen Kriege so sehr hervorgetretenen und beklagten Unsicherheit der völkerrechtlichen Normen über die den kriegführenden Mächten und Armeen ihren Gegnern gegenüber zustehenden Befugnisse begegnen sowie diese Grundsätze möglichst „humanisieren". In dieser Richtung bildete die Haager Conferenz die Fortsetzung der Brüsseler Conferenz des Jahres 1874, die aus der Initiative Czar Alexander II. hervorgegangen war und bei welcher die russische Regierung einen von dem Professor des Völkerrechts an der Petersburger Universität Friedrich von Martens unter Mitwirkung hervorragender Militärs und Diplomaten ausgearbeiteten Entwurf einer Codification der wichtigsten Punkte des Landkriegsrechtes vorgelegt hatte, der den Gegenstand eingehender, wochenlanger Berathung einer aus Militärs und Diplomaten unter Beiziehung einzelner Völkerrechtsgelehrten bestehenden Commission bildete. Doch vermochte diese Conferenz des Jahres 1874 den schroffen Gegensatz der Interessen der großen Militärmächte und der auf ein Milizsystem angewiesenen kleinen Staaten: Schweiz, Belgien, Niederlande, denen sich auch Großbritannien anschloss, nicht zu überbrücken, weshalb das Elaborat jener Conferenz die Ratification der Mächte nicht erhielt.

In eben dieser Richtung war es auch die Aufgabe der Conferenz, die Vereinbarungen, welche 1864 zu Genf über den Schutz der Verwundeten im Landkrieg getroffen worden waren, dem Seekrieg anzupassen und die Bestimmungen der Petersburger Convention von 1868 über das Verbot gewisser besonders inhumaner Geschosse zu erweitern.

Die Conferenz, deren Einberufung bekanntlich der Initiative Czar Nicolaus II. zu danken ist, tagte vom 18. Mai bis 29. Juli 1899 in der Hauptstadt des Königreichs der Niederlande, im Haag, wo sie von der Königin und den niederländischen Behörden mit der größten Auszeichnung empfangen und in ihren Arbeiten gefördert wurde. Sie war von allen europäischen Staaten, die politische Bedeutung besitzen, so von allen Großmächten, aber auch von Holland, Belgien, Luxemburg, Spanien, Portugal, der Schweiz, den skandinavischen und allen Balkanstaaten (selbst von Montenegro und dem halbsouveränen Bulgarien) beschickt. Von außereuropäischen Staaten nahmen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Mexiko, Japan, China, Siam und Persien theil. Ein Vertreter des Papstes wurde wegen des Widerspruches Italiens, ein Vertreter der südafrikanischen Republiken wegen des damals seine Schatten bereits vorauswerfenden Transvaalkrieges in Folge Widerspruches Großbritanniens nicht zugelassen.

Die Ausschließung des Papstes war hinsichtlich der kriegsrechtlichen Fragen ebenso selbstverständlich als sie in Betreff der Schiedsgerichtsfrage wohl nur aus den politischen Verhältnissen und nicht aus sachlichen Gründen zu erklären ist, da doch die Päpste so oft als Schiedsrichter fungiert hatten und noch zuletzt Fürst Bismarck die Vermittlung des päpstlichen Stuhles in einem Conflicte mit Spanien angerufen hatte. Die Nichtzulassung der südafrikanischen Republik wurde mit dem von Großbritannien behaupteten halbsouveränen Charakter derselben begründet.

Die größeren Staaten waren durch mehrere Delegierte vertreten, von denen jedoch stets nur je Einer die Stimme abzugeben berechtigt war (im Plenum der erste Delegierte, in den Commissionen häufig auch der eine oder andere délégué adjoint). Die meisten Staaten hatten nicht bloß Diplomaten, sondern auch Militärs und Sachverständige auf dem Gebiete des Völkerrechtes entsendet.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war durch den (damaligen) ersten Sectionschef im Ministerium des Auswärtigen, Botschafter Graf Rudolf Welsersheimb vertreten, dessen nachdenklich vornehme Ruhe und wohlwollendes Wesen sofort die Achtung und die Sympathieen der Conferenzmitglieder für Österreich-Ungarn und dessen gesammte Mission gewannen und ihr die Erfüllung ihrer Aufgaben wesentlich erleichterten. Ihm waren zwei Diplomaten, zwei Militärs und ein Jurist attachiert: der Legationsrath und Chef des Präsidialbureaus im Ministerium des Auswärtigen Cajetan von Merey, der unter den Conferenztheilnehmern als einer der schärfsten Beobachter und klarsten und sichersten Beurtheiler von Personen und Verhältnissen hervorragte, der österr.-ungarische Gesandte im Haag, v. Okoliscany, der an den Arbeiten der Conferenz jedoch kaum Antheil nahm, der Oberstlieutenant des Generalstabes Victor von Khuepach-Haslburg, der Corvetten- (jetzt Fregatten-) Capitän Graf Soltyk und der Schreiber dieser Zeilen als Professor des Völkerrechts an der Wiener Universität. Oberstlieutenant von Khuepach gehörte zu den sachkundigsten und daher angesehensten und einflussreichsten Mitgliedern der militärischen Commissionen und des Subcomités der Abrüstungscommission, des «Comité des colonels», wie es seiner Zusammensetzung nach genannt wurde. In den wenigen Fällen von Missverständnissen, die unter Conferenzmitgliedern überhaupt sich ereigneten, wurde seine Vermittlung in Anspruch genommen. Graf Soltyk fungierte als Referent der Commission über die maritime „Abrüstung". Der Verfasser dieses Aufsatzes war Mitglied der beiden Subcomités für die Codification des Kriegsrechtes und für die Ausarbeitung der Schiedsgerichtsconvention, in welchen die Hauptarbeit der Conferenz

erledigt wurde. Das Deutsche Reich hatte als Bevollmächtigten einen seiner angesehensten Diplomaten, den greisen Botschafter in Paris Graf (seither Fürst) Münster entsendet. Demselben waren beigeordnet der nicht bloß als militärischer Sachverständiger, sondern auch als Redner und in Verhandlungen hinter den Coulissen als Diplomat hervorragende Oberst (jetzt General) von Schwarzhoff (gegenwärtig Chef des Generalstabes der europäischen Armeen in China), die beiden Universitätsprofessoren Zorn aus Königsberg (jetzt in Bonn) und Freiherr von Stengel (München) sowie der Capitän zur See Siegel, Marineattaché in Paris. Während Baron Stengel dadurch, dass er sich in einem öffentlichen Vortrage schon vor der Conferenz mit größter Schärfe gegen alle Friedensbestrebungen ausgesprochen hatte, zu einer mehr passiven Rolle auf derselben verurtheilt war, hatte Zorn durch die Liebenswürdigkeit des geborenen Süddeutschen und durch den ernsten Pflichteifer, mit dem er für das, was er als das wahre Interesse seines Vaterlandes erkannt hatte, auch dann eintrat, wenn dasselbe augenblicklich nicht die Billigung der leitenden Persönlichkeiten desselben fand, sich im Fluge die Sympathieen Aller erworben. Er war eines der einflussreichsten Mitglieder der Schiedsgerichtscommission, dem man um seiner gewinnenden Persönlichkeit willen manches Zugeständnis anbot, das ein Anderer nur schwer errungen hätte. Er hat seither in der „Deutschen Rundschau“ 1900 eine sehr zuverlässige und eingehende Darstellung der Conferenzberathungen veröffentlicht, in der er nur Einem nicht ganz gerecht geworden ist: sich selbst. Frankreichs erster Delegierter war der ehemalige Ministerpräsident Léon Bourgeois, der sich insbesondere als Obmann der Commission und des Comités über die Schiedsgerichtsfrage durch unübertreffliche Umsicht und Unparteilichkeit in der Leitung der Verhandlungen und durch das stete Hinwirken auf eine Conciliation der widersprechenden Anschauungen und Interessen auszeichnete, der Conferenz aber auch in einigen größeren Reden Proben seiner hinreißenden oratorischen Begabung gab. Ihm zur Seite standen unter Andern der ideal veranlagte ehemalige Diplomat und jetzige Deputierte d'Estournelles und der scharfsinnige Jurist Renault, Professor in Paris. Russland war durch seinen berühmtesten Diplomaten, den Botschafter in London Baron Staal, einen Mann von ebenso gewinnender Liebenswürdigkeit als tiefer Kenntnis von Personen und Verhältnissen, repräsentiert und durch Friedrich von Martens, einen der bedeutendsten Völkerrechtslehrer der Gegenwart, der Russland bereits auf der Brüsseler Conferenz von 1874 vertreten und die von der russischen Regierung unterbreiteten Vorlagen ausgearbeitet hatte. Martens ist Professor des Völkerrechtes in Petersburg und juristischer Berather des Ministeriums

des Auswärtigen. Neben ihm wirkten noch Sectionschef v. Basily, in Österreich-Ungarn als ehemaliger Generalconsul in Budapest noch in gutem Andenken, sowie ein ganzer Stab von Officieren, Juristen und jüngeren Diplomaten. Italiens Bevollmächtigter war der vielseitige und liebenswürdige, kenntnisreiche und redegewandte Graf Nigra, einer der angesehensten unter allen europäischen Diplomaten, Botschafter in Wien. Großbritannien repräsentierte der bedächtige Sir Julian (seither Lord) Pauncefote, Botschafter in Washington, der insbesondere für die Arbeiten der Schiedsgerichtscommission dadurch hervorragend legitimiert war, dass er die Verhandlungen über einen (von den Vereinigten Staaten allerdings nachher nicht ratificierten) Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und der Union geführt hatte, und der ausgezeichnete Vertreter Englands im Haag Sir Henry Howard. Die Union war durch ihren Botschafter in Berlin, Mr. White, einen angesehenen historischen Schriftsteller und ehemaligen Professor der Geschichte am Columbia-College in New-York, vertreten. Die Seele der amerikanischen Delegation, der auch der bekannte Biograph Nelson's und Geschichtschreiber der maritimen Entwicklung Europas und Amerikas Capitän Mahan sowie der Präsident der Columbia-Universität und Regenerator der städtischen Verwaltung von Brooklyn, Mr. Seth Low angehörten, war der Deutsch-Amerikaner W. F. Holls, der mit einer an deutschen Universitäten erworbenen juristischen Bildung die geschäftliche Gewandtheit und Rührigkeit des Amerikaners verband.

Mehr für das äußere Conferenzbild, als für den Gang der Berathungen kamen die Delegierten Chinas und Persiens in Betracht, während die Japaner sich insbesondere durch ihren Gesandten in Brüssel Motono, aber auch durch ihren ersten Delegierten Baron Hajashi und den europäisch gebildeten Juristen Nagao Ariga an den Debatten lebhaft und erfolgreich betheiligten und auch für Siam die beiden europäischen Vertreter desselben, der Belgier Rolin und der Schweizer Corragioni d'Orelli in den Gang der Verhandlungen eingriffen. Schweigend und misstrauisch folgten die sechs türkischen Delegierten und der Vertreter Griechenlands den Verhandlungen, während für die andern Balkanstaaten besonders der lebhafte rumänische Gesandte in Berlin Dr. Beldiman und der als Redner hervorragende serbische Jurist Professor Velkjovitsch wiederholt das Wort ergriffen. Im Gegensatze zur Redseligkeit der portugiesischen Delegierten hüllte sich Spanien, das durch einen der ersten Granden des Reiches, den Herzog von Tetuan vertreten war, in würdevolles Schweigen; der erste Delegierte Belgiens, der ehemalige Ministerpräsident und jetzige Kammerpräsident Beernaert, der Führer einer der

katholischen Parteien des Landes, gehörte zu den leitenden Persönlichkeiten insbesondere der Commission über das Landkriegsrecht, während der Professor an der katholischen Universität Löwen Senator Descamps als der gründlichste Kenner der Schiedsgerichtsfrage, über die er mehrere wissenschaftliche gediegene Arbeiten publiciert hatte, der prädestinierte Referent der Schiedsgerichtscommission war. Unter den niederländischen Delegierten ragte durch seinen juristischen Scharfsinn Staatsrath Asser hervor. Luxemburg war durch die liebenswürdige Persönlichkeit seines Ministerpräsidenten von Eyschen vertreten. Der erste Delegierte der Schweiz, der Gesandte in Berlin Dr. Roth, wurde zum allgemeinen Bedauern durch den tragischen Tod, den eine jugendliche Tochter desselben bei einem Eisenbahnunfalle in Vlissingen gefunden hatte, an der Theilnahme bei einem großen Theil der Conferenzberathungen verhindert, ihn vertraten der geistreiche Genfer Nationalrath Odier und der gemüthvolle Oberst Künzli. Unter den Delegierten der skandinavischen Staaten erfreute sich besonderer Sympathieen der dänische Oberst (jetzt Kriegsminister) Schnaak. Bulgarien war durch den im Wiener Theresianum ausgebildeten diplomatischen Agenten in St. Petersburg Dr. Stanciow vertreten, die Stimme Montenegros wurde von Russland geführt.

Die große, hundert überschreitende Zahl der Delegierten brachte es mit sich, dass die Arbeit hauptsächlich in die Commissionen und, als auch diese sich zu zahlreich erwiesen, in Subcomités verlegt wurde. Die Conferenz selbst hielt nur zehn Plenarsitzungen ab, die wesentlich decorativen Charakter hatten und in denen nur die Schlussabstimmungen stattfanden. Von vornherein wurden fünf Commissionen eingesetzt, je eine für die „Abrüstungsfrage“ zu Land und zur See, eine für die Anpassung der Genfer Convention an die Verhältnisse des Seekrieges, eine vierte für die Codification des Landkriegsrechtes und die fünfte für die Mittel zur friedlichen Schlichtung völkerrechtlicher Differenzen, die sog. Schiedsgerichts- (Arbitrage-) Commission. Jede der beiden letztern bestellte je ein Subcomité zur Vorberathung der Entwürfe. Dem Subcomité für das Landkriegsrecht gehörten vier Officiere und vier Juristen, sowie ein Diplomat an: der lebhafte General Zuccari für Italien, der phlegmatische Oberst a Court für Großbritannien, der nur aufgerüttelt wurde, wenn die Sonder-Interessen der britischen Wehrmacht in Frage kamen, der kühle und klare Oberst Gilinsky für Russland und, last not least, der in Sachkenntnis und Dialektik stets schlagfertige Oberst v. Schwarzhoff, die Völkerrechtslehrer Martens, Renault und Lammasch, der Belgier Rolin als sachkundiger und gewandter Berichterstatter und der rumänische Diplomat Beldiman. Das Schiedsgerichtscomité bestand unter

dem Vorsitz von Léon Bourgeois aus den Diplomaten Baron Staal, Graf Nigra, Lord Pauncefote, d'Estournelles, aus den Völkerrechtslehrern Martens, Zorn, Descamps, Asser, Lammasch, dem amerikanischen Advokaten Holls und dem Schweizer Staatsmann Odier. Zeitweise nahmen an dessen Sitzungen auch der frühere niederländische Minister des Äußern v. Karnebeek und der russische Sectionschef v. Basily theil. Die Hauptlast der Arbeit ruhte in beiden Commissionen auf den breiten Schultern des unermüdlichen Martens, der Tag und Nacht thätig war für die Verwirklichung der idealen Pläne seines Souveräns und für die Weiterentwicklung der Wissenschaft des Völkerrechts, der er seit 30 Jahren seine unvergleichliche Arbeitskraft und seine große Begabung gewidmet.

Da die Conferenz eine Versammlung der Delegierten souveräner Staaten war, erschien in allen eigentlich principiellen Fragen der Majoritätsbeschluſs von vornherein als ausgeschlossen; es muſsten vielmehr die Verhandlungen solange fortgeführt werden, bis durch gegenseitige Zugeständnisse eine Einigung über das Princip herbeigeführt war oder bis sich die Unmöglichkeit einer Einigung herausgestellt hatte. Nur in einigen minder wichtigen Fragen begnügte man sich mit Majoritätsbeschlüssen, an welche natürlich die nicht zustimmenden Staaten nicht gebunden sind.

Die Abstimmung erfolgte, wie auf allen internationalen Conferenzen, in der alphabetischen Reihenfolge der Staaten nach französischer Nomenclatur (also Allemagne, Amérique Etats unis d', Autriche-Hongrie usw.). Die Sprache der Verhandlungen war die französische. Nur einige Delegierte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, welche des Französischen minder mächtig waren, bedienten sich der englischen Sprache. Das eine oder anderemal sprachen auch Delegierte des Deutschen Reiches deutsch, theils um die Gleichberechtigung ihrer Sprache zu markieren, theils um sich in besonders wichtigen und verantwortungsvollen Angelegenheiten präciser ausdrücken zu können. Einmal bediente sich nach einer englischen und deutschen Rede Graf Nigra auch der italienischen Sprache, um auch deren Gleichberechtigung zu betonen. Der Verkehr der Delegierten unter einander war ein durchaus freundschaftlicher. Nationale Empfindlichkeit zu schonen, war einer der obersten Grundsätze. Gleich zu Beginn der Berathungen gab der amerikanische Botschafter Mr. White ein gutes Beispiel, indem er in einer Rede eine Äußerung des Bedauerns über den Krieg mit Spanien einflocht. Franzosen und Deutsche waren gegen einander von ganz besonderer Liebenswürdigkeit. Es war etwas sehr gewöhnliches, daſs der biedere französische General Mounier einen von Schwarzhoff gestellten Antrag unterstützte oder daſs dieser für einen Antrag Mounier's oder des

liebenswürdigen französischen Gesandten im Haag M. Bihourd sprach. Auch der Verkehr der Militärs mit den Civildelegierten war ein kameradschaftlicher. So manche Freundschaft zwischen einem «colonel» und einem «professeur» wurde auf der Conferenz geknüpft. Nur die englischen Militärs hielten sich reservierter.

Die Kraft der meisten Conferenzmitglieder, besonders derjenigen, die in den Commissionen und Subcomités thätig waren, war durch Sitzungen, Vorbesprechungen und Berichterstattung an ihre Missionschefs und Ministerien sehr angespannt.

Die Sitzungen fanden mit Ausnahme jener des Schiedsgerichtscomités in den herrlichen Räumen des unter dem Namen „Haus im Bosch" bekannten königlichen Lustschlosses im Bosch statt, einer dem Prater ähnlichen Au eine halbe Stunde außerhalb der Stadt. Das Schiedsgerichtscomité tagte im Haag selbst im Sitzungssaale des Staatsrathes, der historisch berühmten salle des trèves, in der die Präliminarverhandlungen über den Utrechter Frieden geführt worden waren. Die königlich niederländische Regierung entwickelte für die Delegierten, die mehrmals die Ehre hatten, von der Königin und Königin-Mutter empfangen zu werden, die größte Zuvorkommenheit.

Sei es nun gestattet, nach diesem flüchtigen Conferenzbilde eine kurze Übersicht ihrer Resultate zu geben.

Ergebnislos blieben nur die zwei ersten Commissionen. Der russische Vorschlag, der denselben vorgelegt wurde, war dahin gegangen, die Staaten sollten für die nächsten fünf Jahre auf die Erhöhung der Effectivstärke ihrer Truppen (mit Ausnahme der Colonialarmee) und ihres Militärbudgets und für drei Jahre auf die Erhöhung ihres Marinebudgets verzichten. Gegen diese Vorschläge sprachen sich die Militärs aller anderen Großmächte, mit besonderer Schärfe Oberst von Schwarzhoff, aus; sie machten geltend, dass die Überwachung der Einhaltung dieser Verpflichtungen unmöglich, dass der Gegensatz zwischen Armee des Mutterlandes und der Colonien in manchen Fällen nicht begründet oder nicht durchführbar sei (Sibirien sollte als Colonie gelten!), dass die Wehrkraft der Staaten nicht bloß durch die Stärke der Armeen und jene Rüstungen, die in den Heeres- und Marinebudgets zum Ausdrucke gelangen, sondern auch durch andere Factoren, insbesondere durch den Zustand der Verkehrsmittel (Eisenbahnen!) bedingt sei, dass es unmöglich sei, den Fortschritt der Technik in der Construction und Verwertung von Aggressiv- und Defensivmitteln zu hemmen. Diesen gewiss vollkommen begründeten Erwägungen gegenüber kamen die finanzpolitischen und nationalökonomischen Gegenerwägungen nicht mit entsprechendem Nachdruck zur Geltung. Zwar wurde angedeutet, dass bei dem herrschenden System die meisten

Staaten ihre Creditfähigkeit bereits im Frieden aufs höchste anspannen und fast erschöpfen, so dass sie für den außerordentlichen Bedarf eines Krieges kaum mehr finanzkräftig genug bleiben; zwar wurde darauf hingewiesen, dass die einzelnen Staaten bei dem fortwährenden Zunehmen der Heeres- und Marinebudgets bald nicht mehr in der Lage sein werden, jene Investitionen vorzunehmen, welche zur Erhaltung der physischen Kraft und zur Förderung der moralischen und intellectuellen Entwicklung der Bevölkerung nothwendig sind, aus der die Armeen sich recrutieren und auf deren Integrität die Schlagfertigkeit des Heeres beruht. Für manchen Staat waren diese Fragen vielleicht zu empfindlich, als dass sie mit aller Offenheit hätten besprochen werden können; auch fehlte es an nationalökonomischen Fachmännern, welche für die richtige Beurtheilung derselben erforderlich gewesen wären. Deshalb war dieser Theil der Conferenzverhandlungen vielfach von Phrasen beherrscht, die sowohl die Gegner, insbesondere aber die Vertreter der „Abrüstung" vorbrachten.

Wenn es auch von vorneherein nicht verkannt werden konnte, dass die die „Abrüstung" betreffenden russischen Vorschläge in ihrer Totalität nicht annehmbar waren, so wäre es vielleicht bei eingehenderer Vorbereitung der betreffenden Fragen von militärisch-technischem Gesichtspunkte und insbesondere bei entsprechender Vertretung auch der in diese Materie einschlagenden nationalökonomischen und allgemein politischen Momente möglich gewesen, in einzelnen Detailfragen auch hier zu positiven Resultaten zu gelangen. Wie die Dinge jedoch für diese Conferenz lagen, konnte das Resultat in diesen Fragen nur ein rein theoretisches sein. Es bestand in einer auf Antrag Bourgeois' angenommenen Resolution, dass eine Beschränkung der Militärlasten, welche gegenwärtig die ganze Menschheit beschweren, für die Förderung des materiellen und moralischen Wohles der Menschen höchst wünschenswert wäre und in dem von der Conferenz einstimmig ausgesprochenen Wunsche, die betheiligten Regierungen möchten die Fragen nach der Möglichkeit einer Vereinbarung über die Beschränkung der Land- und Seemacht und der Militärbudgets sowie über die Bedingungen, unter denen neue Typen und neue Kaliber von Gewehren und Marinegeschützen in Gebrauch genommen werden dürften, zum Gegenstand ihren Studien machen.

Im Gegensatze zu den beiden „Abrüstungs"-Commissionen förderten alle übrigen Commissionen positive und praktische Resultate zutage, so zunächst jene Commission, deren Aufgabe es war, die Grundsätze der Genfer Convention über die Fürsorge für die Verwundeten auf dem Schlachtfelde auch auf den Seekrieg auszudehnen und anzupassen. Trotz des starken Gegensatzes der Interessen, der in allen Fragen des Seekriegsrechtes zwischen den

großen Marinemächten Großbritannien, Frankreich, Deutschland und den übrigen Staaten besteht, gelang es, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine vollkommene Übereinstimmung auf dem Boden der Humanität zu erzielen, während Versuche, die die Mächte in derselben Richtung im Jahre 1868 unternommen hatten, ohne Resultate verblieben waren. Durch die im Haag beschlossene Convention wurde vereinbart, daſs sowohl die militärischen Hospitalschiffe als auch die von Privatpersonen und von anerkannten Hilfsgesellschaften sowohl der kriegführenden Staaten als auch neutraler Staaten ausgerüsteten Hospitalschiffe weder beschossen oder sonst angegriffen noch während ihrer Thätigkeit weggenommen werden dürfen, und daſs auch die der Kriegsmarine angehörenden Schiffe dieser Art freien Zutritt in neutrale Häfen während eines Seekrieges behalten. Diese Schiffe sind verpflichtet, ihre Hilfe den Schiffbrüchigen, Verwundeten und Kranken beider Kriegsparteien zu gewähren, sie dürfen in keiner Weise zu kriegerischen Zwecken verwendet werden oder die Bewegungen der Kriegsparteien stören und müssen sich der Aufsicht der kriegführenden Mächte fügen. Als formale Voraussetzungen des ihnen zugesicherten Schutzes sind aufgestellt, daſs die betreffenden Schiffe durch einen besonderen Anstrich schon aus der Entfernung als Hospitalschiffe kenntlich, und daſs ihre Namen der Gegenpartei amtlich mitgetheilt sind, sowie daſs sie neben ihrer Heimatflagge auch jene der Genfer Convention — das rothe Kreuz im weißen Felde bezw. ein demselben gleichgestelltes Zeichen (für die Türkei den rothen Halbmond und für Persien die rothe Sonne) — führen. Ferner wurde vereinbart, daſs Handelsschiffe, Yachten und Boote neutraler Staaten, die Verwundete, Schiffbrüchige oder Kranke der kriegführenden Mächte aufgenommen haben, nicht aus diesem Grunde als solche behandelt werden dürfen, die die Pflichten der Neutralität verletzt haben, und daſs auch auf den von der Gegenpartei weggenommenen Kriegsschiffen das Sanitätspersonale und die Seelsorger von der Kriegsgefangenschaft befreit bleiben. Das ärztliche Personale dieser Schiffe bleibt auch im Falle der Wegnahme derselben im Besitze jener chirurgischen Instrumente, welche Privateigenthum sind, und setzt seine Berufsthätigkeit an Bord fort, solange dies nöthig ist.

Ebenso positiv waren auch die Ergebnisse der Conferenz hinsichtlich der Grundsätze des Landkriegsrechtes. Was 1874 miſslungen war, gelang ein Vierteljahrhundert später vollständig, obwohl es auch diesmal an scharfen Gegensätzen nicht fehlte. Namentlich hatten die kleineren Staaten Bedenken gegen die Beschränkung des „activen Kriegsstandes“, d. h. gegen die Einschränkung des Rechtes zur Theilnahme an den Feindseligkeiten und des Rechtes, im Falle der Gefangennahme als Kriegsgefangener und nicht als Aufständischer behandelt zu werden, auf die Angehörigen der regulären Armee

und auf jene Milizen und Freiwilligen, welche ein festes und auf Entfernung erkennbares Abzeichen führen, sowie offen ihre Waffen tragen. Es schien ihnen nothwendig, dass nicht nur in dem noch nicht vom Feinde occupierten Gebiete, beim Herannahen des Feindes die ganze waffenfähige Bevölkerung das Recht des Widerstandes haben solle, sondern sie beanspruchten ein solches Recht des Widerstandes für alle ihre Angehörigen auch in dem bereits vom Feinde besetzten Gebiete. Im Zusammenhange damit stand die Streitfrage, unter welchen Voraussetzungen ein Gebiet als vom Feinde „besetzt" anzusehen sei. Der Auffassung der kleineren Staaten schloss sich auch Großbritannien an und auch Österreich-Ungarn wäre undankbar gewesen, wenn es die heldenmüthige Vertheidigung von Tirol durch Andreas Hofer vergessen hätte. Die Wortführer dieser Anschauung waren der belgische Kammerpräsident Beernaert, einer der gewandtesten Debatter der Conferenz, der englische General Sir John Ardagh und der Schweizer Oberst Künzli. Schließlich gelang es eine Einigung dahin zu erzielen, dass in der Convention selbst an den oben angeführten Erfordernissen für das Recht als Belligerent behandelt zu werden, festgehalten wurde, dass jedoch im Eingang des Vertrages ausgesprochen wurde, dass auch die in ihm nicht ausdrücklich vorgesehenen Fälle nicht der Willkür der Armeeleitungen überlassen seien, dass vielmehr bis zur Ausarbeitung eines vollständigen Codex der „Kriegsgebräuche" auch in den vom Vertrage nicht geregelten Fällen die Bevölkerungen und die Kriegführenden unter dem Schutze und unter der Herrschaft des Völkerrechtes verbleiben, wie sich dasselbe aus den bestehenden Gebräuchen der civilisierten Nationen, den Gesetzen der Humanität und den Anforderungen des öffentlichen Gewissens ergibt.

Wie besonders die kleineren Staaten das natürliche Recht des Widerstandes der Bevölkerung eines vom Feinde bedrohten oder bereits besetzten Gebietes betonten, so negierten sie andererseits Rechte des occupierenden Kriegsfeindes in dem von ihm besetzten Gebiete, solange dasselbe eben nur militärisch besetzt und noch nicht definitiv dem siegenden Staate einverleibt ist. Immer wieder kam Beernaert auf den Gedanken zurück, dass der occupierende Kriegsfeind kein Recht gegenüber der Bevölkerung des besetzten Gebietes habe, und verlangte die Streichung jener Artikel, in welchen von den Rechten des Occupanten auf Gehorsam, auf persönliche und sachliche Leistungen der Bewohner des besetzten Gebietes die Rede war. Dem gegenüber wurde insbesondere von Martens und Gilinsky, aber auch von Beernaert's Landsmann Rolin darauf verwiesen, dass die Tendenz all dieser Artikel nur die sei, die an und für sich unbeschränkte Macht des Occupanten ver-

tragsmäßig einzugränzen, dass also die Aufrechterhaltung derselben durchaus und nur im Interesse der Bevölkerung des besetzten Gebietes, nicht aber in jenem des Occupanten gelegen sei. Nur nach langen und hie und da lebhaft geführten Discussionen gelang es, durch eine zum Theil negative, zum Theil conditionelle Redaction der betreffenden Bestimmungen Beernaert's Widerspruch zu überwinden. Leider fiel jedoch der Artikel, nach welchem die Beamten des besiegten Staates im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung im occupierten Gebiete weiter im Dienst verbleiben können (nicht etwa müssen), den theoretisierenden Bedenken Beernaert's und praktischen Erwägungen der Holländer hinsichtlich ihrer Deichbeamten zum Opfer. Eine weitere grundsätzliche Schwierigkeit bereitete die Auffassung Großbritanniens hinsichtlich der Geltung, welche der Kriegsrechtsconvention zukommen sollte. Sir John Ardagh verlangte, dass die Staaten, auch nachdem sie dem Vertrage beigetreten wären, noch volle Freiheit haben sollten, dessen Bestimmungen in den Reglements für ihre Armeen einzuführen oder nicht, bezw. dass sie das Recht haben sollten, diese Bestimmungen in ihren Armeegesetzen zu ändern. Damit wäre der Wert der Convention natürlich auf Null reduciert gewesen. Doch gelang es auch hier eine Einigung herzustellen, indem ausgesprochen wurde, was übrigens selbstverständlich war, dass die Convention als solche für die Armeen der einzelnen Staaten keine Geltung habe, dass aber diese allerdings verpflichtet seien, für ihre Armeen Reglements einzuführen, die dem Inhalte der Convention entsprechen.

Die Convention regelt in 60 Artikeln folgende Materien: 1. der Begriff der „Belligerenten" in dem oben besprochenen Sinne; 2. die Stellung der Kriegsgefangenen in einem den fortgeschrittensten Anforderungen der Humanität entsprechenden Sinne mit wesentlichen Verbesserungen gegenüber den Anträgen der Brüsseler Conferenz; ferner enthält sie 3. Bestimmungen über die zulässigen Mittel von Angriff und Vertheidigung, insbesonders Bombardements und Belagerungen; 4. über die Behandlung der Spione; 5. über die Stellung der Parlamentäre; 6. über die Capitulationen; 7. über die Waffenstillstände; 8. über die bereits erwähnten Fragen nach der Autorität des Occupanten in „besetzten" Gebieten und 9. über die Stellung der Verwundeten und Internierten im neutralen Gebiete.

Im Zusammenhange mit der Frage nach den zulässigen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln beschloss die Conferenz noch drei selbständige Declarationen, durch welche verboten wurde: 1. aus Luftballons Projectile oder Explosivstoffe herabzuschleudern; 2. Kugeln zu gebrauchen, die sich im Körper des von ihnen Getroffenen leicht abplatten oder in demselben entfalten, insbesonders Kugeln mit harter Hülle, wenn diese nicht den ganzen Kern bedeckt

oder mit Einschnitten versehen ist („Dum-Dumkugeln"); 3. Geschosse zu verwenden, deren einziger Zweck es ist, betäubende oder stinkende Gase ausströmen zu lassen. Die erste dieser Declarationen bindet die Mächte jedoch von vorneherein nur für 5 Jahre; den beiden letzteren sind Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika, die dieselben auf das lebhafteste bekämpft hatten, nicht beigetreten.

Jene Aufgabe der Conferenz, auf welche die öffentliche Aufmerksamkeit sich am meisten richtete, war die Herstellung einer Friedensordnung in dem Sinne der Regelung jener Mittel, welche zur friedlichen Schlichtung völkerrechtlicher Differenzen geeignet sind. In dieser Richtung unterscheidet der in der 1. Sitzung der 5. Commission vorgelegte russische Entwurf und, ihm folgend, auch die Conferenzacte drei Gruppen von internationalen Streitigkeiten: 1. jene schweren „Conflicte", die die Gefahr eines Krieges in sich bergen, 2. jene minder schweren „Differenzen", die auf verschiedener Beurtheilung von Thatsachen beruhen, und 3. jene minder schweren „Differenzen", welche rechtlicher Natur sind, wozu namentlich Streitigkeiten über die Interpretation und über die Anwendung internationaler Verträge gezählt wurden.

Hinsichtlich der schweren Conflicte kommen die Staaten nach Art. 2 der „Convention über die friedliche Regelung internationaler Conflicte" überein, bevor sie wegen derselben zu den Waffen greifen, soweit die Umstände es erlauben, die guten Dienste oder die Vermittlung einer oder mehrerer befreundeter Mächte in Anspruch zu nehmen. Gleichzeitig erklären die Staaten in Art. 3 es für nützlich, dass eine oder mehrere unbetheiligte Mächte aus eigener Initiative, soweit die Umstände sich dazu eignen, ihre guten Dienste oder ihre Vermittlung den Streittheilen anbieten. Dieses Recht der unbetheiligten Staaten, ihre guten Dienste oder ihre Vermittlung anzubieten, kann auch während eines Krieges ausgeübt werden und die Ausübung desselben darf von keiner Seite als unfreundlicher Act angesehen werden. Auf den Gang der Mobilisierung oder sonstiger Kriegsvorbereitungen oder auf die Fortsetzung der Kriegsoperationen jedoch hat die Annahme der Vermittlung keinen hemmenden Einfluss, sofern das Gegentheil nicht ausdrücklich vereinbart wird. Für Fälle, in denen eine eigentliche Vermittlung auf Schwierigkeiten stoßen würde, wurde nach dem Antrag des Amerikaners Holls empfohlen, dass jeder der Streittheile je eine befreundete Macht bezeichnen möge, der er das Mandat überträgt, mit der von der anderen Seite bezeichneten Macht in Verhandlungen zu treten, um den Abbruch der friedlichen Beziehungen zwischen den beiden Streittheilen zu vermeiden. Allen diesen Vereinbarungen gemeinsam ist die

Beschränkung derselben auf die Voraussetzung, dass die Umstände es gestatten, ihnen nachzukommen. Wesen und Form dieser Einschränkung waren Gegenstand langer Discussionen und vielfacher Vermittlungsanträge im Comité.

Für den Fall minder schwerer Differenzen, welche weder die Ehre noch die wesentlichen Interessen der Staaten berühren und welche auf verschiedener Auffassung thatsächlicher Umstände beruhen, erklären die Vertragsstaaten die Einsetzung von internationalen Untersuchungscommissionen (commissions internationales d' enquête) für nützlich, um durch eine unparteiische und gewissenhafte Untersuchung die Thatsache des Falles festzustellen. Auch diese internationalen Untersuchungscommissionen, die nach dem ursprünglichen russischen Entwurfe als obligatorische gedacht waren, sind mit Rücksicht insbesondere auf die Verhältnisse der Balkanstaaten im Vertrage nur als facultative behandelt, so dass kein Staat verpflichtet ist, sich dem Verlangen eines Andern nach einer solchen Untersuchung zu fügen.

Mit dieser Beschränkung, auf welche außer dem Verfasser des gegenwärtigen Berichtes insbesondere der rumänische Gesandte Beldiman und der serbische Professor Velkjovitsch Gewicht legten, werden diese Untersuchungscommissionen in vielen Fällen sehr nützlich sein, namentlich in jenen von Martens hervorgehobenen Fällen, in welchen die öffentliche Meinung durch tendenziöse Zeitungsberichte irregeleitet und erhitzt wurde.

Für die dritte Gruppe von Differenzen, nämlich für jene von vorwiegend juristischem Charakter, und insbesondere für die Streitigkeiten über Interpretation und Anwendung von Staatsverträgen erklären die Vertragsmächte das schiedsgerichtliche Verfahren als das zu ihrer Lösung geeignetste und den Grundsätzen der Billigkeit entsprechendste Mittel, sofern diese Differenzen nicht auf diplomatischem Wege gelöst werden konnten (Art. 16). Nach dem von der russischen Regierung vorgelegten Entwurfe sollten außerdem die Mächte für gewisse taxativ aufgezählte Kategorien von Differenzen sich geradezu verpflichten, dieselben durch Schiedsgerichte entscheiden zu lassen, sofern diese Differenzen nicht im concreten Falle die nationale Ehre oder die Lebensinteressen des Staates berühren. Obwohl die Materien, für welche die russische Regierung die Übernahme der Verpflichtung zu ihrer schiedsrichterlichen Austragung vorschlug, durchaus solche waren, welche ohnedies kaum je die Nationalehre oder die wesentlichen Interessen der Staaten berühren, obwohl also an sich vom Standpunkte der staatlichen Souveränität gegen die Verpflichtung zur schiedsrichterlichen Beilegung derselben kaum ein Bedenken erhoben werden konnte, lehnte doch das Deutsche Reich die Annahme einer solchen Verpflichtung auf das allerbestimmteste ab.

Ebenso trug das Deutsche Reich Bedenken, der Einsetzung eines ständigen Organes der Schiedsgerichtsbarkeit zuzustimmen, wie dasselbe unter den Namen eines Tribunal permanent d'arbitrage von Sir Julian Pauncefote und von Mr. Holls vorgeschlagen wurde, trotzdem dieser Vorschlag von Russland, Italien und den im Comité vertretenen kleinen Staaten lebhaft unterstützt wurde. Durch einige Wochen hatte es den Anschein, als ob an diesem Widerstand des Deutschen Reiches die Hauptaufgabe der Conferenz scheitern würde. Schließlich gelang es jedoch dem Vertreter des Deutschen Reiches im Comité, Professor Zorn, ein Compromiss in der Weise zu Stande zu bringen, dass Russland auf die obligatorischen Schiedsgerichtsfälle verzichtete, Deutschland dafür der Organisation einer permanenten Schiedsgerichtsinstanz unter dem Namen Cour permanente d' arbitrage und unter einigen einschränkenden Modificationen ihrer Wirksamkeit zustimmte. Das Schiedsgericht wird hiernach zwar für jeden einzelnen Fall, in welchem zwei Vertragsstaaten sich darüber einigen, eine zwischen ihnen bestehende Differenz schiedsgerichtlich austragen zu lassen, besonders gebildet, die Bildung desselben erfolgt aber aus einer von vorneherein feststehenden Liste von zum Schiedsrichteramt qualificierten Persönlichkeiten nach vertragsmäßig bestimmten Grundsätzen. Jede der Signatarmächte bezeichnet nämlich mindestens eine und höchstens vier Personen, die von anerkannter Competenz in den Fragen des internationalen Rechtes sind und sich des höchsten moralischen Ansehens erfreuen, als solche, welche sie zur Übernahme des Schiedsrichteramtes für geeignet hält. Diese so bezeichneten Personen werden dadurch Mitglieder der Cour permanente d' arbitrage. Die Liste derselben wird allen Signatarmächten mitgetheilt und aus dieser Liste wählt jeder der Streittheile, der zur schiedsgerichtlichen Schlichtung bereit ist, je zwei Schiedsrichter für den concreten Fall. Diese vier wählen ihren Obmann. Für den Fall, dass die vier von den Streittheilen bestellten Schiedsrichter sich über die Wahl des Obmannes nicht einigen können, bestimmen die Streittheile im gegenseitigen Einverständnisse eine dritte Macht, der die Wahl des Obmannes anvertraut wird, und wenn sie sich auch über die Nominierung einer solchen dritten Macht nicht einigen könnten, beruft jeder derselben eine andere ihm befreundete Macht, deren Aufgabe es dann ist, sich über die Wahl des Obmannes zu einigen. Auch der Obmann muss aus der Liste der Cour permanente genommen werden. Der Grundgedanke der Schaffung dieser Cour permanente, auf welche namentlich die Vertreter Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, der Niederlande und Belgiens das größte Gewicht legten, war der, durch den Bestand einer solchen Institution zur schiedsgerichtlichen Lösung von Conflicten und durch das moralische Ansehen derselben die Staaten zu veranlassen, häufiger als dies

bisher der Fall war, sich für schiedsgerichtliche Austragung ihrer Differenzen zu entscheiden. Und in der That wird man, wenn einmal die Cour permanente bestellt sein wird, für gewisse Arten von Differenzen unter den Staaten die schiedsgerichtliche Austragung derselben für die regelmäßige Art ihrer Schlichtung ansehen, sobald ihre diplomatische Austragung nach längeren Verhandlungen nicht gelungen ist. Man wird also nicht mehr fragen, warum in einem solchen Falle ein Schiedsgericht angerufen wurde, sondern man wird vielmehr, wenn dies nicht geschah, fragen, warum es unterlassen wurde. Durch den Schiedsspruch aber werden in manchen Fällen Differenzen, die sich sonst lange hingezogen und zu einer schleichenden Verstimmung unter den Staaten Anlass gegeben hätten, reinlich entschieden und aus der Welt geschafft werden. Zu demselben Zwecke, um das schiedsgerichtliche Verfahren praktikabler zu gestalten, wurde auch das Verfahren vor den aus der Cour permanente gebildeten Schiedsgerichten genau geregelt. Von Seite des deutschen Reiches wurde der größte Wert darauf gelegt, dass die ganze Institution eine rein facultative sei, so dass die Staaten nicht verpflichtet sind, sich überhaupt einem Schiedsgericht zu unterwerfen, und dass sie, auch wenn sie dies wollen, noch immer die Freiheit haben, ihr Schiedsgericht und ihr schiedsgerichtliches Verfahren durch besonderen Vertrag in anderer Weise zu regeln. Alle Normen der Schiedsgerichtsconvention haben daher nur subsidiäre Bedeutung für den Fall, dass die einem Schiedsgericht sich unterwerfenden Staaten nichts anderes ausdrücklich bestimmen. Unberührt von der Haager Convention bleiben aber alle diejenigen Verträge, durch welche Staaten sich schon früher verpflichtet haben, alle ihre Streitigkeiten mit einander oder gewisse Gattungen derselben schiedsgerichtlich auszutragen. Eine solche Verpflichtung besteht z. B. zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Siam auf Grund des Handelsvertrages von 1869, sowie für gewisse Streitigkeiten auf Grund des Vertrages über die Einsetzung des Weltpostvereines, des Berner Vertrages über das Eisenbahnfrachtrecht und der Brüsseler Antisklaverei-Acte. Andere Staaten haben in viel weitergehendem Maße bereits die Pflicht übernommen, gewisse Streitigkeiten zwischen ihnen nur schiedsgerichtlich auszutragen: so hat Italien die Schiedsgerichtsclausel in 13, Großbritannien in 4, Norwegen in 7, Schweden und Belgien in je 5, die Schweiz in 8 Handelsverträge aufgenommen. Alle diese Verpflichtungen bleiben aufrecht. Auch ist ausdrücklich vorbehalten, dass die Staaten auch weiterhin sich zur Unterwerfung unter Schiedsgerichte verpflichten können. Nur die Haager Conferenzacte selbst begründet — der Forderung des deutschen Reiches zufolge — eine soche Verpflichtung nicht.

Um die schiedsgerichtliche Austragung zu fördern, wurde auf Antrag von Bourgeois und d'Estournelles in Art. 27 auch die Bestimmung aufgenommen, dass im Falle eines schweren Conflictes zwischen zwei Staaten auch die anderen Signatarmächte das Recht und die Pflicht haben, die Streittheile an die Existenz der Cour permanente zu erinnern und dass der von einem solchen unbetheiligten Staate den Streittheilen ertheilte Rath, sich im höheren Interesse des Friedens an die Cour permanente zu wenden, von denselben als ein Act guter Dienste angesehen werden müsse.

Nachdem alle Conferenzstaaten noch im Laufe des Jahres 1899 die Conferenzbeschlüsse durch ihre ersten Delegierten hatten unterzeichnen lassen, nachdem dieselben in einer Anzahl von Staaten, nach deren internem Rechte Staatsverträge dieser Art parlamentarischer Genehmigung bedürfen, von den Parlamenten genehmigt wurden und nachdem in den meisten Staaten auch die Ratification derselben durch das Staatsoberhaupt entweder bereits erfolgt ist oder unmittelbar bevorsteht, ist anzunehmen, dass die Cour permanente d' arbitrage d. h. die Liste der von den Signatarmächten zum Schiedsrichteramt berufenen Persönlichkeiten bald gebildet werden wird. Nach Art. 28 wird die Constituierung derselben erfolgen, sobald neun Signatarmächte die Conferenzacte ratificiert haben werden. Auf den Conflict zwischen Großbritannien und Transvaal jedoch konnte die Convention keine Anwendung finden, weil erstens zur Zeit des Ausbruches desselben die Verträge noch nicht ratificiert waren, weil zweitens Transvaal auf der Conferenz nicht vertreten war und weil drittens Großbritannien Transvaal als einen seiner Suzerenität unterworfenen halbsouveränen Staat ansieht. Der erste dieser Gründe trifft auch auf den Conflict mit China zu, welcher außerdem von den verbündeten Mächten bisher weniger als Conflict mit der dort bestehenden Regierung, sondern vielmehr als ein solcher mit Aufständischen betrachtet wird. Die Austragung beider Differenzen durch Waffengewalt bedeutet also keinen Misserfolg der Conferenz.

Während die übrigen Conventionen und Declarationen, welche im Haag beschlossen wurden, sogenannte conventions ouvertes sind, d. h. solche, denen außer den ursprünglich den Vertrag abschließenden Mächten auch jeder andere Staat späterhin beitreten kann, wurde der Vertrag über die friedliche Beilegung völkerrechtlicher Differenzen auf das dringende Verlangen einiger Staaten hin als convention fermée erklärt, d. h. als eine solche, der andere Mächte nicht ohneweiters beitreten dürfen. Es geschah dies hauptsächlich, um außer Transvaal auch den päpstlichen Stuhl auszuschließen, dessen Ausschließung einzelne Mächte aufs allerentschiedenste forderten. Zwar gelang es nach eingehenden Debatten, den extremen Antrag abzulehnen, nach welchem eine Macht,

die nicht zu den ursprünglichen Signatarmächten gehört, nur mit Zustimmung sämmtlicher Signatarstaaten diesem Vertrage accedieren dürfe; aber die Anerkennung der Convention als solcher, der jeder Staat und jede Macht beitreten könne, war nicht zu erlangen. Man einigte sich deshalb dahin, die Feststellung der Bedingungen, unter denen die nicht auf der Conferenz repräsentierten Mächte späterhin auch dieser Convention beitreten dürfen, einer nachfolgenden Vereinbarung der Signatarmächte zu überlassen.

Über den praktischen Erfolg der von den Conferenzmächten beschlossenen Vereinbarungen zum Zwecke friedlicher Austragung völkerrechtlicher Differenzen wird erst die Zukunft entscheiden.

Insbesonders wird davon, ob es den Schiedsrichtern gelingen wird, in den ersten der Cour permanente submittierten Fällen Urtheile zu finden, welche die streitenden Theile und alle übrigen Staaten von ihrer Gerechtigkeit überzeugen, vieles für die Entwicklung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und des Völkerrechtes abhängen. Mögen sie sich gewachsen erweisen der großen und verantwortungsvollen Aufgabe!

Für alle Fälle wird Niemand, der der ungeheueren Schwierigkeiten eingedenk ist, welche sich der Ausbildung einer Rechtsordnung über den souveränen Staaten entgegenstellen, verkennen können, dass die Haager Conferenz auf dem bisherigen Entwicklungsgange des Völkerrechtes eine der wichtigsten Stationen bezeichnet. Im Großen und Ganzen konnte Herr von Staal in seiner Schlussrede mit Recht sagen, das Werk der Conferenz sei zwar durchaus kein vollkommenes, aber es sei aufrichtig, praktisch und vernünftig.

Zur Quellenkritik der Kindheitsgeschichte Jesu Christi.

Von Dr. Richard von Kralik.

Eine vorschnelle subjective Kritik hat aus scheinbaren Widersprüchen des ersten und dritten Evangeliums den Anlass genommen, die Kindheitsgeschichte Jesu als sagenhaft zu kennzeichnen und zwei von einander ganz unabhängige Mythenbildungen anzunehmen*).

Nun ist allerdings die Verschiedenheit beider Berichte so auffallend, dass sie nicht genug betont werden kann. Jeder der beiden Evangelisten bespricht ganz verschiedene Umstände und hat mit dem anderen fast gar nichts gemein. Dazu kommt noch die verschiedene Genealogie. Dessen ungeachtet ist die Aufgabe, beide Berichte zu vereinigen, keine verzweifelte. Was die Schwierigkeiten der Chronologie betrifft, so hoffe ich in einer ausführlichen Darstellung des Lebens Jesu, die ich unter der Feder habe, auch ein Scherflein zur Lösung beizutragen. Was die scheinbare Unabhängigkeit beider Evangelisten von einander anbelangt, so steht die geistvolle Erklärung des hl. Augustinus zu Gebote, dass keiner den andern wiederholen wollte, aber doch jeder eine Fassung anstrebte, die keine Lücke ließ, ein durchgehendes Kunstprincip der alten Historiographie. So gibt also Matthäus nur den

*) Soeben erscheint: Die Quelle der kanonischen Kindheitsgeschichte Jesus' Ein wissenschaftlicher Versuch von Ludwig Conrady. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1900, 8° (X, 342 S.) M. 8.—. Der Verfasser erklärt natürlich auch die Kindheitsgeschichte für ein Mythenmärchen. „Matthäus" und „Lucas" sollen keine andere Quelle benützt haben als das in der hadrianischen Zeit entstandene apokryphe Protevangelium des Jacobus. Die beiden kanonischen Berichte sind nur unselbständige Auszüge aus diesem phantastischen Roman, der übrigens einen begabten, originellen, ja genialen Dichter voraussetzt. Er hat ursprünglich wohl nicht die Maske des jüngeren Jacobus, sondern wahrscheinlich die Josephs selber, des Sohnes des Jacob, angenommen. Wenn er auch ursprünglich jüdisch geschrieben und einen christlichen Stoff behandelt hat, so ist seine Gesinnung doch urwüchsig heidnisch (S. 262 ff.). Sein Hauptmaterial stammt aus dem ägyptischen Heidenthum, so die Idee der Jungfräulichkeit, der Askese (S. 272), die Feier des Geburtstages (S. 276). Es ist mit einem Worte „ägyptische Götter-

Traum Josefs, die Magiergeschichte und die Flucht nach Ägypten, Lukas nur die beiden Verkündigungen an Zacharias und Maria, die Geburt des Johannes, die Geburt Jesu in Bethlehem, die Beschneidung und Darstellung im Tempel, den zwölfjährigen Knaben im Tempel.

Aber warum hat nun Matthäus nur das eine und Lukas gerade nur das andere? Die erste Vermuthung, die sich bei solchen Problemen dem historischen Kritiker methodisch aufdringt, ist die, ob nicht vielleicht in der Verschiedenheit der Quellen der Grund der verschiedenartigen Berichte liegt. Ist es aber möglich, aus unserem Text diese Quellen zu erschließen? Ich glaube wohl.

Lukas führt mit wünschenswertester Exactheit seine Quelle zweimal mit Namen an, zuerst beim Erscheinen der Hirten an der Krippe 2, 19: Sie aber, Maria, faſste alle diese Reden in ihrem Herzen zusammen und bewahrte sie auf. *Ἡ δὲ Μαριὰμ πάντα συνετήρει τὰ ῥήματα ταῦτα συμβάλλουσα ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτῆς.* Und ähnlich wieder am Abschluſs der ganzen Jugendgeschichte 2, 51: *Καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ διετήρει πάντα τὰ ῥήματα ταῦτα ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτῆς.* Also Maria, die Mutter selber war es, die alle diese Reden und Ereignisse auffaſste, im Gedächtnis behielt und aufbewahrte (conservabat, wie die lateinische Vulgata sagt), sie war die Autorität, auf die sich Lukas zweimal beruft in jener classischen künstlerischen Weise, die bei den alten Historikern unsere Citate, Anmerkungen, Fußnoten ersetzen muſs. Der griechische und lateinische Ausdruck für Herz bedeutet hier (ebenso wie im französischen «par coeur») das Gedächtnis, jener Psychologie gemäß, nach der auch Augustinus neben die beiden Seelenvermögen des Intellects und des Willens noch die «memoria», das Gedächtnis, stellt, wofür andere Philosophen das Herz, das Gemüth einreihen.

Und merkwürdig! Wenn wir mit diesem Lichte, das uns der Evangelist selber in die Hand gibt, seine ganze Darstellung durchforschen, so finden

---

sage, die hier ihren romanhaften Niederschlag gefunden hat" (S. 271). Maria ist Isis als «numen virginale» (S. 278), Joakim stellt den reichen Erdgott dar, Anna die Göttin Nut. Die 12 Stämme Israels bezeichnen die 12 Monate, deren jedem eine Gottheit nach ägyptischer Anschauung vorsteht (S. 297). Die goldene Pforte am Tempel zu Jerusalem ist das Sonnenthor am Himmel. Joseph der Nährvater ist Hermes-Thot (S. 287). Zacharias ist Osiris-Sokari, Elisabeth die siebengehörnte Hathor (S. 291). Die Sonnengeburt steht bevor. „Die Mondaffen (Hirten) stehen vor ihr in Anbetung" (S. 293). Die Magier finden ihre Vorbilder in den „Sonnenhundekopf-Affen, die als Vertreter der Ogdoas die neugeborne Sonne im Osten begrüßen, um nach der Begrüßung in ihr Urelement, das Wasser, zurückzukehren" (S. 295). Ihr Stern ist „lediglich der Morgenstern, zur Unkenntlichmachung nur stark übermalt" (S. 296). Herodes ist der feindselige Gott Set Typhon, der mit der unterägyptischen Stadt Hero verknüpft ist (S. 297) u. s. w. Der Zweck dieser Mythendichtung war, so viel als möglich von dem versiegenden

wir in der That nur Reden und Ereignisse erzählt, die Maria wissen konnte und musste, die sie selber und ihre Verwandten betrafen. Denn Elisabeth, aus den Töchtern Aarons (L. 1, 5), ist ihre Verwandte (συγγενής L. 1, 36), in deren Hause Maria drei Monate lang (L. 1, 56), nämlich von der Verkündigung Jesu bis zur Geburt des Täufers verweilte und also reichliche Gelegenheit hatte, die Geschichten der Verkündigung des Johannes, der Verstummung des Zacharias aufs genaueste und ausführlichste zu vernehmen, jene Ereignisse, die Lukas 1, 5—25 referiert. Die Verkündigung Jesu aber, die von V. 25—38 erzählt wird, kann selbstverständlich nur auf den Mittheilungen Marias beruhen. Aber auch für das folgende ist Maria Augenzeugin, da es kaum zweifelhaft sein kann, dass sie erst nach erfolgter Niederkunft Elisabeths die Verwandte verlassen haben wird, wenn auch schon V. 56 ihre Rückkehr berichtet. Der Vers ist nach der einfach parataktischen Syntax der heiligen Schriften so zu verstehen: „Es blieb aber Maria mit ihr ungefähr drei Monate, nach deren Verlauf sie wieder in ihr eigenes Haus zurückkehrte"; und nun folgt die Erzählung dessen, was ihr weiteres Dableiben überflüssig machte, nämlich die glückliche Geburt des Täufers, dessen Beschneidung am achten Tage, die Heilung des stummen Zacharias. Dort also, im Hause des Zacharias, konnte Maria sowohl ihren eigenen improvisierten Hymnus, das Magnificat, wie den Hymnus des Zacharias im Gedächtnis oder in der Schrift festhalten.

Am Schlusse dieser Geschichten treffen wir wieder jenen Passus an, der sonst zweimal in Verbindung mit Maria steht (L. 1, 66): „Alle, die dies gehört hatten, bewahrten es in ihren Herzen". Hier aber konnten neben Maria noch alle Nachbarn, die auf dem ganzen Gebirge Judäas wohnten, als Zeugen angeführt werden (1, 65), und es scheint in der That, dass

ägyptischen Heidenthum in das neue Bett des Christenthums hinüber zu leiten. Der Dichter hat „im Einverständnis mit den Sarapis- und Isispriestern von Jerusalem und Bethlehem der begonnenen Christianisierung der Cultusstätten des Gottes und der Göttin an diesen Orten seine erfinderische Feder geliehen" (S. 328). „Die fraus pia, die dabei waltete und die ohnedies dem ganzen hadrianischen Zeitalter . . . keine fremde war, unterschied sich ohne Zweifel wenig von der sonst bei den Isispriestern dieser Zeit geübten". „Isis mit ihrem Götterkreis verschwindet in der christlichen Umhüllung. Aber der Erfolg ist derselbe. Sie lebt in dieser Umhüllung heute noch" (S. 328). — Man darf nach diesen Proben nicht meinen, dass der Verfasser eine verbohrte Sonderstellung in der modernen Wissenschaft einnimmt; nein, er steht als Philologe wie Theologe (Pfarrer a. D.) ganz auf der Höhe der modernen Anschauung. Seine Gelehrsamkeit ist stupend. Von seinen Mitstreitern wird höchstens vielleicht die Priorität des apokryphen Evangeliums vor dem kanonischen beanstandet werden. Jedenfalls ist die ernste Würdigung des Protevangeliums sehr

Lukas damit anzeigen will, es hätten ihm für diese Episode reichlichere Quellen zu Gebote gestanden.

Es folgt nun die Erzählung der Geburt Christi, aus der ich nur die mütterlich innigen und individuellen Züge 2, 7 hervorhebe, wie Maria ihren Erstgeborenen in Windeln hüllt und in die Krippe legt, weil ihnen sonst kein Platz in der Herberge war. Dass Maria für die den Hirten gewordene wunderbare Engelsbotschaft (2, 8—17) ausdrücklich als vermittelnde Quelle angegeben ist, wurde schon bemerkt. Alle wunderten sich mächtig über die Berichte, die von den Hirten an der Krippe erzählt wurden (2, 18), aber nur Maria allein war es, welche dies alles wörtlich in ihrem Herzen, in corde suo, aufbewahrte (2, 19).

Es folgen die Geschichten der Beschneidung und Namengebung, die Reinigung im Tempel. Über Simeons prophetische hymnische Reden wundern sich Vater und Mutter (2, 33), aber speciell an Maria sind die persönlichsten Worte des Propheten gerichtet (2, 34—35). Und endlich bei der Erzählung vom zwölfjährigen Knaben ist es die Mutter, die das Wort an Jesus richtet: Kind, was hast Du uns da gethan? Sieh, Dein Vater und ich suchten Dich mit Schmerzen (2, 48). Beide Eltern verstehen, wie die Schrift sagt, die wunderbare Antwort nicht (2, 50), aber die Mutter ist es wieder, die alle diese Worte doch wenigstens in ihrem Herzen, in ihrem Gedächtnisse aufbewahrt (2, 51).

In dieselbe Schicht der Überlieferung möchte ich auch noch die nun im 3. Capitel erzählten Geschichten von der Predigt des Täufers verlegen, des Blutsverwandten Marias; ferner die Geschichte der Taufe Christi, der Herabkunft des heiligen Geistes, bis einschließlich zur Ahnentafel Jesu (2, 23—28), von der ja schon längst ziemlich allgemein angenommen wird, dass sie die Ahnentafel Marias ist.

---

beachtenswert und das ganze reiche Material, das hier zusammengetragen wird, höchst anregend und belehrend. Der Fehler dieser wie der ganzen modernen kritischen Methode ist nur die relative Überschätzung der subjectiven, voraussetzungslosen Kritik gegenüber dem objectiven, durch Tradition und Autorität gesicherten Thatbestand. Es ist die Überschärfe des protestantischen Geistes, die so lange auflöst, bis nichts mehr übrig ist. Dies Vorgehen führt sich aber selber ad absurdum. Es liegt ihm ein methodologischer, erkenntnistheoretischer Fehler zu Grunde. Es nimmt gegenüber dem katholischen Vorgehen den Standpunkt ein, den etwa die auf dem pantheistischen Eleatismus oder Heraklitismus beruhende Sophistik gegenüber der festen Begriffsphilosophie der sokratischen Schule einnahm. Diese schneidige Kritik gleicht dem überscharfen Messer des seligen Freiherrn von Münchhausen, das nicht nur, wie es sollte, das Brot durchschnitt, sondern auch noch den Schneidenden und dazu sogar den Baumstamm, der ihm zur Lehne diente.

Wenn wir nun mit den hier gewonnenen Erkenntnissen uns dem ersten Evangelium zuwenden, so finden wir mit wachsendem Erstaunen, daſs hier die Kindheitsgeschichte Christi ganz vom Standpunkte Josefs aufgefaſst ist. Ich will dabei fürs erste noch nicht zu viel Gewicht auf den Stammbaum legen, mit dem dies Evangelium einsetzt, und der als der legale Stammbaum Josefs angesehen wird. Aber sogleich die erste Scene (Matth. 1, 18—25) bezieht sich auf Dinge, die nur Josef allein wissen konnte, auf seine Verstörung über die Schwangerschaft Marias, auf seinen Traum, auf die Botschaft des Engels an ihn, auf sein Verhalten diesen Dingen gegenüber. Es nimmt sich aus, wie ein Rechenschaftsbericht des „gerechten" Mannes, womit er dies Verhalten in unerhörten, schwierigsten Situationen nach allen Seiten hin zu erklären und zu rechtfertigen sucht.

Die ganze Geschichte der Magier im 2. Capitel bei Matthäus ist wieder nur eine Einleitung zu einem zweiten Traum Josefs (2, 13), dessen Erzählung den Nährvater wieder rechtfertigt wegen seiner Veranstaltungen zur Flucht nach Ägypten. Er ist es, der dabei handelnd auftritt. Er, als der Verantwortliche, nimmt den Knaben und die Mutter (2, 14) und bringt sie nach Ägypten.

Die Geschichte vom bethlehemitischen Kindermord (2, 16—18) leitet wiederum einen dritten Traum Josefs ein (2, 15), ja sie ist nur als Erklärung desselben vom Erzähler eingeschoben (daher sich denn das *τελευτήσαντος δὲ τοῦ Ἡρώδου* in V. 19 auf das *ἕως τῆς τελευτῆς Ἡρώδου* in V. 15 zurückbezieht). Wieder ist Josef der Handelnde, er nimmt Kind und Mutter und bringt sie nach dem Lande Israels zurück (V. 21), er hört vom Regierungsantritt des Archelaos, des nicht minder grausamen Sohnes des Herodes, und zögert wieder, sich in Judäa, in seiner Vaterstadt Bethlehem niederzulassen. Da wird ihm gar noch ein vierter und letzter Traum, der ihn ermahnt, nach Galiläa, der Heimat seiner Gattin, auszuwandern. Es ist wieder gleichsam eine Rechtfertigung des gerechten Mannes darüber, daſs er nicht in der Stadt seiner Ahnen das Haus Davids erhält.

So besteht denn die ganze Kindheitsgeschichte bei Matthäus aus nichts anderem als aus der Erzählung von vier Träumen Josefs, die pragmatisch eingeleitet und mit einander verbunden sind. Kann das zufällig sein? Blickt nicht aus dieser Fassung ganz die Persönlichkeit des Zeugen hervor, auf dessen Autorität hin alles erzählt wird? Kein anderer als Josef konnte diese vier Träume erzählt haben. Aber außer diesen vier Träumen und dem, was damit unmittelbar zusammenhängt, befindet sich in diesem Text auch nichts weiter. Wenn uns also bei Lukas zweimal als äußeres Zeugnis der Name Marias als Quelle citiert wird und sich diesem äußern Zeugnis die inneren

Gründe aufs beste anschmiegen, so werden wir bei Matthäus für das Fehlen des äußeren Zeugnisses entschädigt durch noch viel stärkere und bestimmtere innere Gründe. Wenn wir den marianischen Ursprung der Erzählung bei Lukas erkannt haben, müssen wir die Erzählung bei Matthäus noch viel ausschließlicher als „josefinisch" erkennen.

Jetzt erst, nachdem wirklich als Quelle der ganzen Kindheitsgeschichte bei Matthäus und bei Lukas einerseits Josef, anderseits Maria erscheint, gewinnen die beiden Stammtafeln Bedeutung und wird die Vermuthung, dass die eine auf Josef, die andere auf Maria sich beziehe, erst recht wahrscheinlich und methodisch wohl begründet.

Nun verstehen wir aber auch, warum die beiden Evangelisten ihre Berichte nicht vermischen. Jeder bewahrt aus Pietät, aus historischer Treue die charakteristische Reinheit seiner Quelle. Da Josef nur das erzählen wollte, was er selber erlebt hatte, so beschränkt sich auch sein Historiker, Matthäus, auf die von ihm berichteten Thatsachen. Und ebenso vermeidet es Lukas, die köstliche Anmuth der echt marianischen Quelle durch noch so wünschenswerte Ergänzungen aus ebenso authentischen Quellen zu verwischen.

Und endlich stimmt noch dies, dass Matthäus oder Levi, der Sohn des Alphaios, der galiläische Zolleinnehmer, recht gut noch den gerechten Josef mag gekannt und gesprochen haben, der ja nur kurz vor der öffentlichen Wirksamkeit Jesu gestorben sein wird; während Lukas, der Gefährte des Paulus, auf Maria angewiesen war, wenn er Authentisches aus Jesu Kindheit erfahren wollte.

Zur Zeit aber, da Lukas sein Evangelium schrieb, also etwa im Anfang der sechziger Jahre des ersten Jahrhunderts, nämlich vor Abfassung der Apostelgeschichte und demgemäß wohl auch vor dem Tode des hl. Paulus, war man sich auch wohl bewusst, authentische Berichte von Augenzeugen von Anfang an zu besitzen *(οἱ ἀπ' ἀρχῆς αὐτόπται;* Luk. 1, 2). Wer aber konnte über die Kindheitsjahre und besonders über die intimen Vorgänge der Verkündigung, der Träume &c. sonst der Autopsie sich rühmen als Josef und Maria?

Waren diese Kindheitserinnerungen nur mündlich überliefert, oder lagen vielleicht schriftliche Aufzeichnungen Josefs und Marias vor? Das erstere würde uns vollkommen genügen, aber ich möchte die Möglichkeit des letzteren nicht einmal ganz ausgeschlossen wissen. Zweierlei spricht dafür: erstens der Charakter der Zeit, die durchaus schreibfleißig war. Es wurde vielleicht zu keiner Zeit auf private Aufzeichnungen so viel Wert gelegt als im Zeitalter des Augustus. Man erinnere sich an die Pietät für Privatbriefe seit Cicero. Fast jedermann, jedes Haus, jedes Geschäft hatte damals seine Bücher, wo Ein- und Ausgaben, Contracte, Rechenschaftsberichte verzeichnet waren;

das bezeugen die ägyptischen und pompeianischen Funde sowie die juristische Litteratur. Nicht nur Augustus und Herodes schrieben damals Tagebücher.

Der zweite, positivere Grund, der an schriftliche Quellen denken läſst, liegt in den Stammtafeln, besonders in der zweiten. Denn freilich die Stammtafel Josefs läſst sich auch als mündlich überliefert denken. Sie enthält gröſstentheils wohlbekannte, aus den Büchern des alten Testamentes geläufige Namen, und außerdem weisen die starken mnemotechnischen Hilfsmittel, wodurch sie in drei Vierzehner-Reihen zerlegt wird, darauf hin, daſs sie im Gedächtnis festgehalten werden sollte (Matth. 1, 17). Diesem mnemotechnischen Princip zuliebe sind in der zweiten Reihe sogar zwei Glieder ausgelassen worden, die wir aus den Königsgeschichten des alten Testamentes ergänzen können, und wahrscheinlich hat ähnliches in der letzten Reihe stattgefunden, die erheblich kürzer ist als die correspondierende Reihe bei Lukas; den zwanzig Gliedern von Zorobabel bis Josef bei Lukas stehen bei Matthäus nur eilf gegenüber, so daſs nach Lukas eine Generation auf etwa 28 Jahre, nach Matthäus auf fast 50 Jahre kommen würde. Aber diese Auslassungen in der Stammtafel Josefs entsprechen ganz dem abkürzenden, zusammenziehenden Princip aller älteren Geschichtsüberlieferung und geben einen Schlüssel für das Verständnis der noch weitergehenden Abkürzungen in den Urgenealogien der Bibel wie der Profangeschichte.

Im Gegensatz aber zu dieser legalen Stammtafel Josefs bei Matthäus ist das natürliche Ahnenregister Marias bei Lukas (3, 23—38) kaum ohne schriftliche Aufzeichnung denkbar. Das gilt sowohl von der nicht königlichen Nebenlinie des Davidsohnes Nathan bis auf Salatiel und Zorobabel, wo sich die natürliche und legale Linie wieder vereinigt, als auch von den ebenso obscuren Namen der Kinder Zorobabels bis auf Eli (Eliakim oder Joachim), den Vater Marias. Jedenfalls ergibt die Generationenberechnung, daſs seit David kein Glied übergangen sein kann, denn es ergibt sich als Durchschnittsdauer einer Generation für die Zeit von David bis Salatiel etwa 21 Jahre, für die Zeit von diesem bis auf Maria etwa 28 Jahre.

Es liegt nun sehr nahe, anzunehmen, daſs diese Ahnenregister in den Hausbüchern oder Gebetbüchern der damaligen Familien aufgezeichnet waren und sich so unabhängig von den öffentlichen Registern erhalten konnten. Denn wir haben gerade im Ahnenregister bei Lukas das Musterbeispiel einer privaten Aufzeichnung, die vom lebenden Träger, vom Besitzer des Buches ausgehend zu den Ahnen aufsteigt, während wir bei Matthäus einen Auszug aus den öffentlichen Stammtafeln haben, die natürlich absteigend angelegt waren.*)

*) Über die technischen Unterschiede von Ahnentafel, Stammbaum, Ahnenregister und Stammregister siehe Ottokar Lorenz, Handbuch der Genealogie.

An diese Familiendaten des Hausbuches konnten sich nun sehr gut auch andere Notizen anschließen, Daten merkwürdiger Ereignisse oder Geburten, Aufzeichnungen von Gedichten und Hymnen, von Träumen, von Erscheinungen. Es ist daher gar nicht undenkbar, dass den ersten drei Capiteln des Lukas das Haus- und Familienbuch Marias zugrunde liegt, in welchem dem Ahnenregister einige Notizen vorausgiengen, vielleicht die Hymnen Marias, Zacharias', Simeons, das Datum der Schatzung (Luk. 2, 2), das allerdings noch Schwierigkeiten bietet, und das kostbare Datum der Taufe Christi (Luk. 3, 1); denn nebenbei bemerkt, bezieht sich das Wort des Herrn, das im 15. Jahre des Tiberius (= 28 n. Ch.) an Johannes in der Wüste ergieng (3, 2), auf die Stimme vom Himmel bei der Taufe (Luk. 3, 22).

Die Sängerin des Magnificat, Maria, muss uns jedenfalls als erste christliche Dichterin gelten; und diese eine feststehende Thatsache legt auch die andere Vermuthung nahe, sie gewissermaßen nun auch als die erste christliche Geschichtsschreiberin verehren zu dürfen. Beides aber stützt einander; denn wenn es aus quellenkritischen Gründen wahrscheinlich wird, dass Maria die historische Quelle des Lucas war, so wird dadurch auch die volle historische Authenticität des „Magnificat“ wesentlich gestützt. Bei der Tradition des ersten Evangeliums ist, wie gesagt, schriftliche Grundlage weniger wahrscheinlich. Höchstens mag im Hausbuch Josefs an das Stammregister sich die Eintragung der vier Träume angeschlossen haben. Die Aufzeichnung von Träumen war im Alterthume so gebräuchlich, dass sich daran eine eigene Litteratur anschloss; siehe Artemidoros.

Wenn meine Hypothese richtig ist, so gibt sie uns auch die Möglichkeit, den historischen Charakter Josefs und Marias noch unmittelbarer und farbiger aufzufassen, als es sonst möglich ist. Wir sehen den „gerechten“, den legalen Israeliten vor uns, der sich selber so bezeichnen darf, da er nur das strikte Recht erfüllen will in dem schweren Dilemma, das sich ihm bietet. Er betont die Abstammung von Abraham und vor allem die Succession von David und sämmtlichen Königen Judas. Mit diesem königlichen Bewusstsein stimmt die Hervorhebung der königlichen Magier. Im Stammbaum und in der Erzählung zeigt Josef denselben Charakter. Er bezeigt entschiedenes Heimatsgefühl für Bethlehem; er legt Wert darauf, vor allem die correcte Ausführung seiner schweren Verpflichtungen bezeugen zu können; er lebt in der Atmosphäre der alten Prophezeiungen, die er schriftkundig überall hervorhebt, ja im Namen „Nazoraier“ sieht er in mystischer Weise durch ein prophetisches Wortspiel den Nazarener vorbedeutet. Er liebt das mystische, selbst etwas gewaltsame Spiel mit den 3 mal 14 Generationen. Und schließlich ist es auch charakteristisch für ihn, dass er die scheinbaren Unregel-

mäßigkeiten der legalen Genealogie, Thamar, Ruth, Rachab, Weib des Urias, so ausdrücklich hervorhebt. Er will damit verständnislose Vorwürfe allzu-starrer Legisten wegen der unerhörten und nach weltlichen Begriffen befremdlichen Geburt Jesu abschwächen. Auch darin zeigen Stammbaum und Erzählung wieder denselben Charakter; sie beziehen sich geradezu aufeinander. Eines soll das andere erklären, unterstützen, rechtfertigen.

Maria wieder zeigt sich ganz als die hochbegabte Künstlerin durch den hohen Schwung, die Poesie, die nicht nur ihr eigenstes „Magnificat", sondern alle geschilderten Situationen durchdringt. In dieser Beziehung ist auch der feine Zug besonders hervorzuheben, dass sie Adam in poetischer Weise den Sohn Gottes nennt und damit geradezu überraschend die ganze Genealogie abschließt. Wenn einerseits ihre Verwandtschaft zur Priesterfamilie des Zacharias, ihre heimatliche Liebe zu Nazareth besonders betont wird, so hat sie anderseits mehr als Josef, der legale Erbe Davids, das Gefühl, zum Volke zu gehören. Dies ergibt sich nicht nur aus dem die Königslinie vermeidenden Ahnen-register, sondern auch aus der geradezu volksfreundlichen Begeisterung des Magnificat, das sich fast wie ein Commentar zu dieser Genealogie ausnimmt, wenn es darin heißt: Seine Barmherzigkeit geht von Generation zu Generation auf die, so ihn fürchten; die „Dynasten" stieß er von den Thronen und erhöhte die Niedrigen u. s. w.

Ich habe oben die Geschichte der Taufe Christi mit in diese Über-lieferungsschicht gestellt. Nicht nur, weil erst mit der Ahnentafel die ganze Partie bei Lukas abschließt, sondern weil mir auch scheint, dass der Prolog des Johannesevangeliums im Zusammenhang mit dem Hymnus des Zacharias, also mit der ganzen im Hause des Zacharias zum Ausdruck gekommenen Theologie und Hymnik zu behandeln ist, dass also auch hier ein Antheil Marias stattfindet. Aber das gehört nicht mehr hieher.

Diese vorläufigen Ausführungen haben sich mir ganz ungesucht lediglich durch Anwendung jener kritischen Methode ergeben, die in leichtfertiger Weise und nicht immer ohne Absicht angewandt, in der Geschichte des heidnischen Alterthums nicht weniger Verheerungen angerichtet hat als in der Bibel. Ich zweifle nicht, dass sich hier noch immer mehr das alte Wahrwort be-währen wird: der Speer, der verwundet hat, wird auch heilen.

Marie Ebner von Eschenbach.

Zum 70. Geburtsjahr der Dichterin von P. Tezelin Halusa.

Unter den Meistern des realistischen Stils, jenes Realismus, den man mit einem technischen Schlagwort den „gesunden" nennt, weil seine Pfleger wohl aus der Natur schöpfen und nach der Natur malen, aber nicht sclavisch an ihr kleben, wie etwa ein Winkeladvocat an seinen stehenden Rechtssprüchlein oder ein medicinischer Quacksalber an seinen überkommenen Praktiken, sondern, nachdem sie mit dem Auge eines Künstlers sich in dieselbe vertieft, ihre Erfahrungen und Beobachtungen ebenso künstlerisch abgeklärt und abgetönt wiedergeben, als verstünden sie gleich den Sonntagskindern das geheimnisvolle Flüstern und Raunen der Natur, — unter diesen litterarischen Glanzgestirnen, einem Otto Ludwig (1813—1865), dem Schleswig-Holsteiner Theodor Storm (1817—1888), dem Züricher Conrad Ferdinand Meyer (1825—1898) und dem Brandenburger Theodor Fontane (1819—1898), leuchtete durch Jahrzehnte auch eine Frau, die nun, nach deren Heimgange, gleich unbekümmert indes um ihr Verschwinden wie ehedem um ihren Wettbewerb, rüstig und unverdrossen ihre alte Bahn zieht. Mit einem Stil der Thatsachen ohne Schwärmerei und Reflexion, worin schriftstellernde Frauen zu ihrem Nachtheil sich nur zu oft hervorthun, wortkarg im besten Sinn, nur auf Darstellung der Handlung aus den Charakteren bedacht, ohne in Empfindungen oder in Gedanken zu schwelgen, pflegt Marie Ebner von Eschenbach einen vornehmen Realismus, der, frei von Romantik, frei von Effecten, Überraschungen und Spannungsmitteln, nur in organischer Technik die seelische Entwicklung von Charakteren unter dem Einfluss natürlicher Verhältnisse verfolgt, und doch — wenn nicht vielleicht besser ebendarum — so reich an Poesie ist, dass seine Wärterin von Adolf Stern die Charakteristik erhält, „das weitaus bedeutendste, zu gleicher Zeit am frischen Quell der Natur getränkte, mit einem wunderbar klaren Auge für die Wirklichkeit begabte, von einem durchaus eigenen Fühlen getragene, dabei aber künstlerisch am besten gestimmte und gebildete Talent Deutsch-Österreichs" zu sein, und M. M. Rabenlechner sie als die „Droste-Hülshoff der Novelle und des Romans" feiert.

Als zweite Tochter des Grafen Franz Dubsky am 13. September 1830 zu Zdislavic in Mähren geboren, stand ihr die trefflichste Erziehung in Aussicht, die aber mit dem allzu frühen Hinscheiden der Mutter in Frage kam; als Dichterin speciell wäre sie unter diesen schwerwiegenden Verhältnissen wohl kaum mehr gänzlich zur Entfaltung gekommen, wenn nicht etwa gar verkümmert, hätten nicht die günstigsten Umstände mitgewirkt, sie von Jugend auf ihren Neigungen gemäß zu ziehen, die sie denn auch in der Folge auf den Schild hoben. Der gräfliche Vater indes ist vollkommen unschuldig daran, wenn seine Tochter unter die Litteraten gieng und zur Sonnenhöhe des Ruhmes aufstieg, denn er stand nicht nur aller Schriftstellerei überhaupt feindlich gegenüber, sondern hatte insbesonders gegen alles weibliche Schriftthum eine unüberwindliche, ausgesprochene Antipathie. So wurde ohne sein Zuthun, ja ohne dass er anfänglich auch nur das Geringste ahnte, sein früh entwickeltes, vielversprechendes Töchterchen sozusagen hinter seinem Rücken und doch wieder fast vor seinen Augen von der französischen Gouvernante durch stufenweise Einführung in die Musenkünste zum künftigen deutschen Dramatiker und Classiker der Erzählung herangebildet, während sie gleichzeitig der Lectüre Corneille's und Racine's mit Begeisterung oblag. Wie gerufen kam eine zweite Stiefmutter hiebei zuhilfe. Ebner selbst berichtet in ihren Erinnerungen („Aus meinen Kinder- und Lernjahren") darüber: „Mit der neuen Stiefmutter zog ein regerer Geist in uns ein. Sie war eine schöne, liebenswürdige, sehr talentvolle Frau, ich zerfloss in Bewunderung der Bilder, die sie malte, der Lieder, die sie sang, besonders aber der Bücher, die sie uns vorlas. Das Erste, was ich durch sie kennen lernte, war A. Grün's Letzter Ritter. Dieses edle Gedicht übte einen außerordentlichen Zauber auf mich aus, und wenn sein Inhalt sich mir auch nur zu einem verschwommenen Bild gestaltete, die Verse drangen mir in die Seele mit klingendem Spiel und tönendem Schritt." Mit der Stiefmutter war wirklich für Ebner's weitere künstlerische Entwicklung eine gütige Fee eingezogen, denn diese wusste nicht nur das Interesse des Grafen für Kunst und Litteratur zu wecken, sondern vor allem den in ihrem Stieftöchterlein mit leichter Mühe entdeckten Funken des Genies vorderhand prüfend zu beobachten, bis sich gelegentlich jemand fände, den man als sachverständigen Fachmann ins Vertrauen ziehen und dessen Rath und maßgebendes Urtheil man einholen könnte. Noch Kind, trug sie sich bereits mit dem Gedanken, eine große deutsche Dichterin zu werden, wie sie in einem Brief an ihre Erzieherin ihren Vorsatz ausspricht: entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden. Es gab damals kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhme führen kann, an das sie nicht gepocht hätte.

Da entstand ein Epos aus der römischen Geschichte, es entstanden Lust- und Trauerspiele, Novellen und zahlreiche Gedichte, wovon ein Guttheil wohl auf Schiller's Kerbholz zu schreiben war, dessen Werke die Comtesse zu ihrem zwölften Geburtstag erhalten hatte. Freilich waren diese Erzeugnisse sammt und sonders nur leichte Fabrikswaare, eine Art Versuchsspiele, Vorübungen ihres Genius, denn zu wirklichen großen Werken war sie noch viel zu jung, mangelten ihr so ziemlich noch alle Kenntnisse, deren der moderne Schriftsteller und Dichter nicht entrathen kann, die Beherrschung der mannigfaltigsten, ins Leben hineinspielenden Disciplinen, das Verständnis für den tausendrädrigen Mechanismus der Gesellschaft sowie die directe Fühlung mit all den abenteuerlich und kraus verschlungenen Richtungen unserer Daseinserscheinungen. Dieser Mängel muss sie sich übrigens damals selbst vollkommen bewusst gewesen sein, denn als sie mit achtzehn Jahren den — im Jahre 1898 als Feldmarschall-Lieutenant verstorbenen — Genie-Hauptmann Freiherrn Moriz Ebner von Eschenbach heiratete, gieng sie mit bewunderungswerter Ausdauer daran, mit Hilfe eines Instructors alles Nothwendige und Wissenswerte sich anzueignen und das Versäumte nachzuholen. Der stets wache Gedanke, das Leben als Streben zu nehmen und demgemäß auszunützen, sowie ihr energischer Wille führten sie auch ans Ziel, wenngleich es ihr trotzdem nicht glücken wollte, vor allem ein „Shakespeare des 19. Jahrhunderts" zu werden. Von nun an war sie, wie sie es im Gedichte „So ist es" gesteht, „willenlos" einem „Dämon" ausgeliefert, der sie um ihre Freiheit brachte, sie zwang, zu „fliegen den kühnen Flug" auf der Leier, zu „reden" und nicht es zu „verschweigen, was in der Seele ihr glühte" (Klopstock). Noch bevor sie sich Gott Hymen weihte, waren ihre Versuche in Reim und Rhythmus zu einem Band angewachsen. Diesen übergab die zuwartende Mutter, um sich endlich für beruhigt zu halten, ob und inwieweit die Thätigkeit der Tochter ernst zu nehmen wäre, keiner geringeren Autorität als Franz Grillparzer, der nach genauer Prüfung ein wahrhaft salomonisches Urtheil abgab, das wie ein Seherblick in Ebner's Zukunft und Bedeutung anmuthet: „Die Gedichte", heißt es in seinem schriftlichen Gutachten aus dem Jahre 1847, „zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine, vielleicht auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurtheilungsgabe in manchen der satirischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt und deren Cultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte." Durch diese ermuthigende Recension war der Comtesse Dubsky Dichterweihe vollzogen, und an ihr war es nunmehr, ihr jugendliches Träumen und Sehnen richtig zu erfassen und voll Bedacht zu erschließen.

Und sie that es denn auch mit männlichem Ernst und einer Gestaltungskraft, deren sich kein Dichter zu schämen brauchte. So schuf und schafft sie bis zur Stunde, fern von Reclamewesen, ohne Beziehung zu ihren Schwestern und Brüdern in Apoll, weitab von jeder Clique, jeder Concurrenz und Schule, in geradem Gegensatz zu der unheimlichen Productivität vergessener und lebender Tagesgrößen und Lesefutterfabrikanten, mit Maß und vornehmer Beschränkung, so dass sie, wenn man ihr etwa daraus, dass kaum ein Bändchen im Jahr das Licht erblicke, einen Vorwurf machen wollte, mit dem Löwen der Fabel sagen könnte: Ja, aber ein Löwe! So ist sie schon darum eine hinreichend beachtenswerthe Erscheinung, die aber an Interesse noch gewinnt, wenn man erfährt, dass die Kritik — etwas Einziges in seiner Art — auf allen Linien die Sturmfahne vor ihr gesenkt und, wiewohl es von dem jeweiligen Standpunkt und der verschiedenen Auffassung aus an kleineren Differenzen nicht fehlte und fehlen kann, wie vor einem ungeahnten Schauspiel in Anerkennung und Staunen versunken, lautlos beigeben musste.

Das Gebiet, welches Ebner-Eschenbach zuerst und mit besonderer Vorliebe pflegte, war das dramatische, doch nur, um zu erfahren, dass niemand ungestraft unter Palmen wandle. Das erste Druckwerk der Dreißigjährigen, die Tragödie „Maria Stuart in Schottland“ (1860) wurde unter Eduard Devrient's Ägide in Karlsruhe zwar mit günstigem Erfolge gegeben und erhielt sich noch Jahre lang auf der Bühne, im allgemeinen aber verschwanden ihre Theaterstücke, soviel Mühe sie auch der Verfasserin gekostet haben mochten, trotz des anfänglich eingeheimsten Beifalls nur zu schnell wieder und lehrten sie stets von neuem, dass ihre dramatische Thätigkeit nur einen Übergang auf ein anderes Gebiet zu bedeuten habe. „Die Veilchen“ (1862), an sich ein reizendes kleines Lustspiel, welches die Unentbehrlichkeit der gesellschaftlichen Nothlüge zu beweisen sucht, waren nur zu bald verblüht. Die beiden Schauspiele „Mutter und Sohn“ und „Das Geständnis“ mussten ebenfalls bereits in erster Jugendlichkeit vom Repertoire verschwinden, neue und doch alte Belege dafür, dass das deutsche Theater dem deutschen Drama nicht sonderlich günstig gesinnt sei, dass das deutsche Publicum einem übersetzten Scherz- oder Lustspiel voll plumper Einfälle mehr Geschmack abgewinnt als einem Stück voll ergreifender Tragik oder siegender Gerechtigkeit, dass man endlich in der Sucht, dem Auslande mehr als gerecht zu werden, durch eingeschmuggelten Esprit die heimische Suppe gründlich versalzt. Mit „Marie Roland, Trauerspiel in fünf Acten“ (1867), das einen Stoff behandelt, den auch der Italiener Vittorio Salmini etwas später als Ebner in seiner Tragödie „Madame Roland“ bearbeitet hat, verlor sich die Dichterin in die Greuel der französischen

Revolution, speciell in die Partei der Girondisten. Paul Heyse bezeichnet das Drama, das einen durchschlagenden Erfolg hatte, aber als Revolutionsstück auf den tonangebenden Bühnen nicht in Scene gehen konnte, als „eine Dichtung von so ergreifender Macht und Hoheit, dass sie sich trotz mancher Schwächen, die von dem Stoff unzertrennlich sind, auch in der Darstellung siegreich behaupten würde“, wenn nicht eben die vorhergehende Bemerkung zu Recht bestünde und kleinere Bühnen schon ob der Größe der Aufgaben von einer Inscenierung absehen müssten. Die Dichterin war sichtlich bemüht, durch edle Diction, durch stellenweise selbst berückende Sprache, correcte Verse, tüchtige Charakterisierung selbst der Nebenfiguren, durch warm pulsierendes dramatisches Leben und manche schöne packende Scene allen Anforderungen gerecht zu werden, die man billigerweise an ein historisches Stück aus einer großen, ideenreichen Epoche stellen kann, dennoch spricht Heyse nicht umsonst von Schwächen. Der Stoff an sich ist wohl geeignet, für Madame Roland warmes Mitleid, nicht aber Begeisterung einzuflößen. Dieses Mannweib der Girondisten erregt zwar allenthalben das Gefühl der Bewunderung, aber mit sich fortzureißen vermag es nicht. 1872 erschienen das dramatische Märchen „Die Prinzessin von Banalien“ und die Kleinigkeit „Doctor Ritter, Dramatisches Gedicht in einem Act“. Letzteres behandelt mit Geschick eine Episode aus Schiller's Leben in Bauerbach (1783), in welche die Grundidee zur Entstehung von „Kabale und Liebe“ kunstvoll eingeflochten ist. 1874 brachte „Männertreue“. Das in jüngster Zeit erschienene Lustspiel „Ohne Liebe“ hatte zwar einen freundlichen Bühnenerfolg zu verzeichnen, doch wird auch dieses gewiss nicht vermögen, der Dichterin unter den erfolgreichen Dramatikern der Gegenwart einen Platz zu erringen.

Trotz dieser kränkenden Erfahrungen und — als Folge davon — des Kampfes mit der eigenen Verzagtheit verlor sie nie gänzlich den Muth und das Selbstvertrauen. Aber kurz entschlossen bebaute sie jenes Gebiet, auf dem sie nach dem Tode Paoli's neben E. Marriot unbestritten das Scepter über Österreichs Schriftstellerinnen bis zur Stunde führt. Wie die jüngere Ossip Schubin (Lola Kirschner aus Prag) ist Ebner insbesondere die Dichterin jenes Standes, dem sie selbst angehört, die berufene Schilderin des Lebens und Treibens in aristokratischen Kreisen, die sie von allen Seiten beleuchtet, deren Verhältnis zu den Untergebenen, ihre vereinzelte Verbildung und Sportwüthigkeit wie ihren Charakter überhaupt sie in den mannigfaltigsten Problemen und Conflicten darstellt. Und in der Vorführung von Typen und Originalen verleugnet sie weder in der Anschauung noch in der Beurtheilung der Menschen die Aristokratin, — womit aber nicht gesagt sein soll, dass sie enge und voreingenommen, unter dem gebieterischen Drucke der

Standeseinflüsse schriebe; im Gegentheil: trägt manches Geisteswerk die Farbe seines Ursprunges an sich, läſst sich auch in vielen äußeren Dingen, wie z. B. in der Motivierung mehrerer Geschichten und Vorgänge, oder zumal in den Erzählungen, die sich mit den Standesgenossen der Verfasserin beschäftigen, unschwer die gesellschaftliche Stellung der Ebner erschließen; ist die in ihren Schriften dargelegte Weltbetrachtung keineswegs die des Bürgerkindes schlechthin, und erscheinen endlich die meistentheils aus den Zuständen vor 1848 geschöpften Eindrücke sowie Welt und Menschen überhaupt als mit den Augen eines Mitgliedes des hohen Adels gemessen, so ist denn doch schon in den ersten Dichtungen das Streben der Erzählerin durchleuchtend, sich von einer gewissen Befangenheit und Voreingenommenheit gänzlich loszusagen, gegen andere Stände sich nicht exclusiv zu verhalten, vielmehr jedem zu seinem Rechte zu verhelfen. In diesem Sinne und Streben wendet sie sich beispielsweise wider die allzustarke Betonung des Principes der Nationalität, das sie als eine Beschränkung der Nächstenliebe stigmatisiert, und läſst bei ihren Gestalten keinerlei politische Leidenschaft mitspielen. Wahrheit, Gerechtigkeit und Humanität sind die Pole, um die ihre Schriften sich drehen, weshalb sie auch ab und zu ihren eng umgrenzten, wiewohl meisterlich behandelten Bezirk verläſst und in die niedern Hütten herabsteigt, das Wohl und Wehe aller Mitmenschen mitzufühlen, das Gute und das Schlechte bei Hoch und Nieder in gleicher Weise zu erkennen und in sich zu verarbeiten. Ohne der Mode oder dem Tagesgeschmack oder einem verzogenen Publicum im geringsten zu schmeicheln, bewegt sie sich innerhalb der in weiser Selbsterkenntnis ihrem Stoffe gezogenen Grenzen, dem sie soviele poetische Seiten abzugewinnen versteht, daſs sie alle Bedenken zerstreut, die man ihr etwa wegen dieser angeblichen Einseitigkeit entgegenbringen könnte. Aber auch nur Jemand, dem soviel Lebensweisheit, soviel Gestaltungskraft, eine so reiche Erfindungsgabe zu Gebote steht, konnte es wagen, einem solchem Beginnen sich zu unterziehen, und dabei nicht nur nicht langweilig und abgeschmackt, sondern interessant, fesselnd und geistreich zu werden, und ohne Sensation, schwüle Sinnlichkeit, Effect- und Popularitätshascherei, bloß mit mildem Humor, mit männlichem Ernst und kraftvoller Energie, mit vornehmer Feinfühligkeit, einem reichen Gemüth und einem tiefgründigen Blick ins Seelenleben, sowie mit der meisterlichen Kunst der psychologischen Analyse ausgestattet, mit verhältnismäßig wenig Gepäck, das allerdings zahlreiche litterarische Kärrner ausreichend speisen könnte, den Weg in die Unsterblichkeit anzutreten.

All ihren Novellen und Erzählungen eignet Feinheit der Beobachtung, Seelenadel, Stärke und Hoheit der Empfindung, kraft deren sie die Höhen und Tiefen des Lebens erfaſst, die wechselnden Menschenschicksale ergründet

und darstellt, wobei die wohlberechnete Mischung von Heiterkeit, Ernst und Wehmuth durch die künstlerischen Eigenschaften, die klare Sicherheit der Gestaltung, das Ebenmaß und die edle Einfachheit ihrer Erzählungsweise gehoben werden. Von jeder Manier freie, in ihren Stoffen immer verschiedenartig behandelte, fein ausgeführte Seelenbilder sind es zumeist, welche die Dichterin bietet, zu deren ausgesprochenster Eigenart Ruhe, sorgfältige Wiedergabe aller Stimmen, Mitempfindung, feines Nachgefühl für die Laune wie für die Leidenschaft und ein versöhnendes Moment gehören. Was ihre Erzählungen vor anderen besonders auszeichnet, ist die Anmuth, die auf jeden feinfühligen Leser einen nachhaltigen Eindruck macht — Grund genug zu der Thatsache, dass stets nur ein kleiner Theil des Lesepublicums zu den Getreuen und Verehrern der Frau von Ebner-Eschenbach zählen kann und wird. Schuld daran ist, im Sinne der Romanmarder gesprochen, die Noblesse ihres ganzen Auftretens, der enge Stoffkreis, in dem sie sich bewegt, sodann das Abgehen von jeder Actualität, Momente, die das Interesse jenes Lesers, der mit Bedacht, mit Genuss Zeile für Zeile liest, der mitdenkt und denkend mitarbeitet, der die Summe der Einzelnheiten streng zusammenhält, um daraus endlich mit der Dichterin den Charakter der Person zu construieren, der prüfend und wägend die Kunst der Erzählerin misst und im Geiste das Schicksal des Helden weiterspinnt, nur vertiefen und so wahrhaft genussreich machen können. „Jede ihrer Novellen hat ihren eigenen Ton, ihre eigenen Typen, ihr eigenes Problem, nur die Seele der Dichterin, die alle Gefühle der Lust und des Schmerzes umspannende, über alle Töne des stammelnden Entsetzens und der jauchzenden Wonne gebietende Seele haben sie gemeinschaftlich.“ (Wechsler.)

Die 1875 erschienenen „Erzählungen“ fanden nicht jenen Beifall, der ihnen von rechtswegen gebürte, zumal sich unter denselben ein Cabinetstückchen wie „Die erste Beichte“ verborgen hält, das für die pädagogische und psychologische Einsicht der Beobachterin allen Respect abnöthigt. Den ersten großen Wurf wagte und gewann Ebner-Eschenbach 1872 durch die ihrer mährischen Heimat gewidmete romanartige Erzählung „Božena“ (Beatrix), ihre umfangreichste Schöpfung, nicht so sehr eine dem Höhepunkt der Handlung gleichmäßig zustrebende Novelle mit klar gegliederter Conception, als die novellistische Biographie einer dienenden Person, die das kunstvolle Räderwerk eines virtuos construierten Mechanismus als Hauptperson treibt. Božena kennt als Kindeswärterin in treuer Pflichterfüllung und Ergebenheit für Herrin und Kind kaum ihresgleichen. Als dieses herangewachsen und Božena zum ersten Mal ihre Pflicht vernachlässigt, läſst es sich von einem Lieutenant entführen, der später in der Schlacht fällt. Božena, welche die Flüchtige

eingeholt, ist eine Zeitlang deren Begleiterin, um nach dem frühen Tode ihrer jungen Herrin deren hinterlassenes Töchterchen mit rührender Sorgfalt zu betreuen und mit demselben endlich wieder in die alte Heimat zurückzukehren, wo es ihr nicht nur gelingt, nach manchem Opfer und manchem harten Strauß Klein-Röschen zu einer bedeutenden Hinterlassenschaft zu verhelfen, sondern obendrein ihr in der Person des Grafen Ronald einen Gemahl zuzuführen, der eigentlich für die heiratslustige ältliche Tante Regula bestimmt war. — Ebner hat hiemit nach P. Heyse eine „geistfunkelnde Erzählung“ geliefert, die von einer Fülle glänzend charakterisierter Personen belebt wird und Scenen aufweist, die „zu den besten Erzeugnissen der gesammten belletristischen Litteratur“ gehören; mit den prächtigen Figuren, die sie mit Vorliebe geschaffen, hat sie den Beweis erbracht, dass sie auch Personen aus einfach bürgerlichen, ja niedrigeren Kreisen in anziehendster Weise darzustellen vermag.

Die Herzensgüte, die ein Grundzug im Charakter der Frau von Ebner ist, verhindert sie, wo es sich um die sogenannte schwache Seite der Menschen handelt, Carricaturen zu entwerfen. Bei ihrer Milde und Nachsicht gestaltet sie bloß Menschlein voll komischer Eigenheiten, mit einer unsichtbaren Schellenkappe und einem chinesischen Zopf. Das Muster hiefür sind die unverwüstlichen „Freiherren von Gemperlein“, zwei Brüder, jeder das Prachtexemplar eines Kauzes in seiner Art, der eine Aristokrat, der andere von socialdemokratischen Allüren, die, alle beide auf der Freite, trotz des gothaischen genealogischen Hofkalenders den drolligen Schicksalstücken nicht zu entkommen vermögen, worauf sie in alter brüderlicher Liebe und althergebrachter Meinungsverschiedenheit unbeweibt weiterleben. Ebner-Eschenbach erbringt in dieser Novelle den Beweis, dass der Humor nicht ein der Frauennatur widerstrebendes Element sei, dass vielmehr das Schalkhafte, das Naiv-Spöttische speciell den germanischen Frauen von Haus aus eigen ist und nach H. Marggraff sich besonders dort in unwiderstehlichster, liebenswürdigster Weise bekundet, wo es ihnen, wie in der darstellenden Kunst, gestattet ist, die conventionellen Schranken zu durchbrechen. Dass Ebner-Eschenbach wirklich von Jean Paul'schem Geist erfüllt ist, dass die „Freiherren von Gemperlein“ nicht einer zufälligen, glücklichen Stunde ihr Dasein verdanken, erhärtet auch die köstliche „Comtesse Muschi“, der „Gute Mond“ und die prächtige Generalin im „Muff“. — Paul Heyse feiert diese Novelle mit den Worten: „So viel Feinheit und Seelenadel, Heiterkeit und Ernst, ein so sicherer Takt in der Durchführung der scharf gezeichneten Charaktere, die bei aller grotesken Komik nie die feine Linie der Natur überschreiten und uns in der glücklichsten Stimmung zwischen Lachen und Rührung erhalten — wir wüssten in der That dieser Novelle nicht viel Ähn-

liches in der heutigen, freilich sehr armen humoristischen Litteratur an die Seite zu stellen."

„Ein Spätgeborner" (1875) gehört in die Reihe der sogenannten Künstlernovellen. Andreas Muth, ein Subaltern-Beamter beim Zollamt, der seine außerdienstlichen Mußestunden dazu benützt, alljährlich heimlich ein Drama zu schreiben und unter einem Pseudonym bei der Intendantur einzureichen, um es nach einiger Zeit — ungelesen wieder abholen zu können, hat endlich in seinem 25. Dienstjahr das Glück, seinen „Marc Aurel" angenommen und aufgeführt zu sehen, freilich bloß darum, weil man unter dem Autornamen „Stein" die liberale Größe Graf Auwald verborgen wähnte, den nun die Kritik ob des Durchfalls auf der ganzen Stufenleiter ihrer stereotypen Formeln weidlich auszischt. Bei der Feier von Muths Dienstjubiläum klärt sich der Irrthum auf; der Graf, der an Muth Interesse findet, will ihn auf seinem Schloss zum Bibliotheksbeamten machen, aber dieser, der allen Glauben an sich und sein Talent verloren hat, flüchtet, um endlich nach mancher Irrfahrt in einem Straßengraben sein Leben zu schließen. — Man hat in dem für seine Zeit zu spät gebornen Poeten Franz Grillparzer zu erkennen geglaubt, — gewiss mit Unrecht: nicht dessen Bühnenerfolge sollen verzeichnet und als charakteristisch für seine Zeit und seine Werke festgehalten werden, sondern die der Dichterin selber, die bei dem Verhalten der Theaterdirectionen, der Kritik und des Publicums ihren Stücken gegenüber ebenfalls an sich hätte irre werden können, wäre nicht neben der dramatischen Ader in ihr eine weit stärker quellende novellistische entsprungen. Dass diese Ansicht — Frau v. Ebner habe, wie Grillparzer im „armen Spielmann", einen ihrer Charakterzüge, ihre eigene schmerzliche Erfahrung in der Litteratur, zu einer ganzen Figur poetisch verwertet, — die richtige ist, geht daraus hervor, dass sie kurz vor Erscheinen dieser Novelle mit ihrem „Waldfräulein" am Wiener Stadttheater den letzten vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Bühne endlich dauernd zu gewinnen. Der Schmerz über die Ablehnung dieses Stückes zittert nun in der unter allen ihren Schriften übrigens am wenigsten bekannten Selbstcharakteristik nach, deren Eindruck bei aller Einfachheit und Schlichtheit ein erschütternder, überwältigender ist.

Ein Seitenstück hiezu, nur mit dem Unterschiede, dass der hier auftretende Dichter seinen Pegasus ins Joch spannt und sich von ihm in die Pfütze der Scandal- und Hintertreppenlitteratur zerren läſst, liefert „Lotti die Uhrmacherin" aus dem Cyklus „Neue Erzählungen" (1881). Hermann von Halwig, ein nicht unbedeutendes Dichter-Talent, wirft sich aus Mangel an Rückgrat, Energie und Selbstbeherrschung, aus unersättlicher Geld- und Ruhmgier dem modernen Schriftthum in die Arme und geht daran

jämmerlich zugrunde. Lotte Feßler, ein schlichtes, ehrliches, nach keinerlei Ehren strebendes Mädchen, die Tochter eines Uhrenkünstlers, vermochte ihn eine Zeitlang an sich zu ketten, obwohl sie weniger geistreich und hübsch als sinnig und häuslich ist. Ungeachtet sie an Halwig's Erstlingswerk das lebhafteste Gefallen findet, macht sie doch die Verlobung freiwillig rückgängig, als sie erkennt, wie weit die Wege seines und ihres Charakters auseinander führen. Halwig steigt im Erfolg höher und höher, aber ebenso tief sinkt er in der künstlerischen Ehrlichkeit. Die Heirat mit einer Aristokratin, die nur für Toiletten, süßes Nichtsthun und Geldvergeudung Sinn hat und mit ihren Forderungen immer schamloser wird, beschleunigt seinen Fall. Um das nöthige Geld zu erlangen, verdingt er seine Muse dem verbildeten Pöbel; er wird Naturalist, der mit den grellsten Farben malt, um groben Sinnenkitzel als Effect zu erzielen. Um seinen herabgekommenen Schwiegereltern aus einer peinlichen Verlegenheit zu helfen, will er sich eben dazu verstehen, sich einem Verleger auf zehn Jahre zu verkaufen, um eine lange Reihe von Scandal- und Sensationsromanen zu fabricieren, als Lotte ihm zuhilfe kommt und durch Veräußerung ihres kostbaren Erbtheils, der väterlichen Uhrensammlung, ihm momentan aus der Verlegenheit und aus den Klauen seines bösen Geistes hilft. Diese heroische That bringt ihn für kurze Zeit zur Ernüchterung, aber nur zu bald fällt er wiederum in die alten Bahnen und geht elendiglich zugrunde. Lotte, die ihren Ziehbruder und Arbeitsgenossen heiratet, der ihr schon von Jugend insgeheim zugethan gewesen, wird glücklich. — „Die Novelle ist ein Bild aus der Gegenwart, das kein Naturalist erreichte" (Necker), und zeigt die Verfasserin bei aller idealistischen Gesinnung einem künstlerischen Realismus ergeben. Lotte ist in einigen Zügen Ebner-Eschenbach selbst und die Zeichnung Halwig's ist von einer bewundernswerten Wahrheit und Tiefe. Dieses Werk ist ein classisches Beispiel dafür, welch mühsame Studien Frau Ebner bisweilen aufwendet, um ein Problem, das sich ihr aufgedrängt, in dem Rahmen einer Erzählung unterzubringen, nachdem sie sich über den Plan und die Ausführung desselben und die Verwertung gewisser Erfahrungen und Anschauungen aus dem Leben völlig klar geworden. Ferner ist es ein Zeuge dafür, mit welchem Ernste die Baronin die Aufgabe des Schriftstellers erfasst, indem sie, selbst Dilettant in der Kunst Peter Heles, um nur ja genau und gewissenhaft zu sein, in die Geschichte der Uhr sich vertiefte und dabei Specialwerke studierte, die sonst ziemlich abseits vom litterarischen Markt liegen. Daneben hat sie die litterarischen Strömungen der Zeit nicht übersehen, vielmehr mit ihnen gleichen Schritt gehalten, indem sie beispielshalber vorübergehende litterarische Moden und Ausgeburten zur Charakteristik mancher Gestalten verwendet hat. Aber freilich bringt sie auch einen Beleg dafür,

dass sie immer als Aristokratin sieht, urtheilt und handeln läßt; denn dass Lotte so kurzerhand 150.000 fl dahingibt, ihr ganzes Vermögen, kann nur jemand erfinden, für den eine solche Summe nicht die ganze Basis des Daseins ausmacht. „Lotte", die an einzelnen Stellen eine treffliche Selbstcharakteristik der Dichterin und ihrer Werke vor 1881 bringt, in einzelnen Äußerungen Halwig's den Freimuth der Verfasserin gegenüber der aristokratischen Welt kennzeichnet und endlich von der sichern Urtheilskraft und scharfen Beobachtungsgabe des Autors zeugt, ist eine „architektonisch aufgebaute, sogenannte akademisch vollendete Novelle, in der die kleinen Züge, mit denen die Realisten arbeiten, keinen Platz finden, eine Schöpfung aus einem Guss und kein Mosaikbild aus tausend kleinen Lebenstheilchen."

Zeitlich früher als „Lotte" fallen die „Aphorismen" (1880), eine Sammlung von 400 Geistesblitzen, die eigentlich ein kleines Handbüchlein idealistischer Ethik bilden. Einige davon hängen freilich etwas zu sehr von den landläufigen Wahrheits- und Weisheitssätzen ab und sind entstanden, indem die Verfasserin diese einfach bestreitet, ändert oder umkehrt. Was diese Weisheitskörner besonders anziehend macht, ist der Umstand, dass sie nicht Früchte trockener Gelehrsamkeit, sondern saftige, frische Erzeugnisse vom Lebensbaum sind, die den Genießenden erfreuen und erquicken. Gegenüber diesen Ergebnissen eines reichen Gedankenlebens kann man der Verfasserin den Tribut der Hochschätzung ihres philosophischen Geistes nicht versagen und dem sogenannten schwachen Geschlecht reichlichen Antheil an diesem Ferment wünschen. — Mit Übergehung der meisten noch erübrigenden Arbeiten, die sammt und sonders eine wahrhafte Bereicherung der Litteratur ausmachen, österreichisches Leben mit Gewandtheit darstellen und psychologische Tiefe und Anmuth nicht vermissen lassen, der „Dorf- und Schlossgeschichten (1884), der „Zwei Comtessen" (1885), der „Neuen Dorf- und Schlossgeschichten", von „Guter Mond" und ein „Kleiner Roman", des stürmischen „Jacob Szela", des „Kreisphysicus" Nathaniel Rosenzweig, worin sie „den specifisch jüdischen Rassengeist in unübertrefflicher sonnenheller Klarheit zeichnet", der „Unverstandenen auf dem Dorfe", der Erzählungen „Miterlebtes" (1890), „Unsühnbar" und „Margarethe", bei denen das Crasse ohne Noth in die Sache getragen und das Maß überschritten zu sein scheint, von „Glaubenslos?" (1893), dem künstlerisch und der durchgeführten Idee nach vielleicht am wenigsten anerkennenswerten Romane, den Erzählungen „Das Schädliche" (1894) und „Rittmeister Brandt" (1896), die alle den specifisch österreichischen Charakter im eigenen Geist der Verfasserin und im innern Stil derselben ausprägen und eine eingehendere Würdigung

verdienten, mit Hintansetzung alles dessen sei nur noch einiger besonders wertvoller und eigenartiger Werke gedacht, die das Bild der Verfasserin ergänzen und vertiefen helfen.

„Das Gemeindekind“ (1887), in dem Ebner-Eschenbach den Grenzen des künstlerischen Realismus sehr nahe kommt, jedoch nicht ohne dass desungeachtet die Sittlichkeit des dichterischen Gedankens voll und verklärt sich entfaltet, entwickelt mit rührender Innigkeit, wie selbst in einem verlotterten Gemüth ein guter Keim unter sorgsamer Pflege zu sittlicher Reinigung und Heilung gedeiht. Als Sohn eines Trunkenbolds, Kirchenräubers und Mörders fällt der kleine Held, nach der Hinrichtung des Vaters und der Gefangensetzung der einer Theilnahme an den Schandthaten ihres Mannes unschuldig verdächtigten Mutter, seiner Heimatsgemeinde zur Last. In Verwahrlosung wächst das „Gemeindekind“ auf; da man ihn von vornherein jeder Missethat fähig hält und beschuldigt, gefällt sich der Knabe doppelt trotzig in allerhand üblen Vergehen. Aber die Liebe zur Schwester und der von dieser angeregte Vorsatz, der Mutter nach langer Kerkerhaft ein sorgenfreies Dasein zu bereiten, wecken des Gemeindekindes Tüchtigkeit. Er flieht aus der sittlich verseuchten Atmosphäre, in der ihn die geizige Gemeinde untergebracht, und begibt sich unter den Schutz des wohlmeinenden Lehrers. — „Chlodwig“ gehört zu den Cabinetstücken ergreifendster Seelenmalerei; der erste Theil sprüht von Humor, der zweite ist rührend und erschütternd. — „Er läßt die Hand küssen“ schildert in zu Herzen gehender Weise die stumpfe Ergebung des Leibeigenen zu einer Zeit, da noch die Schlossherrin das Recht über Leben und Tod übte. „Krambambuli“ ist die Geschichte eines Hundes, den sein Herr, ein Wilderer, aus Noth an einen Förster verkauft; als diese sich einmal auf verbotenen Wegen treffen, ist der Hund vor die furchtbarste Alternative gestellt, bis ihn der Instinkt an die Seite seines ersten Herrn zieht, der von der Kugel des Försters fällt. Kurze Zeit darauf findet man den Hund todt vor dessen Thüre. Wechsler nennt diese Novelle „eine Leistung, die in ihrer Kraft und Gedrungenheit des Stils, in ihrer Verwegenheit des Problems nicht alle Tage geboten wird“.

Eine ergreifende Seelenstudie, zartsinnig und originell durchgeführt, vielleicht ihre anmuthigste Schöpfung, ist die Perle „Nach dem Tode“, von der Wechsler behauptet: „Wen diese Novelle nicht bis ins tiefste Herz hinein erschüttert, der hat überhaupt keins“. Ein junger Graf wird durch den Tod seiner ihm ganz gleichgiltigen Gattin endlich von dieser erlöst, die ihm nur zu sehr und zu treu ergeben war. Wie zur Strafe ereilt ihn das Verhängnis, seiner entschlafenen Gemahlin einstiges Los auf Erden selbst zu

fühlen, als er sich um eine herzenskalte Comtesse vergeblich bemüht. Vor seiner endlichen Verlobung führt ihn das Ungefähr auf sein Gut; daselbst treten ihm allenthalben die Spuren seiner verstorbenen Frau entgegen und sprechen mit so deutlicher, übermenschlicher Gewalt zu ihm, dass er nun erst den ganzen großen Verlust vollauf zu begreifen und zu würdigen versteht. Nun fühlt er, was sie ihm gewesen, nun merkt er, dass er in ihr das höchste Glück hätte besitzen können, wenn er es nicht leichtsinnig in den Wind geschlagen. Bei einer solchen, für ihn nur zu heilsamen Erschütterung, solch elementar wirkenden Gedanken kann von einer Verlobung weiterhin nicht mehr die Rede sein; indem er sie löst und sich der Erziehung seines Töchterchens widmet, sucht er zu sühnen, was er dereinst verschuldet, und der unvergesslichen Todten an ihrem Kinde zu entgelten, was er an ihr gefrevelt. Alles ist genial vorbereitet, jedes Wort, jede Bemerkung führt zum eigentlichen Ziel hin, und klar und unabwendbar entwickelt sich ein Seelengemälde voll hinreißender Gewalt.

Das beliebte Thema der litterarischen Satire ist aufgenommen in „Bertram Vogelweid“ (1896). Dieser, eigentlich Vogel zubenannt, ist ein angesehener, beliebter Journalist und Kritiker, der des lieben Brotes willen schreibt, und als er endlich nach 24jähriger Thätigkeit ausspannen will und sich auf sein neu angekauftes Gut nach Mähren begibt, trifft er bei seinem Gastfreund all das in Fülle wieder, was er verließ: Bücher und Dichter, Agitatoren und Politiker und endlich ein lyrisches Fräulein, das ihm seinerzeit ihre poetischen Sünden zur Recension einsandte, nun aber seine Braut wird. Frau von Ebner, die zwar nirgends direct Nietzsche angreift, tritt hier in scharfen Gegensatz zu ihm, der eine Unterscheidung zwischen Herren- und Sclavenmoral kennt und lehrt, während sie an den Lehren des Christenthums von der Nächstenliebe und der Überwindung der Selbstsucht festhält. „Vogelweid“ hat seine Vorgänger in manchen originalen Figuren früherer Dichtungen, daneben aber ist er auch ein typisches Bild hervorragender Journalisten aus der Gegenwart. Die Dichterin hat in diesem Stück der Mode ein Opfer gebracht und ebenfalls den zur Zeit so beliebten Neurastheniker behandelt. — Der Gegensatz von Jung und Alt, der Kunst und Litteratur in den neunziger Jahren in zwei Lager spaltete, bildet in der Novelle „Verschollen“ den Vorwurf der Darstellung, deren eigentliche Bedeutung darin liegt, dass sie ein dauerndes Denkmal jener merkwürdigen Kämpfe bildet, die das scheidende Jahrhundert in Kunst und Litteratur ausgefochten hat. „Die ganze Novelle ist ein Meisterstück in der Form“ (Necker).

Das von Ebner-Eschenbach bisher entworfene lückenhafte Bild erfährt eine kleine Ergänzung, wenn, und wäre es nur vorübergehend, auch ihrer

Lyrik Erwähnung geschieht, die ihrer Novellistik gegenüber fast ganz im Hintergrund steht und kaum gekannt und beachtet ist, was indes die ihrer „Freundin Frau Ida von Fleischl-Marxow“ zugeeigneten „Parabeln, Märchen und Gedichte“ (1892) durchaus nicht verdienen, schon um der sechs Zeilen willen, die „Ein kleines Lied“ ausmachen, dem M. M. Rabenlechner gleiche Volksthümlichkeit wie Hauffs „Morgenroth“ und Heines „Lorelei“ prophezeit:

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Dass man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

Die reine Lyrik, das Lied ist ihr versagt; alles schlägt bei ihr ins Lehrhafte, Didaktische um, selbst das Naturbild klingt in eine Betrachtung aus; wie sonst, kann sie auch hier die Denkerin nicht verleugnen, die von Jugend auf nicht so sehr anzunehmen und nachzubeten, als vielmehr mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Denkvermögen zu erfassen und das in sich Aufgenommene in eigener Auffassung mit eigenem Gedankenausdruck wiederzugeben gewohnt ist. Auf diesem Wege hat sie auch die Parabeln und Märchen geschaffen, die, vielfach von lapidarer Kürze, sinnig und niedlich, die bequemste Handhabe bieten, Ebner-Eschenbachs religiösen Standpunkt zu beleuchten. Mit den Worten: Sie steht auf christlichem Standpunkt und bekennt sich zu dem sogenannten Evangelium der Humanität, das Gott als lautere Güte auffasst und jeden nach seiner Façon selig werden läßt, wofern er nur das von ihr corrigierte Gebot des Herrn befolgt: „Liebe Deinen Nächsten mehr als Dich selbst“ ist derselbe so ziemlich gekennzeichnet. Es ist, so will es scheinen, eine Art Allerweltsreligion, die das Bekenntnis ins Gefühl verlegt und „Gott im Menschenherzen anbetet“, allwo sie ihn „in sel'gen Stunden“ gefunden. Als Beleg, wie sonderbar sie sich „ihren“ Gott zurechtstutzt und ihren Wünschen gemäß ummodelt, wie sie sich ferner die Bestimmung des Menschen und die endliche Vergeltung denkt und auslegt, diene ein Selbstbekenntnis aus „Der Gottesleugner“, zu dem der Herr „unendlich mild und gnädig“ spricht: „Sei getrost . . . Du hast Deinen Nächsten geliebt und ihn gelten lassen; Du hast Deine eigene Überzeugung nicht für die allein richtige gehalten und die nicht gehasst, verachtet, verleumdet, die sie nicht theilten. Ob ein armes Menschlein wie Du an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz? erfülle ich darum weniger das

All?" Darnach ist also das Schriftwort (2 Tim. 2, 12): „Wenn wir Ihn verleugnen, wird auch Er uns verleugnen" abgedankt und außer Kraft gesetzt.

Ebner-Eschenbach's Genius liebt und pflegt nicht so sehr die Schilderungen, als vielmehr die Personen, das Erlebte und die Geschichte, die ihm zur Hauptsache werden. Bei ihr wird mehr gesprochen, als im epischen Fluss berichtet; sie sucht den unmittelbaren Ausdruck des Wesens im Brief, im geistreichen, schlagenden Dialog, im Tagebuch und in der selbstvorgetragenen Erzählung, indem sie sich von der richtigen und zugleich künstlerischen Erwägung leiten lässt, dass Ereignisse, wiedergegebene Vorgänge und festgehaltene Enthüllungen des Innern deutlicher als eine scharf eindringende Analyse die Stürme des Seelenlebens zeichnen. Mit jener vollendeten Fertigkeit, welche die neueren Meister des künstlerischen Realismus auszeichnet, beherrscht auch sie die Geheimnisse des menschlichen Herzens und zwar nicht nur die groben Umrisse sogenannter Typen, sondern auch die innersten Falten völlig eigenartiger Seelen. Ihre Bildung ist deutsch mit dem französischen und englischen Beisatz, den man in ihren Lebenskreisen als unbedingt nothwendig erachtet. Der köstliche Humor, der ihre Schöpfungen durchweht und sie trefflich kleidet, verwandelt sich bisweilen in schneidenden Sarkasmus, dann nämlich, wenn die Verkehrtheiten der Menschen zu groß werden, als dass man ruhig zusehen könnte. Frau v. Ebner-Eschenbach schreibt, wie Wechsler ausführt, „unwiderruflich echt, künstlerisch wahr, tief erschütternd, herzerheiternd. Selbst bei den schwierigsten Problemen fällt sie nicht mit einem Wort aus der Rolle, da wird so überlegen angesetzt, so siegesbewusst ausgeführt, dass der Leser nie aus dem Gleichgewicht seelischen Behagens in die Unruhe eines Bedenkens geschleudert wird. Fern von aller Redseligkeit und Geschwätzigkeit nützt sie bis auf den letzten Grund ihre Stoffe aus, sie ist eine Künstlerin des beredten Verschweigens, und darin liegt zum großen Theil das Geheimnis ihrer Wirkung. Sie analysiert keine Gestalt, sie experimentiert nicht vor den Augen des Lesers, sie stellt den Menschen hin, er lebt und handelt, wie er es kraft ewiger Gesetze muss. Innerhalb der Grenzen eines kleinen Stoffgebietes hat sie eine reiche, blühende Welt erschaffen, eine Zierde im Kosmos der Literatur". Ihre „Spruchverse" enthalten ein auf sie sehr passendes Wort:

Unsterblich wandelt durch der Zeiten Frist
Das Werk des Denkers, der ein Künstler ist.

A. Bartels charakterisiert sie in „Die Alten und die Jungen" treffend dahin: „Mit den modernen Mänaden hat sie, Gott sei Dank, nichts gemein. Wohl möchte auch ich nicht behaupten, dass das Talent der Dichterin nicht seine Schranken habe, aber das sind eben die Schranken der gesunden und

reinen weiblichen Natur überhaupt. Im übrigen ist ihr nichts Menschliches fremd, und in ihrem künstlerischen Können und an edler Bildung steht sie so hoch, dass alle übrigen schreibenden Frauen unserer Zeit, so talentvoll manche auch sind, neben ihr fast verschwinden. An ihr würde — das ist für mich einer Frau gegenüber das höchste Lob — Goethe seine Freude gehabt haben".

Nietzsche's Tod.

Über das Jammer-Gewimmel hinweg
Der gebeugten Erdenpilger
Wollte Dein feuriger Geist sich erheben,
Von dem Druck der Allzuvielen
Lösen den stolzen, gewaltigen Geist.
Über Menschenthum dahin
Strebtest Du fort in gebotlose Höh'n,
Einsam, ohne Gottes Hilfe
Weckend ein größeres, neues Geschlecht!

Aber Du fielst, und erschüttert versank
Deines Geistes trotzige Feste.
Allzuviele beweinten Dein Grab:
Keine Übermenschen, Thoren.
Eines nur hatten allein sie gehört
Aus dem Sturmschritt Deiner Worte:
Dass Du die alten Gesetze verneint.
Herrlichkeit rief an Dein Traum,
Wirrsal war Lohn Dir, Dein Erbe ist Leid.

Wessen Blitz traf Dich, Titan?
Rollender Donner, Du kündest Ihn an!

Über den gegenwärtigen Stand der „Geschichte der Bücher des Neuen Testamentes".

Von Aloys Schaefer.

Die alte und zuletzt wieder durch das Vaticanum formulierte Glaubenswahrheit, dass die „heiligen" Schriften, „unter Eingebung des heiligen Geistes verfasst, Gott zum Urheber haben", ist der Markstein geworden, der seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts die ganze Bibelwissenschaft nach zwei einander bekämpfenden Richtungen hat auseinander gehen lassen. Wer eben mit der wissenschaftlich begründeten Überzeugung an die „kanonischen" Bücher herantritt, dass diese — um mit einem Worte der Encyklika Leo XIII. zu reden — „ein Brief" seien, „den der himmlische Vater an das fern vom Vaterlande pilgernde Menschengeschlecht gerichtet und durch die heiligen Verfasser übersendet hat", wird in seiner Beurtheilung darüber nothwendig zu anderen Resultaten kommen als derjenige, welcher von der Voraussetzung ausgeht, dass dieselben nur wie jedes menschliche litterarische Erzeugnis zu würdigen seien. Und während jene Resultate Stetigkeit und eine wesentliche Einheit mit ihren Fortschritten vereinigen, trifft diese die hoffnungslos klingende Klage des protestantischen Altmeisters Reuß am Schlusse seiner „Geschichte der hl. Schriften des Neuen Testamentes" (1887): „Die klarsten Stellen werden verschiedentlich erklärt; die hermeneutische Formel, welche alle Stimmen vereinigen könnte, ist noch nicht gefunden" und die „Unmöglichkeit, sie zu finden", wird „immer offenbarer." Darin erblickt er „eine von der Geschichte ausgesprochene ernste Warnung an die, welche vergessen, dass sie Diener sein sollen nicht des Buchstabens, der da tödtet, sondern des Geistes, der lebendig macht." Doch nicht vergessen, nein absichtlich bei Seite gesetzt haben diese den „Geist, der lebendig macht", d. i. den Geist Gottes, der in den heiligen Schriften lebt und sie in ihren einzelnen Theilen und als Ganzes durchdringt und einheitlich zusammenhält. Zerfallen ist darum in ihrer Hand speciell auch — womit wir uns in Folgendem befassen wollen — das Neue Testament. Es ist ihnen, um das schon gebrauchte Bild noch fortzuführen, zu einem todten Körper geworden, von der dann die moderne „Kritik", wenn man sie nämlich nach allen ihren Ausgestaltungen in Betracht zieht,

füglich nach und nach alle Glieder abzutrennen gesucht hat. Kein Buch gibt es mehr, das nicht wenigstens von dem einen oder anderen „kritischen“ Forscher angetastet worden wäre. Nachdem der bewährte Boden der kirchlichen Überlieferung über die heiligen Bücher vom Protestantismus — speciell von Luther — um seiner Dogmatik willen zum Theil aufgegeben und einzelne kanonische Schriften, die sich ihr nicht hatten fügen wollen, verworfen worden waren, nahm etwa zwei und ein halbes Jahrhundert später eine pantheistische, deistische und rationalistische Philosophie für sich das nämliche Recht, über die neutestamentlichen Bücher zu Gericht sitzen zu dürfen, in Anspruch.*) Nachdem „man es früher vornehmlich mit Leuten zu thun gehabt,“ — um die Encyklika Leo III. über das Studium der hl. Schrift wieder reden zu lassen, — „welche, auf ihr Privaturtheil gestützt, die göttlichen Überlieferungen und das Lehramt der Kirche verwarfen,“ haben wir heutzutage „gegen die Rationalisten zu kämpfen, welche gewissermaßen deren Söhne und Erben sind und ebenfalls auf ihre subjective Ansicht bauen. Sie haben sogar diese von ihren Vätern ererbten Überreste des christlichen Glaubens gänzlich beiseite geworfen. Denn die Existenz einer göttlichen Offenbarung, einer Inspiration der heiligen Schrift stellen sie ganz und gar in Abrede; das sind nach ihrer Behauptung durchweg nur Erzeugnisse des Menschengeistes und Erdichtungen. Die Evangelien und apostolischen Schriften sollen ganz anderen Verfassern angehören.“ Die Thatsache, daſs die oft als sichere Resultate ausgegebenen Meinungen und Hypothesen der „Kritik“ auch in weitere Kreise der gebildeten Classen, selbst unter die breiten Volksschichten getragen werden, dürfte die folgende Darstellung rechtfertigen. Dabei soll nicht verkannt werden, daſs von dieser Seite auch vielfach förderndc Anregungen und gar manche die Kenntnis der Geschichte der neutestamentlichen Bücher beleuchtende und aufhellende Beiträge geboten worden sind. Die folgende Darstellung geht von der Auffassung aus, daſs die „Einleitung“, in die Bücher des Neuen Testamentes an erster Stelle eine Geschichte derselben geben und dadurch einen **Beitrag** zur Erreichung des apologetischen Zweckes, den übernatürlichen Charakter derselben zu zeigen, bieten will. Überblickt man nun dieses Gebiet, um die weiteren historischen Untersuchungen stets auf feststehende oder wissenschaftlich gesicherte Thatsachen oder Ergebnisse aufzubauen, so empfiehlt es sich, die Frage nach der Erhaltung und Verbreitung des vorliegenden neutestament-

*) Vgl. des Näheren hiezu die Darstellung der Geschichte der neutestamentlichen Einleitung bei Al. Schaefer, „Einleitung in das N. T.“ Paderborn 1898, S. 10 ff. und „Über die Aufgaben der Exegese nach ihrer geschichtlichen Entwicklung.“ Münster 1890, S. 18 ff. Daselbst sind auch zu den folgenden Ausführungen die weiteren Begründungen und die einschlägige Litteratur geboten.

lichen Textes zuerst zu erörtern. Hierbei bewegt man sich auf dem Boden eines gegebenen reichen Materials.

Das Resultat der Textgeschichte, welches eine vergleichende Prüfung der griechischen Handschriften, der verschiedenen unmittelbaren Übersetzungen — und zumal jener, die eine vom Originaltexte unabhängige Vervielfältigung aufweisen können, — und endlich der genauen Citate in Väterschriften, die verschiedenen Zeiten und Ländern angehören, ergibt, ist, dass trotz der überaus großen Fülle kleinerer Textesvarianten doch die wesentliche Integrität des Textes allgemein anerkannt wird. Die mit diesen Mitteln sozusagen urkundlich bis ins zweite Jahrhundert zurück erweisbare Sorgfalt in der treuen Bewahrung des überlieferten Textes ist aber auch für die noch ältere Zeit, ja zurück bis in die der Apostel verfolgbar. Versuche von häretischer Seite, Unechtes unterzuschieben oder Veränderungen vorzunehmen, hatten jederzeit die besondere Wachsamkeit in der Kirche — und zwar schon zurück bis in die Zeit des hl. Paulus — herausgefordert und das mit einem Erfolge, dass nach Irenäus die Irrlehrer nicht mehr an den Schriften selbst änderten, sondern sich durch andere Auslegungen zu helfen suchten.

Zwei Stellen aber gibt es, die gerade in der Gegenwart ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Als vor einigen Jahren der Streit um das Symbolum, speciell um die Worte: „empfangen vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau", entbrannt war, ward als Stütze für die Behauptung, dass diese Lehre nicht der apostolischen Zeit angehöre, auch eine Lesart des im Jahre 1892 von Mrs. Agnes Lewis auf dem Sinai gefundenen syrischen Evangelienpalimpsestes (Syrus Sinaiticus genannt) angezogen. Während nämlich die gewöhnliche, durch die ältesten und weitaus meisten Handschriften, Übersetzungen und Väterstellen verbürgte Textgestalt zu Matth. 1,16 lautet: „Jakob aber erzeugte den Joseph, den Mann Mariae, aus der geboren ward Jesus, der Christus heißt", lesen wir im Sinaitischen Syrer: „Jakob erzeugte den Joseph, Joseph, dem Maria die Jungfrau verlobt war, erzeugte den Jesus, der Messias genannt wird." In dieser letzteren Lesart die ursprüngliche Form des Genealogieschlusses unseres Matthäusevangeliums, in jener ersteren aber erst eine spätere Umgestaltung zu erblicken, war natürlich auch nicht ausgeblieben. Doch schon vom rein textkritischen Standpunkte ist das zu verwerfen, denn der Sinaitische Syrer steht für sich allein und wird sowohl von dem ihm am nächsten stehenden Curetonischen Syrer wie von der ihm verwandten Handschriftengruppe, die durch D und die Lateiner K und d g q a b repräsentiert wird, verlassen.

Alle diese nämlich kennen die Jungfrau-Mutter, indem sie nach: „Jakob erzeugte Joseph" einfach fortfahren: „dem verlobt war Maria die

Jungfrau und sie gebar Jesum (Christum)"; es fehlt vorab die Wiederholung des Namens „Joseph", die der Sinaitische Syrer bietet. — Es kann hier nicht der Ort sein, des Näheren in die rein textkritische Frage einzugehen, auch muss verzichtet werden auf eine Darstellung der verschiedenen Versuche, sich mit der einzigartigen Gestalt der neugefundenen Handschrift auseinanderzusetzen. Es bedarf dessen aber auch nicht, denn der Urheber, dem wir den „Sinaitischen Syrer" verdanken, hat seine Lesart in einem Sinne genommen, der mit der gewöhnlichen Form im Einklang steht und denselben Gedanken, der in den Worten „Mann Mariens" enthalten ist, zum Ausdruck gebracht. Auch er nämlich erzählt sogleich 1, 18 ff. die Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria und die damit gegebene und bezeugte Erfüllung des Propheten Isaias. Dabei ist es charakteristisch, dass es heißt in 1, 21: „Sie wird Dir (dem Joseph) einen Sohn gebären" und 1, 25: „sie gebar ihm einen Sohn." Daraus folgt, dass der Sinaitische Syrer den Joseph als den Mann der Jungfrau-Mutter nach dem Gesetze, weil eine giltige Ehe vorlag, angesehen hat und dass er somit den Begriff „zeugte" — wie das auch sonst in der Genealogie geschieht — nicht von einer natürlichen, sondern von der gesetzlichen Vaterschaft verstanden hat, denn auch diese vermittelt wie jene die Sohnesschaft Davids und Abrahams und kann somit dem von Matthäus bezweckten Beweis dienen.

Die andere Stelle, auf welche ebenfalls in den letzten Jahren in besonderer Weise die Aufmerksamkeit gerichtet wurde und noch wird, ist das sogenannte Comma Johanneum. I. Joh. 5, 7. 8 lesen wir in in der officiellen Vulgataausgabe vom Jahre 1592 folgendermaßen: Quoniam tres sunt, qui testimonium dant in coelo: Pater, Verbum, et Spiritus sanctus; et hi tres unum sunt. Et tres sunt, qui testimonium dant in terra: Spiritus, et aqua, et sanguis; et hi tres unum sunt. Auf eine Anfrage, ob die Authenticität (esse authenticum textum s. Joannis) der Worte von in coelo bis in terra, welche die kurze Formulierung der Trinitätslehre enthalten, mit Sicherheit geleugnet oder wenigstens in Zweifel gezogen werden könne (utrum tuto negari aut saltem in dubium revocari possit), ist unter dem 12. Januar 1897 vom hl. Officium in Rom eine verneinende Antwort ergangen. Gegenüber dem nun namentlich von katholischer Seite erhobenen Einwurfe, dass man einer rein wissenschaftlichen, textkritischen Frage, die auf Grund vorhandenen thatsächlichen Materials zu entscheiden sei, einfach autoritativ ein Ende bereitet habe, mag vorab darauf hingewiesen sein, dass die Begriffe „echt" im Sinne von „zur ursprünglichen Abfassung gehörig" und „authentisch" im Sinne des Tridentinums nicht gleichbedeutend sind (man denke nur an den Schluss des Pentateuchs), dass dem Cardinal Vaughan durch eine excellent source

in Rom versichert worden ist, es solle das Gebiet der biblischen Kritik durch jene Antwort nicht berührt werden (mitgetheilt in der Revue bibl. 1898, p. 149), und dass das hl. Officium für seine Entscheidung nicht den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhebt. Auch ist es ein vergebliches Bemühen, in der Bestimmung des Tridentinums (sess. IV., dec. de can. script.), nach welcher die Vulgata den Maßstab für den Umfang der neutestamentlichen Bücher abgibt, die Worte „mit allen ihren Theilen" auch auf das Comma Johanneum auszudehnen; denn in der Sitzung vom 8. April 1546 hat man nicht die Ausgabe vom Jahre 1592 im Gegensatze zu anderen Ausgaben, sondern die Vulgata überhaupt im Gegensatze zu anderen lateinischen Übersetzungen gemeint, da man formulierte: prout . . . et in veteri vulgata latina editione und bestimmte, dass ex omnibus latinis editionibus, quae circumferuntur, . . . haec ipsa vetus et vulgata editio . . . pro authentica habeatur. In die officielle Ausgabe dürfte die fragliche Stelle gekommen sein, weil sie durch den Prolog des Pseudo-Hieronymus zu den katholischen Briefen und durch die Pariser Bibel im Mittelalter im Abendlande eine umfassende Verbreitung gefunden hatte. Es gab jedoch Vulgataausgaben auch zur Zeit des Tridentinums, in denen sie fehlten; dasselbe gilt gerade von unseren ältesten und besten vorhandenen Vulgatahandschriften.*)

Die orientalischen Kirchen kannten die Stelle nicht, und — worauf besonderes Gewicht zu legen ist — bei keinem jener griechischen und den wenigsten jener lateinischen Väter, für die sie in den christologischen Streitigkeiten von größter Bedeutung gewesen wäre, findet sie sich. Eine Entscheidung des Officiums hat übrigens zu erneuter Untersuchung der kritischen Frage die Anregung gegeben. Die Resultate werden — wie zu hoffen steht — zu geeigneter Zeit bekannt gegeben werden.

Wenn nun auch die Integrität des Textes erwiesen ist und wenn wir ferner in der Gegenwart sagen dürfen, dass wir denselben in einer vielfach gesicherten oder doch gut begründeten Gestalt besitzen, so sind wir doch von einem Abschluss der textkritischen Forschungen noch weit entfernt.

Karl Lachmann hatte dadurch, dass er das Alter einer Handschrift — wie das einst schon der hl. Hieronymus gethan hatte — zum Maßstab für die Wahl einer Lesart gemacht hatte, die Textkritik in die Bahn gelenkt, in der sie sich in unserm Jahrhunderte wesentlich bewegte. Gefördert ward sie besonders durch Tischendorf und zwar an erster Stelle durch Herbeischaffung reichen bis dahin unbekannten handschriftlichen Materials. Dabei war er so glücklich, den Codex Sinaiticus zu finden und bekannt zu machen. Außer-

*) Das Lateranense IV. (1215), cap. 2 (defin. ctra abb. Joachim), welches die Stelle anführt, fügt hinzu: sicut in quibusdam codicibus invenitur.

dem prüfte er vorhandenes Material nach. Neben ihm hatte der Engländer Tregelles wenn auch nicht in gleichem Umfange, so doch mit großer Genauigkeit gearbeitet. Mehr als von den Genannten ward das Ansehen der Handschriften hinsichtlich ihrer unabhängigen Treue gewogen und die Zugehörigkeit derselben zu verschiedenen Familien bestimmt worden von den Engländern Westcott und Hort, die 1881 in ihrer Ausgabe die Frucht einer gemeinsamen dreißigjährigen Arbeit boten. In neuester Zeit ist theilweise einzelnen selbstständigen Familien — auch wenn sie nur durch jüngere Codices vertreten sind — wiederholt ein ausschlaggebender Wert beigemessen worden. So insbesondere dem Codex D und den ihm verwandten Minuskeln und lateinischen bezw. auch syrischen Übersetzungen, besonders von dem Philologen Blass in Halle und dem katholischen Theologen Belser in Tübingen. Bei der Betonung des Alters der Handschriften lag es auf der Hand, dass man Minuskeln, die ungleich jüngeren Datums waren, nicht mehr mitreden ließ. In der Gegenwart schenkt man ihnen mehrfach — bereits Tregelles, dann namentlich Ferrar, Scrivener — wieder größere Aufmerksamkeit und das, zum Zweck der Beurtheilung des genealogischen Verhältnisses der Uncialen und der weiteren Textgeschichte, nicht mit Unrecht. Aber hierbei ist noch ein großes Gebiet handschriftlichen Materials zu durchforschen. Von den ca. 250 Codices des N. T., die z. B. Dr. von der Goltz im Winter 1897/98 auf dem Athos im Hauptkloster, den Laura des hl. Athanasius, fand, waren bisher nur wenige bekannt. Den Exegeten lässt neben dem Philologen, der die Eigenartigkeiten der Handschriften prüft, in der Textkritik besonders Bernhard Weiß in Berlin*) wieder zur Geltung kommen. Und es fehlt nicht an Beispielen, in denen in der That nur durch innere, der Exegese entnommene Gründe eine sichere Entscheidung zu erzielen ist.

Wenn somit bei aller Ausdehnung und Vielgestaltigkeit der noch zu lösenden textkritischen Einzelfragen die wesentliche Integrität des neutestamentlichen Textes wenigstens von dem Zeitpunkte an, da er seine letzte Ausgestaltung erhalten hat, zugestanden wird, so ist nun die nächste Frage die nach der Vor- oder Entstehungsgeschichte des vorhandenen Textes, die natürlich bei jedem einzelnen Buche gesondert verfolgt werden muss. Während hierüber das Tridentinum in der schon angezogenen 4. Sitzung sich ausdrücklich dahin ausspricht, dass die Verfasser oder doch wenigstens die Gewährsmänner oder die für die Abfassung maßgebenden Autoritäten (secundum) von den vier Evangelien Matthäus, Marcus, Lukas und

*) „Textkritische Untersuchungen und Textherstellung." I. Apostelgeschichte und katholische Briefe. Leipzig 1894; II. Die paulinischen Briefe. Ebd. 1896; III. Die Evangelien. Ebd. 1899.

Johannes seien, dass wir die Apostelgeschichte dem Lukas, vierzehn Briefe dem hl. Paulus, zwei dem hl. Petrus, drei dem hl. Johannes und je einen den Aposteln Jacobus, Judas und endlich die Apokalypse dem Apostel Johannes danken, hat die „Kritik" seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts, wenn man alle ihre verschiedenen Richtungen zusammenfasst, sämmtliche Bücher den genannten Verfassern abgesprochen. Die auf Ferdinand Christian Baur zurückzuführende Tübinger Schule hatte aus der Zahl aller neutestamentlichen Schriften die vier paulinischen Briefe an die Galater, Korinther und Römer noch als echt bestehen lassen. „Eine gründliche Revision" aber glaubte mit diesem Endresultate die an Bruno Baur sich anlehnende Richtung, die namentlich in Holland in Piersen, Naber, Loman, Völter und in der Schweiz in Steck neue Verfechter gefunden hat, vornehmen zu sollen. Das Ergebnis davon war das Preisgeben und Zerstückeln des letzten Restes, den eine auf gleichem Boden stehende und nach gleichen Grundsätzen vorgehende „Kritik" vom Neuen Testamente als apostolisch noch übrig gelassen hatte.

Dem gegenüber darf auch heute der Wert der recht gewürdigten äußeren Zeugnisse über die Entstehung der einzelnen neutestamentlichen Schriften nicht unterschätzt werden. Darum wird man die Bahnen, in welche besonders Richard Simon gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Einleitungswissenschaft gelenkt hat, auch in der Gegenwart nicht preisgeben. Führen sie doch in manchen Fragen — so besonders in der nach der Entstehungszeit aller vier Evangelien — am gesichertsten zu einem Ziele; in den meisten anderen Fällen aber dienen sie einer inneren Kritik theils zur Orientierung und theils zur Sicherung oder zur Bestätigung der aus inneren Gründen gewonnenen Ergebnisse. — Einem Quodlibet von Ansichten z. B. über die Entstehungszeit des Johannesevangeliums gegenüber, welche dieselbe in die Jahre 110—115 (Renan), 130 (Keim), 130—140 (Hilgenfeld), 150 (Zeller, Schwegler), 155 (Volkmar), 160—170 (Baur, Scholten) verlegen, kehrt in jüngster Zeit Harnack („Die Chronologie der altchristlichen Litteratur." Leipzig 1897, S. 659) zu der alten conservativen Datierung zurück: „Es mag gleich hier gesagt sein, dass wir durch die äußere Kritik über diesen Zeitpunkt nicht hinauszukommen vermögen (terminus ad quem ± 110)". Auf demselben Wege gelangt man zu dem Schlusse, dass das Matthäus- und Marcusevangelium vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sein müssen. Um das dritte synoptische Evangelium, das des Lukas, und im Zusammenhange damit die Apostelgeschichte zu datieren, bedürfen die äußeren Zeugnisse der Stütze der inneren Kritik, in welche die bereits charakterisierten „kritischen" Richtungen des 19. Jahrhunderts den Schwerpunkt der ganzen neutestamentlichen Einleitungswissenschaft gerückt haben. So

erheischt denn die apologetische Aufgabe, ihnen auf das nämliche Feld zu folgen und es geschieht das in der That auch zur Förderung der gläubigen Bibelwissenschaft selbst. Eine gemeinsame Basis aber, deren Berechtigung von den modernen rationalistisch-kritischen Schulen anerkannt werden muſs und auch schon ausdrücklich anerkannt worden ist*), gewähren die Briefe des Apostels Paulus. Ihn erkannte schon der edle Windischmann („Erklärung des Briefes an die Galater." Mainz 1843, S. 1 f.) als einen „Eckstein, an welchem die Bestrebungen falscher Kritik zerschellen", und seine Schriften als „die stärkste Vorwehr des neutestamentlichen Kanons". „So steht der eigenthümlich große Mann mit seinem Zeugnisse da, zu glühend begeistert, um trügen zu können, zu klar blickend, um ein Betrogener zu sein, und in ihm der ganze Inhalt, den man in den Evangelien mit soviel Mühe wegsublimiert hat, unverlierbar aufbewahrt und versiegelt als in dem Gefäß der Auserwählung. Es bleibt also diesen Kritikern nichts übrig, als dem Apostel mit Festus (Act. 26, 24) zuzurufen: *Μαίνῃ Παῦλε* und sich von ihm vornehm abzuwenden, den Schatz seiner Schriften aber der Kirche zu überlassen, die sie von Anfang an bezeugt".

Das Selbstzeugnis der Briefe an die Galater, Korinther und Römer wird nicht nur durch die ältesten traditionellen Nachrichten und einen bis in die apostolischen Zeiten zurückreichenden Gebrauch, sondern auch durch die überzeugendsten inneren Gründe bestätigt. Das Bild des Apostels Paulus, wie es alle Mittheilungen über ihn bieten, deckt sich in seinen charakteristischen Zügen ganz mit dem, welches die genannten Schreiben von ihrem Verfasser gewinnen lassen. Dazu kommt, daſs die darin vorausgesetzten zeitgeschichtlichen Verhältnisse wohl um die Mitte des ersten Jahrhunderts, nicht mehr aber nach der Zerstörung Jerusalems möglich sind. Darum ist es begreiflich, daſs der Widerspruch gegen die vereinzelte Bestreitung der Echtheit dieser vier Briefe auch auf Seite der „Kritik" ein ziemlich allgemeiner ist. Dagegen ist die Frage nach den Empfängern des Galaterbriefes, ob diese in der Landschaft Galatien oder in der römischen Provinz dieses Namens zu suchen sind, mit ihren Consequenzen hinsichtlich der Entstehungszeit der ersten paulinischen Schreiben neuerdings wieder lebhaft aufgenommen worden. Ähnliches ist zu sagen hinsichtlich der Bestimmung der Parteien in Korinth, ob deren drei oder vier waren, und über die thatsächlichen Voraussetzungen für den zweiten Korintherbrief. Beim

*) So O. Holtzmann in der protest. „Theol. Litteraturzeitung", 1890, Nr. 8 gelegentlich der Besprechung des I. Bandes meiner neutestamentlichen Commentare, wo es heißt: „. . . weil er in den paulinischen Briefen mit Recht den festen Punkt für die Erkenntnis der neutestamentlichen Zeit sieht".

Römerbriefe kann man die früher viel erörterte Frage, ob die römische Gemeinde überwiegend aus Heiden- oder Judenchristen bestand, als im ersteren Sinne für erledigt bezeichnen; die andere dagegen, ob und in welchem Maße die Rücksicht auf Judenchristen die Abfassung des Schreibens veranlasst oder beeinflusst hat, ist noch nicht aus dem Bereich der Discussion gerückt. Vielfach wird seitens der „Kritik“ die Integrität des ganzen Briefes bestritten oder in Zweifel gezogen; die Mannigfaltigkeit der Meinungen aber darüber, welche Stücke auszuscheiden seien, empfiehlt bereits die sonst unwidersprochene Tradition von der Ursprünglichkeit im ganzen uns vorliegenden Umfange. In einem hervorragenden Maße tragen die *beiden Thessalonicherbriefe* ein inneres Merkmal der Echtheit in sich. Es lagen durchaus concrete Veranlassungen vor, die nicht nur verhältnismäßig viele tief empfundene Herzensergüsse hervorgerufen haben, sondern auch derartig waren, dass sie nur in ganz jungen Gemeinden und auch da nur eine kürzere Zeit lang könnten bestanden haben. Obschon deshalb die Annahme einer späteren Unterschiebung, die niemals beanstandet worden ist, innerlich unmöglich erscheinen muss, so hat sie doch weniger beim ersten, mehr aber beim zweiten Schreiben Anhänger gefunden. Zu Ungunsten des letzteren macht man vermeintliche Widersprüche mit dem ersteren geltend. Abgesehen aber davon, dass die Exegese sie zu lösen vermag, würde dieser Beweis gegen die Einstellung eines bewussten Falsarius noch mehr Gewicht haben, da dieser sich ja durch einen wirklichen Widerspruch gleich verrathen hätte.

Eine höchst bedeutungsvolle Stellung nimmt der *Hebräerbrief* ein, der sich „als ein zu einheitliches Ganze kundgibt, um zerstückelt und verschiedenen Zeiten zugewiesen werden zu können“. Dieser enthält nämlich dieselben christologischen Lehren, die wir in den johanneischen Schriften, besonders dem vierten Evangelium, finden, und es nimmt darum „dieses Schreiben eine für die Geschichte der neutestamentlichen Bücher entscheidende Stellung ein, indem es der Vertheidigung des apostolischen Ursprunges derselben als das *Band dient, welches die in den ältesten und zumeist als echt paulinisch anerkannten Schriften niedergelegten Lehren mit denen verknüpft, die wir in jenen hl. Urkunden, die so gern einer viel späteren Periode zugewiesen werden, finden.*“ *) Gründe der „inneren Kritik“ sind es, welche den Hebräerbrief in die Zeit vor der Zerstörung Jerusalems verweisen, ihn an Leser, die einst Juden waren und das alttestamentliche Heiligthum noch in ihrer Mitte hatten, gerichtet sein lassen, und die für den sachlichen paulinischen Ursprung sprechen,

*) Vgl. *Aloys Schaefer*, „Die Bücher des N. T.“, erklärt. V. Bd., Hebräerbrief. Münster 1893, S. 15 f.

der von Origenes als eine von den „Alten“ bereits überlieferte Tradition bezeichnet worden ist. Und nur zur Empfehlung dieses conservativen Resultates kann es dienen, dafs ihr Preisgeben die bunteste Reihe von Meinungen über den Leserkreis dieses Briefes gezeitigt hat; auf fast alle gröfseren Gemeinden der ersten christlichen Zeiten im Orient wie auch Occident hat man gerathen. Der Hebräerbrief bietet nun zunächst ob der vollen Übereinstimmung in den christologischen Lehren eine wesentliche Stütze, um die Echtheit zunächst des Kolosserbriefes gegen Einwände, die dem Lehrgehalte desselben entnommen werden, zu vertreten und damit dann die übrigen sogen. Gefangenschaftsbriefe an die Ephesier, Philipper und Philemon als gleichzeitige paulinische Schriften festhalten zu können. Das Gemisch judaisierender und gnosticierender Irrthümer, welches im Kolosser- und Epheserbriefe und später auch noch in den Pastoralbriefen bekämpft wird, wurzelt nicht in dem späteren Gnosticismus des 2. Jahrhunderts, sondern sowohl in denselben judaisierenden Bestrebungen, die der hl. Paulus im Galaterbriefe bekämpft hatte, als insbesondere in dem in Kleinasien weitverbreiteten persischen Mithraskulte, der — eine Art heidnischen dualistischen Gnosticismus — vornehmlich die Lehre von einem „Mittler“ zwischen Licht und Finsternis enthielt. Gestaltet sich so das religionsgeschichtliche Bild für die ersten Decennien der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts als ein zeitgeschichtlicher Hintergrund, der die polemische Tendenz der sogen. Pastoralbriefe verstehen läfst, so mehren sich in der Gegenwart auch die Stimmen, welche sich für die sehr begründete Annahme einer Befreiung Pauli aus der ersten römischen Gefangenschaft und einer vierten (bezw. auch fünften) Missionsreise des Apostels aussprechen und damit befriedigend die Frage nach der Entstehungszeit jener Schreiben lösen lassen. Mit der Echtheit derselben kann dann freilich ein Aufbau der ältesten Kirchengeschichte ohne die hierarchische Gliederung und Ordnung nicht mehr in Einklang gebracht werden.

Die Untersuchung des Verhältnisses der drei ersten Evangelien zu einander hat — namentlich in den Einzelausführungen — eine Fülle von Hypothesen gezeitigt, ist aber noch nicht zu einem vollen Abschlufs gediehen. Dabei bestehen die gröfseren Schwierigkeiten nicht in der Erklärung der Verschiedenheiten, sondern in der der Ähnlichkeiten, bezw. Gleichheiten unter den synoptischen Evangelien. Die von Gieseler zuerst ausgestaltete und besonders auch von katholischen Theologen (Friedlieb, Schegg, Kaulen, Cornely) aufgenommene Hypothese von einem gemeinsamen mündlichen Evangelium, das eben eine gewisse stetige Form erhalten hatte, darf auch heute nicht beiseite gesetzt werden; es mufs nur des Weiteren und im Einzelnen die geschichtliche Entwicklung der ersten Gemeinden verfolgt werden, um die Veranlassungen

für die Fassung der einzelnen Perikopen und ihre Aufnahme in den Unterrichtsstoff zu erkennen. Zu verbinden ist aber diese Hypothese mit der anderen, dass die später schreibenden Evangelisten vorhandene schriftliche Vorlagen berücksichtigt, bezw. benützt haben, wie das insbesondere der Prolog des Lukasevangeliums nahelegt. Wie unsicher aber die Combinationen in der Bestimmung des Abhängigkeitsverhältnisses von vorliegenden schriftlichen Quellen sind, zeigt die Mannigfaltigkeit derselben; zugleich aber ist diese Thatsache ein deutlicher Wink, dass die Bestimmung der Reihenfolge der Evangelien auf äußere Zeugnisse hin grundlegend sein muss. Das bedeutet aber eine Rückkehr zur uralten Tradition: Matthäus, dann Marcus und Lukas. Ich glaube, dass gerade die Lösung der synoptischen Frage dadurch, dass sie in der Zeitgeschichte namentlich nach einem Grunde für die Stoffauswahl sucht, zu einer Bestätigung der Nachrichten des Irenäus über die Abfassungszeit der drei ersten Evangelien wird, und dass wir also — trotz des jüngsten Versuches von Belser — über das Jahr 63 für das des Matthäus nicht werden hinaufgehen dürfen.

Mit besonderer Einhelligkeit ist seitens der modernen „Kritik" die Echtheit des Johannesevangeliums bestritten worden Es ward geradezu als eine Unmöglichkeit erklärt, dass einer der zwölf Apostel und gar der Zebedaide Johannes der Verfasser des Evangeliums und der Johannesbriefe sei. Die Gesichtskreise jenes und dieser sollen zu verschieden und unversöhnlich miteinander sein. Doch ist dem nicht so, denn die durch Irenäus bis auf den Johannesschüler Polykarp zurückzuführende Tradition, nach welcher der Apostel Johannes in Ephesus und zwar erst um die Wende des ersten Jahrhunderts sein reiches Leben beschlossen habe, besteht unerschüttert.*) Schon rein natürlich betrachtet vermochte eine Zeitepoche, in welche die Erfolge eines Paulus und die Zerstörung Jerusalems fielen, den „galiläischen Fischer" zu einem „universalistischen Genius der Christenheit" auszubilden; und wir lernen verstehen, wie ein Mann in seinem Alter einerseits mit dem alten Testamente, besonders mit der Weise der Propheten sehr vertraut sein und darum der „apokalyptische Theologe" werden kann, anderseits aber sich von „jüdischen Schlacken" aus der Zeit des „Donnersohnes" (Luk. 9, 54) reinigen und Ideen, wie sie sonst namentlich ein Paulus vorgetragen hat, in sich aufnehmen und als Evangelist lehren konnte. Es ist auch ein Zurückkehren zu den alten traditionellen Resultaten, dass man in der Gegenwart immer mehr mit der Anschauung bricht, die gnostischen Systeme des zweiten Jahr-

*) Auch durch das „Fragment aus Papias" bei den griechischen Historikern Georgios Harmactolos und Philippus Sidetes, falls es wirklich ein solches ist, (vgl. hierzu in der Einleitung S. 257 f., Anm. 6.) ist diese Tradition nicht erschüttert worden.

hunderts böten den zeitgeschichtlichen Hintergrund für die dogmatische Tendenz des vierten Evangeliums. Übrigens waren die Kritiker darüber nicht einig, ob der Gnosticismus durch das Johannesevangelium bekämpft oder gestützt werden sollte. Sowohl die verschiedenen Irrlehren — Cerinthianer, Ebioniten, Doketen, Nicolaiten — und die ersten Keime zu dem späteren, in den verschiedenen bekannten Systemen ausgestalteten Gnosticismus, welche insgesammt gegen den Glauben an die Gottheit Christi gerichtet waren, als auch die seitens des wiedererstarkenden und christenfeindlichen Judenthums drohenden Gefahren bilden um die Wende des ersten Jahrhunderts die Veranlassungen, welche uns recht wohl die Abfassung des letzten Evangeliums als den Zeitbedürfnissen entsprechend erklärlich machen. Einige Decennien später hätte es sicher einen bestimmteren, die bis dahin ausgestalteten und zu bekämpfenden Systeme genügend scharf kennzeichnenden Charakter erhalten. Dasselbe gilt von dem ersten und zweiten Johannesbriefe; der dritte aber setzt bei seinem Verfasser eine so hohe, einzigartige und unwiderstehliche Autorität voraus, wie man sie nur bei einem Apostel finden kann.*) Während die Einheitlichkeit der Urheberschaft bei den Briefen — besonders aber dem ersten — und dem Evangelium keinen erheblichen Widerspruch finden kann, steht es anders bei der Apokalypse. Dieses Buch, welches in den letzten Decennien das Geschick gehabt hat, von der „Kritik" bei lebhaftem Widerspruche aus demselben Lager zerstückelt und dann theils den ältesten — auch jüdischen —, theils den jüngsten, neutestamentlichen Schriften zugewiesen zu werden, soll so verschieden sein von den übrigen johanneischen Schriften, dass es mit diesen unmöglich denselben Verfasser haben könne. Und doch schreibt jüngst mit Recht Harnack:**) „Ich bekenne mich zu der kritischen Ketzerei, die die Apokalypse und das Evangelium auf einen Verfasser zurückführt." Die Apokalypse lehnt sich nämlich inhaltlich wie formell an die Schriften des alten Testamentes, besonders der Propheten an, wodurch sich die Verschiedenheit vom Evangelium erklärt. Wie das Charakterbild des hl. Paulus, der Völkerapostel und Israelit war, sich widerspiegelt in seinem Schreiben an seine heidenchristlichen Gemeinden und in dem Hebräerbriefe an sein Volk, so erkennen wir auch

*) Ad. Harnack, „Über den dritten Johannesbrief." (Texte und Untersuchungen XV. 3.) Leipzig 1897, S. 17: „Das Bild, welches wir hier empfangen, kann den nicht befremden, der aus den Briefen des Apostels Paulus sein Verhältnis zu den von ihm gestifteten Gemeinden kennt. Es sind wesentlich dieselben Züge von Autorität und praktischer Handhabung der Autorität den Gemeinden gegenüber, die uns in ihnen entgegentreten."

**) „Chronologie", I. S. 675, Anm 1. Ihm stimmt Beyschlag in „Studien und Kritiken." 1898, S. 98, bei.

den einstigen Israeliten Johannes wieder in der Apokalypse, im Evangelium aber und in den Briefen finden wir den zu allen Völkern gesandten Apostel.

Es erübrigt nun noch, einen Blick auf die Apostelgeschichte und die Briefe des Jacobus, Petrus und Judas zu werfen. Die historische Treue der Apostelgeschichte hat in neuester Zeit in E. Curtius, dem besten Kenner altgriechischer Geschichte und Kultur, einen begeisterten Zeugen erhalten. Die Prüfung des Berichtes über Pauli Auftreten in Athen gibt ihm die Worte ein*): „Wer den Bericht der Apostelgeschichte unbefangen auf sich wirken läſst, kann sich . . . dem Eindruck nicht entziehen, daſs ein wohlunterrichteter Zeuge wahrheitsgetreu den Vorgang schildert. Es ist in den 16 Versen des Textes eine solche Fülle von geschichtlichem Material enthalten, es ist alles so prägnant und eigenartig, so lebensvoll und charakteristisch; es ist nichts redensartliches und schablonenhaftes darin, wie es der Fall sein würde, wenn jemand eine erdichtete Erzählung vorträgt . . . daſs, wer den geschichtlichen Wert des Berichtes über Paulus in Athen in Abrede stellt, eines der wichtigsten Blätter aus der Geschichte der Menschheit reiſst." Gerade das Nichtbemühen des Verfassers, manche Berichte, die auf den ersten Blick verschieden von anderen ihm sicher nicht unbekannten Darstellungen zu sein scheinen, in Einklang zu bringen, spricht für die Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe der aufgenommenen Quellen. Hinsichtlich dieser aber eine vollständige und sichere Scheidung zu treffen, ist noch nicht gelungen und wird wohl auch in solcher Weise nicht gelingen, da der zielbewuſste Verfasser doch auch wieder Herr seines Stoffes blieb und ihm wohl öfters die Eigenart seiner Form aufprägte. Die Verfasserfrage aber besser zu beantworten, als es der Anfang des Buches selbst und die bestimmte, bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts zurückzuverfolgende Tradition thun, ist keiner „inneren" „kritischen" Untersuchung gelungen. Wie sehr es sich aber gestraft hat, dem, was ein biblisches Buch über seinen Urheber selbst sagt und die Überlieferung darüber berichtet, nicht zu glauben, zeigt in der Gegenwart so recht der Jacobusbrief. Derselbe ist von einem Theil der „Kritiker" (z. B. Baur, Zeller, Volkmar, A. Harnack) dem zweiten Jahrhunderte, neuestens aber von einem anderen, Spitta, der ältesten, ja vielleicht schon der vorchristlichen Zeit zugewiesen worden. Das zeitgeschichtliche Bild aber, das er selbst erschlieſsen läſst, bestimmt den Anfang der sechziger Jahre als äuſserste untere Grenze. Die Meinung, welche — unter den Katholiken von Schegg **) getheilt — Jacobus, den „Bruder des Herrn" und Verfasser des Briefes, von dem Apostel dieses Namens trennen

*) „Paulus in Athen" in den Sitzungsberichten der K. Preuſs. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1893, S. 925.

**) „Jacobus, der Bruder des Herrn, und sein Brief." München 1883, S. 58 f.

will, hat bei den katholischen Exegeten keine weitere Zustimmung gefunden. Die älteste Tradition und insbesondere Gal. 1, 19 verbieten es. Die uralte Frage über das Verhältnis des Lehrgehaltes in diesem und in den paulinischen Briefen ist erneut dahin beantwortet worden, dass Jacobus die Missverständnisse der letzteren hätte beheben wollen. Die vermeintliche Disharmonie löst sich jedoch durch die Bestimmung der Begriffe: Glaube, Rechtfertigung und Werke, die nicht einen sich deckenden Inhalt bei Paulus und Jacobus haben. Es gehen die Lehren der beiden Apostel nebeneinander her.

Der erste Petrusbrief charakterisiert sich durch seinen Anfang und Schluss derart als echt, dass Harnack (Chronologie I., S. 455 ff., 464) als Bekämpfer der Echtheit die genannten Theile als eine spätere, vom Verfasser des zweiten Petrusbriefes herrührende „Einrahmung" erklärt. Sollte aber diese Hypothese, für die kein anderer Grund spricht als die Verlegenheit, was mit einem so unverkennbar petrinischen Merkmal anzufangen ist, „unrichtig sein, so würde ich mich" — so fährt Harnack fort — „leichter entschließen können, das Unwahrscheinliche für möglich zu halten und den Brief dem Petrus selbst zu vindicieren." Das „Unwahrscheinliche" aber schwindet, wenn man nicht nur darauf sieht, dass der Verfasser des Briefes sich als Augenzeugen des Leidens Jesu bekennt, sondern insbesondere beachtet, dass er „durch" den Paulusschüler Silvanus seine Gedanken hat niederschreiben lassen. Erklären sich doch dadurch vollkommen die „Anklänge" und Ähnlichkeiten mit den paulinischen Schriften. Eine solche gewisse Mittelbarkeit der Abfassung dürfte auch bei dem zweiten Petrusbriefe anzunehmen sein. Hier weisen einige auffallende Ähnlichkeiten mit den ersten Briefen des Clemens von Rom auf denjenigen hin, „durch" den Petrus sich ein zweitesmal an denselben Leserkreis gewendet hat, dem der erste Brief gegolten hatte. Es waren Heidenchristen, denen dieselben Gefahren sich nahten, welche bei überwiegend judenchristlichen Gemeinden der Bruder des Jacobus, Judas, in einem Briefe schon bekämpft hatte. Es hatten sich „nebenher gewisse Menschen eingeschlichen", die unsittlich lebten, Christum als den „alleinigen Gebieter und Herrn" läugneten und über seine Wiederkunft spotteten. In den Jüngern Simon des Magiers dürften mit Recht die Urheber dieser Irrlehren erkannt werden. Diese geschichtliche Erwägung führt neben anderen Gründen dazu, die Frage, ob zwischen dem zweiten Petrus- und dem Judasbriefe eine litterarische Bezugnahme besteht, zu bejahen und die weitere Controverse, welchem der beiden Schreiben die Priorität zuzuerkennen sei, zu Gunsten des letzteren zu entscheiden. Spitta's Versuch in neuester Zeit, den zweiten Petrusbrief als den älteren zu erweisen*), hat

*) „Der zweite Brief des Petrus und des Judas." Halle 1885.

mit Recht keine Zustimmung gefunden. Aber nicht ohne Interesse ist es wieder, dass Spitta sich den Vertretern der Echtheit zugesellt, die sonst so vielfach von der Kritik bestritten wird.

Der Überblick über die Geschichte der einzelnen neutestamentlichen Bücher zeigt somit, dass sich in der Gegenwart mehr und mehr im „kritischen" Lager eine rückläufige Bewegung zu den Resultaten vollzieht, welche die Tradition in der Kirche festgehalten hat. Es liegt darin eine gewisse Anerkennung der Ergebnisse, die eine auf dem Boden des Glaubens stehende und jede directe und indirecte Anregung und Förderung dankbar annehmende Einleitungswissenschaft in der Erfüllung ihrer apologetischen Aufgabe erzielt hat.

Nachdem wir diesen Blick in die Geschichte der Entstehung der einzelnen 27 neutestamentlichen Schriften geworfen, erübrigt nun noch die Frage nach der Ausscheidung derselben aus der übrigen ältesten christlichen Litteratur und ihrer Zusammenfassung zu einem einzigartigen Ganzen, dem „Kanon" des Neuen Testamentes. Grundlegend dabei ist die Untersuchung darüber, — und das ist eine in der Gegenwart gerade in den Vordergrund gerückte Frage, — ob man denn auch zu jeder Zeit und zwar zurück bis in die der Apostel einen Unterschied des Ursprunges unter den schriftstellerischen Erzeugnissen gemacht, an eine Inspiration der neutestamentlichen Bücher geglaubt hat. An Bemühungen, dieses in Abrede zu stellen, fehlt es nicht. Und doch wird eine solche Überzeugung z. B. hinsichtlich paulinischer Briefe im zweiten Petrusbriefe (3, 15. 16) und hinsichtlich verschiedener neutestamentlicher Schriften, speciell der Evangelien, an genügend zahlreichen und deutlichen Stellen in den Schriften apostolischer Väter zum Ausdruck gebracht. Noch bestimmter bekundet sie Justinus, und Theophilus von Antiochien nennt die Verfasser der „heiligen Schriften" „Geistesträger", die „heiliges" und „göttliches Wort" lehren. Nach Irenäus ist es „ein und derselbe Geist", der in den Propheten und in den Aposteln redet. Die Anzahl der Schriften, welche, als vom Heiligen Geist eingegeben, von anderen geschieden und allmählich zu abgeschlossenen Sammlungen vereinigt wurden, lässt sich namentlich für die älteste Zeit — speciell die der apostolischen Väter — nicht bestimmen, da nur für praktische Bedürfnisse davon Gebrauch gemacht ward. Es kam aber auch umgekehrt vor, dass man noch andere Schriften, als den ersten Brief des Klemens von Rom, den des Barnabas, den Pastor des Hermas, in die Sammlungen einzelner Gemeinden aufgenommen hatte.

Da man den Gläubigen die von den Aposteln oder anderen von Gott erleuchteten Lehrern herrührenden Schriften bei den Gottesdiensten vorzulesen pflegte, so führte das zunächst zu Sammlungen derselben, dann aber zu einem Abschließen dieser Sammlungen. Zu den schon seit längerer Zeit

bekannten Verzeichnissen der Bücher, welche die Kanones der Hauptgemeinden ausmachten — für Rom das der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts angehörende sogen. Muratori'sche Fragment, für Alexandrien die Angaben des Clemens von Alexandrien, Origenes und die Aufzählung im Codex Claramontanus (D), für Jerusalem die Belehrungen des Cyrillus von Jerusalem, für Syrien die Aufnahme in die Peschitta —, hat ein glücklicher Fund Mommsen's im Jahre 1886 einen „Kanon" der afrikanischen Kirche hinzugefügt, in welchem nur der Hebräer-, Jacobus- und Judasbrief fehlen.

Während in der ersten Zeit die sichere Kenntnis des apostolischen Ursprunges — bei Marcus und Lukas wohl auch die Autorität ihrer Lehrer Petrus und Paulus — die Aufnahme in den Kanon begründete, bedurfte es später, wenn Zweifel entstanden oder angeregt wurden, eines anderen Maßstabes. Als solcher diente die Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre. Darüber aber musste eine Autorität entscheiden. Diese besaßen in den einzelnen Gemeinden, bezw. Sprengeln die Bischöfe, wobei die Mutterkirchen einen bestimmenden Einfluss auf ihre Tochterkirchen ausübten. Jene Kirche aber, die einen Primat unter allen innehatte, musste füglich dazu berufen sein, eine allgemein geltende Entscheidung zu treffen. Das geschah aber erst, als die Nothwendigkeit eingetreten war, nichtkanonische Schriften auszuscheiden. Zu diesem Zwecke hatten zuerst einzelne Provinzialconcilien entsprechende Beschlüsse gefasst, als in Laodicea (360), Hippo (393) und Karthago (397 und 419). „Außer den kanonischen Schriften soll nichts in der Kirche gelesen werden unter dem Namen göttlicher Schriften." Es galt den Gefahren zu begegnen, die seitens der Häresie durch Unterschieben apokrypher Schriften drohten. Die Entscheidung Innocenz I. (405) und das sogen. Decretum Gelasianum, durch welche unsere 27 neutestamentlichen Schriften allein als kanonisch bezeichnet wurden, hatten der Tradition eine feste Gestalt gegeben, von der nur noch vereinzelt Abweichungen verfolgbar sind. Nachdem bereits Eugen IV. durch die Bulle „Cantate Domino" vom 4. Februar 1441 den Kanon des Neuen Testamentes festgestellt hatte, ward der Protestantismus durch sein Leugnen des inspirierten Charakters einzelner Bücher die Veranlassung, dass nochmals autoritativ der Umfang des Kanons bestimmt ward. Es geschah das auf dem Concil von Trient in der vierten Sitzung vom 8. April 1546.

Gewiss ist es für den Katholiken wie den gläubigen Protestanten von höchstem Interesse, den quellenmäßigen Beweis zu liefern, dass gerade die Bücher, welche von ihnen als göttlichen Ursprunges verehrt werden, auch jederzeit dafür gehalten und demgemäß von anderen Schriften unterschieden worden sind. Über Luther's Maßstab vom subjectiven Empfinden, ob ein

Buch „Christum treibe“, urtheilte nämlich schon der Göttinger protestantische Theologe J. D. Michaelis*) unter dem Einflusse des Rationalisten Joh. Salomo Semler im Jahre 1788: „Ein innerlich gefühltes Zeugnis des Heiligen Geistes . . . . . habe ich für meine Person mein Lebenlang nicht gefühlt; aber ich halte den, der es gefühlt hat, auch nicht für glücklicher oder der Gewissheit näher, denn der Mohamedanismus fühlt es ebensogut“; und darüber sagt er dann: „es muss also wohl nur zuwegegebrachtes Gefühl, Selbstbetrug gewesen sein“. In unserer Zeit hat nun besonders Theodor Zahn**) in Erlangen mit umfassender Gelehrsamkeit sammelnd und prüfend die Geschichte des Kanons bis zu den ersten Anfängen zurückverfolgt. Es liegt jedoch in der Natur des vorhandenen Materials, dass zwar einerseits aus dem Nichtgebrauchen oder Nichtaufführen einzelner neutestamentlicher Schriften ein Beweis gegen die Anerkennung ihres kanonischen Charakters wie das die „Kritik“ noch immer zu thun beliebt, durchaus nicht abgeleitet werden kann, dass aber auch anderseits für denselben bei allen neutestamentlichen Büchern ein vollkommener Beweis, der jedes Bedenken ausschlösse, nicht erbracht werden kann. Insbesondere kann eine zweifellose Gewissheit darüber, dass nur die bekannten 27 Schriften und nicht auch andere als inspiriert anzusehen sind, eine historisch-kritische Untersuchung allein nicht ermitteln. Für diesen Zweck bedarf es, wie einst im christlichen Alterthume so auch in der Gegenwart, einer dazu befähigten Autorität. Auch hier ist die Kirche nothwendig.

Herbstzeitlose.

Von Louise Koch.

Es ist so wie zum Sterben traurig
Der Herbstzeitlose spätes Blüh'n:
Sie sieht des Sommers letzte Sonne
In matten Strahlen leis verglüh'n, —
Ringsum die todgeweihten Fluren,
Die falterlosen, müd vergeh'n —
Und sie, der Auen letztes Lächeln,
Wird morgen hart der Wind verweh'n.

---

*) „Einleitung in die göttlichen Schriften des N. T.“, 4. Aufl. 1788, S. 81.

**) „Forschungen zur Geschichte des neutestamentl. Kanons und der altkirchlichen Litteratur.“ Erlangen 1881—93, und: „Geschichte des neutestamentl. Kanons.“ Erlangen, 1888—92.

Streik und Staat.

Von Dr. Karl Hilgenreiner.

(I.)

Der große Kohlenstreik in den Sudetenländern, der bedeutendste Ausstand, den Österreich bisher erlebt, ist beendet. Über drei Kronländer ausgedehnt, umfasste er 200 Kohlenbergbaue mit fast 90.000 beschäftigten, darunter etwa 60.000 streikenden Arbeitern. Das kostbare Erbe versunkener Pflanzenwelten, das diese Länder in ihrem Schoße so reichlich bergen, lag durch 10 Wochen ungehoben und es schien, als wären die tausende von feiernden Knappen den Rädern des öffentlichen Verkehres in die Speichen gefallen; er stockte vielerorts, die Industrie erlahmte unter dem Fehlen des überdies vertheuerten Materials. Ein unerträglicher Mangel des Brennstoffes, gesteigert durch die Habgier kaltberechnender Zwischenhändler, zog den Großbetrieb ebenso wie die bescheidene Haushaltung in empfindliche Mitleidenschaft und erhöhte die Noth der Armen bis zur peinigenden Verzweiflung. Man muss sie gesehen haben, diese hunderte von Weibern, welche z. B. in Prag oder Pilsen stundenlang in der Winterkälte vor den Thoren der öffentlichen Verkaufsläden warteten, wie sie sich beim Verkaufe schier blutig schlugen, um etwas von den Kohlenvorräthen zu erhalten, welche die Gemeinde zum Selbstkostenpreise ärmeren Leuten abgab. Auch der Fernerstehende konnte da einen Blick in das gesteigerte Elend der untersten Volksschichten thun. Und wer beschreibt die traurigen Folgen für die streikenden Arbeiter? Die Ersparnisse wurden rasch aufgezehrt, der noch rückständige Lohn da und dort mit prahlendem Leichtsinn vergeudet; da die Unterstützungen kärglich waren (vielfach 1 Krone wöchentlich per Kopf), wurde geborgt, verpfändet, der kleine Besitz mit Schulden belastet, so dass das Ende des Streikes keineswegs das Ende der Noth bedeutet. „Das Menschenleben ist in 9 von 10 Fällen ein bloßer Kampf um die Existenz." So wahr dieses Wort Gladstone's ist, so sicher ist es, dass dieser Massenstreik mit einem Gesammtverluste von etwa 50 Millionen Kronen dem Leben von Tausenden blutige Wunden geschlagen; der Tod, der ungezählte Existenzen begräbt, schreitet in seinem Gefolge, begleitet von einem Heere wilder Leidenschaften, welche diese Kampfeswochen vielerorts aufgewühlt.

Eine so ausgedehnte Arbeitseinstellung, deren Folgen unmittelbar von der gesammten Bevölkerung empfunden wurden, musste natürlich in ihrem Verlaufe das lebhafteste Interesse aller erregen, ja die stets wachsende öffentliche Noth ließ bald für den einen, bald für den anderen der streitenden Gegner Partei ergreifen. Insbesondere aber war es der Staat, welchem von der Öffentlichkeit eine schier unbeschränkte Vollmacht zur beschleunigten Beilegung des Streikes zugesprochen wurde. Nicht nur in den Tagesblättern, auch in öffentlichen Körperschaften der Gemeinden und des Staates wurden der Regierung ganz außerordentliche Mittel, wie Sequestration oder dauernde Verstaatlichung der betreffenden Betriebe, angelegentlichst empfohlen. Dem Ertrinkenden gleich, der in fieberhafter Angst ergreift, was er erreichen kann, und nicht darauf achtet, ob er noch andere ins Verderben reißt, erschien die erschreckte Bevölkerung mit den gewagtesten Maßregeln zufrieden, sofern sie nur Linderung der Noth versprachen. Es war dabei interessant zu beobachten, wieweit gewisse Lieblingsvorstellungen des Socialismus bereits ins Volk eingedrungen, und es ist nicht zu leugnen, dass gerade die Erwartung von ganz außergewöhnlichen Vorkehrungen des Staates auf der einen und die Sicherheit, dass solche nicht erfolgen könnten, auf der anderen Seite nicht wenig zur Verlängerung des Streikes beigetragen haben.

Bietet so der abgelaufene Monstrestreik Veranlassung, das Verhältnis des Staates zu etwaigen Arbeitseinstellungen zu erörtern, so soll damit durchaus keine Kritik eben dieses letzten Streikes oder des Verhaltens irgend einer der betheiligten Parteien gegeben werden. Nicht als Richter, nicht als Berather, lediglich als Beobachter wollen wir von der Höhe christlicher Weltanschauung eine Seite der vielgestaltigen socialen Frage eingehender betrachten, indem wir das Verhältnis des Staates zu der Streikbewegung erörtern.

I.

Was ist der Streik? — In manchen Kreisen weckt dieses Wort eine Vorstellung, welche einem bekannten Gemälde entliehen zu sein scheint. Der Hof einer Fabrik stellt sich ihnen dar mit seinen düsteren Schloten und rauchgeschwärzten Werkstätten, vor denselben Soldaten in Reih' und Glied aufgestellt, das Gewehr im Anschlag. Wem gelten ihre Kugeln? Dem wildbewegten Volkshaufen im Vordergrunde. Arbeiter sind es, welche die Fabrik stürmen, die Maschinen zum Stillstehen bringen wollen. Hier hebt einer Steine auf, sie gegen die Truppe zu schleudern, dort schwingt ein sehniger Arm drohend den wuchtigen Hammer, mit schrillem Pfiff höhnt ein halbwüchsiger Bursche die schützende Wache. Die einen stürmen, ängstlich zagen die andern, Weiber, Mütter sind herbeigestürzt, den Gatten, den Sohn aus

der furchtbaren Nähe der Gewehre zu reißen — umsonst! Sie werden sich auf die Soldaten stürzen, sie mit einem Hagel von Steinen überschütten, ein kurzer Befehl, ein Blitzen und Krachen — zuckende Leichen, blutüberströmte Verwundete! Nicht Befreiung vom Elende, noch größeres Elend trifft die Familien. — Die Vorstellung ist dem Leben entnommen, allein sie ist falsch, wenn sie das Wesen des Streikes bezeichnen soll. Wäre das der Streik, wäre er Plünderung, Gewaltthat, so würde die Lösung unserer Frage lauten: Mahnen, Drohen, Schießen!

Die Geschichte der alten, mittleren und neuen Zeit bietet uns gar mannigfache Bilder, uns einen besseren Einblick in die Natur dieser gesellschaftlichen Erscheinung zu gewähren.

Auf dem aventinischen Hügel in Rom — noch läſst die Ansiedlung nichts ahnen von der künftigen Beherrscherin der Welt — hat sich ein Haufen Plebejer um einen Greis versammelt. Verwildert starrt ihm Haar und Bart, geisterhafte Blässe deckt das abgehärmte Gesicht, durch die Lumpen, die ihn bedecken, erscheinen die Narben von schweren Kriegswunden. Stumm steht er unter ihnen, aber seine Jammergestalt, die Striemen von Geißelhieben und seine Thränen erzählen der Menge sein und ihr trauriges Los. Während er für Rom gar manchesmal in den ersten Reihen dem Feinde gegenüberstand, ward sein Gütlein verheert und verwüstet, — in Schulden gerathen, ist er nun seinem patricischen Gläubiger auf Gnade und Ungnade ausgeliefert; mit Geißelhieben, mit Schuldhaft und Sclaverei danken die Herren von Rom die Dienste ihrer Soldaten. Da bäumt sich der Groll des Volkes auf. Eine Staatsordnung, die ihnen dieses Geschick bereitet, sollen sie schützen? Vor den Thoren stehen die Volsker, was kümmert's sie? Sie ziehen nicht aus, sie feiern. „Unsere Freiheit ruht besser in der Hand unserer Feinde als unserer Mitbürger!" — Zu Tode erschreckt unterhandeln die Patricier, verheißen Befreiung von der Schuldknechtschaft für jeden, der die Waffen ergreift. Und die Plebs wappnet sich, der Feind wird geschlagen. (Livius, Hist. II. 23.) — Die Gefahr ist vorüber, vergessen auch das Versprechen! Da kehren die betrogenen Plebejer der treulosen Stadt den Rücken. An dem jenseitigen Ufer des Anio auf dem heiligen Berge schlagen sie ihr Lager auf. Mag arbeiten für Rom, wer da will, kämpfen für Rom, wer da will; sie haben ihr Schicksal von der Stadt geschieden, bis ihnen Gerechtigkeit wird (ebendort c. 32).

Ein Streik im Alterthum.

In Colmar war es im Jahre 1495, dass die Bäckergesellen mit großer Klage vor den Magistrat der Stadt traten. Den altherkömmlichen Platz bei der Frohnleichnamsprocession hatte man ihnen entrissen. Darob

verlangten sie Schutz und Sühne. Sie ward ihnen nicht. Und des andern Tages standen die Bäckerstuben leer und die Öfen kalt, die Gesellen waren auswärts gezogen. Was half es, dass der Rath sie in Verruf erklärte, weil sie „one ufrecht erber Ursach über und wider ir Eyde und Glübde von der Stadt entrinnet"? Mangel an Brot trat dennoch ein, sodass der Vertrieb von Bäckereien freigegeben und „meniglich, wem das gelegen, tegelich sovil und dick einem jeden gelegen" führen und verkaufen durfte. Was half es, dass das Gericht von Oberbergheim beide, Gesellen und Rath, verurtheilte? Die Bäcker unterwarfen sich nicht. Von Oberbergheim appellierten sie an das königliche Hofgericht in Ensisheim, von hier an des heiligen Reiches Kammergericht nach Frankfurt a. M. Zehn volle Jahre dauerte die Arbeitseinstellung, unterstützt von den oberrheinischen Genossen, und die meisten Bäckergilden erklärten den in Verruf, der durch Arbeitannahme in Colmar den Gesellen in den Rücken fiele. Endlich 1505 ergieng der Spruch: Die Bäckerzunft zahlt der Stadt 170 Goldgulden; was aber in Colmar gegen die Bäckerknechte geschehen, sollte alles „ganz krafftlos, tod, ab- und uffgehoben sein", alle Rechte bleiben den Gesellen, auch der heißbegehrte Platz in der Procession.*)

Ein Streik im Mittelalter.

Wieder sind ein paar Jahrhunderte vorübergeflogen, die Augustsonne des Jahres 1859 vergoldet die Docks von London. Ein Wald von Masten belebt das Wasser der Themse, berghoch thürmen sich die Waren an deren Ufern. Es wimmelt sonst von Menschen; inmitten des bunten Gemenges aus allen Nationen erfüllt das Ameisenvolk der Dockarbeiter seinen schweren Beruf. Schiffe werden beladen, Schiffe entladen, der Handel der Welt geht durch ihre fleißigen Hände. Heute sind die Docks schier verödet, 100.000 Arbeiter feiern heute. Ein Hungerlohn war der Preis ihrer schweren Mühe, 7—8 Kronen in der Woche, und dass er noch sicher wäre! Aber heute besorgt der Vermittler für 3 Stunden Arbeit, morgen gegen gute Vermittlungsgebür vielleicht mehr, aber übermorgen sind sie arbeitslos, es ist ein unerträglicher Zustand. Zwei Jahre lang wurde gearbeitet, eine Organisation der verschiedenartigen Elemente zu erreichen, nun kann der Kampf beginnen. Und 2½ Monate ruht die Arbeit, feiert der Handel, stockt der Verkehr und London allein erleidet in seinen Verladungsplätzen ine Einbuße von 40 Millionen Kronen. Ein Cardinal der heiligen Kirche, der Lordmayor von London mischen sich in die Versammlungen der Arbeiter, auch sie müssen in der öffentlichen Meinung deren gute Sache vertreten.

Ein moderner Monstrestreik, der den Welthandel in Mitleidenschaft zieht.

*) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. I. S. 345.

Aber ob in alter, ob in neuer Zeit, immer das gleiche Schauspiel: Der Streik ist ein Krieg, den der Arbeitnehmer dem Arbeitgeber ansagt, ein unblutiger Krieg, der aber tiefe Wunden schlägt, ohne Waffen geführt und doch so erfolgreich, ein Krieg ohne Plünderung, und doch voll schwerer Contribution für die, so ihn führen; ein unnatürlicher Krieg, da jene sich zerfleischen, die nur in Eintracht ihr Leben erhalten können, und doch ein so häufiger, ein täglich sich mehrender Krieg. Jemehr seit dem 16. Jahrhundert der christlichen Ära in der Erwerbsentwicklung das Capital sich von der Arbeit losgetrennt, umso zahlreichere Krieger hat er für sich geworben, bis er in neuester Zeit zur tagtäglichen Erscheinung geworden. Vom Jahre 1894—99 sind die Streike in Österreich allein von 172 auf 324 gestiegen und haben im letzten Jahre (1899) 977 Betriebe mit 59.146 Arbeitern umfasst.

Die Frage ist nun: Ist der Streik auch ein gerechter Krieg? Kann der Arbeiter durch Arbeitseinstellung den Krieg erklären, seinesgleichen um sich scharen, um dem Fehde anzusagen, in dessen Hause er seinen Unterhalt findet? Nur Souveräne können mit Souveränen gerechter Weise Krieg führen, für den Unterthan wäre es Felonie, gerecht muss die Ursache des Kampfes, gesetzlich die Art von Angriff und Abwehr sein. Kann also der Kampf des Arbeitnehmers gegen den Arbeitgeber ein gerechter Krieg sein?

Selbständig steht an sich der Arbeiter dem Arbeitgeber gegenüber, er ist ihm nicht von Natur, wie der Sohn und die Tochter dem Familienvater, untergeordnet, nicht wie der Unterthan gegenüber der Obrigkeit erscheint er, nein, als freier Mann, der frei sein Schicksal mit einem Unternehmen verbindet oder davon löst. „An sich stehen ja Capitalisten und Arbeiter, wie man nicht oft genug betonen kann, einander gleich. Der Capitalist ist Eigenthümer dessen, was er zum Zweck der Werterzeugung in den Productionsprocess niedergelegt hat, und trägt auch dafür das Risico. Der Arbeiter dagegen ist Eigenthümer dessen, was er in den gleichen Process legte, seiner Arbeitskraft und der freien Verwendung davon, und trägt ebenfalls das Risico dafür .... Daraus ergibt sich, dass sie persönlich im Verhältnisse der Gleichheit zueinander stehen." *) Frei wird also diese Arbeitskraft in den Erwerbsprocess gelegt. Aber dass nicht die flüchtige Laune des Augenblickes das gemeinsame Unternehmen gefährde, schlingt der Arbeitsvertrag ein festes Band um das Capital und die Arbeit. Von beiden Seiten angenommen, sichert er der arbeitenden Hand die Macht des Capitals

*) Weiß, Sociale Frage und sociale Ordnung. S. 679.

und den an sich todten Schätzen des Geistes und des Goldes das befruchtende Schaffen des verbündeten Arbeiters. Vereint nähren sie einander. Hand in Hand fördern sie die Erzeugnisse der Industrie, sie fasst Wurzel, breitet sich aus, vervielfältigt die Zahl der Hände, vervollkommnet die machtvollen Gehilfen, die Maschinen; es mehrt sich das Anlagecapital, die große Production verbilligt die Erzeugung, es wachsen die Einnahmen, es steigt das Erträgnis. Wohl hat die Werbekraft des Capitals, wohl hat der Geschäftsgeist des Unternehmers, wohl hat die Erfindungsgabe seiner Ingenieure einen großen, wohl den größeren Antheil; aber immer und überall darf des Mannes in der blauen Bluse nicht vergessen werden, des Gehilfen all dieser Erfolge, der das Capital seines Arbeitsfleißes in das Unternehmen gelegt. Und wie er frei es hineingelegt, so kann er es frei demselben wieder entziehen oder den Gewinnstantheil desselben höher veranschlagen, wenn der Vertrag gelöst. Die Kündigungsfrist ist um, ledig seines Handschlages steht der Capitalist der Arbeit dem Capitalisten des Geldes oder Geistes gegenüber, er kann seine Forderungen stellen. Und wenn er nun zur sicheren Erreichung derselben 10, 100, 1000 um sich geschart, um bessere Bedingungen des Vertrages zu erringen, wenn sie sich dazu gegenseitig geloben, alle oder keiner in die Arbeit einzutreten, thun sie Unrecht? Nein. Und wenn sie immer mehr Werkstätten in ihren Kreis ziehen, wenn nach abgelaufenem Arbeitsvertrag die Arbeiter einer Gegend, eines Landes, eines Industriezweiges sich solidarisch erklären, um rascher die Macht des Capitals zu brechen, so ist es ihr gutes Recht, es ist erlaubte Selbsthilfe, die keine ihrer Pflichten gegen den Arbeitgeber verletzt. Denn sie sind ihm, wenn der Handschlag des Vertrages eingelöst, gleichgestellt, sie sind souverän und können den Krieg erklären.

Aber wenn die Kündigung nicht erfolgte, die Frist des Vertrages nicht abgelaufen, wenn der Arbeiter das Capital seiner Arbeit nicht frei vergeben kann, weil die Schuld des Arbeitsvertrages für Wochen darauf noch lastet? — Ja, kann da ein Zweifel entstehen, was Recht, was Unrecht? Das Recht verlangt, dass das Wort eingelöst, das Versprechen gehalten, der Vertrag erfüllt wird, und das Gegentheil ist Treubruch, ist tückischer Überfall. Und was das natürliche Recht verlangt, ist Staatsgesetz geworden und seine Übertretung ist strafbar. Der Arbeiter, der für sich als heiliges Recht beansprucht, dass der Arbeitgeber ihm die Vertragstreue hält, nicht ohne Kündigung ihn auf die Straße wirft, nicht willkürlich seinen Lohn verkürzt, der Arbeiter muss auch das Recht des Industriellen anerkennen, von ihm die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu fordern. Nicht ehrlicher Krieg, Aufruhr ist es, wenn er gegen seinen rechtlichen Arbeitsherrn die Waffe des Streikes ergreift, eine räuberische Be-

drohung, ein umso größeres Unrecht, je mehr Genossen seines Vertragsbruches er wirbt, je listiger er die Nothlage des Unternehmers ausnützt, seine Forderungen zu erreichen.

Indessen eine Frage: Kann der Arbeiter seiner Verpflichtung nur nach rechtmäßiger Kündigung ledig werden? Muss er unter allen Umständen die Vertragsfrist einhalten, um dann erst als souveräner Herr seiner Arbeit in den Kampf mit dem Capitalisten zu treten? — Es ist übereinstimmende Lehre der Juristen, dass ein reiner Privatvertrag erlischt, wenn der eine der Vertragschließer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, wenn die Erfüllung unerlaubt, unmöglich wird. Wie nun, wenn der Vertrag eine leere Form ist, welche vor den Augen der Behörde die Willkür bedeckt, der die Arbeitenden ausgesetzt sind, wenn willkürliche Lohnabzüge, ungerechtfertigte Strafen, schlechte Behandlung auf der Tagesordnung stehen, wenn die Vorsichtsmaßregeln bei gefährlichen Betrieben vernachlässigt, die Arbeitszeit nach Belieben verlängert, die heiligsten Rechte der Beschäftigten verletzt und verhöhnt werden? Klagen, Vorstellungen, Beschwerden waren umsonst, keine Besserung. Treue gegen Treue! Dann ist der Vertrag gelöst, der Arbeiter frei, nichts hindert ihn, als letzte, schärfste Waffe auch den Streik zu gebrauchen. Wenn unsittliche, betrügerische Manipulationen von dem Arbeiter verlangt werden, Bedingungen an die Bezahlung seiner Arbeit geknüpft werden, welche der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen: dann ist der Vertrag gelöst, der Arbeiter seines Versprechens ledig. Wenn bei rentablem Unternehmen der Lohn ein so niedriger ist, dass er „für den Unterhalt einer Familie seines Standes durchgängig nicht genügt",*) wenn die Arbeiter nicht im Stande sind, sich und den Ihrigen den genügenden Lebensbedarf zu erwerben, — sie haben allerdings von Noth gedrängt den Vertrag unterzeichnet, haben nothgedrungen den niedrigen Lohn in den Kauf genommen, Hunger thut weh! — aber die Pflicht der Erhaltung seiner Familie, die Pflicht der Selbsterhaltung ruft laut: „Der Vertrag ist ungerecht, ist nichtig, ist kraftlos, das unter dem Drucke der Noth gemachte Zugeständnis ist hinfällig." — Sollte das zuviel gesagt sein?

Capital und Arbeit schaffen die Werte der Production, ein jedes hat des Verdienstes einen Theil; nach der Größe des Einsatzes, scheint es, sollten sie den Ertrag theilen, wenn das gemeinsame Geschäft zum Abschlusse gebracht ist. „Aber hier liegt die Schwierigkeit für den Arbeiter. Er kann auf seinen Antheil, auf den Lohn nicht solange warten. Überdies trägt er das unmittelbare Risico nicht gerne. Lieber nimmt er mit einem Theile des

*) Lehmkuhl, Lohnvertrag und Streik. S. 58.

ihm gebürenden Lohnes vorlieb, wenn er ihn nur sogleich und sicher erhält. So entstand aus dem Lohne die Löhnung. Vermöge dieser wird dem Arbeiter das directe Risico für jeden einzelnen Abschnitt der Production abgenommen. Dieses übernimmt statt seiner entweder der Capitalist oder ein Dritter, der Unternehmer. Dieser setzt dem Arbeiter als Entschädigung für seine Mühe einen unter allen Umständen gleichbleibenden und dauernden Betrag aus." So zahlt denn der Unternehmer im voraus den Lohn, obgleich das Geschäft missglücken kann, zahlt eine gleichbleibende Summe, trotzdem der Preis der Ware dem Auf und Nieder des Marktes unterworfen ist. Es muss daher als ganz gerecht bezeichnet werden, wenn der Unternehmer nicht den vollen Ertrag der Arbeit dem Arbeiter zusichert, „sondern die Löhnung nach einer billigen durchschnittlichen Berechnung unter den muthmaßlichen Lohn ermäßigt".*)

Aber hängt diese Berechnung der Löhnung lediglich von jenen ab, die den Vertrag schließen? Kann sich der Arbeiter zu jedem Lohne verdingen? Handelt der Unternehmer immer gerecht, der sich an den vereinbarten Lohn hält? Die Antwort möge uns ein gewiss verlässlicher Lehrer ertheilen, Leo XIII. in seinem Arbeiterrundschreiben**): „Arbeiten heißt seine Kräfte anstrengen, das Nothwendige zum Leben, vor allem den leiblichen Unterhalt sich zu verschaffen .... Daher hat die Arbeit für den Menschen zwei ganz natürliche Eigenschaften, sie ist ein persönliches Gut des Arbeiters, sein Eigenthum, zu seinem Nutzen und Frommen ihm gehörig; des weiteren aber ist sie ein nothwendiges Gut für ihn, nur durch sie gewinnt er den Lebensunterhalt, dafür aber zu sorgen, gebietet das erste aller Gesetze, das Naturgesetz. Betrachtet man nun die Arbeit, insoferne sie die persönliche Habe des Arbeiters ist, so kann kein Zweifel obwalten, dass es diesem freisteht, auch auf einen allzuknappen Lohn einzugehen. Es steht ihm ja frei, seine Arbeit zu vergeben oder nicht, daher auch mit einem armseligen oder gar keinem Lohn sich zufrieden zu geben. Ganz anders jedoch stellt sich die Sache, wenn, wie es ja in der Wirklichkeit nicht zu trennen ist, neben dem persönlichen Verfügungsrecht auch die sociale Nothwendigkeit der Arbeit für den Einzelnen in Betracht kommt. Sein Leben zu erhalten, ist für alle und jeden strenge Pflicht, ein Verbrecher, wer es nicht thut. Daher hat ein jeder ein natürliches Recht darauf,

*) Weiß, a. a. O. S. 698.

**) Rerum novarum. Herder'sche Ausgabe S. 63. Die Übersetzung sucht vielfach den wörtlichen Sinn des lateinischen Originals genauer auszudrücken, als es in der officiellen Version geschieht.

seinen Lebensunterhalt zu finden. Den findet nun der Dürftige durch den Lohn seiner Handarbeit. Mag also auch die Bestimmung des Lohnes dem freien Übereinkommen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer überlassen sein, immer muss die natürliche Gerechtigkeit, die älter und heiliger ist als menschliche Vereinbarung, die Grundlage desselben bilden, und diese Gerechtigkeit fordert, dass der Lohn ausreichend sei, einen genügsamen und rechtschaffenen Arbeiter*) zu erhalten .... Und gesetzt den Fall, der Arbeiter hätte sich aus Noth oder Furcht vor Schlimmerem in die allzuharte Lage gefügt, die ihm nun einmal vom Arbeitgeber auferlegt wurde, so heißt das einfachhin Gewalt leiden, die Gerechtigkeit aber muss dagegen protestieren." Soweit Leo XIII. — Es gibt also eine Grenze,**) welche die Gerechtigkeit gezogen und welche durch Menschensatzung und Menschenvertrag nicht verschoben werden kann. Als köstliches Kleinod ist dem Arbeiter sein Leben, das Leben der Seinigen anvertraut, er muss es wahren, muss es schirmen; der Vertrag, der ihm das einfach unmöglich macht, ist nichtig. Stärker als das Versprechen der Noth ruft die Pflicht der Selbsterhaltung und im Augenblick, da er die Kette des Zwanges brechen kann, fällt die Fessel des Vertrages. Er ist frei, souverän, sagt ohne Rechtsbruch dem Arbeitgeber den Krieg an.

Gerecht muss ferner die Ursache des Krieges sein. Wir haben diese Gründe schon berührt. Nothwehr heißt der eine, Nothwehr gegen Rechtsbruch, Vertragsbruch des Arbeitsgebers, und in diesem Falle bindet an und für sich auch die bedungene Arbeitsfrist nicht mehr, wie eben bemerkt. Selbsthilfe heißt der andere, welcher dahin zielt, die an sich gerechte wirtschaftliche Lage zu verbessern. Sie ist erst möglich nach Ablauf der Vertragsfrist und findet ihre natürliche Grenze an den Forderungen der Gerechtigkeit, die eine Auswucherung in jeder Form verbietet. Denn „wenn ein Arbeiter seine Unentbehrlichkeit oder geistige Überlegenheit oder wenn der Arbeiterstand durch Zusammenhalten und Complot, durch Streik, seine Übermacht dazu braucht, dass das Capital mehr Lohn zahlen muss, als der Gang der Geschäfte erlaubt, so ist das auch Wucher." (Weiß, a. a. O. 715.) Sonst aber ist es nur billig und recht, dass der Arbeiter Antheil hat an

*) Unmittelbar darauf erwähnt Leo XIII.: „Den genügenden Lohn, um sich mit Frau und Kind anständig zu erhalten." Der Papst hat seine Sympathien für den „Familienlohn" nie verleugnet. Vgl. Lehmkuhl, Arbeitsvertrag. S. 38.

**) In der Praxis „dürfte es meistens schwer sein, den Arbeitern auf Grund ungerechter und darum von selbst hinfälliger Vertragsbedingungen die sofortige Arbeitseinstellung ohne Rücksicht auf den Arbeitsvertrag gestatten zu können" Lehmkuhl, a. a. O. S. 59.

dem erhöhten Ertrage; sein gutes Recht ist es, das Lohnsystem so zu gestalten, dass bei mäßiger, ja, wenn es möglich ist, verringerter Arbeit ihm ein steigender Lohn zufällt. Und wenn er so die Abschaffung der Frauenarbeit, der Kinderbeschäftigung zu erreichen sucht, Abkürzung der Schicht, bessere Behandlung, promptere Entlohnung, genaue Einhaltung der Sicherheitsvorschriften, Theilnahme an dem Mehrertrag, kurz Besserung seiner Lage, so wird er sich nach Ablauf der Vertragsfrist unter Umständen als letzter Waffe auch der Arbeitseinstellung bedienen dürfen, ohne dass er des Unrechtes bezichtigt werden könnte.

Aber wenn wir dem Arbeiter auch das Recht der kriegführenden Macht, wenn wir ihm gerechte Gründe zubilligen, so bleibt doch noch eine dritte Bedingung zu erfüllen, welche der Aquinate die «intentio recta bellandi» nennt und der große Bischof von Hipporegius des Näheren bestimmt, wenn er sagt: „Selbst der rechtmäßige Krieg verkehrt sich in Unrecht, wenn Plünderungssucht, wenn grausame Rachbegierde, wenn unversöhnliche Streitlust und trotzige Herrschsucht ihn befehligt.“ Nur rechtliche Waffen sind dem Arbeiter erlaubt, aber nicht Verletzung von Rechten. In dem Augenblicke, da dieser Kampf den Boden des Gesetzes verläßt, da Gewaltthat an die Stelle ruhiger Abwehr tritt, Sturm auf fremde Rechte die eigenen rächen soll, der Kriegspfad zur Zertrümmerung der Maschinen, Bedrohung der Arbeitgeber, zu Verleumdung und Verlästerung führt, wird das Kleid des Rechtes mit dem Makel des Unrechtes entweiht. Wenn die englischen Trades Unions Meilen weit um London ihre Piquetts ausgestellt hatten, um zuströmende Arbeitssuchende durch freundliche Überredung abzuhalten, den feiernden Docksarbeitern in den Rücken zu fallen, wenn sie dazu ihnen die Reisekosten ersetzten, wird niemand es tadeln können. Wenn die rheinischen Bäckerzünfte mit Handschlag gewonnen wurden, die Sache der Colmarer zu schützen, wer könnte darin ein Unrecht sehen? Wenn aber streikende Arbeiter den arbeitenden Genossen überfallen, ihn misshandeln, wenn sie ihn mit öffentlichem Anschlage gleichsam vogelfrei erklären, dann wird die Freiheit mit Füßen getreten, in deren Namen man selber den Kampf begonnen. Wer in Schrift und Wort die Kämpfenden zum einigen Zusammenstehen aufmuntert, wer ohne widerrechtliche Nöthigung Genossen des Kampfes wirbt, mag im gerechten Streik ein Held sein; wer blutige Leidenschaft schürt, zur Gewaltthat reizt, Gesetzlosigkeit predigt, ist auch im gerechtesten Streik ein Verbrecher. Das Recht kämpft nur mit rechtlichen Waffen.

Des Judas 30 Silberlinge.

Ein Gedicht in Prosa von **M. Herbert.**

Ihr Silber stob von den Flügeln des Lucifer, als Sanct Michael ihn hinabstieß in die Tiefen der Hölle -- unruhig schoss es hin und her in den wehklagenden Lüften — bis Gott schuf Himmel und Erde. Da sank es mit Gekrach ins Gestein.

Eva stand auf dem Boden, unter dem es lag und reichte Adam den Apfel, da regte sich die Erde und es kam an die Oberfläche.

Mit den Steinen, in denen es schlummerte, baute Kain seinen Altar, und als er Abel erschlagen hatte, strauchelte er und seine Stirn sank darauf nieder. Da blieb ihm ein Mal: das Kainszeichen.

Die Völker wuchsen, die Sündfluth gieng über die Steine hinweg und wusch das Silber blank, aber sie spülte es nicht fort. Wanderlustig war es geworden und zeigte sich von unsichtbarer Gewalt getrieben, bald hier, bald dort auf Erden.

Rahel trug es als Armspange und nestelte damit des Jacobs Felle, als er Esau um sein Erstgeburtsrecht betrog.

Es brannte in die Hände der Brüder, als sie Josef verkauften.

Es glänzte an der Schere der Delila, als sie Simsons Locken schnitt, und Judith trug es am Panzer, als sie Holofernes ermordete.

David schleuderte es im Speere von sich, als Sauls Haupt in seine Gewalt gegeben war und doch gab er es später dem Urias als Botenlohn.

Es gleißte an Absolons Schwert, als er es gegen den Vater zog.

Herodes erstach mit einem Dolche aus diesem Metall die schöne Mariamne aus dem Geschlecht der Makkabäer und schmolz es in das Gastgeschenk, welches er den Weisen aus dem Morgenlande bot, indem er sagte: „Wo ist die Wohnung des neugeborenen Königs der Juden? Saget es mir, damit ich gehe — ihn anzubeten!“

Aus diesem Metalle war auch die Platte, auf welcher Salome das Haupt des Täufers trug.

Dann wanderte das Silber in die römische Prägekammer und Pilatus bezahlte damit das Becken, in dem er später seine Hände wusch, und sagte: „Ich bin unschuldig am Tode dieses Menschen.“

Es kam in den Säckel des Oberpriesters und der Ältesten von Jerusalem und man gab es, versammelt zu ungeheuerer Missethat, dem Judas Iskariot für den Verrath des göttlichen Meisters. Judas trug die Silberlinge um den Leib geschnallt, als er im Garten Gethsemane zu dem Herrn trat und ihm jenen Kuss gab, der ihn verrieth.

Hell und scharf klangen jene Silberlinge, als schrie jeder von ihnen einen Hohnschrei der Hölle, als Judas sie auf des Tempels Steine warf, weil sie ihn in die Hände brannten. Da wurden sie lebendig und rollten in des Verräthers Seele auf und nieder und folterten ihn mit unnennbaren Qualen. Aber die sie ihm gegeben, wollten sie nicht wieder nehmen: „Was geht es uns an? Da sieh Du zu!“ Er ließ das Geld im Tempel, aber es schrie so laut ihm nach, dass er gieng und sich erhenkte.

Die Oberpriester aber lasen das schwere, heiße Geld mit zitternden Fingern vom Boden auf: „Man darf es nicht in den Tempelschatz werfen, weil es Blutgeld ist.“ Sie kauften dafür den Acker eines Töpfers zur Begräbnisstätte für die Ausländer. Daher ist jener Acker bis heute Hakeldama, d. i. Blutacker genannt worden.

Christus starb den Kreuzestod und erlöste die Menschen. Aber jenes jüdische Geld, mit dem Fluche des Ahasver belastet, machte weiter seinen Weg. Zu kleine Münzen gewechselt kam es in aller Herren Länder — einige davon lagen im Schatze des Hadrian und füllten seine Seele mit Misstrauen. Sie öffneten den Verfolgern der ersten Christen die Eingänge der Katakomben und überlieferten die heilige Agnes dem Blutschwert.

Sie klangen im Kasten des Apostaten.

Sie lagen in den Händen Lysanders von Athen, als er den Grundsatz aussprach: Man müsse Knaben durch Würfel, Männer durch Eidschwüre täuschen.

Pharnabazos nahm sie und lieferte den Alkibiades seinen Mördern.

Die Athener credenzten in einem Becher aus ihrem Metalle getrieben dem Socrates den Todestrank.

Sie wanderten durch die Jahrhunderte:

Judith trug sie am weißen Arm, als sie den Hals Ludwig des Frommen umschlang. Karl von Anjou trug sie als Kette um den Hals, als er Konradin im Angesicht des Golfes von Neapel enthaupten ließ. Johann Parricida stieß sie als Dolch dem Kaiser Albrecht ins Herz. Sie machten Hexen brennen und spannten Unschuldige auf die Folter. Im Fischerring der Gegenpäpste brachten sie die arme Christenheit und die geängstete Kirche in Verwirrung und Verzweiflung. Ihr unheimliches Leuchten erglänzte aus der Lehre der Häresiarchen. Die Hirtenstäbe simonistischer Kirchenfürsten schmückte ihr Metall. Heinrich der Achte von England schmiedete aus ihnen seine Eheringe und

siegelte mit ihnen das Todesurtheil des Thomas Morus. Dasselbe Petschaft benutzte Elisabeth, als sie Maria Stuart dem Henker zuwies.

Sie verdarben Wallenstein und Struensee.

Aus den Händen der Großen giengen sie unter das Volk, und wo sie zwischen die Menschen kamen, da schadete der Freund dem Freunde, die Geliebte verrieth den Geliebten, das Weib den Mann, das Kind die Eltern, der Schüler den Lehrer, der Diener den Herrn. Viele verkauften um jüdisches Geld ihren Glauben. Völker lieferten ihre Könige aufs Blutgerüst. Menschen, denen Gott tausend Denare erlassen hatte, erwürgten um hundert ihren Mitknecht.

Freundlich schleichst Du zu Deinem Bekannten und doch redest Du schlecht über ihn bei Fremden. Du kennst ja seine Fehler und lieferst ihn aus.

Eine Frau gewinnt eines Mannes Herz, und als seine Liebe rettungslos ihr gehört, macht sie ihm zum Gegenstand ihres Spottes.

Ein Mann bethört ein unschuldiges Mädchen und überläſst es der Schmach.

Ein Hofmann erforscht seines Königs Geheimnisse und schreibt ein schändliches Buch darüber.

Ein Künstler stiehlt seines Freundes Gedanken.

Ein Mensch drängt sich in das Vertrauen eines Sünders und bringt ihn vor den Richter.

Ein Vater opfert alles für den Sohn, der ihn auf der Straße verläugnet.

Ein Officier liefert seiner Festung Plan in die Hände des Feindes.

Für den Verrath gibt es keine Nachsicht bei der göttlichen Gerechtigkeit, und doch hat er in unserer Gesellschaft fast das Bürgerrecht erworben und zeigt sich in seiner nackten Scheußlichkeit bei einem politischen Denuncianten.

So rollen sie und rollen durch die Hände und Herzen, die Silberlinge, für welche Judas den Herrn verrieth, und am Ende der Zeiten haben sich alle dreißig zusammengefunden im Tresor des Götzen Mammon. Er überläſst sie seinem Freunde, dem Antichrist, als Morgengabe.

Der Reifen seiner blendenden Strahlenkrone wird aus dem Blutgeld des Gottessohnes geschmiedet. Der Verrath an allem, das heilig ist, feiert seine letzte titanenhafte Orgie. Dann erdröhnt das Weltall von den Posaunenstößen des dies irae.

Der Antichrist unterliegt dem triumphierenden Gottessohn. Seine silberne Krone, das Symbol des Verrathes der Menschheit, sinkt in den Staub. Die Flammen des Weltenbrandes schlagen über ihn zusammen und vernichten in ihrer alles zerschmelzenden Gluth das letzte Atom jener Silberlinge, für die der Herr verkauft wurde.

Rundschau.

Die altangesehene protestantisch-theologische „Monatsschrift zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit" „Der Beweis des Glaubens", die, von dem Greifswalder Theologie-Professor A. Zöckler und dem Seminardirector E. G. Steude herausgegeben, nun in ihrem 36. Jahrgange steht, bringt in ihren letzten beiden Heften vom September und October 1900 eine große, 32 Seiten gr.-8° umfassende Studie über E. Hlatky's „Weltenmorgen" von Dr. Johannes Jaeger, (protestantischem) Pfarrer in Ebrach. Schon in den einleitenden Worten, in denen der Verfasser es beklagt, dass „religiöse Quellen (für Kunstschöpfungen) wie die heilige Schrift mit ihren erhabenen Lehren und tiefen Schönheiten als passend für das finstere Mittelalter, aber nicht für das 20. Jahrhundert verächtlich bei Seite geschoben werden, obschon sie vom rein künstlerischen Standpunkt aus des regsten Interesses würdig wären", bezeichnet er Hlatky's Weltenmorgen als „eine Perle, in der die Schönheiten Gottes und die Ideale des Christenthums in hellem Lichte strahlen". „Schon öfters haben Dichter ihre Kraft an einem ähnlichen Motiv versucht, Überirdisches in poetischer Form dem Publicum zu bieten; fast alle aber sind mehr oder weniger an dieser Aufgabe gescheitert; entweder zog der Dichter das Himmlische herab und profanierte es gewissermaßen, oder er verlor sich in Träumereien und Phantastereien, denen der Leser nicht mehr folgen konnte noch wollte, wie es ja selbst dem genialen Klopstock mit seiner Messiade ergieng. Hlatky hat der Leserwelt mit seinem ‚Weltenmorgen' in jeder Hinsicht ein Meisterwerk geschenkt". „Was uns in dem Werke Hlatky's sofort einnimmt, das ist der unvergleichliche Wohllaut der Sprache; als Meister beherrscht der Dichter Metrum und Form in classischer Weise; eine gewaltige Fülle des Wortreichthums steht ihm dabei zu Gebote. Daneben hat er in hohem Maße die Kraft, die Thatsachen zu erzählen, dass wir sie — in tiefster Seele bewegt — miterleben; er erzählt in feierlicher und doch natürlicher Weise, er scheint oft nach einfachen Worten zu suchen, um seine große Erregung zu verbergen. Besonders herrlich sind seine Naturschilderungen; das sprosst und grünt und blüht und leuchtet in Wort und Bild wie auf sonnbeglänzter, taugefrischter Frühlingsau. Voll Kern und Kraft und doch schmuck und graziös ist Wort und Satz; anmuthig, vornehm und lichtvoll ist die Gesammtcomposition. Ein Garten voll Blumen blüht uns auf, die farbenprächtigsten Bilder drängen sich Zug um Zug. Bald gleitet seine Poesie sanft einher, wie sich der silberglitzernde Bach durch die blumengeschmückte, in den buntesten Farben prangende Au schlängelt, mit dem sich zu ihm herablassenden Vergissmeinnicht kosend und spielend mit flüchtigen Sonnenstrahlen; bald rauscht sie majestätisch einher wie ein mächtiger Strom, der ohne Rücksicht auf die ihn eindämmende Landschaft seine Wogen dem Meere zuwälzt; bald wiederum braust sie einher wie der tosende Gebirgsbach, der sich seinen Weg zwischen den himmelanstrebenden Felswänden bahnt: kurz überall zeigt sich eine

bestrickende Schönheit und ein unübertroffener Formenadel. Trotz alledem lesen sich seine Zeilen so einfach, dass man sich ihrem Zauber kaum zu entwinden vermag, wenn man einmal das Buch zur Hand genommen. Nirgends aber schäumt die Sprache unnatürlich über, — ein schönes Ebenmaß in Wort und Satz springt uns allerorts in die Augen."

Man wird zugeben, dass man einem Dichtwerke kaum ein höheres enthusiastischeres Lob zutheil werden lassen kann. Und doch fügt der Verfasser noch hinzu, „Weltenmorgen" gehöre „zu jenen Erzeugnissen der Poesie, welche so viel hervorragend Schönes enthalten, dass man kaum imstande ist, die einzelnen Theile genügend und auch nur der vollen Wahrheit annähernd zu beleuchten".

Freilich: an Ausstellungen mangelt es dann, da der Referent das ganze dreigetheilte Werk Scene für Scene durchgeht, nicht, wenn dieselben auch nur gelegentlich auftreten und stets in der zwischen dem katholischen Dichter und seinem protestantischen Herold obwaltenden principiellen Verschiedenheit in der Auffassung einzelner Thatsachen beruhen. So nimmt Jaeger daran Anstoß, dass Gott den unzufriedenen Engeln im Paradies und zumal ihrem Anführer Lucifer verkündet, dass die höchste Stelle im Himmel einem irdischen Weibe vorbehalten sei, das die Mutter des menschwerdenden Gottessohnes werden solle. „Das ist", bemerkt der protestantische Pastor dazu, „die Lehre der katholischen Kirche, entstanden aus Missachtung der Offenbarung Gottes in seinem heiligen Worte". Der protestantische Theologe und Christ müsse diese Lehre als Irrthum bezeichnen. — Und an einer anderen Stelle, — bei Gelegenheit der dramatischen Darstellung der ersten Opferhandlung, die Adam und Abel gemeinsam verrichten und die Hlatky mit großer Kunst zum Vorbild der katholischen Messe gemacht hat, — kann Jaeger nicht umhin, der katholischen Kirche den Vorwurf zu machen, es sei ihr „dank dem Einfluss des Jesuitismus" „zur Gewohnheit geworden, bei jeder Gelegenheit den evangelischen Kultus der protestantischen Kirche zu verkleinern oder wohl gar in gehässiger Weise mit Spott und Hohn verächtlich zu machen". Ihm liege es ferne, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; er habe so viel Achtung „gegenüber dem Kultusleben anderer Confessionen", dass er, „ohne leidenschaftlich zu werden", Hlatky's Poesie auch an dieser Stelle genieße, dabei allerdings absehe von der katholischen Kirchenlehre und lediglich die poetische Darstellung und dramatische Gestaltung der Scene ins Auge fassen wolle. Also dass dem Dichter bei der Schilderung des ersten Opfers das immerwährende Opfer, das die katholische Kirche in der Messe darbringt, vor Augen geschwebt*), ist eine Sache, gegenüber welcher der tolerante und toleranzpredigende Pastor Jaeger es sich und seinen Glaubensgenossen zum Verdienste anrechnet, dass er die Dichtung „auch an dieser Stelle" genieße, „ohne leidenschaftlich zu werden". Wo sind die „dank dem Einfluss des Jesuitismus" zu gehässigem Spott und Hohn erzogenen Katholiken, die bei der Lectüre von Klopstock's „Messias" oder ähnlichen, von protestantischen Ver-

*) „Sinnig hat der Dichter" schreibt Jaeger „als erstes Gebet, das der Priester Abel zu Gott richtet, die Psalmstelle (Ps. 43, 4), die der katholische Priester beim Beginne der Messe betet, gewählt, die nach der Vulgata lautet: Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventutem meam Abel spricht:

„Hintreten will ich zum Altare Gottes,
Zu Gott, der meine Jugend freudig macht",

und im Wechselgebet sprechen beide den 43. Psalm mit dem Confiteor Deo omnipotenti der römischen Messe, auf welche die ganze Opferhandlung mit beabsichtigter Tendenz hinweist."

fassern herrührenden und protestantische Auffassung widerspiegelnden Dichtungen „leidenschaftlich" werden? Unseres Wissens haben die Katholiken jene ganz selbstverständliche Mäßigung gegenüber akatholischen Dichtwerken — sogar so aggressiver wie beispielsweise Lessings's Nathan — stets bezeigt und sind leidenschaftslos genug, derlei Werke sogar dem Kanon ihrer Schullectüre einzuverleiben.

Auch der Schluss „degoutiert" den Kritiker. „Er beweist zur Evidenz, dass der Dichter die hl. Schrift meistert und sie corrigiert nach dem katholischen Dogma von der «unbefleckten Empfängnis Mariae»". „Wie ganz anders", meint Pastor Jaeger weiters, „würde ein Dichter, dem alleinige Quelle des Christenthums die Heil. Schrift wäre, geschlossen haben! Hlatky's Schluss ist wie manche andere Stelle seiner Trilogie katholisches Dogma in Versen."

Wir wollen aber mit Herrn Jaeger nicht rechten wenn er an den Stellen der Hlatky'schen Dichtung, die seinem protestantischen Standpunkt nicht entspricht kein Gefallen findet. Das ist sein gutes Recht. Wir wollen uns vielmehr herzlich und aufrichtig des freuen, dass er der in weitesten Kreisen — selbst in katholischen — leider viel zu wenig bekannten Schöpfung des österreichischen Dichters — der sich in der Widmung „an die Himmelskönigin" selbst „ungeübt, alt, ohn' Gelehrsamkeit" nennt*) — ein so begeistertes Begleitwort in den Kreisen seiner Glaubensgenossen hat zu Theil werden lassen.

* * *

Aus den Briefen von Hans von Bülow, die, in geschmackvollster Weise von Marie von Bülow herausgegeben, jeder für sich ein stilistisches Kunstwerk, alle zusammen einen spannenden Roman geben, voll von Leben, wechselnden Scenerien, voll von Charakteren, voll reicher Einblicke in die Kulturgeschichte der Zeit, heben wir als besonders actuelle Proben folgende zwei Briefstellen heraus (4. Band, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1900, S. 552 ff. und S. 336 ff.).

1. An Friedrich Nietzsche.

München, 24. Juli 1872.

Hochgeehrter Herr Professor!

Ihre gütige Mittheilung und Sendung hat mich in eine Verlegenheit gesetzt, deren Unbehaglichkeit ich selten in derartigen Fällen so lebhaft empfunden habe. Ich frage mich, soll ich schweigen oder eine civilisierte Banalität zur Erwiderung geben — oder — frei mit der Sprache herausrücken? Zu letzterem gehört ein bis zur Verwegenheit gesteigerter Muth: um ihn zu fassen, muss ich vorausschicken, erstlich, dass ich hoffe, Sie seien von der Verehrung, die ich Ihnen als genial schöpferischem Vertreter der Wissenschaft zolle, fest überzeugt, — ferner muss ich mich auf zwei Privilegien stützen, zu denen ich begreiflicher Weise höchst ungern recurriere; das eine, überdies trauriger Natur: die zwei oder drei Lustren, die ich mehr zähle als Sie, das andere: meine Profession als Musiker. Als letzterer bin ich gewohnt, gleich Hansemann, bei dem „in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört", den Grundsatz zu praktizieren: in materia musices hört die Höflichkeit auf.

Doch zur Sache: Ihre Manfred-Meditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischeste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf

*) Eduard Hlatky lebt als Eisenbahn-Oberingenieur i. P. in Wien

Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mufste ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewufstsein, dafs Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung, ununterbrochen Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberproducte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguierter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkte aus nur den Werth eines Verbrechens in der moralischen Welt. Vom apollinischen Element habe ich keine Spur entdecken können, und das dionysische anlangend, habe ich, offen gestanden, mehr an den lendemain eines Bacchanals als an dieses selbst denken müssen. Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerläfslich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen: eine in Erinnerungsschwelgerei an Wagner'sche Klänge taumelnde Phantasie ist keine Productionsbasis. Die unerhörtesten Wagner'schen Kühnheiten, abgesehen davon, dafs sie im dramatischen, durch das Wort gerechtfertigten Gewebe wurzeln (in rein instrumentalen Sätzen enthält er sich wohlweislich ähnlicher Ungeheuerlichkeiten), sind außerdem stets sprachlich correct zu erkennen — und zwar bis auf das kleinste Detail der Notation; wenn die Einsicht eines immerhin gebildeten Musikverständigen wie Herr Dr. Hanslick hierzu nicht hinreicht, so erhellt hieraus nur, dafs man, um Wagner als Musiker richtig zu würdigen, musicien et demi sein mufs. Sollten Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihre Aberration ins Componiergebiet wirklich ernst gemeint haben — woran ich noch immer zweifeln mufs —, so componieren Sie doch wenigstens nur Vocalmusik und lassen Sie das Wort in dem Nachen, der Sie auf dem wilden Tonmeer herumtreibt, das Steuer führen. — Nochmals — nichts für ungut — Sie haben übrigens selbst Ihre Musik als „entsetzlich" bezeichnet — sie ists in der That, entsetzlicher als Sie vermeinen; zwar nicht gemeinschädlich, aber schlimmer als das: schädlich für Sie selbst, der Sie sogar etwaigen Überflufs an Muße nicht schlechter todtschlagen können als in ähnlicher Weise Euterpe zu nothzüchtigen. Ich kann nicht widersprechen, wenn Sie mir sagen, dafs ich die äußerste Grenzlinie der civilité puérile überschritten habe: „erblicken Sie in meiner rücksichtslosen Offenheit (Grobheit) ein Zeichen ebenso aufrichtiger Hochachtung", diese Banalität will ich nicht nachhinken lassen. Ich habe nur einfach meiner Empörung über dergleichen musikfeindliche Tonexperimente freien Lauf lassen müssen: vielleicht sollte ich einen Theil derselben gegen mich kehren, insofern ich den Tristan wieder zur Aufführung ermöglicht habe und somit indirect schuldig bin, einen so hohen und erleuchteten Geist, wie den Ihrigen, verehrter Herr Professor, in so bedauerliche Clavierkrämpfe gestürzt zu haben.

. . . .

An Eugen Spitzweg (München).

24. November 1869.

. . . .

Sie wissen, mein Hauptfehler ist grenzenlose Offenheit — dieser gemäß kann ich Ihnen nicht verhehlen, dafs mich eine Stelle in Ihrem neulichen Schreiben sehr verletzt, resp. sogar empört hat. Kurz: Ihre Glossen über meine «soidisant» (les autresdisant) „Verbindung" jüngerer Zeit mit den bairischen Ultramontanen. Sie

schieben diesem Verkehr gefälligst Nützlichkeitsmotive eigener Art unter, die Gottlob meinem ganzen Wesen, das dergleichen bei Anderen kategorisch verdammt, heterogen sind. Diejenigen Mitglieder der sogenannten ultramontanen Partei, welche ich die Ehre gehabt habe, kennen zu lernen, (übrigens nicht in München selbst, sondern in Augs- und Regensburg,) haben mir einen intellectuell, moralisch und ästhetisch unvergleichlich respectableren Eindruck gemacht, als irgend welches national-liberale Individuum. Was ich bei derjenigen Partei, der ich meinen (niemals verleugneten, allerdings nicht roh demokratischen) Grundsätzen nach anzugehören so lange in einer fatalen Täuschung begriffen war, vergeblich gesucht habe: wirkliche ideale Humanität, Kopf- und Herzensbildung (auch der äußere Takt und die Lebensart entspringen nur aus dieser Quelle) — das habe ich bei den „Schwarzen" gefunden, welche sehr mit Unrecht von den Herren Fortschrittlern als „Neger" behandelt werden. Ihr Vaterland mag sich zu diesen Negern gratulieren — ohne dieses Widerstandselement würde die blanke süddeutsche Gemeinheit bald alles Maß und Ziel überschritten haben. Die gütige Vorsehung, welche dem armen Eskimo, Rennthier und Seehund verliehen, hat es in gleicher Weisheit so eingerichtet, dass die Bestialität des Bajuvarenstammes am Bier und Pfaffenthum einen Dämpfer erhielt. Nehmen sie diesen Dämpfer weg, und — doch, wie es scheint, möchten Sie diese Erfahrung machen, zu deren Resultat zu gratulieren ich mich wohlweislich enthalte. Die einzige angenehme Erinnerung, die ich von Baiern mitgenommen habe, ist die an die sympathischen Physiognomieen der Birle's, Huttler's, Witt's, Pustet's — deren Briefe ich sogar dem allgemeinen Autodafé mit wenigen anderen Scripturen entzogen habe. Was ich von Fortschrittlern kennen gelernt, ist — mit sehr geringen Ausnahmen — reiner Kehricht, Gesindel, ich wünschte: Kanonenfutter. Sie werden mich vielleicht wieder missverstehen. Um dies zu vermeiden, erinnern Sie sich, dass ich Heide bin und nur aus pis-aller Royalist — somit ganz andere Zwecke im Auge haben würde, wenn ich politisierte, als die Clericalen. Im Schooße dieser letzteren allein habe ich jedoch diejenigen lauteren Elemente des Gemüthes gefunden, diejenigen Qualitäten von Kopf und Herz, deren Wirksamkeit beinah als zweckheiligendes Mittel zu betrachten sein könnte, während bei der „gar anderen" Partei die Mittel so geartet sind, dass sie den (allerdings von ihnen nur geheuchelten) Zweck entstellen, entheiligen, beinahe verwerflich erscheinen lassen. Basta!

. . . .

* * *

Seit einiger Zeit nehmen im deutschen Buchhandel die „Volksausgaben" der sämmtlichen Werke deutscher Dichter und Schriftsteller in auffallender Weise überhand. Es giebt fast keinen „Classiker", von dessen „gesammelten Schriften" nicht populäre Ausgaben, illustrierte und nicht illustrierte, zu staunenswert billigen Preisen, wie Pilze aus dem Boden wachsen — vorausgesetzt, dass der betreffende Autor schon seit zumindest dreißig Jahren todt ist: denn mit dem Ablaufe dieser Frist werden seine Schriften herrenloses Gut, das dem Verleger honorarfrei zu Gebote steht. Er braucht nur ein Exemplar — oder, wenn er den Setzern der Druckerei

entgegenkommen und den Druck beschleunigen will, zwei Exemplare — der vorhandenen theureren „Original-Ausgabe" zu kaufen, zu zerlegen und in die Druckerei zu senden. Junge Gelehrte, die eine biographische Einleitung dazu schreiben, eventuell — was die Ausgabe sehr schmückt — Noten und Lesarten anfügen, finden sich in Fülle: wie angenehm ist es nicht, den eigenen Namen in so enge Verbindung zu setzen mit dem eines der Großen der Litteratur! „Kleist's Werke herausgegeben von Joseph Müller", „Goethe's Werke. Besorgt von Friedrich Schulze" — das vermag auch über die etwaige Geringfügigkeit des Honorars hinwegzusetzen. Und schließlich kommen solche billige Classikerausgaben — und damit die vorgedruckte, meist recht gut und gründlich gearbeitete Lebensskizze — in die Hände von unendlich mehr Leuten, — freilich vielfach solcher, die mit den grellen, vergoldeten „Originaleinbänden" nur gern ihrem Bücherkasten ein gefälliges Ansehen geben wollen, — als wenn die Biographie als Buch für sich erschienen wäre. — Auch vom geschäftlichen Standpunkte mag, für den Verleger wie für das Publicum, diese Praktik ganz vortheilhaft sein: beide kommen billig zu ihrer Ware. Anders steht es aber mit der sittlichen und ästhetischen Seite solcher Gesammtausgaben für das Volk. Diese Ausgaben pflegen alle, auch von dem Dichter später selbst vielleicht verworfene Arbeiten, jede in toller, übermüthiger Laune hingeworfene Skizze, jedes im Sold des Tages und der Mode, in den Stimmungen der Verzweiflung und der Leidenschaft — nicht bloß der dichterischen — beschriebene Blatt (man denke z. B. an Goethe's berüchtigtes „Tagebuch") wort- und buchstabengetreu darzubieten. Für den Litterarhistoriker, der daraus den Entwicklungsgang eines Genies, die Wege, Um- und Abwege eines hervorragenden Geisteshelden studieren will, haben solche Gesammtausgaben sicherlich ihren hohen Wert und es liegt mir darum fern, die Veranstaltung derselben überhaupt zu bekriteln. Was soll jedoch dem Volk, der großen Masse des genießenden, nicht Litteraturgeschichte treibenden Publicums, der empfänglichen, genussfrohen Welt der Jugend, dem schlichten Manne, der nach Bildung, nach Besserem verlangt, als was ihm seine Zeitung und die Colportage- und Hintertreppen-Litteratur bietet, was soll Mädchen und Frauen, die sich in Feierstunden gern von einem hohen Genius über die Mühen des Alltagslebens wollen emporheben, in reinere Lüfte, in eine edlere Welt wollen tragen lassen, — was soll all diesen die Menge von Jugendversuchen, von Fragmenten, von all dem, was oben charakterisiert wurde und was nicht zum Vollendeten, zu dem eines classischen Werkes in jeder Hinsicht Würdigen gehört — und dazu gehört ja nicht nur die schöne Form, der Glanz der Sprache, sondern in viel höherem Maße der sittlich reine, erhebende, veredelnde Inhalt! Wer aber wollte allen Erzeugnissen eines Goethe, Wieland, H. v. Kleist, Hebbel, Lenau u. s. w. ohne Unterschied den Titel eines Kunstwerkes in seiner höchsten Bedeutung zuerkennen! — Hier sollte eine genaue Scheidung eintreten: die Gesammtausgaben mit Leseartenverzeichnis und dem schweren Ballast für die Gelehrten, — dem Volke aber billige Ausgaben ausgewählter Schriften unserer Classiker!

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

I.

Aus dem October des Jahres 1848.

1.

Die Reichstagssitzung vom 5. October war lang und ermüdend — wir saßen von 10½ Uhr vormittags mit einer Unterbrechung von zwei Stunden bis 11 Uhr nachts beisammen — und endete mit einem stürmischen Auftritte. Das Centrum, welchem ich angehörte, und die Rechte hatten in der Steuerfrage trotz der mannigfachsten Einstreuungen der Linken obgesiegt. Dann aber stellte Löhner noch einen Antrag, der durch verschiedene Verclausulierungen den gefassten Beschluss um seine Wirkung bringen sollte; Borrosch secundierte ihm eifrig. Doch Rieger schlug den Übergang zur Tagesordnung vor und hatte die Mehrheit für sich. Löhner's Antrag war damit gefallen und wüthend rief er von seinem Platze zur Rechten hinüber: „Glauben Sie, weil Jellačić heute in Wien gespeist hat, dürfen wir nicht mehr reden?“ Zuletzt meldete Borrosch eine Interpellation an: „mit welchem Rechte ich um mein Wort kam, nachdem bloß über die Formfrage abgestimmt worden?“ „Ich bitte“, erwiderte Präsident Strobach mit seiner köstlichen Ruhe, „mit dem Rechte, dass der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung vor allen anderen zur Abstimmung gebracht werden muss.“ (Bewegung auf der Linken.) „Ich erkläre die Sitzung für geschlossen.“ Man erhob sich nun allseits und drängte nach den Ausgängen. Die Mitglieder der Linken waren auf das äußerste erbittert und gereizt. „Da kann nichts helfen als eine Revolution“, rief Violand mitten in dem Gedränge.

Nach der Sitzung trafen sich einige von uns in der Restauration Streitberger's in der kleinen Schulerstraße, um nach den Mühen des Tages einen Imbiss zu nehmen. Es waren Trojan, Lasser, Doliak, Scholl, Pražak, ich und wohl noch ein und der andere. Scholl gieng der erste fort; allein es waren keine zehn Minuten vergangen, und er erschien wieder. „Meine Herren“, sagte er, „im Begriff nach Hause zu gehen, finde ich den Stephansplatz bewegt

von einer Masse junger Leute, wohl mehr als hundert, alle mit rothen Abzeichen, in lebhafter Aufregung. Ich erkundige mich und man sagt mir: sie wollen vor die Getreidemarkt-Kaserne ziehen um die Grenadiere, die morgen nach Ungarn ausmarschieren sollen, zurückzuhalten. Ich bin bloß gekommen, um Ihnen mitzutheilen, was ich gesehen und gehört habe." Wir dankten ihm, machten nun gleichfalls Rechnung und brachen auf. Der Stephansplatz war wieder still und ruhig, nur dass, als wir uns die Hände reichend und gute Nacht sagend bei einander standen, einzelne verdächtige Kerle an uns vorbeihuschten. Wir trennten uns nach verschiedenen Richtungen und giengen nach Hause, weniger mit dem Gefühl der Freude über den Sieg, den wir in der Kammer so schwer errungen hatten, als erfüllt von einer bangen Ahnung, was der nächste Tag bringen werde.

Ich wohnte mit meinem lieben Weibchen im Auwinkel, in einem Hause, dessen Vorderseite gegen die Leopoldstadt sah. Früh morgens am 6. höre ich, noch halb schlafend, wiederholtes Reiten über die Ferdinandsbrücke; als ich vollends erwacht ans Fenster trat, marschierten vom „Schanzl" her Grenadiere: es war das Bataillon Richter, gebildet aus den Grenadieren der Regimenter Hess, Hrabovský und Baden. Mir fiel ihre unordentliche Haltung auf, es war ein gewisser Unmuth, ein Widerwille in ihren Bewegungen wahrzunehmen; als sie auf die Brücke kamen, sah ich viele im Gehen mit den Fäusten auf die Brüstung schlagen, ich hörte sie sozusagen dabei schimpfen und fluchen. Die gestrige Mittheilung Scholl's kam mir in den Sinn und düstere Voraussicht erfüllte meine Seele.

Gegen neun Uhr gieng ich in die Stallburg, es war eine Ausschusssitzung anberaumt. Doch zu dieser kam es nicht. Alles war erfüllt und erregt von den Gerüchten über die nächtlichen Vorfälle in der Getreidemarktkaserne und die zu befürchtenden Auftritte an der Taborbrücke. Ich gieng in das Vorstands-Bureau und bat einen der Schriftführer, er möge doch ja dem Präsidenten ans Herz legen, dass er sich unsichtbar mache, man werde ohne Zweifel eine außerordentliche Sitzung einberufen wollen. Als ich fortgieng, stieß ich auf Pillersdorff, der mit einigen Reichstagsmitgliedern in einer Fensternische stand; in meiner Aufregung erzählte ich ihm, was ich soeben vorsichtig eingeleitet habe. Konnte ich es wissen, dass derselbe Pillersdorff es war, der wenige Stunden später im Lesezimmer mit mehreren Deputierten gerade darüber berathen würde, was ich in meiner Unbefangenheit verhütet wissen wollte?!

Ich gieng in die Leopoldstadt gegen den Bahnhof. Alle Straßen dahin bewegt und belebt, die Jägerzeile wogend von ab- und zuströmenden Leuten. Dabei die verschiedensten Redereien und Gerüchte. Ein Courier des Jellačić mit

Briefschaften an Latour sei abgefangen worden, das war eine der Neuigkeiten. Ich stieß auf einen Knäuel Menschen, die sich um einen Mann drängten, der laut ein Flugblatt vorlas; ich eroberte mir ein Exemplar, ich besitze es noch heute in meiner Sammlung. Eine ernste schwarze Dame, so erzählten die Leute, habe es ausgetheilt, mit der Bitte es zu lesen; es enthielt eine flehentliche Warnung, abzustehen von einem Kampfe, der Brüder gegen Brüder zu verhetzen drohe. Ich gieng weiter, ein Abgeordneter, dessen Person mir nicht mehr erinnerlich, schloss sich mir an. Im Gewühle kam ein Fiaker eilig die Straße heraufgefahren; Hubicki und Scherzer saßen im offenen Wagen. Als sie uns erblickten, ließen sie halten. „Meine Herren“, rief uns Scherzer mit erregtem Antlitz zu, während Hubicki mit seinem Basiliskenblick boshaft lächelnd drein sah, „wir müssen eine außerordentliche Sitzung halten, machen Sie sich bereit und theilen Sie es andern mit!“ Ich erwiderte: „Wir werden zu einer Sitzung nur erscheinen, wenn sie ordentlich vom Präsidenten einberufen wird.“ Der Wagen rollte fort.

Auf dem Bahnhof sah es wüst aus. Er war übersäet von Menschen. Eine Abtheilung Grenadiere stand nachlässig da, einzelne Soldaten verkehrten mit den Leuten. In der Menge herrschte gewaltige Aufregung. „Ja, das fehlte uns noch“, sagte ein Mann, an dem ich vorüberkam, „dass sie uns unsere deutschen Soldaten, die bei uns eingebürgert und uns gut sind, fort nach Ungarn schicken und uns andere hergeben, die uns unterdrücken!“ Der Draht des Telegraphen war zerrissen, Eisenbahnschienen waren herausgerissen; von der Taborbrücke, hieß es, seien in der Nacht einige Joche abgetragen worden. Im Marchfeld wurde Sturm geläutet, aus den Dorfschaften zogen die Leute heran, um sich dem Militär entgegenzustellen, falls es abmarschieren wollte.

Ich hatte genug gesehen und kehrte voll Unruhe in die Stadt zurück. Auf dem Rückwege durch die Jägerzeile begegnete mir Stadion in Begleitung seines getreuen Öttel. Sie schlossen sich mir an und kehrten mit mir in die Stadt zurück. „Was sagen Sie zu der Geschichte?“ frug mich Stadion. „Jetzt heißt's gehen!“ erwiderte ich ihm und erzählte, was ich gesehen und gehört. Er stimmte mir bei: „Was heute im Werk ist, ist bedeutungsvoller als alles, was wir bisher erfahren.“

Ich kam nach Hause, wo ich meine Frau in banger Erwartung zurückgelassen hatte. Aus unseren Fenstern übersahen wir eine lange Strecke der Bastei mit den beiden Rothethurmthoren, das „Schanzel“, die Ferdinandsbrücke, die Canal-Front der Leopoldstadt und den Anfang der Jägerzeile. Wir waren nicht lang am Fenster — es war nach 11 Uhr vormittags —, als aus der Gegend der Taborlinie her ein Kanonenschuss zu hören war,

bald mehrere, dazwischen Gewehrsalven. Die Leute liefen erschreckt durcheinander. Die Fiaker setzten sich auf die Kutschböcke und fuhren eilends davon. Sie hatten im Mai, wo man ihnen die Pferde ausgespannt und ihre Kutschen zum Barricadenbau gebraucht hatte, unangenehme Erfahrungen gemacht. Flüchtlinge kamen die Jägerzeile und die Taborstraße herauf. Die Verkaufsläden wurden in unruhiger Hast geschlossen. Das Gepolter ihrer zufallenden Thüren mischte sich mit dem Krachen der fernen Schüsse. Zwei Dragoner-Officiere kamen aus der Taborstraße in gestrecktem Galopp gegen die Ferdinandsbrücke gesprengt, einzelne Leute ihnen nach mit dem Ruf: „Haltet sie auf! Reißt sie vom Pferd! Schlagt sie nieder!" „Herr des Himmels", sagte ich zu meiner Frau, „wenn einer von ihnen mit dem Pferde stürzt, so ist er des Todes!" Doch sie kamen wohlbehalten über die Brücke; die ihnen nacheilten, konnten sie nicht einholen und jene, an die sie heransprengten, waren im ersten Augenblicke verdutzt, und ehe sie sich besonnen hatten, waren die Reiter an ihnen vorbei. Sie erreichten glücklich das Thor, und gleich darauf sah ich sie jenseits desselben den Fischmarkt hinauf, wo es nur wenige Leute gab, gegen den Salzgries sprengen. Ich sandte ein „Gottlob" zum Himmel, sie waren gerettet und konnten an den Ort ihrer Bestimmung gelangen.

Ich beschloss, meine Frau zu Hofrath Mühlstein zu führen; es waren liebe alte Freunde meiner Eltern aus der Prager Zeit, und so kurze Frist sie meine Mina kannten, so herzlich zugethan waren sie ihr. Sie wohnten im zweiten Stocke des Hauses, das vom Haarmarkt auf den Rabenplatz reichte und in dessen Erdgeschosse sich das vielbesuchte Gasthaus „zu den drei Raben" befand (Nr. 645 alt); die Fenster ihrer Wohnung sahen vorn auf den Rabenplatz, auf der einen Seite in das Rothgassel.*) Wir machten uns auf den Weg, die innere Stadt war wie ausgestorben; nur als wir vom Laurenzibergel auf den alten Fleischmarkt einbogen, kamen wir an einer größeren Abtheilung Nationalgarde vorbei, die an irgend einen Aufstellungsort marschierte; vom Stephansthurme ertönte bereits die Sturmglocke. Ich gab meine Frau bei Mühlstein's ab, wo sie mit aller Theilnahme aufgenommen wurde. Mir selbst ließ es keine Ruhe und ich gieng den „schwarzen Mayer" aufzusuchen, Dr. Cajetan Mayer aus Brünn — nachmaligen Baron Mayrau —, der im Hintertract des Geymüller'schen Palais in der Wallnerstraße wohnte. Er gehörte dem Centrum an und war dazumal Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern. Ich wollte

*) Das Gasthaus „zu den drei Raben" war, denke ich, eines der ältesten von Wien und bestand noch bis in die jüngste Zeit; heute nimmt die Stelle des Hauses Nr. 645 ein colossaler Neubau ein, wie überhaupt der ganze Rabenplatz durch neuere Aufführungen und Straßenregelungen eine andere Gestalt erhalten hat.

neues von ihm erfahren, doch er wusste nichts; ich wollte mir Raths bei ihm erholen, doch er hatte mir keinen zu geben; er hatte sich den Tag über unsichtbar gemacht, sowohl im Reichstag als im Ministerium. Während ich bei ihm war, hörten wir in der Nähe Schüsse krachen; schon hatte sich in der inneren Stadt der Kampf entsponnen, Nationalgarde gegen Nationalgarde, Nationalgarde gegen Militär. In der Wallnerstraße und den einmündenden Gassen war es todtenstill, nur das Knattern der Gewehrsalven vom Stephansplatz und vom Graben her, bald auch aus der Bognergasse und jetzt schon vom Hof, unterbrach die unheimliche Stille. Nun litt es mich auch bei Mayer nicht länger, ich musste nach meinem Weibchen sehen. Als ich von Mayer begleitet durch die Zimmer fortgieng, traten aus einem der seitwärtigen Gemächer einige Herren heraus, von denen ich nur Rizy, damals Appellationsrath, kannte. Hatten sie dort einen Versteck gesucht? Ich weiß es nicht, ich nahm nur wahr, dass Antlitz und Haltung alle Anzeichen von Furcht und Kleinmüthigkeit hatten. Ich nahm schnellen Abschied und gieng die Treppe hinab in den Hof. Eben hatte man in die Thorfahrt des Hauses, das gleich darauf geschlossen worden war, den Leichnam eines Pionnier-Officiers gebracht, der „am Hof“ von einer Kugel ins Hinterhaupt getroffen worden war; jetzt lag er da, ein todter Mann, lang hingestreckt.*) Ich ließ mir das Thor aufsperren und eilte fort.

Wenn ich den Frauen, die im zweiten Stock des Raben-Hauses sorgenvoll beisammen saßen, Trost bringen sollte, so war ich schlecht der Mann dazu. Mir war selbst bang und traurig zu Muthe. Das Schießen hatte seit einer geraumen Weile aufgehört. Wir traten an eines der Fenster, die auf den Rabenplatz sahen. Da winkte uns aus dem dritten Stocke des zu unserer Rechten gelegenen Hauses eine unbekannte Frau mit Schrecken in den Mienen zu, indem sie in der Richtung gegen den „Hof“ wies und dabei die Geberde des Aufhängens machte. Wir verstanden das, aber wussten nicht wer gemeint sei. Mein erster Gedanke war Bach; denn er war bei den Radicalen der verhassteste unter den Ministern, weil er zuvor der beliebteste bei ihnen gewesen war; sie hatten ihn als einen der Ihrigen ins Ministerium treten sehen und jubelnd begrüßt, und nun war er ihr gefährlichster Gegner geworden. Wir blickten auf den Platz hinab. Wir sahen laufende Leute, die einen voll Schrecken, die anderen voll ausgelassener Freude. „Dem wird der Kopf nicht mehr weh thun,“ rief einer der letzteren. Männer kamen mit abgerissenen Fetzen gleich Trophäen in den Händen, die ihnen andere, — eine so kostbare Beute! — entreißen wollten, und das waren nicht etwa ganz

*) Es war nach Brinner's Geschichte des k. k. Pionnier-Regiments (Wien, Ludwig Mayer. 1881. II. S. 56) der Lieutenant Alt von der 17. Compagnie.

rohe Leute, das waren Männer aus dem Mittelstand in anständiger National-garde-Uniform. Wer es, wie damals ich, mit eigenen Augen gesehen, wie solche Leute einander auf offener Straße um den Hals fielen, in jubelnder Begeisterung über eine so herrlich gelungene That, der konnte an der Menschheit irre werden. Werden die Menschen in Zeiten so massenhafter Auf-regung andere? Wird die Klarheit ihrer Einsicht, werden die Kräfte ihres Verstandes, die Regungen ihres Herzens gelähmt oder verrückt? Oder ist Mord, von einer wüthenden Volksmenge begangen, darum weniger Mord? Und dieses Wien, als die Stadt genussüchtiger Phäaken verspottet, als der Ursitz liebenswürdiger Gemüthlichkeit gepriesen, war es wirklich noch dasselbe Wien, dessen Bürger jetzt um ein Opfer scheußlichen Cannibalismus herumtanzten?!

Die Dunkelheit war hereingebrochen und wir nahmen dankend Abschied von unseren freundlichen Wirthen, die uns dringend aufforderten, wann immer wir eines Asyls bedürfen sollten, es in ihrer Mitte zu suchen, wo wir jederzeit willkommene Aufnahme finden würden. Als wir in unsere Wohnung zurückkamen, erfuhren wir, es sei ein Mann da gewesen, der nach mir gefragt habe. Wenn ich mir in späteren Tagen die Sache ruhig über-legte, musste ich mir sagen, es sei aller Wahrscheinlichkeit nach ein Bote vom Reichstage gewesen, die außerordentliche Sitzung einzusagen. Allein damals spiegelte mir meine Phantasie, durch die schrecklichen Vorfälle des Tages erregt, nichts Geringeres vor, als es werde nach mir gefahndet; so ganz unbegründet war übrigens diese Befürchtung keineswegs. In unseren Zimmern war unseres Bleibens nicht. Wir hatten unmittelbar die Bastei vor uns, die vielfach beleuchtet und von bewaffneten Leuten besetzt war. Es sah so aus, als ob man einen Angriff des Militärs von der Leopoldstadt her erwartete, und dann waren unsere Fenster die ersten, welche die Kugeln zu verkosten bekamen. Bei der Nationalgarde zeigten sich die verschiedensten Gesinnungen und Temperamente: die einen brannten nach Kampf oder stellten sich mindestens so; andere waren schwer vorwärts zu bringen oder suchten wohl gar einen günstigen Augenblick, sich unbemerkt davon zu schleichen. Derlei Beobachtungen konnte ich von unserem Fenster aus machen, und so interessant das unter andern Umständen sein mochte, in meiner jetzigen Stimmung vermehrte es mein Unbehagen. Auch hatte ich keine Lust, mich etwa von einem zweiten Nachspürer zu Hause finden zu lassen, und so schlug ich meiner Mina vor, noch heute von der uns angebotenen Gast-freundschaft der Mühlstein Gebrauch zu machen. Man nahm uns herzlichst auf, auf dem Boden ihres Speisezimmers wurde uns ein Nothlager her-gerichtet, auf welchem wir die Ruhe suchten, die wir in unserer Wohnung nicht hatten finden können.

2.

Wir wussten nun schon, dass es Graf Baillet de Latour war, der tapfere Soldat, der thätige und umsichtige Kriegsminister, der treue Diener seines Herrn, der unter Qualen und Misshandlungen den schimpflichen Tod am Laternenpfahl erlitten hatte. Über Bach war nichts sicheres zu erfahren, die meisten Aussagen lauteten, man habe ihn nicht gefunden, also sei er wahrscheinlich davon gekommen. Erst in viel späterer Zeit habe ich erfahren wie er gerettet worden, zum geringsten Theile von ihm selbst, der aus erklärlichen Gründen nicht gern davon sprach.

Als sich der nachmittägige Kampf dem „Hof" näherte, waren Latour, Wessenberg, Bach und Strobach noch im Kriegsgebäude, und sie mussten auf ihre Rettung denken; der arme Latour wär der einzige, dem sie nicht gelang.

Wessenberg kam nur durch einen glücklichen Zufall aus dem Kriegsgebäude, begab sich in die Staatskanzlei, wo er in Eile einige Anordnungen traf, gelangte gegen halb sieben Uhr abends in Begleitung des Legationssecretärs Georg v. Isfordink über die Bastei zum Franzensthor und durch dasselbe nicht ohne Gefahr, indem sich beide in das Gedränge einer Schar betrunkener Weibsbilder mischten, auf das Glacis, wo sie einen Fiaker fanden und, da die Mariahilferstraße ihnen unsicher schien, nach Döbling fuhren. In einem befreundeten Hause am Ende dieses Ortes fanden sie Aufnahme. Durch vierzig Stunden hielt sich Wessenberg da verborgen, bis er durch den auskundschaftenden Isfordink die Abreise der kaiserlichen Familie erfuhr. Sonntag am 8. October mittags fanden Wessenberg und Isfordink Mittel, auf einem Kahn die Donau zu übersetzen, erreichten auf einem Bauernwagen Floridsdorf und bestiegen bei einbrechender Nacht, unbemerkt von den überall umherstreifenden Legionären, den Eisenbahnzug, der sie am Abend des 9. in Prag absetzte.

Wessenberg's Name und Person war der Menge doch nicht recht geläufig. Viel gefährlicher stand es mit Bach, dessen Physiognomie seit den ersten Märztagen, und dann selbst aus Witzblättern und Caricaturen fast jedermann kannte; für diesen war es ein Wagnis, aus dem Kriegsgebäude durch die von allen Seiten es umwogende Menge unbeachtet zu entkommen. Es wurden zuerst Frauenkleider versucht, allein das Ding wollte nicht recht passen, die Verkleidung würde umso eher Verdacht erregt haben. Er entlehnte darum von einem Amtsdiener einen alten Rock, einen abgegriffenen Hut, zerknitterte Beinkleider, verrieb sein weißes Hemd vorn auf der Brust, setzte Schmutzflecken darauf, band sich ein liederliches Tuch um den Hals, beschmierte sein Gesicht und entstellte seinen Bart. In diesem Aufzug, in der Mitte von zwei in ähnlicher Weise künstlich verlumpten Gestalten, kam er glücklich durch das Gewühl über den Platz und durch das Schottenthor auf das

Glacis. Hier schloss er sich den Truppen des Stadt-Commandierenden Grafen Auersperg an, bestieg ein Pferd und zog mit dem Militär in den Schwarzenberg-Garten. Von hier aus war es für ihn leichter, aus der Stadt zu gelangen; wie und wohin er gerathen, war nicht zu erfahren; er war verschollen.

Um Bach's Befreiung aus dem Kriegsgebäude hat sich einer der Adjutanten Latour's besonders verdient gemacht, Lieutenant Georg Waltz; Bach hat ihm nicht bloß mündlich versichert, sich bei passender Gelegenheit ihm erkenntlich zu erweisen, er hat ihm auch ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefasstes Schreiben darüber ausgestellt. Ich habe diesen Officier viel später als Hauptmann in Wien kennen gelernt; er hatte sich weder einer ausnahmsweisen Beförderung noch sonst einer Auszeichnung zu erfreuen, auf die er im Vergleich zu andern Kameraden auch um sonstiger Verdienste willen Anspruch zu haben glaubte. Ich würde diesen Umstand nicht weiter erwähnt haben, wenn sich daran nicht ein Zwischenfall knüpfte, der zu bezeichnend für den „Vater Radetzky" ist, als dass ich mir das Vergnügen versagen könnte, ihn als Episode hier einzuflechten. Waltz war nach Jahren einmal nach Verona gekommen, wo er sich dem Feldmarschall vorstellte. Der alte Held ließ sich von ihm seine Erlebnisse erzählen, wobei sich Waltz nicht enthalten konnte, manche bittere Bemerkung fallen zu lassen. „Ja, wenn Du bisher keinen Orden erhalten hast," — Radetzky pflegte seine Officiere, mit denen er zufrieden war, zu dutzen, und es galt ihnen das als eine besondere Auszeichnung, — „jetzt bekommst Du keinen mehr. Einmal ist es schon lang her und man lässt sich an jene Zeiten nicht gern erinnern, und dann warst Du ja unglücklicher Weise einer von den Adjutanten Latour's und Du wirst wissen, dass man diesen die Hauptschuld an dessen unglücklichem Ende beimisst." „O das hat auf mich keine Anwendung, Excellenz," erwiderte Waltz, „ich trage ein Schreiben des Ministers Bach bei mir, das mich nicht bloß gegen jeden Verdacht einer schuldbaren Fahrlässigkeit sicherstellt, sondern beweist, dass ich für meine Person keine Gefahr gescheut habe zu thun, was in meinen Kräften stand." Damit übergab er das Schreiben Bach's dem Feldmarschall, der es mit sichtlichem Interesse las, dann wieder zusammenfaltete und, es ihm zurückstellend, sagte: „Mein lieber Waltz! Orden kann ich Dir keinen geben, aber ein Bussel vom alten Radetzky sollst Du haben — wenn Dir nicht graust!" Er umarmte ihn und gab ihm einen herzhaften Schmatz. „Excellenz, jetzt verlange ich keinen Orden mehr! Aber erlauben müssen Sie mir, dass ich es weiter erzähle." „Der ganzen Welt, wenn es Dir Vergnügen macht."

Die Rettung unseres Reichstags-Präsidenten Strobach ist mir von allem Anfang höchst komisch vorgekommen. Gott verzeihe es mir, dass ich von ernsthaften, ja traurigen Dingen in so leichtfertigem Tone spreche, der

Ärmste hat Gefahr und Ängsten genug dabei ausgestanden. Aber Strobach selbst hat, wenn er auf die Erlebnisse des 6. October zu sprechen kam, seine Irrfahrten mit einem gewissen Humor erzählt, der es einigermaßen erklärlich macht, wenn ich mir dieselben in meiner Weise ausgemalt habe. Ich konnte mich nämlich nicht enthalten, dabei an den heil. Petrus zu denken, wie er dreimal den Herrn verläugnete. Strobach war, als im Kriegsgebäude schon alles drunter und drüber gieng, die Treppe hinuntergestiegen und kam im Hofe an einem Haufen von Leuten vorbei, von welchen einer auf ihn deutete und sprach: „Das ist auch einer von den Schwarzgelben!" Strobach darauf: „Sie irren sich!", und das war das erstemal, dass er den Herrn verläugnete. Stiege auf und Stiege ab, durch verschiedene Gänge fand er sich zuletzt in einem Pferdestalle, aus welchem er, zum Theil über die Rücken der Pferde kriechend, endlich einen Ausgang fand. Es war inzwischen eigenmächtig von Abgeordneten der Linken eine außerordentliche Sitzung einberufen worden und Strobach machte sich auf den Weg in sein Präsidial-Bureau. Während er nach der Stallburg gieng, gesellte sich ihm ein Mann zu, der, ganz aufgeregt von den Ereignissen des Tages, über die Minister, über die Beamten, über die Rechte des Reichstages, die allein die Schuld von all dem Unheil trage, weidlich losschimpfte. Strobach hört ihn ruhig an, zollt durch Kopfnicken und andere Zeichen der Zustimmung dessen Worten Beifall, sagt auch gar: „Sie mögen wohl Recht haben" — und das war das zweitemal, dass er den Herrn verläugnete. Strobach trat in den Sitzungssaal, er hatte die dringendsten Warnungen erhalten, dass sein Leben bedroht sei. Er bestieg den Präsidentensitz und ließ die Köpfe der Anwesenden abzählen; es waren nur 120 — die Gesammtzahl der Abgeordneten betrug 379 — und da erklärte er: „Es ist gegen meine Überzeugung, eine Sitzung zu halten, da die beschlussfähige Anzahl der anwesenden Abgeordneten fehlt; wenn einer der Herren Vice-Präsidenten die Verantwortung auf sich nehmen will, möge er es thun!" Er verließ seinen Platz und gieng mit Karl Hawliček zum Saale hinaus. Goldmark kam ihnen entgegen: „Herr Präsident, Sie müssen ja in die Sitzung!" Strobach erwiderte: „Ich komme gleich!" und damit verläugnete er den Herrn zum drittenmal; denn er kam nicht gleich, er kam gar nicht, aber es krähte kein Hahn. Er gieng hinaus, aber nicht um bitterlich zu weinen, sondern um die Wohnung Hawelka's zu erreichen, wo er sich den Bart abschor, die Zierde des Mannes, und sich dabei einigemal schnitt, so dass er als einer der Verwundeten des 6. October gelten konnte. Und er setzte sich mit Med. Dr. Čejka in einen Fiaker und fuhr nach Baden. Aber auch da waren sie nicht sicher, wie ihre dortigen Freunde erklärten, und sie flüchteten in

die nahen Wälder und Berge, wo sie sich von Wurzeln und Kräutern nährten und mit dem Gethier des Waldes zur Rast giengen. Am 7. wurde der Unschuldigste von ihnen, Dr. Čejka, mit dem bartlosen Milchgesicht, auf Kundschaft nach Wien ausgeschickt, und als er zurückkehrte, nicht mit dem Ölzweig des Friedens im Schnabel, da wurde beschlossen, nicht mehr in das sündhafte Wien zu gehen, sondern den Laufpass zu nehmen und nach Norden in die schützende Heimat zurückzukehren.

Der Name des Abgeordneten Hawelka, bei dem Strobach die Metamorphose seines äußeren Selbst vorgenommen hatte, ist noch mit einer andern Rettungsgeschichte in jenen furchtbaren Stunden verflochten. Rieger befand sich bei ihm, als ihnen zugetragen wurde, ein Trupp verdächtiger Leute habe in Rieger's Wohnung Nachfrage gehalten. Hawelka beschwor seinen Freund, nicht in sein Quartier zurückzukehren, und erbot sich, ihn in den Matschakerhof zu geleiten, wo sie bei einer bekannten Familie vorläufige Unterkunft finden würden. Dort wurde beschlossen, einen Wagen zu miethen und nach Mauer zu fahren. Bei der Mariahilfer Linie wurden sie von einem Haufen Arbeiter, den zwei Männer mit ungarischen Cocarden commandierten, angehalten. Auf die Versicherung des Fiakers, der wie fast alle seine Berufsgenossen ein „Schwarzgelber" war, dass seine Fahrgäste durchaus unverfänglich seien, ließ man sie passieren und sie gelangten glücklich an ihr Ziel, von wo Rieger so bald als möglich den Heimweg anzutreten vor hatte.

In welcher Art Hawelka mit Strobach und Čejka in Berührung kam, kann ich nicht angeben. Thatsache ist, dass es den Dreien gelang, sich einen Reisepass ausstellen zu lassen, in welchem Strobach als „pensionierter kranker Oberlieutenant Stoll", Čejka als sein Leibarzt und Hawelka, der sich ein kurzes Jagdmesser um den Leib schnallte, als sein Büchsenspanner figurierte. Die Sache blieb in Baden kein Geheimnis und wurde bald auch in Wien bekannt, dessen Witzblätter sich einen so pikanten Stoff nicht entgehen ließen. Als Strobach die Linien Wiens passieren wollte, hieß es in einem derselben, wurde er mit den Worten angerufen: „Hier darf kein Mann durchgelassen werden." Hierauf Strobach: „Ich bin kein Mann!" und man ließ ihn anstandslos weiter. Der „Charivari" vom 13. brachte eine Abbildung: „Wie Herr Strobach mit seinem Liebchen, der heiligen Geschäftsordnung, am 6. October, von dem Gespenste der akademischen Legion verfolgt, durch Sturm und Wind nach Prag entflieht." Und in der Nummer vom 20/21: „Zwölf aufgefangene Briefe des kranken Oberlieutenants Strobach, verloren auf seiner Flucht aus Sodoma und Gomorrha." . . .

Die sociale Bedeutung der Wohnungsfrage.

Von Prof. Dr. A. Koch.

Unter Wohnungsfrage versteht man gewöhnlich die technisch-finanzielle Frage der Erbauung, beziehungsweise Beschaffung angemessener und billiger Wohnhäuser. Es begreift sich von selbst, dass die Wohnungsfrage in diesem Sinne bedingter Natur und je nach den klimatischen Verhältnissen, den allgemeinen Kulturanforderungen und den socialen Zuständen verschieden zu beantworten ist. Denn einmal wird da, wo der Mensch weniger Schutz gegen widrige Einflüsse der Witterung bedarf und vorwiegend unter freiem Himmel sich aufhalten und arbeiten kann, die Wohnungsfrage unter sonst gleichen Umständen nie dieselbe Bedeutung erlangen, wie in den Ländern der gemäßigten und kalten Zone, wo Baulichkeiten den größten Theil des Jahres über zum Aufenthalt für die Familie und als Räume für die Arbeit dienen. Mit dem Fortschritt der Kultur und Civilisation sodann steigern sich auch die Anforderungen bezüglich der Behaglichkeit, Schönheit und Reinlichkeit und darum hinsichtlich der baulichen und inneren Einrichtungen der Wohnung. Endlich gewinnt die Wohnungsfrage durch die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Zustände nicht wenig an Bedeutung. Während nämlich die bemittelten und reichen Volksclassen mehr für sich selbst zu sorgen imstande sind, kann bei den weniger günstig gestellten Schichten der Bevölkerung geradezu eine förmliche Wohnungsnoth entstehen, indem es für sie überhaupt an einer genügenden Anzahl passender Wohnräume fehlt und sie so bei verhältnismäßig hohem Mietpreise auf ungenügende und ungesunde Räumlichkeiten angewiesen sind, weil die Nachfrage nach guten und billigen Wohnungen größer ist als das Angebot. Dieser Misstand trifft sicher in erster Linie zu in Städten mit einer stark fluctuierenden Bewohnerschaft und einer bei beschränktem Raume steigenden Bevölkerungszahl, und darum bildet die Wohnungsfrage vornehmlich eine Seite der sogenannten Arbeiterfrage. Allein nicht bloß in den Großstädten und Industriecentren, sondern auch in den Kleinstädten und ländlichen Bezirken, auf dem platten Lande mit einer sesshaften und mehr stabilen Bevölkerung und mit billigerem Baugrund ist die Wohnungsfrage von größter Wichtigkeit.

So verschieden nun aber die Wohnungsfrage nach den klimatischen, kulturellen und socialen Zuständen beantwortet werden muss, die Thatsache steht zweifellos fest, dass die Wohnungsfrage bis zur Stunde eine wirkliche, actuelle Frage ist, ja dass vielfach eine förmliche Wohnungsnoth herrscht. Wohl ist seit dem Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Wohnungsfrage hingelenkt worden, namentlich in den letzten drei Decennien für die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse viel geschehen, aber trotzdem entspricht die Mehrzahl der Wohnungen in Stadt und Dorf nicht den Anforderungen, die im Interesse der Gesundheit, Sittlichkeit und Volkswirtschaft an dieselben gestellt werden müssen. Wohl sind durch die bisherige Thätigkeit einzelner Arbeitgeber, ganzer Genossenschaften, der sogenannten gemeinnützigen und anderer Baugesellschaften namentlich die Wohnräume der arbeitenden Classen verbessert worden, aber eine wesentliche und allgemeine Verbesserung herbeizuführen haben sie nicht vermocht. Wer das bestreiten wollte, würde durch die von privater und amtlicher Seite angestellten statistischen Erhebungen Lügen gestraft. Wohl lässt sich nicht behaupten, dass die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Classen trotz der modernen Entwicklung von Industrie und Verkehr und der hieraus folgenden Veränderung der Wohnsitze gegen frühere Zeiten im allgemeinen schlechter geworden seien. Wenn uns aber von dem Wohnungselend des Alterthums, speciell von Rom, haarsträubende Bilder entrollt werden (siehe Rob. Pöhlmann, die Uebervölkerung der antiken Großstädte, Leipzig 1884, S. 73—113), so ist nicht minder grauenhaft z. B. der Bericht des städtischen Gesundheitsamtes vom Jahre 1882 über die Wohnungsverhältnisse des modernen Rom (siehe bei Pöhlmann, S. 97) und ebenso die neuere und neueste Statistik über einen der ungünstigsten Factoren in der Bauentwicklung unserer modernen Großstädte, nämlich die Kellerwohnungen, in denen sich beispielsweise in Berlin 76,8, in Hamburg 64,7, in Breslau 44,5 pro mille der Bewohner befinden.*) Und ist es nicht ein trauriges Bild, wenn bis auf den heutigen Tag immer wieder von da und dort berichtet wird, dass die meisten Arbeiterfamilien in Summa nur eine Stube bewohnen, in der gewohnt, geschlafen, gekocht, gegessen und gewaschen wird und kleine sowie große Familienangehörige sich zusammendrängen! In der That, welche Luft im Winter, wo das Fenster nicht geöffnet werden kann, und welche sittlichen Gefahren! Da kann es nicht wunder nehmen, wenn v. Schönberg (S. 44 f.)

*) Siehe H. Herkner, Die Arbeiterfrage, 2. Aufl., Berlin 1897, S. 241. Vgl. auch Lehr, Die Wohnungsfrage (im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Jena 1894, VI, 731) und Schönberg, Handbuch der politischen Ökonomie, 4. Aufl., Tübingen 1898, II, 2, 36.

sagt, es gelte auch heute (1898) noch, was Huber 1865 geschrieben habe, dass nämlich „in den civilisiertesten Ländern der Christenheit Hunderttausende von Familien auf Wohnungen angewiesen sind, worin ein halbwegs gewissenhafter oder auch nur seinen Vortheil verstehender Viehbesitzer sein Vieh nicht halten möchte, — Wohnungen, worin die Pflege der ersten sittlichen und leiblichen Grundlagen würdiger, gesunder, wohlthuender, menschlicher, geschweige denn christlicher Lebenshaltung kaum möglich ist ohne Wunder und Heroismus der Heiligkeit". Als in seiner Eröffnungsrede zu dem englischen Katholikentag in Stockport vom vorigen Jahre (1899) der Cardinalerzbischof Vaughan von dem geistigen, sittlichen und leiblichen Elend sprach, in dem sich so breite Volksschichten, die unteren Hunderttausende befinden, sagte er, dieses Elend sei besonders in den Großstädten, zumal in London, vorhanden, wo über eine Million Menschen in ungenügenden Räumen wohnten, in Höhlen, die den Vergleich mit den Ställen eines Lords nicht aushielten. „Die medicinische Untersuchungscommission", sagt er, „hat 141.000 Häuser Londons als ungesund bezeichnet und als gefährlich für den allgemeinen Gesundheitszustand. Aber wie viele Häuser sind ununtersucht geblieben? Und wie wohnen da die Menschen? Durch- und übereinandergepackt. Noch schlimmer wird das Übel durch das Laster; das Elend ist der Untergang im Arbeitshaus".

So ergibt sich denn, ohne dass wir „die traurige und aride Wissenschaft der Zahlen" sprechen lassen (siehe die Statistik bei Lehr 730 ff., Herkner, 241 ff., Hitze, Staats-Lexikon der Görres-Gesellschaft, 1. Aufl., I, 405 ff.), aus dem Gesagten zur Genüge, dass in unzähligen Wohnungen thatsächliche Missstände herrschen, die eine energische und gründliche Abhilfe fordern. Denn die Wohnungsfrage ist thatsächlich eine Frage nicht bloß von finanziell-technischer, sondern überhaupt von eminent socialer Bedeutung, die näherhin dreifacher Art ist, nämlich eine sanitär-hygienische, eine moralisch-sittliche und eine ökonomisch-wirtschaftliche.

Die Wohnung ist in erster Linie Schutz und Obdach des Leibeslebens und der Gesundheit und darum die Wohnungsfrage von entscheidend hygienischer Tragweite für den Einzelnen wie für die ganze Gesellschaft. Mag die Krankheits- und Sterblichkeitsziffer für einen Ort auch von den verschiedensten Factoren und Umständen, z. B. großen Kranken- und Gebärhäusern, Strafanstalten, Kasernen, der Häufigkeit von Infectionskrankheiten, von Einkommensverhältnissen, Berufsstellung und Art der Beschäftigung, Ernährung und Anspannung durch Arbeit, überhaupt von der gesammten Lebensweise mitbedingt sein, so ist doch der große Einfluss der Wohnungszustände auf die Gesundheit und Lebensdauer durch ein großes und zuverlässiges statistisches Material erwiesen. In den schlechten, feuchten Wohnungen

mit mangelhafter Heizung, Lüftung und Beleuchtung, ungenügender Wasserversorgung, unzulänglicher Abfuhr von Unrath, unzureichender Anlage von Aborten u. dgl. leidet, muſs leiden vor allem die Gesundheit. Manche Lungen- und andere Krankheiten führen nicht mit Unrecht den Namen „Schlafzimmerkrankheiten". Den überfüllten Wohnungen wird nicht die nöthige frische Luft zugeführt und in denselben wird auch weniger für Reinigung und Reinhaltung gesorgt. Dazu kommt, namentlich für die fast überall nach dem Hofe hinausliegenden Schlafzimmer der Vorderhäuser und für sämmtliche Wohnräume der Hintergebäude, Seitenflügel und Keller, der Mangel an Licht, speciell an directem Sonnenlicht. Wenn nun auch gegenüber den zahlreichen Arbeitern, die in mangelhaften Räumen ihre Tagesarbeit leisten und die Nacht in einer zu wenig Luftraum bietenden Schlafkammer zubringen müssen, jene, welche wenigstens während der meisten Zeit der Arbeit im Freien sich aufhalten können, im allgemeinen günstiger gestellt sind, so zeigt doch die Statistik (vgl. Hitze, Sp. 407 ff., Lehr, 736 f., Schönberg, S. 45), daſs die engen, übervölkerten, schlecht gelüfteten und spärlich belichteten, sauerstoffarmen und kohlensäurereichen Wohnungen den fruchtbarsten Boden für die Infectionskrankheiten bieten und nicht etwa bloß bei Epidemien, sondern überhaupt den höchsten Krankheitsstand aufweisen. So fand man beispielsweise in Philadelphia, daſs die Bewohner der breiten Straßen einen weit geringeren Procentsatz zur Tuberculosemortalität stellen als die in mittelbreiten, und daſs sie am höchsten war in engen Sackgassen. (G. Corent, Die Tuberculose, Wien 1899, S. 212.) Ebenso wird neuerdings die größere Sterblichkeit der unbemittelten Classen nicht ohne Grund mehr den ungesunden Wohnungen als der dürftigen Ernährung zugeschrieben. Jedenfalls zeigen die statistischen Untersuchungen in allen Ländern, daſs die mittlere Lebensdauer der Arbeiter, zumal der Fabrikarbeiter, gegenüber den besser situierten Volksschichten erschreckend zurücksteht und namentlich die Mortalität der Arbeiterkinder eine ganz abnorme ist. (Vgl. P. Lechler, Nationale Wohnungsreform, Berlin 1895, S. 14 f.) Wenn auch nicht vergessen werden darf, daſs hier, besonders bei den Kindern, die verschiedensten Ursachen der hohen Sterblichkeitsziffer mitwirken, so ist doch wohl zu beachten, daſs z. B. in Kopenhagen in den fünfziger Jahren durch den Bau gesunder Arbeiterwohnungen für circa 430 Familien sich die Sterblichkeit für dieselben um $^1/_5$ gegen die in den schlechten Wohnungen constatierte verringerte und in den von zwei Londoner Gesellschaften in Arbeitervierteln gebauten Wohnungen sich die Mortalität auf $^1/_4$, bezw. $^1/_5$ des allgemeinen Sterblichkeitsquotienten reducierte. (Vgl. Schönberg, S. 45.) Sehen wir aber einen Augenblick ganz ab von den häufigeren Krankheiten und dem vorzeitigeren Verbrauch

der Lebenskraft, die durch schlechte Wohnungen mitverursacht werden, — was ist denn das für ein schwächliches Geschlecht, das da heranwächst in den engen, dumpfen und oft feuchten Räumen, wo Sonnenschein und Luft nicht genügend einzudringen vermögen! Wer kennt nicht jene große Schar von Kindern, die hohläugig, engbrüstig, ohne Mark in den Knochen und ohne Farbe auf den Wangen die Blicke auf sich ziehen und das Mitleid erregen! Die Folgen ungesunder Wohnungen sind somit eine ungeheure Schädigung der normalen leiblichen und oft auch geistigen Entwicklung, ein größeres Heer von Krankheiten und eine höhere Mortalitätsziffer der Insassen, der Erwachsenen sowohl als namentlich der Kinder, — die Wohnungsfrage ist also von entscheidender Wichtigkeit für die Gesundheit des Einzelnen und die Wohlfahrt der Gesammtheit, sonach von hoher socialer Bedeutung.

Die Wohnung als Schutz und Obdach des Menschen hat sodann eine hohe sittliche Bedeutung für den Einzelnen und für ein geordnetes Familienleben und darum ist die Wohnungsfrage wesentlich moralischer Natur. Durch die sogenannte Moralstatistik — und das dürfte ihr größtes Verdienst sein — ist ein innerer Zusammenhang zwischen der Moralität des Einzelnen und der Gesammtheit einer- und zwischen den Wohnungsverhältnissen andererseits constatiert. Darnach ist die Entsittlichung der ärmeren Gesellschaftsclassen, namentlich die der Fabrikbevölkerung, aber auch die der ländlichen Kreise (vgl. H. Wittenberg, Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reiche, Leipzig 1895. Vgl. Herkner, S. 247—251), in ganz besonderer Weise durch den Mangel passender und geordneter Wohnungen, durch das Fehlen einer eigenen und angenehmen Häuslichkeit verursacht und auch das sittenverderbliche und ökonomisch wie gesundheitlich so nachtheilige Wirtshausleben großentheils durch ungenügende Wohnungsverhältnisse mitbedingt. Nicht ohne Grund ist darauf hingewiesen worden, daß „Wohnung" und „Gewohnheit" nicht lediglich sprachverwandt, vielmehr Lebensweise, Sitten und Gebräuche durch die Wohnung wesentlich bestimmt sind, und die Nationalökonomie nennt mit Recht die Hungersnoth ein acutes Leiden, das tödtet, die Wohnungsnoth ein chronisches, das entsittlicht. Oder sollten Moral und Sittlichkeit wirklich geübt und gepflegt werden können in jenen engen Wohnungen, wo eine Familie mit mehreren Kindern nur einen Raum hat und namentlich größere Kinder keine besondere Schlafstätte haben oder gar mehrere Familien gemeinschaftlich ein und dieselbe Wohnung bewohnen, wo männliche und weibliche Schlafgänger ihre Schlafstellen in demselben Raume haben, wo Schlafgänger mit den Familienangehörigen dieselben Wohn- und Schlafgelasse theilen? Muss nicht jedes Scham- und Schicklichkeitsgefühl vollständig untergraben

werden, wenn die Geschlechter bunt zusammengewürfelt sind und die Jugend die schlechtesten Beispiele offen vor Augen hat? Es ist fürwahr begreiflich, wenn die Nationalökonomen es unterlassen, all die schlimmen Folgen der Wohnungsverhältnisse für die Moralität anzuführen oder auch nur anzudeuten, (siehe Schönberg, S. 46 f., Lehr, S. 736) und so scheinbar das ethische Moment der Wohnung unterschätzen, denn der gewöhnliche Anstand schon verbietet es, auszusprechen, welche Gefahren für die Sittlichkeit, geschweige denn welche furchtbare ethische Misſstände mangelhafte Wohnräume thatsächlich mit sich bringen. (Vgl. G. Schmoller, Ein Mahnruf in der Wohnungsfrage, Jahrb. für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich, XI, 1887, 427 ff.) Sehen wir aber von den Folgen schlechter Wohnungen für die Moral im engeren Sinne des Wortes ganz ab, so müssen in dunkeln, schmutzigen, mit schlechter Luft überfüllten und übervölkerten Häusern die Ordnung und gute Sitte, wenn nicht ganz verschwinden, so doch schwer geschädigt werden. Wie sollten da die Kinder den Sinn für Reinlichkeit und Sauberkeit lernen und die Erwachsenen sich behaglich fühlen? Kann der müde von der Arbeit nachhause zurückkehrende Mann hier die nothwendige Ruhe und Erholung finden? Wird er nicht vielfach, statt seine freien Stunden in dem ungemüthlichem Heim mit Frau und Kindern zu verleben, sie im Wirtshaus zubringen? Ja nur zu oft sind Unmäßigkeit und Trunksucht mit all ihren für Gesundheit und Familienleben nachtheiligen Wirkungen eine Folge der unbehaglichen, freude- und ruhelosen Wohnung. Und wenn vollends ungenügende und übervölkerte Wohnräume, wie es nicht selten der Fall ist, fort und fort Anlaſs zu Zank und Streit bieten, so wird nicht bloß das friedliche Zusammenleben fortwährend gestört, sondern schließlich auch jeglicher Sinn für Friede und Eintracht, das Gefühl des edelsten aller menschlichen Triebe, der Liebe, erstickt und so „alle sittigenden Bande fester, geselliger und nachbarlicher Beziehungen zerrissen.“ (Schäffle bei Lehr, S. 736.) Werden nicht gerade solche traurige Verhältnisse, unter denen so viele Menschen heranwachsen, zu einem großen Theil die Ursache der so weit verbreiteten Unzufriedenheit und namentlich der Zunahme von Vergehen und Verbrechen unter den niederen Classen sein, aus denen sich über 90% aller Verbrecher recrutieren? „Nachdem ich“, sagt ein hervorragender Menschenfreund (bei Hitze, Sp. 409), „mit einer ängstlichen Sorgfalt das häusliche Leben einer großen Anzahl von Arbeitern (in Paris) erforscht habe, bezeuge ich, daſs der ungesunde und elende Zustand ihrer Wohnungen die größte Ursache ihres Elends, der Laster und der Nothstände ihrer socialen Lage ist.“ Welch' ein gewichtiges Moment für die Sittlichkeit, bezw. Unsittlichkeit die Wohnung ist, beweisen die beiden folgenden That-

sachen. Der englische Geistliche Bickersteth, Prediger in einem großen, meist von Armen bewohnten Kirchensprengel Londons, sagt: „Die materielle Lage der unteren Classen vereitelt alle Anstrengungen des Priesters und Lehrers für ihr moralisches und geistliches Wohl. Unter den Verhältnissen ihrer Existenz gibt es solche, welche mit den Gewohnheiten der allergewöhnlichsten Sittlichkeit völlig unvereinbar sind und jedes Bemühen, ein höheres Gefühl in ihnen zu erwecken, scheitern machen. Wie wollte man von Moralität unter Menschen sprechen, die ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters Tag und Nacht in einem einzigen engen Raume eingepfercht sind?" So Bickersthet infolge selbstgemachter Erfahrung. (Siehe E. Sax, Die Wohnungszustände der arbeitenden Classen und ihre Reform, Wien 1869, S. 52.) Als man dann zu London in einem der verrufensten Viertel freundliche Arbeiterwohnungen baute, haben Mieter, früher in demselben Viertel ansässig, sie bezogen, und wo die Polizei vorher nur in stattlicher Anzahl sich hinwagte, braucht sie sich heute kaum mehr zu zeigen. Die Bewohner des Viertels sind dieselben geblieben, jedoch gebessert durch bessere Wohnungsverhältnisse. (Huber, Die Wohnungsfrage in Frankreich und England, bei Hitze, S. 410.) Eine materiell gut geordnete Wohnung hat also auch moralische Vortheile, eine schlechte Wohnung hindert, ja zerstört die Sittlichkeit. Es sind somit ethische Momente, die eine passende und geräumige, dem Familienkreise entsprechende Wohnung fordern. Wie von geordneten Besitzverhältnissen, ebenso hängt das geistig-sittliche Wohl des Einzelnen und der Gesellschaft von gut geregelten Wohnungszuständen ab und deshalb ist die Wohnungsfrage auch in sittlicher Hinsicht von eminenter socialer Bedeutung.

Drittens endlich hat die Wohnung auch eine hohe wirtschaftliche oder ökonomische Bedeutung. Vor allem kommt der Mietpreis in Betracht. Die Mietzinse können zu hohe sein einmal im Verhältnis zu dem Einkommen des Arbeiters. Das ist sicher der Fall, wenn sie über $^1/_5$ des Einkommens betragen, weil dann das Einkommen namentlich bei wachsender Kinderzahl nicht mehr ausreicht, um andere dringende Bedürfnisse, wie Ernährung, Kleidung, Erziehung, Ausschmückung und Ordnung der Wohnung, befriedigen zu können. Thatsächlich muss nun der einfache Arbeiter vielfach über ein Viertel, ja oft ein Drittel seiner ganzen Einnahme allein für die Zimmermiete ausgeben. Speciell belaufen sich (nach Schönberg S. 47) die Mietzinse z. B. in München, Augsburg, Freiburg i. B., Dresden auf $^1/_4$—$^1/_3$, in Regensburg, den beiden Frankfurt, Breslau, Danzig, Stettin, Posen, Thorn auf über $^1/_3$ des Lohnes ungelernter Fabriksarbeiter. Die Mietzinse können sodann zu hohe sein im Verhältnis zu dem Werte der Wohnung an sich und zu dem Werte und dem Mietpreise der Wohnungen der mittleren

und höheren Gesellschaftsclassen. Auch dieser Missstand ist thatsächlich vorhanden. Nach den Jahresberichten der württembergischen Gewerbeinspectoren für 1899 muss beispielsweise ein Arbeiter in Schwenningen für eine aus einem heizbaren Zimmer, einer unvergipsten Dachkammer, Keller und Küchenantheil bestehenden Wohnung 150 M. Jahresmiete bezahlen. Eingehende Untersuchungen haben sodann dargethan, dass nicht bloß der Bruchtheil des Einkommens, der von der Ausgabe für enge und unzureichende Wohnungen verschlungen wird, sehr hoch ist, sondern gerade die unteren und niedersten Einkommensstufen unter einer Vertheuerung der Wohnungen zu leiden haben. Nach einer sorgfältig angestellten Statistik betrug z. B. 1892 in Hamburg bei einem Einkommen von 6—1200 M. die Miete 24,71 %, bei einem Einkommen von 30- bis 60.000 M. 6,21% und über 60,000 M. 3,05%. (S. die ganze übersichtliche Statistik bei Herkner, S. 243.) Schon 1885 hat Isidor Singer gezeigt, dass der Cubikmeter Luftraum einer elenden nordböhmischen Arbeiterwohnung im Jahre auf 3 fl. 24 kr. zu stehen kam, während derselbe Luftraum in den elegantesten Wohnungen des ersten Stockwerkes der Wiener Ringstraße mit 2 fl. 85 kr. bezahlt wurde, so dass also „die kleine, klägliche Wohnung des Armen verhältnismäßig entschieden mehr kostet als die große wohl eingerichtete der Reichen". (S. Herkner, S. 244.) Den Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung hat seitdem Karl Bücher auf Grund der Baseler Verhältnisse vollständig erbracht. Es kommt daselbst der Cubikmeter Wohnraum in Wohnungen mit einem Zimmer auf 4,04 Fr., mit zwei Zimmern auf 3,95 Fr., mit 6—9 Zimmern auf 3,21 Fr. und mit zehn Zimmern auf 2,93 Fr. zu stehen. (Vgl. Herkner, S. 243.) Mögen nun auch die Kosten bei kleinen Wohnungen trotz schlechterer Einrichtung und Ausstattung höher, die Gefahr des Mietausfalles größer sein und mögen namentlich diese Wohnungen, zumal bei starker Überfüllung, weniger schonend behandelt, beziehungsweise mehr, besonders bei häufigem Umzuge, beschädigt werden, so läßt sich doch die Differenz des Mietpreises nicht bloß als Risicoprämie oder als Ersatz stärkerer Abnutzung oder höherer Reparaturkosten erklären oder rechtfertigen, der Hauptgrund liegt vielmehr darin, dass bei dem geringen Angebot kleiner billiger Wohnungen die starke Nachfrage den Preis in die Höhe treibt.

Dazu kommt, dass bei dem häufigeren Wohnungswechsel in den unbemittelten Volksclassen sich die Ausgabe für Wohnung noch durch die Umzugskosten erhöht. So zwingt denn der allzu hohe Mietpreis die arbeitenden Classen nur zu oft zur denkbar größten Einschränkung und Ausnützung ihrer Wohnräume. Kein irgendwie verfügbares Plätzchen wird unbenützt gelassen. Füllt die eigene Familie den Wohnraum nicht ganz aus, so sucht

man durch Weitervermietung an Aftermieter und Schlafleute die Wohnung zu verbilligen, man nimmt Schlafburschen, Schlafmädchen und Kostgänger in die beschränkte Wohnung auf. Die Zahl solcher Schlafleute betrug in Wien und Leipzig 6,4, in Berlin 6,1 Percent der Bevölkerung. (Herkner, S. 244.) Wie die Aufnahme fremder Elemente in die ohnehin schon stark besetzten Familienwohnungen die Zerstörung des Familienlebens bedeutet, hat P. Göhre (Drei Monate Fabrikarbeiter, Leipzig 1891, S. 39) in düsteren Farben, aber naturgetreu geschildert. Dass das „Schlafstellenwesen", d. h. das Einquartieren lediger männlicher und weiblicher Arbeiter in den gemeinsamen Familienschlafräumen sittlich und gesundheitlich gleich gefährlich ist, liegt auf der Hand. Aber eine derartige Existenz ist überhaupt eines Menschen unwürdig. Nach einer Statistik vom November 1895 gab es z. B. in Berlin 100.000 Schlafgänger, d. h. einzelstehende Personen beiderlei Geschlechtes, die nicht imstande waren, ein eigenes Zimmer zu mieten. Für sieben Mark monatlich erwarben sie das Recht, in der Nacht in dem zugewiesenen Bette schlafen zu dürfen, mehr nicht. „Denn in demselben Zimmer wohnen, leben und schlafen auch immer noch, wenn nicht alle, so doch einige Mitglieder der Familie. In den Feierstunden und an Sonntagen sind sie ohne Heim, fast ohne Obdach, ihr Heim ist die Gastwirtschaft". (Augsburger Postzeitung 1895, Nr. 261.) Die Schädigungen, welchen solche Personen, namentlich die weiblichen, ausgesetzt sind, kann man sich kaum vorstellen. (S. die Schilderung von Frau Gnauck-Kühne im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reiche", XX, S. 410).

Ein wirtschaftlicher Missstand ist ferner im allgemeinen die zu weite Entfernung der Wohnung von der Arbeitsstätte. Denn einerseits wird durch einen weiten Gang der Körper schon vor der Arbeit ermüdet und andererseits der Arbeiter in seinem Rechte auf die freie Zeit und die nothwendige Erholung ungebürlich verkürzt. Freilich in vielen, sehr vielen Fällen ist eine größere Entfernung der Wohnung von der Arbeitsstätte nicht zu vermeiden, auch kann den genannten Missständen durch entsprechende Einrichtungen des Verkehrswesens, z. B. durch Straßenbahnen, Ringbahnen, unterirdische Stadtbahnen, Arbeiterzüge auf den Eisenbahnen, Benützung des Fahrrades u. dgl. abgeholfen werden, allein die dadurch bedingten Auslagen verringern eben den Arbeitslohn oder erhöhen den Mietzins. Zwar kann die größere Entfernung den Arbeitern den Anlass zu einer regelmäßigen gesunden körperlichen Bewegung geben, aber das ist nur dann ein Vortheil für sie, wenn sie nicht schon vorher durch die Anstrengung bei der Arbeit übermüdet sind, und ein Nachtheil, wenn sie dadurch, namentlich durch die

Einwirkung schlechter Witterung, geschädigt werden. Dazu kommt die mit den weiten Wegen verbundene Gefahr für die Sittlichkeit der Arbeiter, besonders der unverheirateten Arbeiterinnen in ländlichen Fabrikdistricten.

Endlich ist es ein wirtschaftlicher Nachtheil, wenn jene Arbeiter, denen der Fabrik-, beziehungsweise Lohnherr Wohnungen baut, damit nur einer weiteren Abhängigkeit von demselben verfallen, näherhin wenn ihre Abhängigkeit in einer für sie schädlichen Weise gesteigert wird. Denn der vergleichsweise guten und billigen, vom Arbeitgeber hergestellten Wohnung steht namentlich der Umstand entgegen, dass die Auflösung des Arbeitsverhältnisses für den Arbeiter auch noch gleichzeitig die Aufkündigung seiner Wohnung bedeutet, die Wohnung also mit Ablauf des Arbeitsverhältnisses geräumt werden muss. Dadurch sind in der Regel die Arbeiter gehindert, sich in diesem Falle anderwärts eine passende Existenz zu gründen, da sie ihre Familie nicht leicht an dem seitherigen Wohnorte zurücklassen können. Thatsächlich wurden bei einer Arbeitseinstellung schon Tausende von streikenden Arbeitern mit ihren Familien aus ihren den Arbeitgebern gehörigen Wohnungen in rauher Jahreszeit aufs freie Feld verwiesen.

Die zu hohen Mietzinse, die Unsicherheit der Mietsdauer und der häufige Wohnungswechsel, die zu weite Entfernung der Wohnungen von den Arbeitsstätten und die Abhängigkeit jener Arbeitnehmer, die in Häusern ihrer Arbeitgeber wohnen, sind somit ökonomische Missstände, die im großen und ganzen die Wohlfahrt der arbeitenden Volksclassen schwer schädigen, und darum ist die Wohnungsfrage auch in wirtschaftlicher Hinsicht von höchster Wichtigkeit.

Fassen wir nun zum Schlusse die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so ergibt sich als unleugbares Resultat die Thatsache, dass die Wohnungsfrage nach ihrer gesundheitlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Seite von größter Wichtigkeit für die Gesellschaft, von hoher socialer Bedeutung, ein Cardinalpunkt der socialen Reform ist. Daraus folgt sofort die hohe Pflicht für Staat, Gemeinde und Gesellschaft, die Wohnungsfrage nach ihrer dreifachen Natur zu lösen, d. h. besonders für die nicht oder weniger bemittelten Volksclassen gesunde, passende und billige Wohnungen zu beschaffen. Mit Recht sagt S c h ö n b e r g: „Für die sittliche und materielle Hebung der Arbeiterclassen, für das Ziel, diesen eine Culturexistenz zu ermöglichen, ist sie (die Wohnungsfrage) m. E. von größerer Tragweite und größerer praktischer Bedeutung als die ganze Lohnfrage, ja selbst als die Arbeiterversicherung." (S. 49.) Und nach L e h r (S. 736) „hat die G e s a m m t h e i t das höchste Interesse, Zuständen der gedachten Art zu begegnen; denn dieselben gefährden, sobald sie im größerem Umfange auf-

treten, die ganze Gesellschaft, Kultur und Gesittung". Möge darum das deutsche Reich, das in seiner Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung der ganzen Welt mit glänzendem Beispiel vorangieng, mit mächtigem Arme auch in die Wohnungsfrage eingreifen! Denn die Wohnungsfürsorge ist und bleibt eine communale, beziehungsweise staatliche Aufgabe. Möge aber auch der Einzelne, jeder Arbeiter selbst, darauf bedacht sein, durch strenges Sparsystem und Vermeidung aller unnöthigen Ausgaben wenn nicht sich selbst sein Heim zu bereiten und zu eigen zu machen, so doch eine gesunde und anständige Wohnung zu mieten, sie nach Stand und Vermögen zu schmücken und bequem einzurichten. Denn wenn auch stets zu beachten bleibt, dass „wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige suchen" (Hebr. 13, 14), so verdient die irdische Wohnung doch eine ganz besondere Aufmerksamkeit, weil sie von höchster Bedeutung für die Sittlichkeit und damit auch für die wahre, ewige Heimat ist. Wohl dem, der da sagen kann: «My house is my castle! Mein Haus ist meine Burg!"

Das Kreuz am Wege.

Von Franz Eichert.

Mit Nebel war die weite Flur verhangen —
Vom Kreuz am Wege bin ich ausgegangen.

Ich schritt fürbass, oft theilten sich die Wege,
Dann pfadlos über Gräben und Gehege.

Und weit im Nebel irrend gleich dem Blinden,
Vermocht ich nimmer meinen Weg zu finden.

Ich dachte, fern zu schweifen in den Landen —
Da bin ich wiederum beim Kreuz gestanden!

So wallst Du, Mensch, auf Deinen dunklen Pfaden,
Vom Kreuze gehst Du aus, vom Mal der Gnaden.

Und gehst Du irr, weil Zweifel Dich umwinden —
Das Kreuz am Wege wirst Du immer finden!

Und Menschheit Du, vom Kreuze geht Dein Wallen:
Am Kreuze müssen alle niederfallen.

Und geht ihr Pfad, wo kaum ein Stern entglommen —
Zum Kreuze müssen alle wiederkommen!

Die Trauung in der griechisch-schismatischen Kirche.

Von Prof. Dr. Joseph Schnitzer.

Je mehr die Ehe in moderner Zeit ihres religiösen Charakters entkleidet und zu einem nüchternen Rechtsgeschäfte herabgewürdigt wird, das binnen weniger Augenblicke in der profanen Amtsstube mechanisch erledigt und vielleicht schon nach kurzer Frist wieder rückgängig gemacht wird, um so nachdrucksamer muss daran erinnert werden, dass himmlischer Adel ihr innewohnt und ihr Ahnenbrief, wie er in der ältesten und ehrwürdigsten Urkunde des Menschengeschlechtes niedergelegt ist, auf Gott selbst zurückgeht. Diese Thatsache hat sich denn auch dem Bewusstsein des Menschengeschlechtes so tief eingeprägt, dass sie daraus nimmer ganz zu verwischen war, vielmehr in den Hochzeitsfeierlichkeiten der verschiedensten, zeitlich, örtlich wie kulturell noch so weit auseinanderliegenden Völker zu mehr oder weniger deutlichem Ausdrucke kam. Ist doch bekannt, dass die Eheschließung bei den Zulu, Westmelanesiern, Malayen, Indiern, bei den altamerikanischen und Osthimalaya-Stämmen mit religiösen Ceremonien verbunden war. Bei den alten Juden gieng die Eheschließung unter Gebet und Segen vor sich, und es war die Betheiligung eines Kultusdieners wenn auch nicht durch das Recht, so doch durch die Sitte gefordert. Im Gefühle, dass der Mensch wie überall, so insbesondere bei der Heirat des göttlichen Segens bedürfe, unterließen es auch die Athener nicht, schon bei der Verlobung den Schutz der Götter anzuflehen und auch die Ehe durch den Besuch der Tempel zu weihen, woselbst die Brautleute Gebete sprachen und Opfer darbrachten und der anwesende Priester oder die Priesterin über die Satzungen der Gottheit und die Ehe Belehrungen ertheilte. Dass er seine Frau mit der Rechten von ihrem Hausherde und Altare genommen, unter Opfern und wie eine Schutzflehende in Gegenwart der Götter in sein Haus geführt habe, des soll der Mann nach der Mahnung des Griechen Jamblichos stets eingedenk sein und deshalb seine Frau nie misshandeln. Desgleichen wirkten altrömischer Überzeugung gemäß bei der Eheschließung die Götter mit, ja es wurde von der Beobachtung der religiösen Ceremonien sogar die Giltigkeit der Ehe

abhängig gemacht; erst gegen Ende der heidnischen Kaiserzeit verlor die römische Eheschließung ihren religiösen Charakter, so dass nur mehr der bürgerlich-rechtliche übrig blieb. Umsomehr legte die junge Kirche Gewicht darauf, dass ihre Kinder, wie sie nach des Apostels Mahnung selbst die alltäglichsten Verrichtungen, wie Essen und Trinken, zu Gottes Ehre und in frommem Aufblicke zu ihm vornehmen, so insbesondere einen für Zeit und Ewigkeit so hochbedeutsamen Schritt wie die Eheschließung nicht ohne ihre Mitwirkung und Segnung unternehmen sollten. Schon der hl. Märtyrer Ignatius († 107) legt den Verlobten ans Herz, für ihre Ehe des Bischofs Einwilligung einzuholen, damit ihr Bund ein gottgemäßer und nicht bloß ein der Leidenschaft entsprungener sei. Geheime, das heißt ohne Betheiligung der Kirche geschlossene Verbindungen liefen nach dem Zeugnisse Tertullians Gefahr, als Ehebruch und Hurerei gebrandmarkt zu werden; dagegen pries man das unaussprechliche Glück jener Ehen, welche die Kirche selbst zusammengegeben, mit ihrem Opfer bekräftigt, mit ihrem Segen besiegelt, die Engel verkündigt, der himmlische Vater bestätigt habe. Der Theilnahme der Kirche an der Eheschließung gedenken schon die ältesten Zeugnisse; eine Satzung des zweiten allgemeinen Concils zu Konstantinopel setzt die priesterliche Eheeinsegnung als stehende Sitte voraus. Wohl kannte auch das christliche Alterthum bereits Verbindungen, die der kirchlichen Weihe entbehrten; solche Gatten hatten aber unter der allgemeinen Missbilligung um so empfindlicher zu leiden, je mehr die priesterliche Trauung zu einem unerläßlichen Bestandtheile christlicher Eheschließung geworden war. Konnte doch der griechische Kaiser Leo der Philosoph im Jahre 893 alle ohne den Segen der Kirche geschlossenen Ehen staatlich für ungiltig und der gesetzlichen Wohlthaten, wie sie sonst mit der Ehe verknüpft sind, verlustig erklären, wobei er ausdrücklich hervorhob, dass er hiemit nur eine schon seit Jahrhunderten bestehende kirchliche Übung auch für das bürgerliche Rechtsgebiet mit Gesetzeskraft ausstatte.*) Damit stimmt nun in ganz überraschender Weise die Thatsache überein, dass Secten, die sich im 5. Jahrhundert getrennt und seitdem ihr Kirchenwesen mit dem den Morgenländern charakteristischen zähen und eifersüchtigen Conservatismus unverändert bewahrt haben, noch heute die priesterliche Segnung als die zum Zustandekommen der Ehe wesentliche Eheschließungsform ansehen. So bezeugt der nestorianische Patriarch Ebedjesu (13. Jahrhundert), eine ohne die vorgeschriebene Form und in Abwesenheit des Priesters eingegangene Ehe sei null und nichtig. Selbst

*) Leo des Weisen Verordnung ergänzte (zwischen 1289 und 1304) Kaiser **Andronicus Paläologus** durch die Bestimmung, die kirchliche Trauung dürfe nicht ohne Zustimmung des Pfarrers der Brautleute vorgenommen werden.

wenn die Gläubigen in Gegenden wohnen, in welchen ein Priester gar nicht zu erreichen ist, darf die Ehe nicht ohne religiöse Feierlichkeiten geschlossen und die kirchliche Segnung muss nachgeholt werden, sobald ein Priester erscheint.*) Der gleichfalls nestorianische Patriarch Timotheus II. (14. Jahrhundert) führt unter den zur Eheschließung unerläßlichen Erfordernissen an erster Stelle den Priester auf. Bei den syrischen (monophysitischen) Jakobiten und bei den Maroniten beteuert der trauende Priester seine Unschuld an einem etwaigen üblen Ausgange der neuen Ehe, woraus wohl folgt, dass ihm der Hauptantheil an der Eheschließung zugemessen wurde. Nach dem Gesetzbuche des syrischen Jakobiten Bar-Hebräus (13. Jahrhundert) kann die Heirat ohne Priester nicht geschehen. Dem koptischen Kirchenrechtslehrer Ibn-Assal (13. Jahrhundert) zufolge kann die Ehe nur gefeiert werden und zustande kommen durch die Gegenwart des Priesters, durch das Gebet, welches er über die Brautleute spricht, und durch das Opfer der hl. Eucharistie, welches für sie bei der Krönung dargebracht wird; und durch diese heilige Feier werden die Beiden zu einem Leibe oder zu einem Fleische vereinigt, wie der Herr sagt. Sind diese Erfordernisse nicht vorhanden, so wird eine solche Verbindung nicht als Ehe geachtet, denn das Gebet ist es, was den Verkehr des Mannes mit dem Weibe und umgekehrt erlaubt macht. In demselben Sinne äußern sich die koptischen Rechtslehrer Echmini, Abuselah und Abulbirkat. Auch die der koptischen sehr nahestehende abessynische Kirche verlangt grundsätzlich die priesterliche Ehesegnung, die freilich nur in den seltensten Fällen begehrt und gewährt wird, da sie allen kirchlich unzulässigen Verbindungen (mit Geschiedenen, Polygamen) unzugänglich ist. Eine 1599 zu Diamper bei Cochin auf Malabar abgehaltene römisch-katholische Synode tadelte es, dass sich bisher einzelne Thomaschristen niedrigsten Standes der kirchlichen Trauungsceremonien nicht bedient, sondern ihren Frauen das Ehezeichen oder Tali selbst umgehängt hätten, und verordnete, die Eheschließungen, zu welchen bisher jeder Priester und an jedem Orte berechtigt gewesen war, sollten künftig nur mehr vom eigenen Pfarrer der Brautleute nach vorhergegangenem Aufgebote und in der Kirche vorgenommen werden können. Der alten Überlieferung getreu macht auch die orthodoxe russische Kirche das Zustandekommen des Ehesacramentes von der priesterlichen Segnung abhängig, woran auch die priesterlichen Gruppen des Raskol, die Popowzy, festhalten; in der altgläubigen Wjetkasekte wurden ausnahmsweise auch Laien mit der Firmung und Feier des

*) Mit dieser Forderung Ebedjesu's ist die Behauptung Denzingers unvereinbar, die priesterliche Trauung ersetze im Morgenlande nur das tridentinische Dekret Tametsi, bilde aber keineswegs die wesentliche Eheschließungsform.

heiligen Abendmahls betraut, während die Ehen nur von Priestern, und zwar in den Wohnhäusern, eingesegnet wurden. So tief ist dem russischen Volke die Überzeugung eingewurzelt, dass die Ehe nur durch die priesterliche Weihe begründet wird, dass die priesterlosen Sekten des Raskol, die Bespopowzy, von ihrer Annahme, der russischen Staatskirche sei seit dem Patriarchen Nikon (1652—58) das Priesterthum verloren gegangen, folgerichtig zur Behauptung fortschreiten, mit dem Priesterthum sei auch die Ehe aufgehoben, und sich vielfach greulichen Ausschweifungen hingeben.

Gehen wir nun auf die Einzelheiten der griechischen Trauung näher ein, so lässt sich diese als eine Collectivhandlung bezeichnen, die mit der Verlöbniseinsegnung ihren Anfang und mit der feierlichen Krönung, beziehungsweise mit der Abnahme der Krone am 7. oder 8. Tage nach der Trauung ihr Ende nimmt. Um der hervorragenden Stellung willen, die dem Verlöbnis bei der Eheschließung zukommt, wurde dieses nämlich schon früh als ein Bestandtheil der letzteren betrachtet und gleich ihr der kirchlichen Weihe theilhaftig. Das eingesegnete Verlöbnis wurde aber kirchlich wenn auch nicht als vollgiltige Ehe angesehen, so doch von dieser kaum mehr unterschieden; die Verlobten galten, obgleich sie einen vertrauteren Verkehr mit einander nicht pflegen durften, gewissermaßen als Eheleute, und das Trullanum (692) verordnete geradezu: „Wer die Braut eines Anderen bei dessen Lebzeiten heiratet, ist als Ehebrecher zu bestrafen." Staatlich wurden jedoch die Verlöbnisse im römisch-rechtlichen Sinne als auflösbar behandelt, und da sich so ein Gegensatz zwischen der kirchlichen und staatlichen Übung gebildet hatte, da man ferner die Kinder schon in zartem Alter zu verloben pflegte und in dem langen Zeitraume, der bis zur Hochzeit verstrich, infolge mancher inzwischen eingetretener Verhältnisse leicht in die Nothwendigkeit versetzt werden konnte, die früher geplante Verbindung aufzugeben, so musste man auf eine Beseitigung dieser Unzukömmlichkeiten bedacht sein. Man half sich nun in der Weise, dass man zwischen kirchlich eingesegneten und bloß bürgerlichen Verlöbnissen unterschied und die letzteren zwar als kirchlich unverbindlich, minderwertig und auflösbar, aber doch als staatlich giltig, die ersteren dagegen gleich der Ehe für unauflöslich erklärte, jedoch zu ihrer Eingehung das Alter der Ehemündigkeit, d. h. beim männlichen Geschlechte das vollendete 14., beim weiblichen das 12. Lebensjahr vorschrieb und Verlöbnis- und Eheeinsegnung möglichst nahe an einander rückte. In diesem Sinne waren die Kaiser Leo der Philosoph und Alexius I. Comnenus (1084) gesetzgeberisch thätig; aber auch hier war ihnen die Sitte um viele Jahrhunderte vorausgeeilt. Schon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts muss nicht bloß die Verlöbnisweihe selbst, sondern vielfach auch schon ihre

enge Verbindung mit der Trauung in der griechischen Kirche herkömmlich gewesen sein, da die ihr damals untreu gewordenen Nestorianer, Monophysiten und Armenier diesen Brauch mit herübernahmen und bewahrten.

Bei den Nestorianern wird dem auserkorenen Mädchen des Jünglings Ring überbracht und angesteckt mit den Worten: „Dies ist der Ring des N., des Sohnes des N., mit dem Dich Dein Vater (Bruder, Onkel) verlobt; bist Du also damit einverstanden, so schweige und sei still; wenn nicht, so wirf den Ring von Dir." Thut sie letzteres, so ist die Sache abgethan; nimmt sie den Ring an, so wird nunmehr zur Verlöbnisfeier geschritten. Der Priester erscheint im Hause des Vaters der Braut, oder, wenn sie keinen Vater mehr hat, ihres Bruders, Onkels oder wessen sie will, und vereinbart in Gegenwart der anderen Cleriker und Gläubigen die ihr zu entrichtende Mitgift. Sodann ergreift er die Rechte des Curators des Bräutigams und spricht: „Bist Du, achtbarer Bruder, mit reinem und freiem Willen und einem Herzen ohne Falsch erschienen, um Dir diese N., die Tochter des N., anzuverloben, auf dass sie Dir eine Gattin und Gehilfin sei nach christlicher Ordnung und kirchlichem Gesetze, und bist Du entschlossen, die Mitgift und einen Denar für die Kirche zu bezahlen?" Hierauf wendet er sich an den Curator der Braut mit der Frage: „Gibst Du Deine Tochter N. diesem N., dem Sohne des N., damit sie ihm Gattin und Gehilfin sei nach kirchlicher Sitte und christlichem Brauche? Ist Dir die ihr bestimmte Mitgift eingehändigt worden? Ist bei diesem Geschäfte noch etwas zu beanstanden oder zu bezweifeln? Ist dieses Mädchen gesund an Leib und Seele, frei von geheimen oder offenen Gebresten? Kommt sie auch freiwillig zu dieser heiligen Handlung, nicht gezwungen, sondern aus freien Stücken? Ist keine Ausflucht, kein Anlass zum Rücktritt oder zur Lösung mehr vorhanden?" Antworten beide mit „ja", so legt er ihre Hände kreuzförmig in einander, ruft den lebendigen Gott, die heiligen Engel, Propheten, Apostel und alle Anwesenden zu Zeugen an, dass der Bräutigam die Verpflichtung übernommen habe, die Braut in der Jugend wie im Alter, in Gesundheit wie in Krankheit, in Freud wie Leid zu halten wie sich selbst, und spricht endlich ein kurzes Segensgebet über die Verlobten. Der Feier müssen zur größeren Sicherheit außer dem Clerus und den Verwandten der Verlobten wenigstens fünf Gläubige anwohnen; nach ihrer Beendigung werden zwei Urkunden ausgefertigt; in der einen erklärt der Bräutigam, dass er die N. aus freiem Willen zur Ehe nehme und eine bestimmte Mitgift gebe, in der anderen bekennt die Braut, sie habe sich mittels ihrer Curatoren N. und N. dem N. verlobt und von ihrem Vater eine gewisse Summe Heiratsgutes erhalten. Beide Schriftstücke werden durch die Unterschriften der Priester und Zeugen

bekräftigt und den Brautleuten eingehändigt. Bis zur Hochzeit verstreicht noch eine Frist von 10—12 Monaten, oft von Jahren, während welcher ein vertraulicherer Verkehr zwischen den Verlobten nicht stattfindet.

Nach syrisch-jakobitischem Ritus verfügt sich der Curator der Braut, nämlich ihr Vater, Bruder oder sonst wer, nebst dem Bräutigam, dem Priester, Diacon und getreuen Zeugen in die Kirche. Der Curator der Braut hat deren Einwilligung in die Ehe entgegengenommen, verständigt hievon den Bräutigam und spricht zu ihm vor dem Altare: „Ich verlobe dir N. diese N. zur Gattin nach apostolischer Satzung und christlichem Gesetz." Der Bräutigam erwidert: „Ich nehme sie an vor Gott und seinem Sühnaltare und vor den Priestern und diesen Zeugen." Nun segnet der Priester den Ring, begibt sich mit den Anwesenden, den Bräutigam ausgenommen, ins Haus der Braut, steckt ihr hier den Ring an, hängt ihr ein Kreuz um den Hals und spricht ein Segensgebet über sie. Bis zur Hochzeitsfeier, die wie bei den Nestorianern später stattfindet, pflegen die Verlobten keinen näheren Verkehr mit einander.

Die Armenier erblicken in dem Verlöbnisse den Beginn der Eheschließung (Krönung); denn, sagen sie, wie der Baum zuerst blüht und dann Früchte trägt, so erblühen auch Bräutigam und Braut zuerst im Verlöbnis und bringen Frucht in der Krönung. Die Verlobten setzen sich einander auf einem Throne gegenüber, Allen sichtbar, nicht insgeheim nach Art der Heiden; auf eine Schale werden die Verlobungsgegenstände gelegt, nämlich der Ring, das Armband, die Ohrgehänge und der Schleier. Der Ring wird an den vierten Finger, der die Herzader hat, gesteckt und bedeutet, dass die Braut dem Bräutigam von Herzen zugethan ist; das Armband sinnbildet die Fesselung ihrer Hände zum Gehorsam gegen den Mann, das Ohrgehänge und der Schleier gleichfalls ihre Einwilligung in die Ehe. Der Priester nimmt den Kelch der Segnung in die Hand und erklärt das erhabene Geheimnis der Brautschaft, indem er hinweist auf die lebenspendende Verkündigung Gabriels an die hl. Jungfrau Maria, von der empfangen ward das Wort Gottes. Nach mehreren biblischen Lesungen steckt der Priester der Braut Ring, Armband und Ohrgehänge an, breitet den Schleier über ihr Haupt, reicht ihr und dem Bräutigam den geweihten Kelch zum Trinken und verliest eine Ermahnung an die Verlobten, worin er diese abermals an die hohe Würde der Ehe und die damit verbundenen Pflichten erinnert. Dieses Sacrament, so führt er aus, das durch die Segnung der priesterlichen Rechte und die kirchliche Weihe vollendet wird, ist nichts Geringfügiges und Verächtliches, sondern etwas Großes, Hochverehrliches, nicht eine menschliche Erfindung, sondern eine Einrichtung, die Gott nach der Vertreibung aus dem

Paradiese zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes getroffen hat. Und um der gegenseitigen Ergänzung, nicht schnöder Lust willen pflanzte er auch eine so große und starke Liebe in die Herzen, dass es keine größere Liebe gibt, als die zwischen Bräutigam und Braut, weshalb er auch die Eva nicht aus Staub, sondern aus einer Rippe des Adam geformt hat, damit er in ihr gleichsam einen Bestandtheil seiner selbst erblicke und sich so unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühle, dass er seine eigenen Erzeuger verlässt, um ihr anzuhangen. So werden sie zwei sein in einem Fleische. Was aber Gott verbunden und vereinigt hat, das soll der Mensch nicht trennen. Wie der Kopf, wenn den Leib ein Wehthum oder ein heftiger Schmerz befällt, das kranke Glied, den Fuß oder die Hand, nicht entfernen will, sondern nur eine umso größere Sorgfalt darauf verwendet und sich ängstigt und abhärmt, so sollen auch Mann und Weib in treubesorgter Liebe mit einander leben, unbeabsichtigte Irrungen und unwissentliche Verfehlungen, wie sie dem schwachen Menschen im täglichen Leben so leicht begegnen können, einander nachsehen und Krankheit, Erblindung, Verstümmelung und andere Unglücksfälle geduldig ertragen. Besonders soll der Mann mit Rücksicht auf die Schwäche des Weibes, das von Natur aus arm an Weisheit ist, Nachsicht üben und nicht um jeder Kleinigkeit willen in Zorn gerathen und zuschlagen, das Weib aber soll dem Mann unterwürfig sein und ihn nicht durch Schwatzhaftigkeit und Nachlässigkeit erzürnen. Nach dieser Ermahnung fordert der Priester die Brautleute zum Gelöbnis auf, das Gesagte treu beobachten zu wollen, und ertheilt ihnen schließlich seinen Segen.

Die koptische Kirchenordnung schreibt vor, es sollen auf dem Tisch in der Kirche die Geschenke niedergelegt werden mit dem goldenen Kreuz und Ring. Nach Beendigung des mitternächtigen Gebetes wird der Bräutigam unter Fackelschein und Hymnengesang vor die Kirchenthüre geleitet und hier vom Clerus mit Lichtern und Glöckchen und dem Gesange empfangen: „Gepriesen, der da kommt im Namen des Herrn." Sodann wird in gleicher Weise die Braut abgeholt unter dem Gesange: „Gegrüßt seist Du Maria", und in die Frauenabtheilung geführt. Es folgen verschiedene Lesungen und Gebete des Inhalts, der Gott des Friedens, der Schöpfer der Ehe, der einst den Knecht Abrahams nach Mesopotamien geführt hat, um Rebekka zu werben, möge dem Brautpaare Frieden, Fruchtbarkeit und starkmüthige Treue verleihen. Nach der Danksagung werden die Gewänder geweiht und dem Bräutigam und der Braut angezogen unter abermaligen Segensgebeten. Dann folgt die Krönung.

Nach russisch-orthodoxem Ritus stellen sich Bräutigam und Braut in der Mitte der Kirche, in einiger Entfernung von dem Trauungsaltare, auf und zwar so, dass er die rechte, sie die linke Seite einnimmt. Sodann

erhalten sie vom Priester angezündete Kerzen, die sie als Sinnbilder des Lichtes der von ihnen zu empfangenden Gnade während der ganzen hl. Handlung nicht mehr aus der Hand geben. In mehreren Gebeten flehen nun Priester und Diakon für sie um eheliche Fruchtbarkeit, Liebe, Eintracht und Treue, worauf die auf dem Altare im Heiligthum niedergelegten Ringe von dort, als wären sie von Gott selbst gesandt, herausgeholt und dem Bräutigam und der Braut mit den Worten angesteckt werden: „Verlobt wird der Knecht Gottes N. der Magd Gottes N. (die Magd Gottes dem Knechte Gottes N.) im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen." Sodann werden die Ringe vom Brautführer dreimal umgewechselt, zum Ausdrucke nicht bloß der Einwilligung der Eltern in die Verehelichung des Brautpaares, sondern auch der Bekräftigung des gegebenen Eheversprechens und zum Zeichen, dass auch die künftigen Gatten in manchem Falle ihre Befugnisse und Pflichten gegenseitig werden austauschen und wechseln müssen. Die hl. Handlung schließt mit einem nochmaligen Segensgebete des Priesters auf die Verlobten, woran sich gewöhnlich unmittelbar die Trauung reiht; nur bei der Vermählung der Glieder des kaiserlichen Hauses liegt zwischen Verlöbnissegnung und der Trauung nach altem Brauche ein Zwischenraum von einigen Tagen oder Wochen.

Eine außerordentlich wichtige Rolle spielt im morgenländischen Trauungsritus die Bekrönung, von der die ganze Feier den Namen führt. Schon bei den Griechen und Römern pflegte man die Brautleute zu bekränzen, eine Sitte, die von der Kirche beibehalten, mit christlichem Geiste erfüllt und mit tiefsinnigen Ceremonien umgeben wurde. Noch heutzutage nimmt man in Griechenland zur Krönung aus Ölzweigen gewundene Kränze, im südlichen Russland und in Armenien Kränze aus Korn- oder anderen Feldblumen, während im nördlichen Russland, wie dies schon zur Zeit Theodor Studita's üblich war, Kronen aus Metall, die Eigenthum der Kirche sind, verwendet werden. Nach russisch-orthodoxer Anschauung sinnbildet die Krone den Sieg, welchen die Brautleute, die mit reinem, unbeflecktem Herzen in die Ehe treten sollen, über die Lockungen der Sinnlichkeit errungen haben; zum Lohne werden sie jetzt als Sieger gekrönt, während diese Ehre denjenigen versagt werden soll, welche eine zweite Ehe schließen, da diese nicht als Sieger, sondern als Besiegte erscheinen (1 Kor. 7, 8. 9). Die Krönung geschieht ferner zum Zeichen, dass die Neuvermählten Stammeltern — im Alterthum Könige — neuer Geschlechter von Menschen werden; endlich um anzudeuten, dass die Gatten die geheimnisvolle Vereinigung Christi mit seiner Kirche darstellen, weshalb sie mit Kronen als mit königlichem Schmucke ausgezeichnet werden.

Die Nestorianer schließen von der Ehe jene aus, welche das vorschriftsmäßige Alter von 12 Jahren noch nicht erreicht haben; die Trauung darf nicht stattfinden in der verbotenen Zeit, d. h. von Weihnachten bis Epiphanie, vom Anfange bis zur Mitte der Fastenzeit und von Ostern bis Christi Himmelfahrt, und geht im Hause der Braut vor sich. Sie wird eingeleitet durch die Segnung des Ringes und der Hochzeitsgewänder. Man bringt Kelch, Ring, Kreuz und Weihwasser, vermengt mit Staub vom Begräbnisplatze eines Heiligen, besonders des hl. Thomas, spricht das Vaterunser und andere Gebete und stimmt den Lobgesang an: „Frohlocke und freue Dich, gläubige Kirche, Deines Bräutigams, der sich Dir vermählt und Dich in sein Brautgemach eingeführt und mit seinem kostbaren Fleische und Blute als Deiner Mitgift beschenkt und durch das Opfer seiner selbst versöhnt und geheiligt und in Dir allen Deinen Kindern den geistigen Trank gemischt hat." Hier wird im Kelche Wein mit Wasser gemischt und mit den Gebeten und Hymnen fortgefahren, die in fast unerschöpflich neuen Wendungen Gottes reichsten Segen über die Verlobten und alle Anwesenden herabflehen; auch die Propheten, Apostel und Märtyrer werden um ihre Fürsprache angegangen, insbesondere aber Maria, die gnadenvolle, heilige, reine Jungfrau, die Mutter des Erlösers. Sodann ergreift der Priester unter einem weiteren Gebete zum Heilande den Kelch, formt das Kreuzzeichen über sich selbst, nimmt den Ring, den später der Bräutigam der Braut gibt zum Unterpfand ihrer gegenseitigen Liebe und der den Ring sinnbildet, mittels dessen Sarah mit Abraham, Rebekka mit Isaak, Rachel mit Jacob vermählt und Thamar vom Tode errettet wurde, läßt ihn in den Kelch fallen und ergreift das Kreuz mit den Worten: „Wir beten an, o Herr, unser Erlöser, Dein hl. Kreuz, das der ganzen Welt das Heil gebracht hat. Dies ist das hl. Kreuz, welches Constantin am Himmel erschien und wodurch er den Sieg über seine Verfolger davontrug. Dies ist das Kreuz, dessen Vorbild Moses auf Bergeshöhe errichtete" u. s. w. Er macht nun über den Kelch und die Geheimnisse das Kreuzzeichen, thut das Kreuz und das Weihwasser in den Kelch, entblößt sein Haupt, bildet dreimal das Kreuzzeichen über den Kelch, gibt daraus dem Bräutigam zwei, der Braut das übrige Drittheil zu trinken und macht dem Begleiter des Bräutigams wie der Brautführerin das Kreuzzeichen zwischen die Augen. Nunmehr werden die Kleider geweiht unter Anrufung der hl. Apostel und im Gebete zum Erlöser, der die Brautleute mit seiner Segensfülle begnaden wolle, wie einst Abraham und Sarah, Isaak und Rebekka, Jacob und Rachel; aber auch den Bischof möge er segnen, wie einst Simeon, das Haupt der Apostel, ferner die Priester, Diakone, die Greise, die Jünglinge, die Gemeinde, die ganze Welt. Der Herr möge die

Hochzeitskleider segnen, wie einst die Gewänder des ersten Zeltes, und wie die Kleider an den Leib sich schmiegen, so mögen die Gatten an einander hangen und in einträchtiger Liebe und Gottesfurcht erblühen, auf dass sie in der anderen Welt mit den Gewändern der Unsterblichkeit erfreut werden mögen. Nachdem er über die Kleider wiederholt das Kreuzzeichen gemacht hat, schreitet der Priester zur Weihe der Krone, Gott bittend, er, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen bekränzt hat, möge die Brautleute der Krone der ewigen Seligkeit würdigen. Abermals formt er das Kreuzzeichen über die Kleider, mit welchen nunmehr die Braut angethan und sofort mit ihrer Begleiterin zur Rechten des Bräutigams gestellt wird.

Erst jetzt findet die Krönung statt, unter festlichen Jubelsängen an die Kirche: sie, die Königin, möge lobpreisen den Sohn des Königs, der sich ihr vermählt und sie mit einem glänzenden, unvergänglichen Lichtgewande bekleidet und mit einem leuchtenden Ruhmeskranze gekrönt und gleich der Rose und den Blüten und Blumen des Frühlings mit Schönheit geschmückt und am Kreuze aus der Knechtschaft befreit und mit demselben lebendigen Leibe, den die Frevler auf Golgotha schlachteten, gespeist, und mit dem kostbaren Blute, das auf den Lanzenstoß hin der Seite entströmte, getränkt hat. Er, dessen Hochzeitsmahl ewig dauert, möge wie einst die Gerechten des alten Bundes, Adam, Abel, Seth, Enos, Noe, Sem und Abraham, so nun auch die Brautleute segnen und vor jedem Übel behüten und wie einst auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandeln und alle Anwesenden erfreuen; und auch der hl. Nestorius möge durch seine Fürbitte bei Gott erwirken, dass er die Fülle seiner Barmherzigkeit herniedergieße. Inzwischen sind den Brautleuten die Kronen aufgesetzt worden; nach den Jubelsängen folgt eine Litanei, worauf der Priester seine Rechte segnend auf das Haupt des Mannes und dann des Mädchens legt, indem er je ein dem hl. Ephräm zugeschriebenes Gebet spricht und abermals reichlichstes Gedeihen auf die jungen Gatten sowie auf den Begleiter des Bräutigams und der Brautführerin herabwünscht. Abends, bevor sich die Neuvermählten zurückziehen, wird im gemeinsamen Schlafraume der Hausbewohner ein eigenes Lager für sie zubereitet, das vom Priester unter erneuten Segensgebeten eingeweiht wird. Vierzig Tage nach der Hochzeit erscheint die junge Frau in der Kirche, der Priester spricht über sie ein Gebet und entlässt sie, ihr Haupt mit dem Zeichen des hl. Kreuzes bezeichnend.

Mit ähnlicher Feierlichkeit wird die Krönung von der jakobitischen Kirche der Syrer begangen. Auch hier findet die heilige Ceremonie zu Hause statt, angesichts des festlichen Hochzeitsmahles, auf welches die Liturgie wiederholt Rücksicht nimmt und nach welchem die ganze Handlung benannt

wird. Zunächst werden die Ringe geweiht. Wie einst Thamar durch den Ring vor dem Tode bewahrt wurde, so mögen, fleht der Priester, unsere Sünden und Fehltritte durch die Ringe getilgt werden; aber auch die Verstorbenen möge der Herr einladen, ihren Seelen die Ruhe schenken und mit seinen Auserwählten Antheil am himmlischen Hochzeitsmahle gewähren. Gott der Allmächtige, so fährt der Priester fort, der am Anfange Alles geschaffen und die Ehe eingesetzt hat, verleihe diesem neuen Bunde seinen Segen, auf dass er vergleichbar sei der Ehe der alten und gerechten Väter, die wie die Sterne des Himmels und wie der Sand am Ufer des Meeres sich vermehrten und Könige, Priester, Propheten, Apostel und Prediger der Gottesfurcht zu Söhnen hatten. Als sich der himmlische Bräutigam mit seiner Kirche vermählte, da berief er den Simon und Johannes und befahl sie ihnen; den Simon bestellte er zum Verwalter (oeconomus), den Johannes zum Herold, beide sollten sie mit Sorgfalt über seiner Kirche wachen; mit derselben Sorgfalt sollen die Brautleute einander die eheliche Liebe und Keuschheit bewahren. Der wahre Bräutigam Christus, der sich der Völkerkirche verlobte und ihr sein Blut als Mitgift verschrieb und einen Ring gab in den Nägeln, womit er ans Kreuz geheftet war, und ihre Schmach verhüllte mit der Blöße seines Leibes und sie durch seine heilbringenden Leiden mit Armbändern schmückte, eine goldene Kette ihr um den Hals hängte und durch Essig und Galle, womit er gelabt wurde, den Eingang ins Paradies der Wonne bereitete; er, der Liebhaber des Menschengeschlechtes, möge auch die Ringe des gegenwärtigen Brautpaares segnen, wie einst die Ringe Sarahs und Abrahams, Rebekkas und Isaaks, Rachels und Jakobs. Unter abermaligen Segenswünschen überreicht der Priester dem Bräutigame und der Braut die Ringe, in einem Schlussgebete für alle bittend, die der nach dem Gesetze Gottes und den heiligen Satzungen geschlossenen Ehe beiwohnen.

Hieran reiht sich die Weihe der Brautkrone. Der Priester bittet den Herrn um Theilnahme am ewigen Hochzeitsmahle und an den grenzenlosen Himmelsfreuden und um seinen Segen über die Brautleute, auf dass auch sie eine zahlreiche Nachkommenschaft von Königen, Priestern, Vorstehern und Richtern erlangen und ihr Haus und besonders ihr Brautgemach zu einem an allen Gütern überfließenden Paradiese sich gestalte. Nach einigen neutestamentlichen Schriftlesungen setzt er sein Weihgebet fort: Gott, der am Firmamente den funkelnden Kranz der Gestirne geordnet, die Erde mit Früchten gekrönt, mit lieblichen Blumen aller Art geschmückt, Adam und Eva mit der Ehrenkrone gekrönt, das Meer mit festem Lande wie mit einem Kranze umgeben, den David mit der Siegeskrone ausgezeichnet, Konstantin mit der Krone des Glaubens verherrlicht habe: er möge nun auch seinen Segen

niederströmen lassen auf die vorliegenden Kronen und auf die Häupter, denen sie aufgesetzt werden, auf dass die Gatten, wie sie dieser vergänglichen Kronen und dieses siebentägigen Hochzeitsmahles gewürdigt wurden, so auch der ewigen Freuden theilhaftig werden. Nun setzt er dem Jünglinge und dem Mädchen die Krone auf, sie dreimal mit dem Kreuzzeichen bezeichnend und neuerdings in mehreren langen Gebeten über Bräutigam und Braut einzeln, über beide zugleich, über den Begleiter des Bräutigams, über die Brautführerin und die gesammten Anwesenden alles Heil herabflehend. Schließlich übergibt der Priester die Neuvermählten einander mit der Ermahnung in arabischer Sprache, sie möchten die Gebote Gottes beobachten, der Mann die Frau lieben, das Weib dem Gatten Gehorsam leisten.

Während der nestorianische und syrisch-jakobitische Ritus eine ausdrückliche Consenserklärung der Brautleute bei der Trauung nicht verlangen, schreibt eine andere syrische (maronitische) Kirchenordnung vor, der Priester solle sich vor allem erkundigen, ob die Ehewerber getauft, nicht miteinander verwandt, nicht verwitwet oder zu jung, d. h. noch nicht 15 Jahre alt seien. Ist ein Grund zur Beanstandung nicht vorhanden, so richtet er an sie die dreimalige Anfrage: „Du N. und Du N., schließt Ihr mit einander mit Zustimmung eurerer Herzen die Ehe der göttlichen Liebe? Sehet Euch wohl vor im Angesichte aller hier Anwesenden; denn ich bin unschuldig." Er verrichtet sodann mehrere Gebete, vereinigt die Hände der Verlobten in den seinen und spricht: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, eines Gottes, vermählen wir unseren Sohn N. mit unserer Tochter N. in der Hand und im Worte Gottes und in dem Bunde, in dem Himmel und Erde, Gebirge und Höhen, Meer und Festland bestehen, und Sarah dem Abraham, Rebekka dem Isaak, Lia und Rachel dem Jakob angetraut wurden, so dass nichts mehr sie zu scheiden vermag als der Tod." Nun folgt die Weihe des Öles, mit welchem das Brautpaar sowie das anwesende Volk gesalbt wird*), und der beiden Ringe, unter flehentlichen Anrufungen, der Segen, der im alten Bunde an den Ring geknüpft war, möge auch diesen Ringen zutheil werden; ein großes Geheimnis und Wunder enthält ja der Ring, mittels dessen die Frauen ihren Männern durch die Hand der wahren Priester rechtmäßig vermählt und des göttlichen Segens gewürdigt werden. Der Priester reicht den einen Ring dem Bräutigam, den anderen der Mutter der Braut und nimmt endlich die Weihe der Gewänder vor. Jetzt erst erfolgt die Krönung. Die Verlobten stehen in der Mitte der Kirche, der Diakon wendet sich an sie mit

*) Dies scheint jedoch außer Übung gekommen zu sein, Denzinger II. 403 not.

einer Ansprache, während der Priester die Krone in die rechte Hand nimmt, zum Altare tritt und Gott bittet, er, der das Firmament ausgespannt hat über die Wasser und es mit Sonne, Mond und dem Glanze der Sterne geschmückt hat; der Sohn, der von den Ruchlosen mit der Dornenkrone gekrönt wurde, er möge auch die Brautleute, die gekommen sind, von der Priesterschaft die Krone ihrer Ehe zu empfangen, mit seinem Segen krönen und ihnen alle ihre Versündigungen, die sie von frühester Jugend an wissentlich oder unwissentlich begangen, barmherzig verzeihen. Nach neutestamentlichen Schriftlesungen läſst der Priester die Brautleute ihre Hände in einander legen, verrichtet abermals ein Weihgebet über die Kronen, setzt diese unter erneutem Flehen zu Gott dem Jünglinge und der Jungfrau auf, übergibt sie dann den Begleitern oder Traupathen der Vermählten und stimmt ein ephrämitisches Loblied an, den Herrn preisend, der seinem Eingebornen ein so prächtiges Hochzeitsmahl bereitet und dazu die Völker alle geladen hat, die Gerechten, Propheten, Apostel, Märtyrer, Lehrer, Faster, die Ehelosigkeit gelobt, und die sich in die Berge zurückgezogen haben, nichts ihr eigen nennend auf dieser Erde, die Säulenbewohner und die Klausner, die Leib und Seele gekreuzigt haben: er möge auch den Brautleuten Antheil am himmlischen Hochzeitsfeste gewähren, ihr Haus in die Hut der heiligen Engel geben und in ihrem Brautgemache den heiligen Geist ruhen lassen, der wie ihre Leiber, so ihre Seelen zu innigster Einheit verbinde. Er lasse ihnen Freude erwachsen an ihrer Nachkommenschaft, die erblühen möge wie Rosen und Lilien. Er lasse seine Rechte ruhen über ihnen, wie über Simon, dem Fürsten der Apostel und der Grundfeste seiner Kirche, dem das Priesterthum zutheil ward aus der Rechten des Erlösers und die Schlüssel der Ober- und der Unterwelt, und von dem das Priesterthum allmählich übertragen ward an die vier Theile der Erde. Diese heilige, dem Simon übergebene Rechte des Priesterthums möge im Vereine mit der Rechten des trauenden Priesters die Brautkronen segnen und auf die Vermählten allen Segen, der je den alttestamentlichen Gerechten zufloſs, herabgieſsen. Nun legt der Priester dem Bräutigam und der Braut die Hand aufs Haupt, abermals zu Gott flehend, daſs er, wie er die Ehe eingesetzt, Adam und Eva, Noe und seine Söhne, Abraham und Sarah, Judas und Thamar, Jakob und Rachel, Josef und Asaneth, Moses auf dem Sinai, Elias auf dem Karmel, Susanna gegen ihre Bedränger, die drei Jünglinge im Feuerofen, Johannes den Täufer, Petrus und Paulus in der Stadt Rom und den heiligen Thomas in Indien beschützt hat, ebenso auch die jungen Gatten mit der Fülle seines schirmenden Beistandes begnade und heimsuche. Zum Schlusse wird den Vermählten neuerdings die Hand aufgelegt und auch über die Trauzeugen alles Heil erfleht.

Bei den Armeniern werden die Hochzeiten gewöhnlich am Montag gefeiert und dürfen jedenfalls nicht auf Sonn-, Fast-, Fest- und die 40 Tage nach Ostern verlegt werden. Kurz vor der für die Trauung anberaumten Stunde verfügt sich der Priester mit einem Diakon in die Wohnung der Braut, um hier Ring und Gewänder zu segnen. Inzwischen ist auch der Bräutigam, angethan mit reichen Kleidern und von großem Gefolge umgeben, eingetroffen und in das Gemach getreten, wo die Braut, vom Kopf bis zum Fuß in einen rothen Schleier gehüllt, in Gegenwart ihrer Mutter und Verwandten ihn erwartet, ihm einige Schritte entgegenschreitet und eine Verbeugung macht. Der Priester ergreift ihre Rechte und legt sie in die des Jünglings mit den Worten: „Gott nahm Eva bei der Hand und führte sie dem Adam zu, welcher sprach: Das ist nun Bein von meinem Bein" u. s. w. Sodann bringt er die Köpfe der Verlobten an einander, legt ein kleines Kreuz darauf und betet für sie um den göttlichen Segen, worauf sich der Hochzeitszug nach der Kirche in Bewegung setzt. Das Brautpaar macht vor der verschlossenen Thüre drei Kniebeugungen und legt hierauf das Glaubensbekenntnis und seine Beichte ab. Inzwischen windet man die Kränze für dasselbe, wobei man die Psalmen 20 (21) und 44 (45) abbetet; ist dies geschehen, so nimmt der Priester das Kreuz in die Hand und macht die Verlobten auf die Pflichten des Ehestandes aufmerksam, indem er sie darauf hinweist, wie dies eines der großen Sakramente Jesu Christi und sein Band unauflöslich ist. Nachdem er ihnen das Versprechen, diese Bürden willig auf sich zu nehmen, abgenommen, legt er abermals die Rechte der Braut in die des Bräutigams und spricht dreimal zu diesem: „Der Weisung gemäß, die Gott den Altvordern gab, traue ich Priester N. Dir diese Gattin an, damit sie Dir gehorsam sei. Willst Du ihr Herr sein?" Die Antwort lautet: „Nach Gottes Willen will ich ihr Herr sein." Sodann fragt er die Braut: „Willst Du ihm gehorchen?" Sie erwidert: „Ich bin gehorsam nach Gottes Anordnung." Nochmals empfiehlt er sie beide dem Schutze Gottes und geleitet sie jetzt unter dem Abbeten des 117. (118.) und 99. (100.) Psalmes in die Kirche vor den Altar, wo das heilige Opfer seinen Anfang nimmt. Nach mehreren alt- und neutestamentlichen Lesungen segnet der Priester die zuvor gewundenen Brautkränze, setzt sie den Brautleuten auf, bezeichnet sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, ruft in neuen Gebeten alle Güter des Himmels auf sie herab und stimmt endlich das Vaterunser an, womit die Krönung vollbracht ist. Inzwischen fährt man in der Feier der Liturgie fort, während welcher die Neuvermählten die heilige Communion empfangen. Nach der Krönung, die übrigens auch außerhalb der Liturgie geschehen kann, begibt man sich unter Hymnen- und Jubelsang ins Haus des Bräutigams,

der sich auf einem eigens hiezu hergerichteten Sitze zur Linken seiner Gattin niederläſst; man füllt einen Kelch mit Wein, den der Priester segnet und den Gatten zum Trinken reicht, worauf er sich gleich den Hochzeitsgästen zurückzieht. Die Neuvermählten tragen ihre Kronen acht oder doch wenigstens drei Tage und enthalten sich während dieser Zeit des ehelichen Umgangs. Nach Verlauf von acht Tagen werden die Kronen abgenommen; zu diesem Behufe erscheint der Priester mit dem Diakon im Hause des Gatten, bringt ihre Köpfe an einander, legt ein gezücktes Schwert und ein Kreuz darauf und betet zu Gott, daſs er ihnen Eintracht, Liebe, eheliche Keuschheit, Fruchtbarkeit, Gedeihen und das ewige Leben schenken möge, bedroht sie aber zugleich mit Gottes Zorn, worauf das Schwert hinweist, falls eines von ihnen die eheliche Treue verletzen sollte. Schlieſslich reicht er ihnen abermals geweihten Wein zum Trinken, betet ein Vaterunser und ertheilt ihnen seinen Segen. Damit sind sie nun in den Vollbesitz ihrer ehelichen Rechte getreten.

Nach dem koptischen Rituale des Patriarchen Gabriel (1141) begleitet der Priester, bezw. der Patriarch, wenn er zugegen ist und die Trauung vornimmt, den in die geweihten Gewänder gehüllten Bräutigam in die Frauenabtheilung der Kirche, wo sich die Braut befindet, und trägt ihm auf, ihr einen mit der Krone verknüpften goldenen Ring in die rechte Hand zu geben. Streckt das Mädchen diese aus, so gibt es zu erkennen, daſs es in die Heirat mit ihm einwillige. Sodann führt man es heraus vor das Volk und stellt es zur rechten Seite des Bräutigams, der Priester aber bedeckt Beider Haupt mit einem weiſsen Schleier, zum Zeichen, daſs sie sich in keuscher, reiner und heiliger Verbindung einander vermählen. Nach einigen Gebeten wird das Evangelium verlesen, woran sich neue Gebete und die Segnung der Brautleute und wiederholte Bezeichnung mit dem Kreuzzeichen reihen. Nun weiht der Priester das Öl und salbt damit Bräutigam und Braut; er segnet die Kronen und setzt sie ihnen auf, mit erhöhter Stimme die Worte sprechend: „Mit Ruhm und Ehre hat sie gekrönt der Vater, es segnet sie der Sohn, krönt und vollendet sie mit seinem Beistande der heilige Geist." *) Damit werden nach dem Brauche mehrerer Kirchen andere Segnungen verbunden, des Inhalts, Gott, der Adam und Eva und die übrigen heiligen Ehepaare des alten Bundes mit seinem Segen erfüllt hat, möge diesen auch

*) Die Betonung der Thätigkeit des heiligen Geistes bei der Eheschlieſsung ist den Kopten eigen; so gibt Abouna Filothaus, A Catechisme of the Coptic church, translated from the original Arabic by the Rev. Naser Odeh, London 1892 p. 36 auf die Frage: What is the Sacrament of Matrimony? zur Antwort: It is a legal bond between the bridegroom and his bride, sanctified by the grace of the Holy Ghost for the attainment of the lawful benefits.

dem gegenwärtigen Brautpaare nicht versagen. Letzterem wird nun, während es die Hände kreuzweise in einander gefügt hat, ein Kreuz aufs Haupt gelegt; nach einer kurzen Ermahnung übergibt der Priester dem Bräutigam die Braut, wiederholt seinen Segen spendend; man läutet die Glocken und geht in Procession um die Kirche. Nunmehr beginnt das heilige Opfer, unter welchem die Gatten die heilige Communion empfangen; nach Beendigung des Gottesdienstes erhalten sie nochmals den Segen des Priesters oder Patriarchen und werden schließlich zur Kirchenthüre und von da durch die Traupathen in festlichem Zuge nach Hause geleitet.

Nach einer anderen, etwas abweichenden koptischen Kirchenordnung hat der Priester die Brautleute vor Allem nach ihrem wahren und ungezwungenen Ehewillen zu befragen, damit sie nicht etwa mit Gewalt mit einander verbunden werden. Dann folgen verschiedene Lesungen, die vom Volke mit Segenswünschen für das Brautpaar beantwortet werden, das der heilige Geist wie eine Harfe zusammengefügt habe. Hierauf fleht der Diakon in wiederholten Anrufungen zu Gott, der alles erschaffen, die Ehe begründet, den Patriarchen seinen Segen gespendet und zu Kana Wasser in Wein gewandelt hat, um Schutz und Schirm für das junge Paar, ein Gedanke, der sich in mannigfachen Wendungen durch die Gebete hindurchzieht, wie sie auch der Priester für dasselbe verrichtet. Dieser weiht das hl. Öl, salbt betend Bräutigam und Braut, segnet die Kronen, setzt sie ihnen auf, bezeichnet beide mit dem hl. Kreuzzeichen, verliest eine Ermahnung an sie und spendet ihnen zum Schlusse abermals seinen Segen. Damit ist die Krönung, die nach dem Mitternachtsgottesdienst begonnen hatte, beendet; es wird nun die Matutin gebetet und das hl. Opfer dargebracht, während dessen die Gatten dem Tische des Herrn nahen. Am siebenten Tage nach der Krönung, die bei wohlhabenden Leuten acht volle Tage hindurch mit festlichen Gelagen gefeiert wird, nimmt der Priester den Neuvermählten unter erneuten Segensgebeten die Kronen ab.

Nach dem mit dem koptischen sonst nahe verwandten, hier allerdings bedeutend abweichenden äthiopischen Ritus wird, falls überhaupt eine kirchliche Trauung begehrt wird, — was nach den oben bereits angeführten Gründen freilich nur in den seltensten Fällen geschieht, — vor der Hauptthüre des Gotteshauses ein Bett bereitet, worauf Bräutigam und Braut sitzen. Der Metropolit geht mit seinen Clerikern, die Rauchfässer und Kreuze tragen, um sie herum, legt ihnen die Hand aufs Haupt und spricht: „Sehet zu, dass ihr genau beobachtet, was Gott im hl. Evangelium befohlen hat, und bedenket, dass ihr ein Fleisch seid, daher auch dem Leibe wie der Seele nach mit einander verbunden bleiben sollt." So verharren sie bis zum Ende der Liturgie und werden am Schlusse derselben mit seinem Segen entlassen.

Der Ritus der orthodoxen russischen Kirche eröffnet die kirchliche Trauungsfeier mit dem Abbeten des 127. (128.) Psalmes, worauf der Priester eine belehrende Ansprache an die Brautleute hält über die hohe Würde und die Pflichten der Ehe und dann an sie die Frage richtet, ob sie beide frei und ungezwungen einander die Hand reichen und ob sie nicht etwa anderweitig bereits gebunden seien? Nun fleht er in dreimaligem, eindringlichem Gebete zum Herrn, er möge wie einst die Ehen der alten Patriarchen, so auch die eben zu schließende mit seinem reichsten Segen, mit Leibesfrucht, langem Leben, Eintracht und jeglichem Wohlstande begleiten. Hierauf nimmt er die Kronen und setzt sie dem Bräutigam und der Braut auf mit den Worten: „Es wird gekrönt der Knecht (die Magd) Gottes N. für die Magd (den Knecht) Gottes N. im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen." Es folgen Gesänge, neutestamentliche Lesungen und abermalige Bitten um alles Heil für die Gatten; sodann wird rother Wein gebracht, gesegnet und ihnen zum Trinken gereicht. Hieran schließt sich die feierliche Hochzeitsprocession. Der Priester legt die Rechte der Braut in die des Bräutigams, umschließt beide mit seiner Rechten und führt sie so dreimal um den Trauungsaltar herum, während die Brautführer von hinten die Kronen über ihre Häupter halten. Nochmals verrichtet der Priester Gebete über die Neuvermählten und ertheilt ihnen schließlich seinen Entlassungssegen; nach acht Tagen kehren sie in die Kirche zurück, wo ihnen unter erneuten Segensgebeten die Kronen abgenommen werden. Auch in der russischen Kirche ist es Sitte, dass sich die Verlobten auf die Eheschließung durch Empfang der hl. Sacramente vorbereiten. Da die Ehe ein fröhliches Ereignis ist, so darf sie weder während der Fastenzeit, wozu auch die Wochenfasttage (Mittwoch und Freitag) gerechnet werden, noch an den Vorabenden der Sonn- und Festtagen eingegangen werden, nicht stattfinden, damit durch die Hochzeitsfeierlichkeiten die nöthige Vorbereitung auf den Feiertag nicht gestört werde.

(Schluss im nächsten Heft.)

In der blauen Grotte.

Von P. Ansgar Pöllmann.

Horch, es rauscht.
So rüttelt am Stein
Langverhaltene Kraft, die sich bäumt und bauscht;
Ah, dort bricht sie die Höhle ein.
In feuriger Glut
Tost nieder des Alpengießbachs strotzende Flut.
Sie saust und braust
Auf Zinken und Zacken mit weißem Gischt
Und schäumt,
Wenn sie zu silbernen Perlen springt,
Wie's Wasser unterm Mühlrad singt, —
Lausche, lausche! —
Wie's unterm Mühlrad klingt,
Zischt und träumt.
Feuchte Luft
Weht um die Säulen im Geisterduft,
Und von den hangenden Zapfen all
Spritzt auf dem Boden klatschender Tropfen Fall.
Die Grotte und ihre Gänge
Füllt ein blaues Licht,
Ein ruheschweres, kaltes, grabesstilles Licht,
Wie wenn die Kirchhoflaterne
Sich mühte, dass sie den Novembernebel durchdränge
Zum Schein in die Ferne,
Und vermag es nicht.
Bläulich umwebt's die Stufen und Stege
Durch all' der Felsen Winkel und Wand,
Der Stalagmiten und Stalaktiten Gehege
Und der geheimnisvollen Gebilde Gewirr,
Das beim Spiele der Zwergenhand
In der Dämmerfunken Geflirr
Monde um Monde ward und entstand.

Ah, blaues Licht!
Aber keins, das in glitzernden Steinen sich bricht;
Bergkrystalle wachsen hervor,
Doch spiegeln sie nicht
Und werfen nicht Regenbogen empor
In die Feenpracht.
Herz gieb acht,
Bald schläfert dich ein die blaue Nacht.
Doch sieh! Dort wo der Wasserfall glüht und sprüht,
Dort ist es helle,
Des Venusberges schimmernde Schwelle.
O Tannhäuser, du armer Ritter!
In Aphroditens weichem Schoß,
In weißen Nymphenarmen blank und bloß,
Beim Sirenengesange
Und der Flöten und Zithern schmeichelndem Klange,
Auf Rosen gebettet,
Von funkelnden Augen und schwellenden Lippen gekettet,
Ohne zu fühlen des lauten Triumphes leisen Spott,
Der gewonnen, was er gewettet,
Vergaßest du Erde, Seele, Himmel und Gott!
Ich weiß nicht, wie tief ist der Höhlenteich,
Daſs er so dunkel und grauenvoll schweigt,
Daſs keine Welle ringelt auf seinem Bereich
Und keine Blase aus der Tiefe steigt?
Des Gießbachs strudelnder Schaum fließt aus,
Todtenträg, ohne Wirbelgekraus.
Blumengewinde und der Nymphen lebendig Gewühl
Und des rieselnden Feuers Strang
Spiegelt er wieder so kühl,
So kalt, so bang,
Als läge da unten ungemessen
Ewigkeiten langes Vergessen;
Und darüber dämmert im feuchten Schacht
Flimmernde Nacht. —

Bayernfürst steig ein.
— Die Schwäne umkreisen den Muschelkahn —
Und mit deinen schwarzen Augen
Schau' voll hinein,
Eines Traumes Trümmer aufzusaugen
In des Taumelmärchens lockenden Wahn.
Dann laſs die Lider sinken,
Schlag die Arme zusammen, das Kinn auf der Brust
Armer Mann! Sie winken, sie winken,
Die Liebesgöttin und ihre verstrickende Lust.

Steig ein,
Venus credenzt schon die Schale mit feurigem Wein! —
Um die Säulen flüstert ein Weh,
Unbeweglich dunkelt der See.
Der rothe Gischt der dämmernden Gruft
Rauscht und schäumt in die blaue Luft.
Tropfen fallen bald hier, bald dort,
Leises Echo hallt durch die Gänge fort . . .

. . . .

Zu Starnberg am See schaut in die Welle
König Ludwigs Todtencapelle. —

Aphorismen.

Von M. Herbert.

Hinter dem großen Worte wohnt die kleine Seele.

Ein Schmeichler wahrt stets seinen Vortheil und wäre es auf deine besten Kosten.

Der Betrüger mag sich über sein Opfer lustig machen, aber er wird ihm nie eine innerliche, fast neidische Hochachtung versagen.

Die Gegenwart mancher Leute wirkt wie eine geistige Zwangsjacke.

Es gibt Mustermenschen, die möchten die ganze Welt linieren wie ein Schulschreibheft.

Das Verhältnis zwischen socialpsychischen und individualpsychischen Kräften in der Geschichte.

Von Prof. Dr. Gustav Schnürer.

Nachdem wir uns daran gewöhnt hatten, in der geschichtlichen Forschung und Darstellung unser Augenmerk hauptsächlich auf die Entwicklung, das Werden zu lenken, konnte es nicht ausbleiben, dass wir geschichtsphilosophischen Fragen wieder näher traten. Eine der wichtigsten Fragen, welche Gegenstand der Geschichtsphilosophie sind, lautet: Wie kommt das geschichtliche Werden zustande? Kann ich die Factoren, welche dieses Werden bestimmen oder bedingen, erkennen, und wie weit reicht meine Erkenntnis hierbei?

Aus der Gruppe schwieriger Fragen, welche hier sich aufdrängen, greifen wir eine heraus, die in unserer Zeit besonderes Interesse erregt.

Unsere Zeit wird gekennzeichnet durch die gegenüber früheren Zeiten sehr erhöhte Aufmerksamkeit, welche man socialen Fragen zuwendet. Diese Zeitströmung erfasste auch die Historiker, so dass sie neben den Individuen auch die Massen als Objecte historischer Forschung scharfer Beobachtung unterzogen. Ohne Zweifel erweiterten die Historiker dadurch ihren Blick. Man trachtete danach, festzustellen, wie viel die einzelne hervorragende Persönlichkeit von ihrer Umgebung, ihrer Zeit empfangen habe, wie viel sie ihrer Mitwelt gegeben, auf sie eingewirkt habe. Man suchte dieses Geben und Nehmen, dieses Einwirken und Empfangen zwischen Individuen und Masse in seinem Verhältnis festzustellen. Man fragte: Wer ist der stärkere, wer ist der schwächere Theil, welcher Theil verhält sich dabei mehr activ, welcher mehr passiv? Und nicht nur für einzelne bestimmte historische Persönlichkeiten und Vorgänge stellte man sich diese Fragen; man versuchte sie auch principiell zu lösen, indem man fragte: Sind die Massen oder sind die Individuen maßgebender für den Gang der Geschichte? Die Antwort fiel verschieden aus, und nach dem Ausfall der Antwort bildeten sich immer deutlicher verschiedene geschichtsphilosophische Richtungen. Es zeigten sich Extreme auf beiden Seiten. Die einen sahen als maßgebend nur die geniale Kraft hervorragender Individuen in der Geschichte an und pflegten

als extreme Individualisten einen Heroenkultus. Bei ihrem Wortführer Carlyle*) lesen wir: „Alles, was wir in der Welt fertig vor uns sehen, ist sozusagen das äußere Resultat, die praktische Verwirklichung und Verkörperung der Gedanken, die in den großen Männern wohnten, die in diese Welt gesandt wurden; die Seele der Geschichte der ganzen Welt, so darf man es mit Recht ansehen, ist ihre Geschichte." Die anderen, die Collectivisten, neigten sich der extremen Behauptung von Sociologen zu, denen der Mensch zu einer bedeutungslosen Null herabsinkt und die sich zu dem Satz verstiegen: „Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine sociale Gemeinschaft." **)

Diesem Streite, der schon seit fast einem Jahrhundert erkennbar ist, wurde in den Kreisen der deutschen Historiker erst allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet, seitdem Lamprecht in seiner deutschen Geschichte dazu kam, eine Reihe von kulturellen Entwicklungsstufen des deutschen Volkes zu unterscheiden. Fand er auch in den Kreisen seiner Fachgenossen für die von ihm aufgestellten Kulturstufen viel mehr Widerspruch als Anerkennung, so suchte er doch immer von neuem die Behauptung zu stützen, ***) dass seine Methode, die er kulturhistorische Methode nennt, der Geschichtsforschung neue Bahnen weisen, ihr erst eine wirklich wissenschaftliche Behandlung des historischen Stoffes ermöglichen werde. Durch diese Methode soll nämlich der Historiker in die Lage versetzt werden, bei jedem Volke und so auch in der Weltgeschichte im allgemeinen eine Reihe von gesetzmäßig aufeinander folgenden Entwicklungsstufen festzustellen. Beihilfe leiste ihm dabei die Psychologie. Die Geschichtswissenschaft soll zu der Exactheit der Naturwissenschaften erhoben werden. Sie soll auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften das leisten, was die Biologie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Wie die Mechanik die Stütze der Biologie sei, so die Psychologie die Stütze der Geschichtswissenschaft. Denn die Entwicklung in der Menschheitsgeschichte werde bestimmt durch psychische Kräfte, deren Messung uns die Psychologie lehre. Die individualpsychischen Kräfte will Lamprecht nicht übersehen, aber sie seien doch die minder starken. Sie könnten an dem allgemeinen Gang der Entwicklung, welcher von den socialpsychischen Kräften bestimmt werde, nichts ändern. Darum kämen für den Historiker in erster Linie die Massenvorgänge, nicht

*) Über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. 1. Vorlesung. (Citiert nach der Übersetzung für die Bibliothek der Gesammtlitteratur.) S. 1.

**) Gumplowicz, Sociologie u. Politik. 1892. S. 54. Derselbe: Grundriss der Sociologie, S. 167. Vgl. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. 2. Aufl. S. 79 u. 513.

***) Zuletzt in seiner Schrift „Die kulturhistorische Methode". Berlin, Gaertner, 1900. Zum Streit über Lamprecht's Deutsche Geschichte vgl. meine Referate im Historischen Jahrbuch 1897 und 1900.

die singulären Geschehnisse, die generischen Handlungen, nicht die Einzelhandlungen, die socialpsychischen Kräfte, nicht die individualpsychischen in Betracht. Praktisch reiht sich so Lamprecht den extremen Collectivisten an. Die socialpsychischen Kräfte können seiner Meinung nach durch die individualpsychischen Kräfte wesentlich nicht gestört werden. Die socialpsychischen Kräfte aber wirkten in einer bestimmten, durch nothwendige Causalzusammenhänge verbundenen Ordnung. Das Princip dieser Ordnung bestehe darin, dass sich die seelische Gesammtentwicklung von anfänglich stärkster Gleichheit aller Individuen, von seelischer Gebundenheit zu seelischer Freiheit vollziehe.

Wir wollen nur im Vorübergehen bemerken, dass ein Fortschritt zu seelischer Freiheit schwer denkbar ist als das Resultat von unfrei wirkenden Kräften, dass es schwer zu vereinen ist, auf der einen Seite sich mit Lamprecht im Zeitalter des Subjectivismus, der größten Freiheit des Individuums zu fühlen, auf der andern Seite anzuerkennen, dass wir durchaus durch socialpsychische Kräfte geleitet werden. Es gehört das zu den mancherlei Räthseln, die uns Lamprecht mit seinen Gesinnungsgenossen aufgibt, und steht auf derselben Stufe, wie die oft wiederholte Behauptung Lamprecht's, dass seine Methode durchaus nicht beeinflusst sei durch irgend welche Weltanschauung. Wie kann derjenige, der alle Menschen als von socialpsychischen Kräften getrieben hinstellen will, sich selbst von dieser Triebkraft fernhalten wollen?

Auf solche Widersprüche wollen wir hier nicht weiter eingehen, sondern nur darauf unsere Aufmerksamkeit lenken, dass das Verhältnis zwischen socialpsychischen Kräften und individualpsychischen Kräften bei Lamprecht's neuer Methode der springende Punkt ist.

Wie steht es mit diesem Verhältnis? Was sind individualpsychische Kräfte? Was sind socialpsychische Kräfte?

Individualpsychische Kräfte sind die Äußerungen des einzelnen Seelenlebens, des Seelenlebens einer einzelnen Persönlichkeit im Empfinden, Vorstellen, Denken, Wollen, Streben. Socialpsychische Kräfte sind die Äußerungen des Seelenlebens einer Gesammtheit, einer socialen Gruppe, einer Nation, eines Volkes.

Aber gibt es denn eine sociale Psyche? Inwieweit kann man von dem Seelenleben einer Gesammtheit sprechen? Die Ausdrucksweise ist keinem von uns fremd. Wir sprechen von dem guten oder schlechten Geist einer Familie, einer Corporation, von Zeitströmungen und Zeitgeist, von Volksgeist und Volksseele. Es ist uns etwas ganz geläufiges, von einer weihevollen religiösen Stimmung zu reden, die eine Versammlung ergriffen hat. Wir wissen, was wir uns unter der gehobenen oder gedrückten Stimmung einer Truppe vorstellen sollen. Tagtäglich lesen wir in den Zeitungen von nationalem Empfinden, und jedermann begreift, wie nationales Empfinden angeregt,

aufgestachelt, verletzt, abgekühlt werden kann; ja wir kennen Nationaltugenden und Nationallaster. Für die Regierer eines Volkes ist es von größter Wichtigkeit, mit den Empfindungen der Volksseele richtig zu rechnen. So kann man auch von socialpsychischen Kräften reden. Die Wirkung socialpsychischer Kräfte sahen wir jüngst deutlich in dem plötzlich auflodernden Fremdenhaß in China, der vor entsetzlichen Greuelthaten, vor schlimmster Verletzung des Völkerrechts nicht zurückschreckte, — anderseits in dem Bewusstsein gemeinsam erlittener Schmach, das Nationen, die noch nie oder doch schon sehr lange nicht mehr zusammengewirkt hatten, zu erfreulicher Waffenbrüderschaft vereinte.

Will ich jedoch socialpsychische Kräfte mit individualpsychischen Kräften nach ihrer Stärke messen, so ist es offenbar nothwendig, dass ich beide gesondert einander gegenüberstellen kann. Vermag ich eine solche Sonderung vorzunehmen?

Nein. —

Die individualpsychischen Kräfte existieren und äußern sich in jedem einzelnen von uns. Die socialpsychischen Kräfte existieren und äußern sich aber auch nur in jedem einzelnen einer bestimmten socialen Gruppe oder einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Generation. Die socialpsychischen Kräfte haben ihren Grund nicht in einer socialen Psyche, welche gleich der individuellen Psyche eine besondere Existenz hat; sie wirken nur in den einzelnen Individuen, den einzelnen Psychen. Socialpsychische Kraft ist ein Begriff, der nur in den Individuen, nicht außerhalb derselben existiert. Unter dem Begriffe „socialpsychische Kraft" fasse ich eine Reihe von individualpsychischen Kräften zusammen, welche sich innerhalb einer Gesellschaftsgruppe nach derselben Richtung bethätigen, wobei das Bezeichnende die Gemeinsamkeit der Kraftäußerungen ist. Je größer das Bewusstsein der Gemeinsamkeit ist, desto stärker wird der Eindruck dieses Bewusstseins sowohl auf den einzelnen in der Gemeinsamkeit sich Bethätigenden, als auf den außerhalb der Gemeinsamkeit Stehenden, dieselbe aber bewusst Erfassenden sein. Insofern ist es berechtigt zu sagen, dass die socialpsychische Kraft nicht einfach eine mechanische Summierung individualpsychischer Kräfte sei. Durch die Verbindung einer Reihe von individualpsychischen Kräften mit einander wird eine socialpsychische Kraft erzeugt, die eigenartig wirkt, die sich fortwährend erneuern und fortpflanzen kann von Generation zu Generation, indem neue individualpsychische Kräfte hinzutreten, die aber auch durch individualpsychische Kräfte jeweils verändert, modificiert werden kann.

Niemals aber vermag ich socialpsychische Kräfte als eine bestimmte Gruppe generell zu trennen von individualpsychischen Kräften als einer anderen Gruppe. Indem ich aus einer Reihe von typischen Bethätigungen einzelner Individuen socialpsychische Kräfte durch Abstraction gewinne, habe

ich nicht das Recht, darin eine Gruppe von nicht-individualpsychischen Kräften zu sehen, welchen ich den der Abstraction nicht zugänglichen Rest individualpsychischer Bethätigungen, wie Lamprecht will, als eine besondere, principiell verschiedene Gruppe gegenüberstelle.

Ich kann darum auch nicht generell das Stärkeverhältnis zwischen socialpsychischen und individualpsychischen Kräften bestimmen und messen, denn in jeder socialpsychischen Kraft ist individualpsychische Kraft enthalten. Es gelingt uns nicht, wie den Naturwissenschaften, die Kräfte völlig zu scheiden. Nie werden wir die individualpsychischen Kräfte aus einer socialpsychischen Kraft völlig ausscheiden können. Nehmen wir die individualpsychischen Kräfte alle heraus, dann hört auch die socialpsychische Kraft auf zu sein.

Wer das Stärkeverhältnis socialpsychischer und individualpsychischer Kräfte generell bestimmen will, der setzt den Irrthum derer voraus, welche da meinen, die Begriffe existierten außerhalb der Dinge. Der Streit zwischen extremen Individualisten und Collectivisten hat so eine gewisse Analogie in dem alten Streit zwischen Nominalismus und Realismus in der mittelalterlichen Philosophie. Dem Nominalismus entspricht der Standpunkt jener extremen Individualisten, welche meinen, die Kraft des einzelnen hervorragenden Mannes sei allein die Ursache historischer Ereignisse, die nicht bedenken, wie sehr auch der einzelne Held ein Kind seiner Zeit ist und die Einwirkung seiner Umgebung empfängt, von den Stimmungen und Bestrebungen seiner Umgebung abhängig ist und in sein Denken die Begriffsbildungen seiner Mitmenschen aufnimmt. Die extremen Collectivisten aber gleichen den extremen Realisten, indem sie bei der Wertung der socialpsychischen Kräfte übersehen, dass diese n u r in dem Denken, Empfinden, Wollen und Streben der einzelnen existieren.

Schon R o c h o l l hat in seiner geistreichen Philosophie der Geschichte (II, 539) auf diese Analogie hingewiesen. Er erinnerte auch daran, wie der gleiche Gegensatz sich anderwärts in unserer Zeit findet, mehr noch in der Praxis als in der Theorie. Auf die Schule von Adam Smith, welche die Dinge dem Willen und der Kraft der einzelnen sorglos überläſst, folgte eine entgegengesetzte Zeitrichtung, die an der Betonung der Rechte der Gesammtheit kenntlich ist und den Schutz der einzelnen durch die Gesammtheit fordert. Rocholl ist der Meinung, diese neue Richtung könne so siegreich werden, dass dadurch der Individualismus wieder veranlaſst werde, aufzutreten, um die Menschheit vom communistischen Staat zu befreien. Jedenfalls sind wir in der Geschichtsforschung schon so weit, dass wir weniger gegen die Forderung eines extremen Individualismus als vielmehr gegen die Forderung eines extremen Collectivismus uns zu wehren und die Selbständigkeit der

Geschichtswissenschaft zu vertheidigen haben gegen moderne Sociologen,*) welche behaupten, dass die Geschichtswissenschaft ihre Souveränität völlig verloren habe, um eine Provinz der erobernden Sociologie zu werden.

Aber ist denn der soweit zurückgehende und verzweigte Streit gänzlich unfruchtbar? Das möchte ich keineswegs behaupten. Ich glaube, dass wir auch hier durch die auftretenden extremen Richtungen lernen, die richtige Mitte zu halten, und in dem Streite der Meinungen Fortschritte in unserer Erkenntnis, namentlich durch schärfere Beobachtung, erzielen.

Die durch Abstraction gewonnene Erkenntnis social-psychischer Vorgänge ist sicher von nicht geringem Wert. Kann ich auch nicht generell das Stärkeverhältnis individual- und socialpsychischer Kräfte bestimmen, so vermag ich doch wohl das einzelne Individuum in dem Verhältnis zu den socialpsychischen Kräften zu messen, insofern es mit den gemeinsamen Zügen seiner Umgebung übereinstimmt oder nicht übereinstimmt. Es ist derselbe Denkprocess, den ich vornehme, wenn ich mich frage, ob ein Einzelding unter einen Begriff fällt oder nicht, und in wie weit es unter einen Begriff fällt.

Noch wichtiger ist es, wenn ich im einzelnen zeigen kann, in wie weit der einzelne auf seine Umgebung einwirkt oder von ihr beeinflusst wird. Ein jeder wirkt auf seine Umgebung und empfängt von seiner Umgebung. Der eine kann dabei mehr wirken als der andere, und eben diese Verschiedenheit zu beobachten, bildet die eigentliche Aufgabe des Historikers. Ohne Zweifel haben wir früher dasjenige, was der einzelne empfängt, die Beeinflussungen, die auf die Handlungen des einzelnen ausgeübt werden durch die ihn umgebenden physischen Bedingungen wie durch seine Mitmenschen, durch den Kulturzustand, in dem er lebte, zu wenig berücksichtigt. Jetzt aber gilt es dem andern Extrem gegenüber uns deutlich vor Augen zu halten, dass der Träger der Geschichte doch immer der Einzelmensch — wir sagen nicht, der Übermensch — bleibt.

Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben des Historikers, die Veränderungen der socialpsychischen Dispositionen und Kräfte zu verfolgen und den Gründen dieser Veränderungen nachzugehen, zu zeigen, wie gewisse Zeiten durch eigenartige socialpsychische Dispositionen gekennzeichnet werden. Nichts anderes hat Ranke gethan. Wenn Lamprecht den Ruhm beansprucht, als Pfadweiser für die Historiker Ranke in den Schatten gestellt zu haben, so hat v. Below nicht Unrecht, wenn er darauf hinweist, dass Ranke unter leitenden Ideen nichts anderes verstanden habe als die in jedem Jahrhundert herrschenden Tendenzen, was im wesentlichen dasselbe sei wie die

*) Vgl. Oppenheimer in dem Aufsatz „Nationalökonomie, Sociologie und Anthropologie" in der Zeitschrift für Socialwissenschaft, 1900, III, 489.

Richtungen des psychischen Gesammtorganismus, mit denen Lamprecht operiere.*) Wir fügen hinzu: Wenn Lamprecht Ranke zum Vorwurf macht, dass dieser seine Ideen in der Geschichte als etwas für sich Existierendes angesehen habe, so kann er selbst mit seinen socialpsychischen Kräften demselben Vorwurf nicht entgehen.

Aber man hat seit Ranke in der Beobachtung der allgemeinen Tendenzen, welche in der Geschichte erkennbar sind, Fortschritte gemacht. Nicht allein den idealen Tendenzen, sondern auch den wirtschaftlichen wird eine große, theilweise schon wieder übertriebene und einseitige Aufmerksamkeit gewidmet. Alle diese Fortschritte in der Beobachtung, die unsern Gesichtskreis fortwährend erweitern, begrüßen wir mit Freude. Wir bestreiten nur das eine, dass die Tendenzen aus den individualpsychischen Kräften isoliert und gemessen werden können, so dass man sie im Gegensatz zu den individualpsychischen Kräften als allein maßgebend für den Gang der Geschichte ansehen könne.

Es ist ganz richtig, wenn Lamprecht sagt, dass Karl der Große trotz seiner genialen Herrscherkraft der Kultur seines Reiches nicht einen geldwirtschaftlichen Charakter geben konnte, dass Bismarck niemals vermocht hätte, die Kultur des deutschen Volkes auf eine naturalwirtschaftliche Stufe zurückzuschrauben. Ich erkenne darin die Macht allgemeiner Daseinsbedingungen, der sich niemand gänzlich entziehen kann, aber es ist das nicht eine Macht, die zustande kam ohne alle individualpsychische Kräfte, welche als Beweis dafür dienen könnte, dass die socialpsychischen Kräfte an Bedeutung die individualpsychischen Kräfte principiell überragen. Die naturalwirtschaftliche Kultur des karolingischen Reiches ist die Folge des Zusammenbruches des römischen Reiches, der Herrschaft der Germanen im Abendlande. Das aber ist wieder eine Wirkung von einer unübersehbaren Reihe von individualphysischen Kräften, die allerdings alle im einzelnen bedingt waren durch psychische und allgemeine kulturelle Einflüsse und, insoferne sie gleichmäßig beeinflusst waren und in derselben Richtung sich bethätigten, auch große socialpsychische Kräfte aufwiesen.

Individualpsychische Kräfte wirken also überall in der Geschichte, sei es mittelbar, sei es unmittelbar. Sie wirken in der Gegenwart sowohl jede für sich als dadurch, dass sie zu socialpsychischen Kräften sich vereinen. Ihre Wirkung erfasst die Gegenwart auch durch die Kulturzustände, die von der Vergangenheit überliefert werden. Ich täusche mich, wenn ich aus der Constatierung einer socialpsychischen Kraft oder aus der Constatierung einer bestimmten Kulturstufe den Schluss ziehen will, die individualpsychischen Kräfte wären bei den historischen Geschehnissen außer Betracht zu setzen.

*) v. Below, Die neue historische Methode. Histor Ztschr. Bd. 81 (N. F. 45) 1898, S. 206.

Da dem so ist, so kann ich auch nirgends, weder bei der Wirkung noch bei dem Zustandekommen einer socialpsychischen Kraft, das x außer Betracht setzen, welches in dem zwar vielfach bedingten, aber doch relativ freien Willen des Individuums besteht, von dem sich nicht sicher voraussagen läſst, wie es auf äußere Einflüsse reagieren wird. Deshalb kann ich auch zwischen den verschiedenen socialpsychischen Kraftäußerungen nicht einen ununterbrochenen, nothwendig causalen Zusammenhang wahrnehmen, nicht einen naturgesetzmäßigen Gang der Weltgeschichte behaupten.

Aber noch ein letztes können wir von den einseitigen Vertretern socialpsychischer Kräfte als berechtigt annehmen. Ich meine die von ihnen so lebhaft erhobene Forderung, es müsse in der Weltgeschichte eine Ordnung zu erblicken sein. Es wäre das Geschichtsstudium in der That eines der unbefriedigendsten, wenn es nur ein Chaos verschiedener Kräfte, äußerer Beeinflussungen und unvorhergesehener Reactionen ohne jede Ordnung, ohne jeden Plan und jedes Ziel uns darstellen würde. Der Schöpfer dieser Welt muſs auch der Ordner der Weltgeschichte sein. Was das Ziel der Weltgeschichte ist, das lehrt uns der Glaube an die Lehre des Mensch gewordenen Gottessohnes.

Aber indem ich diesen Glauben bekenne, werde ich aus ihm nicht einen Vorwand entnehmen, um mich fernzuhalten von dem Drange der Wissenschaft, vorwärts zu kommen in der Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der Ereignisse; der Glaube wird uns nur eine Mahnung sein, Vorsicht zu üben gegenüber einer übereilten Annahme von noch nicht reifen Früchten der Erkenntnis. Auch der Historiker wird aus den Anregungen und Fortschritten der Psychologie Nutzen ziehen können. Aber selbst wenn es gelingen sollte, einen tieferen Einblick zu thun in den Verlauf psychischer Processe, so werden wir constatieren müssen, daſs damit über den Inhalt der einzelnen psychischen Bethätigungen nichts ausgesagt werden kann und daſs noch viel weniger ein naturgesetzmäßiger Verlauf der Weltgeschichte von einer Kulturstufe zur anderen gefolgert werden kann.*)

Wir sehen bei der kurzen Erörterung dieser Frage, wie die Gegensätze vielfach zusammenfallen mit dem Gegensatz von Weltanschauungen. Es ist eine große Täuschung, zu meinen, daſs eine tiefere Erfassung der Geschichte möglich sei ohne eine Weltanschauung. Diese macht sich auch bei denjenigen geltend, die ihrer nicht bewuſst werden wollen. So sind auch Lamprecht's Praemissen nichts Neues. Sie sind den letzten Generationen schon oft vorgeführt worden von Sociologen und Psychologen, besonders auch von Vertretern der Naturwissenschaften, die ihre Methode, die sich so glänzender

*) Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. ². S. 87.

Triumphe rühmen durfte, auch der Geschichte aufdrängen wollten. Es sind im wesentlichen positivistische Gedanken, deren blendendster Vertreter Auguste Comte war.*)

Aber eben weil hier der Kampf von Weltanschauungen hineinspielt, sollten auch wir uns etwas näher damit beschäftigen, die wir durch die gleiche christliche Weltanschauung geeint sind. Historiker, Philosophen und Sociologen sollten sich dabei in die Hände arbeiten. Die Mitarbeit des Historikers wird den Philosophen und Sociologen vor der Klippe bewahren, an der die meisten Geschichtsphilosophen scheitern, der unberechtigten Geschichtsconstruction. Der Historiker mag an und für sich wohl schwer dazu sich entschließen, über sein ureigenstes Arbeitsgebiet, die Ermittlung der Thatsachen und Thatsachenverknüpfungen aus dem Quellenstudium hinauszugehen und auf einem Grenzgebiet mit Vertretern anderer Disciplinen zusammen zu arbeiten, aber er wird für die Überwindung der ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten ebenso belohnt wie der zähe Bergsteiger, der nach schwierigem Aufstieg eine herrliche Aussicht in weite Ferne genießt und in diesem Genuss Anregungen empfängt, die er dankbar mit ins Thal nimmt.

*) Vgl. Bernheim, Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht im Vergleich zur kultur- und socialgeschichtlichen Bewegung unseres Jahrhunderts. 1899 S. 22.

Streik und Staat.

Von Dr. Karl Hilgenreiner.

(II.)

Die rechtliche Seite des Streikes wäre hiemit genügend erörtert, um die Stellung der Staatsgewalt zu demselben umschreiben zu können. Damit ist nicht gesagt, dass in all' den angeführten Fällen der Streik auch sittlich erlaubt sei; reichen doch die sittlichen Pflichten viel weiter, als der Maßstab des Mein und Dein. Die Selbsthilfe oder die Nothwehr im Dienste der Selbsterhaltung berechtigen zum Streike; aber ebendieselbe Pflicht der Selbsterhaltung gebietet: „Ziehe das scharfe Schwert nicht aus der Scheide, wenn du es nicht als Sieger wieder in derselben bergen kannst; tausenden und tausenden, auch dir selber schlägst du blutige Wunden und erkämpfst dir und ihnen nur noch größeres Elend!" Auch dieses Schlachtfeld fordert seine Leichen und selbst der Sieger bezahlt den Triumph oft mit seinem Lebensglück. Abgesehen von den Verlusten an Wohlstand und Vermögen*) folgt ein wilder Trofs von Leidenschaften dem Wechsel des Kampfes. Das Vertrauen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer weicht der Erbitterung eines zornerfüllten Ringens, Zwiespalt und Feindschaft in den Reihen der Arbeiter, alle Gefahren des Müßigganges, Unmäßigkeit, Liederlichkeit, Gewaltthätigkeiten, ja Mord und Todtschlag schreiten oft im Gefolge eines Arbeiterausstandes. Und all' dem Unheil gegenüber die deutliche Sprache der Statistik: von den Streiks der Jahre 1894—98 in Österreich waren nur 21% von vollem Erfolg begleitet, 34% siegten nur theilweise; dagegen hatten 53% der Streikenden in 45% der Streiks die großen Opfer umsonst gebracht. Das Jahr 1899 hatte in 23% der Fälle einen gänzlichen Erfolg, Theilerfolge in 41%, Misserfolge in 36% der Arbeitseinstellungen.**) Die Statistik des Jahres 1900

*) Der unmittelbare Schaden des englischen Dockarbeiterstreiks vom Jahre 1890 soll sich auf 36 bis 48 Millionen Kronen, der westfälische Kohlenstreik 1889 auf 17 Millionen Kronen belaufen haben. Lehmkuhl a. a. O. S. 50.

**) Beilage zur Österr. statistischen Monatsschrift 1899 und Sociale Rundschau 1900, S. 50. — In Deutschland waren (1891) nur 11%, in England (1892) 41%, in Frankreich (1893) 25%, in Amerika (1881—86) 46% der Streiks günstig für die Arbeiter.

wird, wir sahen die Niederlage mit eigenen Augen, eine große Schlappe nach mörderischem Kampfe mehr zu verzeichnen haben.

Diese Ziffern sollten zumal für jene geschrieben sein, deren Wort tausende von Arbeitern in Bewegung setzt, um ihnen die furchtbare sittliche Verantwortung zum Bewusstsein zu bringen, welche der Kampfesruf auf den Führer ladet. Es würde dann nur nach Aufgebot aller anderen Mittel die Fahne der Arbeitseinstellung entfaltet oder die Streitaxt im selben Augenblick begraben werden, da die Erfolglosigkeit sicher oder der mögliche Erfolg durch das Einschreiten der maßgebenden Factoren garantiert erscheint.

Mögen aber diese Erwägungen für die sittliche Beurtheilung des Streikes noch so bedeutungsvoll sein, für den Staat existiert nur die Frage des Rechtes: Ist der streikende Arbeiter ein Verbrecher oder wahrt er nur seine berechtigten Interessen durch ein rechtliches Mittel? Die Antwort ist gegeben: Der Arbeiter, dessen Vertragsfrist abgelaufen oder dessen Vertrag hinfällig ist durch Vertragsbruch des Arbeitsgebers oder durch an sich unerlaubte Bedingungen, hat das Recht, das Capital seiner Arbeitskraft nur unter gewissen Bedingungen zu vergeben und, um seinen Preis auf dem Arbeitsmarkte zu erhöhen, Genossen des Kampfes zu werben: der Streik, auch wenn er ohne Kündigung erfolgte, ist nicht immer rechtlich, aber er kann es sein. Das große Publicum fühlt dies immer mehr und es drückt seine Anerkennung aus, indem es, selbst wenn die Folgen des Streikes auf seinen Schultern lasten, den Streikenden seine Unterstützung leiht. Wohl niemals sahen wir diese Liebesthätigkeit in ihrem Walten großartiger als im großen Dockerstreike des Jahres 1889. Eine Viertelmillion Menschen war am Streik unmittelbar betheiligt, gar manchen galt es zu unterhalten und siehe, während die „Trades Unions“ und die „Sociétés“ von Großbritannien die stattliche Summe von 107.000 Kronen aufbringen konnten, trat die unbetheiligte Bevölkerung von England und Australien in die Schanzen mit einem Betrage von 1,700.000 Kronen. Und so sahen wir auch jüngst, als die Öffentlichkeit von allen Seiten den Streikenden zu Hilfe kam*), ein Zeichen, dass die Volksseele immer mehr zur Einsicht kommt, dass der Streik selbst ohne Kündigung nicht immer eine Verletzung des Rechtes besagt.

II.

Damit erscheint der Weg geebnet. Treten wir nun unmittelbar an die Frage heran: Welche Stellung hat der Staat gegenüber dem

*) Für das Kladnoer Kohlenrevier waren bis 7. März laut „Právo lidu“ 129.434 Kronen beigesteuert worden, abgesehen von großen Mengen von Brod, Kartoffel, Mehl, Milch, Tabak, Fleisch, Kaffee, Schuhen u. dgl.

Streike einzunehmen? Die Beantwortung dieser Frage wird abhängen von dem Begriffe, den man mit dem Staate verbindet.

Was hat denn die Menschen zusammengeführt zu Gemeinden, zu Staaten? Was hat den Familienältesten bewogen, seine königliche Stellung aufzugeben, sich einzuordnen in eine größere Gesammtheit, zu gemeinsamen Lasten beizusteuern, sich unterzuordnen einer Obrigkeit und mit dem Einsatze des eigenen Lebens für die Geschicke dieses Staatswesens einzutreten? Die Noth war seine Lehrmeisterin; sie lehrte von jeher die Menschen am raschesten und sichersten, was ihnen frommte. Das Gesetz der Zuneigung, das Menschen zu Menschen zieht, die Erkenntnis socialer Pflichten und andere Momente waren gewiss in der Hand der Vorsehung bedeutsame Mittel, den Menschen den staatlichen Zusammenschluss nahezulegen. Aber erst wann und wo die Noth die Familien zwang, da ward der Staat. Und was der Familie, der Sippe vor allem noththat, wofür sie sich allein zu schwach fühlte, war Rechtsschutz, allgemeine Rechtssicherheit, die Grundbedingung jeglichen Gedeihens. Sie ist ihr im Staate geworden, Gesetze schützen die Rechte der Bürger, die Wucht staatlicher Sanction sichert deren Erfüllung. Die Anwendung dieser Gesetze ist darum die dringlichste Forderung an den Staat auch in den Tagen des Streikes. Was beide Parteien vor allem verlangen müssen, ist Schutz ihrer Rechte durch gerechte Handhabung der Gesetze.

Das staatliche Gesetz umschreibt die Rechte des Mannes mit Capital, schützt sein Eigenthum, sein Anrecht auf die Arbeitskraft zur Zeit des Vertrages, schützt seinen Ruf, sein Leben, seine Maschinen, seinen Credit, seine Betriebsgeheimnisse, und die staatliche Behörde muss auch im Hin- und Herwogen der streikenden Arbeitermassen diese Rechte wahren und den Frevler strafen. Auch die Interessen des Mannes ohne Capital hat das Gesetz unter seine Fittiche genommen: es behütet seine Gesundheit, die Sicherheit seines Lebens, seinen Lohn, seine Ruhefristen und Ruhetage, spricht ihm für sein Alter, für Unfälle und Krankheiten wohlthätige Hilfe zu, tritt ein für sein Familienglück durch Beschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, gewährt unter gewissen Formen den staatlichen Schutz zur Bildung von Vereinen, zur öffentlichen Besprechung seiner Lage und Werbung für seine Standesinteressen in Wort und Schrift, zum freien Angebot, zur freien Kündigung seiner Arbeit, zur Durchführung des eingegangenen Arbeitsvertrages. Und wiederum kann sich der Staat seiner Aufgabe auch im Streike nicht entschlagen, diese Gesetze voll und ganz durchzuführen und die Verletzung derselben oder Behinderung von welcher Seite immer zu ahnden.

Gesetze, die nicht durchgeführt werden, sind ja öffentliche Aufwiegler. Wo immer also das Gesetz im Streike übertreten, Verträge gebrochen, Ver-

leumdung, Schmähung, Gewaltthat die Ehre oder das Eigenthum bedroht, die Freiheit eines Staatsbürgers widerrechtlich beschränkt werden, kurz wo der Boden des Gesetzes verlassen wird, ist es Pflicht des Staates, den Frevler zu strafen, mag er im Palaste wohnen oder in einer Arbeiterkaserne sein Nachtlager aufgeschlagen haben. Und wenn auch die Umstände ein doppelt kluges Vorgehen erheischen, darin darf kein Zweifel obwalten, dass beide Theile in gleicher Weise auf den Schutz ihrer gesetzlichen Rechte zählen können und dass der Staat als erste Bedingung seiner Vermittlung die eine stellen muss: treues Beharren auf dem gesetzlichen Boden.

Ist nun damit die Aufgabe des Staates erschöpft, dass er säbelrasselnd die Streitenden vor Gewaltthat behütet, sonst aber, Gewehr bei Fuß, ruhig abwartet, wer zuerst im Kampfe ermüde? Wer mit der classischen Schule der Nationalökonomie dem Staate außer dem Rechtsschutze nur die eine Weisung gibt: «Laissez faire, laissez passer, le monde va de lui même», wird allerdings damit zufrieden sein, auch wenn tausende von Existenzen zum Opfer fallen: wenn nur kein Gesetz verletzt wurde!

Wir aber wollen M. Harrison glauben, der nach dem großen Dockerstreike in der Heimat des Adam Smith die Worte schrieb: „Das satanische Princip des laisser faire ist todt." Sehen wir doch die Gesetzgebung der meisten europäischen Staaten im Zeichen der socialen Gesetzgebung stehen und damit den Irrthum begraben, als sei „für den Staat nur dann ein Anlass zum Einschreiten, wenn Gefahr droht, dass nicht Jedem das Seine wird."*) Immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, dass mit dem Rechtsschutz allein des Staates Aufgabe nicht gelöst, sondern dass es „die ureigenste Domäne des Staates ist, das Gemeinwohl überhaupt zu fördern"**) und überall da, wo es in Gefahr kommt, seinen gewichtigen Einfluss in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Und das Gemeinwohl ist in Gefahr, wenn die Industrie feiert, wenn Platz um Platz derselben verloren geht, die Ausfuhr stockt, die Einfuhr sich mehrt, wenn gar auch andere Betriebszweige gestört werden, die ganze Bevölkerung am eigenen Leibe die Noth des streikenden Arbeiters theilt. Die Riesenverluste, welche der Wohlstand des Landes erfährt, rufen, wie gesagt, dem Staate die gebieterische Mahnung zu: Tua res agitur. Dein Haus steht in Flammen! Und darum muss der moderne Staatsmann dem Beispiele des alten Menenius Agrippa folgen, um den Brand zu löschen. So leicht wie diesem wird ihm nun freilich seine Aufgabe nicht gemacht. Wollte er das Histörchen vom Magen beginnen: „Es waren einmal die Glieder böse über den Magen, dass dieser

*) Leo XIII. Rerum novarum, S. 61.

**) a. a. O. S. 47.

alles verzehre und nicht arbeite u. s. w.", wahrhaftig er würde schlimmen Dank ernten, wenn er nicht wie Agrippa auch wertvolle Zugeständnisse als Preis des Friedens brächte. Die organische Auffassung des Wirtschaftslebens aber, die der Römer in eine so einfache Form gekleidet, wird auch den modernen Staatsmann bei seinen Bemühungen leiten müssen, damit er die Henne nicht schlachte, welche die goldenen Eier legt.

So tritt denn der Staat zwischen die kämpfenden Parteien: hier, die fordern, dort, die nicht nachgeben wollen, — was kann, was muss er thun? Seine Thätigkeit wird vor allem im Rahmen der bestehenden Gesetze eine vermittelnde sein. Mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte wird er sorgen, dass jene Schiedsgerichte ihre Thätigkeit ausüben, welche etwa im Gesetze vorgesehen sind; er wird mahnend, befehlend, zwingend die Streitenden vor diesem Tribunal einander gegenüber stellen. Es wird die Zeit kommen, wo dieser Schiedsspruch wird von beiden Seiten angenommen werden müssen; bisher kann derselbe, wir haben es öfters erlebt, vereitelt werden, wir haben ja nur Einigungsämter. Was dann? Wenn dazu z. B. ob des Streikes der Eisenbahnbediensteten das Blut in den Adern des Staates stockt, wie jüngst in Amerika und der Schweiz, wenn wie in Wales, in Deutschland 1889 und eben unter uns der Kohlenmangel mit jedem Tage die Noth erhöht und dringendste Hilfe nöthig macht, was dann? „Sequestration dieser Betriebe, Verstaatlichung derselben!" ergeht der Ruf des aufgeregten Volkes.

Wer in dem Staate mit Hegel „den präsenten Gott" sieht, für wen der Staat „das höchste Recht" hat und „der Inhalt seines Willens Recht" ist, der kann ihm ohne weiters auch das Recht einräumen, diese Mittel zu ergreifen. Wer aber Rechte anerkennt, die älter und heiliger sind als der Staat, das Recht persönlichen Eigenthums und persönlicher Freiheit, der wird erst dann eine nicht im Gesetze vorgesehene Beschränkung derselben zugestehen, wenn alle anderen Mittel erfolglos geblieben. Wenn, um ein Beispiel anzuführen, trotz Tarifherabsetzung, Verbot der Ausfuhr, Räumung alter Lager, Erschließung neuer Quellen die öffentliche Calamität immer mehr zunimmt, dann muss sich der Staat mit möglichster Raschheit auf die eine oder andere Seite stellen. Findet er die Forderungen als unmöglich zu erfüllen, die Erfüllung derselben als ein Todesurtheil der betroffenen Industrie, dann hat er mit stetig gesteigerten Mitteln und selbst unter Beschränkung der persönlichen Freiheit das Leben des Gemeinwesens zu schützen. Findet er aber die Schuld auf Seite der Besitzer, dann wird eben im §. 362 d. A. B. G.: „Kraft des Rechtes, frei über sein Eigenthum zu verfügen, kann der vollständige Eigenthümer in der Regel seine Sache nach Willkür benützen oder unbenützt lassen", das Wörtchen „in der Regel"

betont werden müssen, und das freie Verfügungsrecht weicht dem gebieterischen Einflusse der Staatsgewalt. Sie wird Lohnbedingungen vorschreiben, ja die Leitung des Betriebes für einen Augenblick aus den Händen des Besitzers nehmen, bis an eine Beilegung des Streikes zu denken ist; sie wird, da die Noth ihr eine Lücke der Gesetzgebung gezeigt, eben diese in Bälde auszufüllen trachten und so ihre Pflichten gegen das Gemeinwohl erfüllen. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Sequestration als vorübergehende, aber äußerste Maßnahme gerechtfertigt.

Aber ist es nicht besser, den Staat durch Verstaatlichung gewisser Industrien, an welchen die Öffentlichkeit ein so unmittelbares Interesse hat, wie Bergbau und Verkehrswesen, vor dergleichen Katastrophen zu bewahren? Es ist kein Zweifel, dass eine Verstaatlichung derselben gar manchen Nutzen für das Gemeinwesen brächte; aber darf der Staat alles, was ihm frommt? „Das Eigenthum ist unverletzlich; eine Enteignung gegen den Willen des Eigenthümers kann nur in den Fällen und in der Art eintreten, welche das Gesetz bestimmt", garantiert das österreichische Staatsgrundgesetz vom Jahre 1867 in Übereinstimmung mit dem Naturrechte und den Gesetzen anderer Kulturstaaten. Und wenn das A. B. G. §. 368 erklärt: „Wenn es das allgemeine Beste erheischt, muss ein Glied des Staates gegen eine angemessene Schadloshaltung selbst das vollständige Eigenthum einer Sache abtreten", so hat der Gesetzgeber mit Recht die Beschränkung getroffen: „In das Privateigenthum darf gegen den Willen der Eigenthümer nicht eingegriffen werden, wenn nicht erwiesene öffentliche Rücksichten es nothwendig machen."

Und so ist denn die Frage, wenn es sich um zwangsweise Verstaatlichung handelt, nicht die, ob es frommt, sondern, ob es nothwendig ist, ob es geschehen muss, ob es kein anderes Mittel gibt, die Gefahr zu beschwören? und diese Frage wird wohl in vielen Fällen niemand ohne weiters bejahen können. Der Staat hat ja, wenn er will, mancherlei Mittel, den allzu egoistischen Capitalisten zu zwingen, ohne dieses kostspielige Experiment zu versuchen. Und außerdem lauert im Hintergrunde die Frage: Wird denn die Verstaatlichung den Sturm beschwören? Wird der Staat im Stande sein, die Wünsche auch der stets Unzufriedenen zu befriedigen? Einen Minimallohn zu bewilligen, der nicht auf die Ortsverhältnisse Rücksicht nimmt, Bedingungen zu erfüllen, welche ihn concurrenzunfähig machen könnten, wird er es vermögen? Viel weniger noch, als der Privatunternehmer, dessen Entschluss nicht die lange Straße zwischen Einreichungs- und Erledigungsprotokoll passieren muss und daher rascher die Geschäftslage auszunützen vermag, den außerdem der Privatantheil, ja das Ringen um die eigene Existenz zu weit einträglicherer Entfaltung seiner Kräfte zwingt, als den gleichmäßig

besoldeten Beamten des Staates. Und wenn es nun auch für ihn eine Grenze gibt, an welcher er den andrängenden Arbeitern ein entschiedenes Halt zurufen muss, was dann? Dann hat er den Streik, einen Riesenstreik in seinen staatlichen Betrieben zu erwarten, und wo ist in diesem Falle der Vermittler, der unparteiische Schiedsrichter von heute, der ruhig ausgleichende, ordnende Beamte? Die Agitation für den Streik wird zur Hetze gegen den Staat, der Kampf, seinen Widerstand zu brechen, wird ein Kampf gegen die politische Autorität, gegen die Verfassung; der Streik wird zum Aufruhr, den nur die Waffengewalt niederwirft. Der Staat als unbetheiligter Vermittler wird in vielen Fällen das Vertrauen der Arbeiter finden, der Staat als Lohnherr aber ist Partei und zwischen ihm und den Streikenden, die sich gegen ihn erheben, kann endgiltig nur die Gewalt entscheiden. So bereitet eine zuweitgehende Verstaatlichung der Industrie nicht den Frieden, sondern den Sturm vor und ebnet dem Socialismus den Boden zum leichteren Sturze der gegenwärtigen Ordnung. Die schwierige Operation der Verstaatlichung scheint also mit Beziehung auf etwaige Streike gewagt, ihre Nothwendigkeit nicht erwiesen, der Erfolg fraglich, sie kann dem Staate leicht das Leben kosten, nur ein leichtfertiger Arzt wird sie sogleich versuchen; der kluge Arzt wird daran gehen, ohne scharfen Schnitt dauernd das Übel zu vermindern und, wenn möglich, zu heilen. Diesen Weg weist Leo XIII., wenn er sagt: „Das wirksamste Heilmittel besteht darin, dass man dem Übel durch gesetzliche Maßregeln zuvorkommt und jene Ursachen beseitigt, welche den Conflict zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herbeiführen".*)

Hier eröffnet sich nun für das staatliche Wirken außer und während der Zeit des Streikes eine umso ausgedehntere Wirksamkeit, je mannigfacher die Ursachen solcher Kämpfe sind, Ursachen, welche theils in materiellen Zuständen, theils in sittlichen Gebrechen ihre Erklärung finden.

In materieller Hinsicht muss eine gesunde Gesetzgebung des Staates dahin gerichtet sein, die Kluft zwischen Capitalisten und Arbeitern durch Bildung eines Arbeitermittelstandes zu überbrücken. Der Arbeiter muss immer mehr Interesse an der Entwicklung eines Industriezweiges, seines Industriezweiges gewinnen. Sehen wir doch schon jetzt Industrieunternehmungen, welche diesem Gedanken Rechnung tragen und sich durchaus nicht über die Streike ihrer Arbeiter zu beklagen haben. Was immer also im Stande ist, den Arbeiter durch sein Interesse an ein Unternehmen zu binden, Versicherungen für Krankheit und Unfall und Alter, Sicherheitsvorschriften, Schutz der Frauen, der Kinder, der Sonntagsruhe, der Arbeitszeit, der regelmäßigen Lohnzahlung u. dgl. mehr, das wird der Staat mit

*) A. a. O. S. 55.

eifrigem Vorwärtsstreben befördern und sorgfältig controlieren; sein Bestreben wird es sein, durch seine Gesetze die festere Eingliederung der Arbeitskräfte in ein Unternehmen und eine möglichst enge Fühlung zwischen Besitzer und Arbeiter zu erreichen. Die gänzliche Trennung des Capitals von der Arbeit hat das Helotenthum des unsteten Industriesclaven gezeitigt; wer die Gesellschaft heilen will, muss wieder zu vereinigen suchen, was unnatürlich getrennt wurde, und die Idee der Interessengemeinschaft auch im äußeren Leben zum Ausdruck bringen. Diese Idee liegt z. B. den Arbeiterausschüssen zu Grunde, welche s. Z. auch Schultze-Gävernitz empfahl. Eine Vereinigung von Arbeitern von Gewerk zu Gewerk, theils von den Arbeitern, theils von den Inhabern gewählt, hat als stetes Organ unter dem Vorsitze des Chefs der Firma die Angelegenheiten des Werkes zu berathen; die Feststellung der Arbeitsordnung, die Änderung des Lohnes, Beschränkungen der Arbeitszeit, Maßregelungen der Arbeiter, Sicherheitsvorkehrungen, kurz beinahe alle inneren Angelegenheiten des Betriebes werden hier geordnet. Aber auch die Einhaltung des Vertrages von beiden Seiten, die Aufrechterhaltung der nöthigen Disciplin, namentlich unter den jüngeren Arbeitern, ja selbst Ordnungsstrafen fallen in die Rechtsame dieses Ausschusses. In Streitsachen entscheidet ein obligatorisches Schiedsgericht. So wird die Sache der Arbeiter der Anwaltschaft von gewissenlosen Führern entrissen, deren Element der Zwist bildet, und den Ältesten, erfahrenen Genossen, in die Hände gelegt, welche nach den speciellen Verhältnissen des Betriebes entscheiden. Und scheint das Recht des Eigenthümers eingeschränkt, die größere Zufriedenstellung seiner Arbeiter, der engere Zusammenschluss entschädigt ihn. Mit gellendem Posaunenton verkündet jetzt die Presse die steigenden Dividenden der Unternehmungen; „Leute, die keinen Finger gerührt," sagt sich der Arbeiter „heimsen die Frucht deiner Arbeit ein." Der mit den Arbeitern verkehren muss, der Beamte des Actienunternehmens, in die Mitte gestellt zwischen die unzufriedenen Arbeiter und die dividendengierigen Actionäre, hat wahrlich keine beneidenswerte Stellung, wenn ihm ein Herz in der Brust schlägt. Da nimmt der Arbeiterausschuss einen Theil der Last auf seine Schultern und in steter Berührung entladet sich die elektrische Spannung, die sonst zum zerstörenden Blitz und Donnerschlag sich sammelt. Der Versuch ist bereits vielfach gemacht, er hat sich bewährt, ein staatlicher Impuls wird die völlige Durchführung beschleunigen.*)

---

*) Dahin geht die Richtung der Februarerlässe v. J. 1890, durch die Kaiser Wilhelm II. verordnet, „es sollen gesetzliche Bestimmungen in Aussicht genommen werden über die Formen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur

Und wenn ein Mittel gefunden werden soll, das leichter zu realisieren wäre und wenigstens in vielen Fällen das Übel des Streikes beschwören könnte, so sei erinnert an die Worte Leo's XIII.: „Nichts ist wünschenswerter, als dass ein jeder, der sich in seinem Rechte gekränkt glaubt, einen Ausschuss, gebildet aus unbescholtenen und erfahrenen Männern beider Stände, vorfände, deren Schiedsspruch er sich unterziehen müsste". Ein Schiedsgericht, dauernd bestellt, nicht erst im Augenblicke des ausgebrochenen Krieges errichtet, vor das jeder, der überhaupt auf staatlichen Schutz seiner Interessen Anspruch macht, seine Sache bringen müsste, bevor er in der Arbeitseinstellung sein Heil suchen könnte, würde in vielen Fällen den aufsteigenden Sturm beschwören und dem Arbeiter ohne blutige Wunden zu seinem Rechte verhelfen.*)

Um nicht ungerecht zu sein, sei eine Bemerkung hinzugefügt. Nicht nur die Glieder, auch der Magen bedarf der Ernährung, nur eine gefestigte, concurrenzfähige Industrie kann die Lasten socialer Reformen tragen, ohne erdrückt zu werden. Darum muss der Staat, der seine Aufgabe erfasst, auch dieser seine Hilfe leihen, er muss den Krebsschaden des ausbeuterischen Zwischenhandels, das räuberische Börsenspiel mit Industriepapieren und andere Schäden bekämpfen, durch eine rationelle Zollpolitik die heimischen Erzeugnisse schützen und im Einzelnen die Reformen nicht nach der Schablone zumessen. Die genaueste Kenntnis der Sachlage ist hiezu erfordert und darum ist das Institut des Arbeitsbeirathes in Österreich und anderen Ländern lebhaft zu begrüßen. Und da sociale Reformen durch internationale Verhältnisse bedingt sind, wäre dem großen Plan des derzeitigen deutschen Kaisers eine möglichst wirksame Durchführung zu wünschen, internationale Schutzgesetze zu Gunsten der Arbeit müssen mehr und mehr ins Dasein treten und so wenigstens den inneren Frieden der Völker auf die Gerechtigkeit aufbauen, wenn schon der äußere Frieden nicht anders als auf den Schultern schlagfertiger Heere sollte ruhen können; dem international organisierten Capital und Arbeiter kann nur internationale Socialpolitik begegnen. Mit hohen Dividenden mag es dann vorüber sein, aber auch mit den Hungerlöhnen einerseits, dem jähen Wechsel von geschäftlichem Aufschwung und Sturz andererseits; eine ruhige, gesicherte Entwicklung des Erwerbslebens ist der Preis dieser Bemühungen.

Wahrnehmung ihrer Interessen bei den Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen der Regierung sollen befähigt werden. Dadurch soll den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden ermöglicht werden".

*) So hat das ständige Comité der nordenglischen Eisenindustriellen und ihrer Arbeiter während einer 17jährigen Thätigkeit (bis 1886) beinahe 800 Conflicte friedlich gelöst. Vgl. Devas-Kämpfe, Volkswirtschaftslehre, Freiburg 1896. S. 396.

Wird aber die Regelung der materiellen Verhältnisse allein im Stande sein, die socialen Katastrophen zu beschwören? Vielleicht hat Jul. Wolf*) Recht, wenn er diese Meinung der Äußerung Bismarcks unterlegt: „Die Zufriedenheit der besitzlosen Classen der Enterbten ist auch mit einer sehr großen Summe nicht zu theuer erkauft." Allein eben Bismarck musste zwei Monate vor seinem Abschiede (am 24. Jänner 1890) erklären: „Es ist eine Unmöglichkeit, durch Maßregeln der Gesetzgebung den Arbeiter dahin zu bringen, dass er sich zufrieden fühle." Seine Frage: „Haben Sie je einen zufriedenen Millionär gesehen"? charakterisiert die Lage. In der That, mit Lohn und Ruhezeit, mit einem Paradiese von materiellem Wohlstand wird auch diese Frage nicht gelöst, solange nicht das Bewusstsein einer höheren Pflicht, einer übersinnlichen Aufgabe die Grundlage des Lebens bildet. „Ein Dasein, dem nur das Hasten nach augenblicklichem Daseinserwerb als Strebensziel erscheint, ist eine Hölle . . . Ein sociales Gebilde, das die sittliche Pflicht beiseite schiebt, ist culturfeindlich." **) Diese Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn und drückt den Bestrebungen der modernsten Nationalökonomie einen Stempel auf, der Gutes hoffen läßt. „Das wirtschaftliche Leben wird wieder in Zusammenhang mit Staat, Religion und Moral untersucht; aus der Geschäftsnationalökonomie ist wieder eine moral-politische Wissenschaft geworden." ***) — Die socialen Zeitkrankheiten innerlich heilen wollen, heißt mitten im Getöse von tausenden und abertausenden Maschinen, mitten im Hasten und Jagen des Weltmarktes an der sittlichen Hebung der Gesellschaft arbeiten. Nur in dem Herzen eines sittlich starken Volkes wohnt die Zufriedenheit. Dem Staate fällt da die Aufgabe zu, einerseits, soviel er kann, jene schmutzigen Quellen zu verstopfen, aus denen unermessliche moralische Verderbnis sich ergießt, Trunksucht,†) welche Geschlecht um Geschlecht vergiftet, Unzucht, welche das Mark der Jugend verzehrt, öffentlicher Unglauben und Gottlosigkeit, welche Reich und Arm dem nackten Materialismus ausliefert, andererseits aber jenen Mächten Freiheit zu gewähren, denen Beruf und Fähigkeit zu eigen, das innere Leben der Völker zu erneuern, vor allem der Kirche. „Ohne Zaudern", schreibt Leo XIII., „erkläre ich: umsonst sind alle Bemühungen der Menschen, wenn man die Kirche nicht zur vollen Geltung kommen läßt;

*) Der Kathedersocialismus, Berlin 1900. S. 25.

**) v. Mayr, Pflicht im Wirtschaftsleben, München 1900. S. 63.

***) Schmoller, Grundriss d. Allg. Nationalökonomie, Leipzig 1900. I. S. 122.

†) Am 5. December 1895 wies Prof. Sueß im österreichischen Parlamente auf das Ostrauer Gebiet hin, wo sich damals in zusammen 50 Ortschaften nicht weniger als 708 Branntweinschänken befanden, etwa auf je 42 Bergarbeiter ein Schnapsladen!

denn die Kirche ist es, welche dem Evangelium einen Schatz von Lehren entnimmt, deren Macht den Streit entweder beilegt oder wenigstens dessen Schärfe benimmt und in mildere Formen überleitet. Denn sie bietet den Geistern nicht nur Belehrung, sondern wirkt mit ihren Vorschriften auf eine innere Läuterung des sittlichen Lebens der Einzelnen hin . . ." „Gerade bezüglich dieser inneren Erneuerung, also in dem Punkte, auf den alles ankommt, entfaltet die Kirche eine siegreiche, ihr ausschließlich eigene Macht. Die Mittel, die ihr den Zugang zu den Herzen bahnen, hat sie von Jesus Christus selbst für diesen heiligen Beruf überkommen, es ruht in ihnen eine göttliche Kraft. Diese Mittel allein dringen zum Innersten der Menschenbrust und erziehen den Menschen zur Treue gegen seine Pflichten, zur Bezähmung der stets gierigen Leidenschaft, zur erhabensten Liebe Gottes und des Nächsten, zur muthigen Überwindung der vielen auf dem Wege der Tugend sich aufthürmenden Hindernisse."*)

Dass die göttliche Heilsanstalt frei und unbehindert für Arm und Reich, für Capitalisten und Proletarier das Evangelium der Gerechtigkeit wie der Liebe verkünde, ist ihre Pflicht, dass sie es in voller Freiheit vermöge, muss des Staates angelegentlichste Sorge sein. Im innigen Bunde mit der Kirche mag es ihm gelingen, den schmerzlich hypokratischen Zug im Antlitze der modernen Gesellschaft mehr und mehr zu verwischen, den Egoismus der nie befriedigten Genussſucht, und so die Grundlage für die Entwicklung des Gemeinwohles wieder zu gewinnen: den socialen Frieden. „Es heißt den Kampf beenden, der deutliches Zeugnis von Eurem Muthe, Eurer Ausdauer abgelegt . . . Nicht gebrochenen Muthes nehmt die Arbeit wieder auf, sondern als Streiter, welche Zeit finden sollen, neue Kraft zu schöpfen, als Kämpfer, die einen Abschnitt des Streites beschließen, um diesen für das gleiche Ziel unter anderen Verhältnissen wieder aufzunehmen." Diese Parole, mit welcher das Centralstreikcomité den Arbeitern der böhmischen Kohlenreviere das traurige Ende eines wochenlangen, aufreibenden Streikes verkündete,**) kennzeichnet die heutige Situation förmlich als dauernden Krieg und die ruhige Arbeit als Waffenstillstand; die Aufgabe des Staates im neuen Jahrhundert wird es sein, die wirtschaftliche Entwicklung in den Bahnen der Gerechtigkeit und Liebe zum dauernden Frieden segensreicher Arbeit zu führen.

*) A. a. O. S. 25, S. 41.

**) Severočeský dělník, vom 18. März 1900.

Die Telegraphie und Telephonie ohne Draht.

Von **Th. Hartwig.**

Die Idee der drahtlosen Übertragung des geschriebenen und gesprochenen Wortes durch Elektricität hängt mit der Entwicklung unserer Vorstellungen über diese eigenartige Naturkraft zusammen, für welche unser Organismus kein directes Wahrnehmungsvermögen besitzt. Wohl *sehen* wir den elektrischen Funken, *fühlen* den Schlag, *hören* den kurzen, scharfen Knall bei der elektrischen Entladung, aber all das sind nur secundäre Wirkungen einer Ursache, deren Wesen wir vergebens zu ergründen suchten. Der Draht, durch den — wie wir sagen — die Elektricität *fließt*, unterscheidet sich äußerlich durchaus nicht von anderen, unelektrischen Drähten, er hat die sinnfälligen Merkmale seines ursprünglichen Zustandes beibehalten und nichts verräth eine innere Veränderung, es sei denn, dass er, dünn wie die Kohlenfaser in der Glühlampe, zu glühen beginnt. Die Cigarren-Bernsteinspitze, die, durch Reiben erwärmt, leichte Körper, Papierschnitzel oder Hollundermarkkügelchen aus der Entfernung anzieht, um sie nach erfolgter Berührung wieder abzustoßen, ist darum ihrem Beruf nicht untreu geworden und hat ihr ehrbares Aussehen nicht verloren.

Leitet man den elektrischen Strom durch angesäuertes Wasser, so wird dieses in seine chemischen Bestandtheile, Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt, ein Vorgang, zu welchem man eine einigermaßen vernünftige Erklärung erst mühsam hinzudenken muss. Man hat daher nach solchen, so verschiedenartigen Wirkungen der Elekricität diese nicht zu definieren, sondern nur quantitativ zu bestimmen gesucht, man hat die Kraft gemessen, mit der elektrische oder vielmehr elektrisierte Körper einander anziehen oder abstoßen, man hat die Menge Elektricität nach der Anzahl der Glühlampen taxiert, die in Thätigkeit gesetzt, oder nach den Wassermengen, die in einer bestimmten Zeit elektrolytisch zersetzt wurden. Die Begriffe über das Wesen der Elektricität bleiben immerhin sehr vage, doch machte sich das Bedürfnis nach einer, wenn auch hypothetischen Vorstellung über das Wesen der geheimnisvollen Naturkraft geltend. Es war naheliegend, an ein elektrisches Fluidum zu denken, wie man schon vorher an eine Art Wärmeflüssigkeit gedacht hatte,

doch mußte man ein solches von vornherein in zwei Qualitäten annehmen, ein positives und ein negatives. In dieser Weise suchte Coulomb den elektrischen Erscheinungen näher zu treten, nachdem er die ersten präcisen quantitativen Messungen ausgeführt hatte. Ein unelektrischer Körper enthielt nach dieser Anschauung gleich große Mengen positiver und negativer Elektricität, die sich in ihren Wirkungen nach außen gegenseitig compensierten, und ein Körper erschien elektrisch, wenn eines der beiden Fluida im Überschuß vorhanden war. Die sogenannten guten Leiter, besonders Metalle, zeigten sich für diese elektrische Substanz sehr aufnahmsfähig, und ihre Oberfläche war in geladenem Zustande wie mit einer Schichte von Elektricität bedeckt, während die schlechten Leiter, etwa Glas, undurchlässig erschienen und so als Isolatoren zum Schutze der kostbaren Ladung verwendet werden konnten, wie wir uns ungefähr durch schlechte Wärmeleiter, Pelz und Filz, vor der Kälte bewahren. Die Folge dieser Vorstellung war die Verwendung langer Drähte, um die Elektricität von einem Ort zu einem anderen fernliegenden, zum Zwecke der Telegraphie und Telephonie, zu senden. Die Möglichkeit, große Elektricitätsmengen auch zur Arbeitsleistung auf weite Strecken durch Drähte fortzuleiten, hat zur Entwicklung dieser Vorstellung noch ein übriges beigetragen und wir sprechen heute noch von einem elektrischen Strom, indem wir bald eine große Wassermenge vor Augen haben, die in ruhigem Gefälle dahinströmt, wenn von einer großen, elektromotorischen Kraft die Rede ist, bald an eine geringere Wassermenge denken, die aber von einer großen Höhe herabstürzt, wenn wir von einer starken Spannung hören. Aber lange konnte sich dieser Gedankengang in solcher Form nicht erhalten. Noch versuchte man hinsichtlich der zersetzenden Kraft des elektrischen Stromes diesen mit einem chemischen Strom zu identificieren, bis endlich Faraday eine neue Hypothese über die Natur der elektrischen Erscheinungen aufstellte. Nach ihm sind es gerade die „Nichtleiter", die Isolatoren, die „Dielektrica", welche als Medium für die Fortpflanzung der elekrischen Erregung dienen, wie etwa das Licht als eine Bewegung sich ausbreitet. Wie eine tönende Glocke die Lufttheilchen in Schwingungen versetzt, wie das Licht der Sonne durch den Lichtäther, der den Weltraum durchdringt, zur Erde getragen wird, so wandert die elektrische Welle durch das anscheinend nicht leitende Medium, indem es die Theilchen desselben in eine Art magnetischen Zustand versetzt. Was wir Magnet nennen, ist ein Eisenstab, der aus einzelnen kleinsten Theilchen besteht, die an den Enden magnetisiert sind, jeder als Elementarmagnet hat einen Nordpol und einen Südpol, wodurch sich ihre magnetischen Wirkungen im Innern gegenseitig aufheben. Aber an den äußeren Enden des ganzen Magnetstabes erscheint eine kräftige Wirkung. So ungefähr haben wir uns den elektrischen Zustand

des Isolators, etwa der Luft, vorzustellen, welche durch eine Elektricitätsquelle erregt wird. Die Theilchen lagern sich gewissermaßen polarisiert neben einander, positive und negative Enden in regelmäßiger Aufeinanderfolge, so dass die elementaren Anziehungen eine Verkürzung des Mediums herbeizuführen suchen, wodurch eine elektrische Spannung zustande kommt. In diesem Sinne konnte Maxwell geradezu von elektrischer Elasticität sprechen. Stößt nun dieses elektrisch erregte Dielektricum an einen Leiter, so äußert sich die elektrische Polwirkung scheinbar an der Oberfläche des Leiters als angesammelte Elektricität. Man nimmt nun an, dass der Lichtäther, der Träger der Lichtbewegung, zugleich das Medium der elektrischen Wellenbewegung sei, so dass letztere als nur quantitativ vom Licht verschieden aufgefasst werden kann.

Das ist in Kürze der Inhalt der neueren elektro-magnetischen Lichttheorie. Thatsächlich mehrten sich die Beziehungen von Licht und Elektricität, und manch schönes Experiment von Hertz hat den Zusammenhang wesentlich gefördert, zum Beispiel die Reflexion von Elektricität, — wie die des Lichtes an Spiegeln, — dargethan. Schon Crookes hatte in seinen Untersuchungen über die „strahlende Materie" eine Art elektrischen Schatten nachgewiesen, nachdem Metallstücke wie für Röntgenstrahlen, so überhaupt für elektrische Strahlen, wenn man so sagen darf, undurchsichtig waren.

Wir halten diesen Entwicklungsgang unserer Vorstellungen über die Natur der Elektricität maßgebend für die Idee der drahtlosen Übertragung. Man könnte ja auch das Licht in einer innen vollkommen spiegelnden Röhre in beliebigen Krümmungen fortleiten und am Ende der Röhre käme ein Licht zum Vorschein, wie etwa in den Flüssigkeitsstrahlen einer Fontaine lumineuse. Der gerade Weg ist hier allerdings der beste und einfachste. In Bezug auf die Elektricität ist nun die Lösung noch lange nicht erreicht. Die Idee der drahtlosen Telegraphie ist, wie wir gesehen haben, theoretisch begründet, die praktische Ausführung aber begegnet noch mancherlei Schwierigkeiten. Es handelt sich um einen geeigneten Apparat, um die „ausgestrahlte" Elektricität passend aufzufangen. Der erste Experimentator auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie, der Physiker Hughes, beobachtete nämlich mit Hilfe eines Telephons, dass nur an gewissen Stellen des von elektrischen Wellen durchfluteten Raumes Zeichen auftreten. Er brachte es allerdings auf Distanzen bis 500 *m*, jedoch war die Methode keineswegs zuverlässig und sicher. Da erfand Lodge den „Cohärer", mit dem die Versuche nun von Marconi 1897 fortgesetzt wurden. Der Cohärer besteht aus einer Glasröhre, welche mit einem Metallpulver (Kupfer) gefüllt ist. Während Metalle nun gute Leiter sind, d. h. dem elektrischen Strome geringen Widerstand entgegensetzen, bietet das lose Pulver so große Schwierigkeiten,

dass der Strom dieselben nicht zu überwinden vermag. Der Cohärer verhält sich daher wie ein Nichtleiter, ein Isolator. Wird dieser Isolator aber von elektrischen Wellen getroffen, so richten sich die Theilchen des Pulvers und lagern sich wie magnetisiert in schönster Ordnung, als wären sie miteinander verbunden. Der Strom kann plötzlich ungestört durchfließen. Hört die hypnotisierende Wirksamkeit der elektrischen Wellen auf und ertheilt man der Glasröhre des Cohärers einen Stoß, so versinken die Metalltheilchen wieder in ihre frühere Richtungslosigkeit und wehren dem Strom den Übergang. Dieser Stoß wird automatisch durch ein Hämmerchen besorgt, das an der Seite der Glasröhre angebracht ist und durch einen Schlag das Pulver aus seiner magnetisierten Erregung zu dem ursprünglichen, natürlichen Widerstand gegen den elektrischen Strom aufrüttelt. Die Anordnung wäre also, wie folgt: Durch einen Inductionsapparat werden durch Funken elektrische Wellen in die Umgebung willkürlich ausgesendet. Diese pflanzen sich nach allen Richtungen fort, falls man ihnen nicht durch einen Staniolspiegel eine bestimmte Richtung gegeben hat. Sie treffen auf den Cohärer in der Empfangsstation. Derselbe ist mit einem Morse-Telegraphen (Schreibapparat) in einen Stromkreis eingeschaltet. Jeder Funke der Absendestation macht den Cohärer leitend, erzeugt also einen Punkt auf dem Papierstreifen des Morseapparates. Mehrere rasch aufeinander folgende Funken werden einen Strich hervorrufen. Man kann also das bekannte, aus Punkten und Strichen zusammengesetzte telegraphische Alphabet ohne Änderung benützen. Am wunderbarsten erscheint dabei die Sensibilität des Cohärers. Doch finden wir diesbezüglich schon einige experimentelle Andeutungen in den Beziehungen von Licht und Elektricität, welche beweisen, dass auch Lichtwellen moleculare Veränderungen hervorrufen können. Wenn man das Metall Selen auf 190⁰ erhitzt und es langsam abkühlen läßt, so erhält man eine Modification, die sich gegen Lichtstrahlen sehr empfindlich erweist. Leitet man einen elektrischen Strom durch eine solche Selenplatte, so erfährt er einen Widerstand, der erheblich kleiner wird, wenn Lichtstrahlen auf die Selenplatte fallen. Auch andere Metalle zeigen diese Eigenschaft in geringerem Maße. Also ähnlich wie beim Cohärer, nur dass Lichtwellen die Rolle der elektrischen Wellen übernehmen. Wechselt also die Belichtung der Selenplatte periodisch, so treten in dem hindurchfließenden Strom Intensitätsschwankungen auf, die man als Geräusche wahrnimmt, sobald man ein Telephon einschaltet. Auf diese Weise hat Bell ein Instrument construiert, welches die Sprache ohne Vermittlung des Drahtes auf größere Entfernung gestattet, das Photophon. Dasselbe besteht aus dem Absender und dem Empfänger. Der Absender ist ein dünner Spiegel, etwa ein Glimmerplättchen, gegen dessen Hinterwand durch ein Mundstück gesprochen werden

kann. Dadurch wird diese spiegelnde Membran in Schwingungen versetzt. Der Empfänger besteht aus einer Selenplatte — einer sogenannten Selenzelle, die mit dem bekannten Telephon-Hörrohr gemeinschaftlich in einem Stromkreis sich befindet. Fällt nun auf das spiegelnde Glimmerplättchen das Licht einer starken Lichtquelle, so dass die Strahlen gerade gegen die Selenplatte reflectiert werden, und spricht man gegen die Glimmermembran, so werden die Schwingungen derselben die Richtung der reflectierten Lichtstrahlen ändern, die Selenzelle wird nach Maßgabe der Schwingungen stärker und schwächer belichtet, wodurch der Strom ebensoviele Störungen erfährt, und man hört im Telephon die gesprochenen Worte. Das ist die ursprünglichste Form einer Telephonie ohne Draht. Der Schall wird im Photophon gewissermaßen auf den Strahlen, also mit der Geschwindigkeit des Lichtes fortgetragen. Eine praktische Bedeutung hat das Photophon nicht erlangt und wird sie wahrscheinlich auch nie erlangen. Der Grund hiefür ist leicht gefunden. Die Lichtstrahlen müssen auf große Entfernung genau gegen die Selenplatte gerichtet werden. An dem entgegengesetzten Fehler leidet die Telegraphie ohne Draht. Da nämlich die Ausbreitung der elektrischen Wellen nach allen Richtungen erfolgt, kann die Depesche schwer dirigiert werden. Vorderhand handelt es sich aber noch gar nicht um letzteres Problem. Die Prälimininarien sollen die Möglichkeit der drahtlosen Übertragung überhaupt erst experimentell documentieren. Die endgiltige Lösung des Problems kann dann ruhig abgewartet werden. Die bisherigen Resultate würden immerhin genügen, der drahtlosen Telegraphie eine große Bedeutung für bewegliche Objecte zu sichern und ihre Verwendung zu Signalen auf hoher See, für Eisenbahnen und Luftschiffe zu ermöglichen.

Hymnen.

Von Richard Kralik.

1.

Gottes Gedanke.

Mir ist ein Wort so innig
gefallen in meinen Sinn,
Daſs ich ein ew'ger Gedanke
Gottes des Ewigen bin.
Nach dem, der mich gedacht hat,
zieht es mich allzeit hin.

So will ich denn nichts andres
als sein Gedanke sein;
So will ich denn nichts denken
als Ihn so ganz allein.
Kein anderes Wähnen und Sehnen
komm' mir ins Herz hinein.

Was Er begonnen, will ich
ausdenken bis zum Schluſs.
Nicht ängstlich will ich hemmen
meines Herzens tiefsten Erguſs:
So weiß ich, daſs ich sicher
zum Ziele kommen muſs.

2.

Die Himmelsleiter.

Ich will hinauf mich ranken
den mächtigen Lebensbaum
Bis an den höchsten Gipfel,
da durch den Himmelsraum
Er wachsend endlich rühret
an Gottes Mantelsaum.

Ich will den Weg hinwandeln
von einem Ort zum Ort
Und eh nicht Ruhe finden,
bis ich im Himmelsport,
Von Lebensstürmen ferne,
rette den köstlichsten Hort.

Ich will die Himmelsleiter
aufsteigen Sprofs vor Sprofs,
Von Schwindel frei, vertrauend,
dafs mir ein Himmelsgenofs
Die Hände reiche und leite
den Pilger zum Königsschlofs.

3.

Der Grundfels.

Ich will den Bau meines Lebens
auf einen sicheren Grund
Hinstellen, dafs er dauere,
mit der Ewigkeit im Bund,
Und trotze, ob auch belle
der neidige Höllenhund.

Wohl schwach ist meine Hütte,
die auf das Felsgestein,
Das göttliche, ich baute.
Doch wär' sie noch so klein,
Der Grund ist mir doch sicher
und wird mir's ewig sein.

Und wenn der Sturmwind käme
und aller Wettergraus
Und überschwemmte den Felsen
und risse weg mein Haus,
So will ich den Felsen umklammern,
ausdauernd im grimmigsten Straufs.

4.

Alles aus Gott.

Bei meinem Namen rufe
mich, Herr; denn ich bin Dein,

Und Dir will ich mich stellen
und Dein alleinig sein.
Du bist Anfang und Ende,
das A und O allein.

Du bist mein Herr; sonst keinem
gab ich mich unterthan
Mein Herr und auch mein Vater;
wenn mich nicht eitler Wahn
Verblendet, darf ich rühmend
Dich ehren als meinen Ahn.

Ja göttlichen Geschlechtes
so rühm ich mich gar laut;
So wie ein Sohn dem Vater
nur ähnlich ist, o schaut!
So trag ich Gottes Züge
in meiner Seele traut.

5.

Alles in Gott.

Das Wort der Allmacht, o Schöpfer,
das Du am ersten Tag
Aussprachst, ist nicht verhallet,
es tönt wie Glockenschlag
Forthin durch alle Zeiten,
durch jeden Hain und Hag.

Es tönet, in sich tragend
ein jedes Weltending;
Denn über Raum und Zeiten
schließt es seinen Ring.
Es ist die Liebesquelle,
draus alles Leben gieng.

Und zög' es zurück seinen Odem,
so fiele die Welt in Staub,
Sie wäre nie gewesen.
Das Nichts nur, stumm und taub,
Lagerte dann gähnend
überm unendlichen Raub.

6.

Alles zu Gott.

So wie der Stein zur Erde,
so strebt mein Herz zu dem,
Der es mit Liebesketten
an sich zieht; und von dem
Es nimmermehr sich wendet,
solang es ihm genehm.

Ein Strom von ewigem Leben
durchflutet alle Welt,
Der alles mit sich reißet,
zum Meere angeschwellt,
Und, was ihm widerstehet,
versenket und zerschellt.

Wohl um die Wette zielen
alle nach Einem Ziel:
Zum Mittelpunkt der Schöpfung.
Heil, dem der Preis zufiel!
Das ist der Kreaturen
einiges Liebesspiel.

7.

Weltzweck.

Zu Deiner Ehre bin ich,
o Gott, allein gemacht,
Erschaffen und gebildet,
Du hast mich darum erdacht,
Dass ich nicht schänden solle
der Schöpfung herrliche Pracht.

Vollkommen willst Du mich haben,
wie Du vollkommen bist,
Ein Theil von Deinem Leben
und nicht mit Dir im Zwist,
Dich eigens zu verherrlichen
in der vergönnten Frist.

Deiner unendlichen Weisheit,
Macht und Heiligkeit

Bin ich ein matter Spiegel;
so fern auch und so weit,
Ich nehme dennoch Antheil
an Deiner Seligkeit.

8.

O. A. M. D. G.

Alles zur höheren Ehre
Gottes ganz allein!
Nicht unser soll die Ehre,
das Lob und Rühmen sein.
Nicht unser Leid und Freude,
nicht unser Lust und Pein.

Alles zur höheren Ehre
Gottes! Selbst die Schuld
Hat er auf sich genommen
in väterlicher Huld
Und büßet unsere Sünden
mit lieblicher Geduld.

Alles zur höheren Ehre
Gottes! Nur die Scham
Ist unser, dass so schwächlich,
so starr und mühesam
In uns des Schöpfers Liebe
zur Gegenliebe kam.

9.

Stimme der Natur.

Ich rufe euch auf, ihr Brüder
in aller Gottesnatur,
Ihr Mitgedanken Gottes
in aller Kreatur,
Dass ihr mit mir einstimmet
zum Lob des Einen nur.

Und habt ihr keine Stimme,
will ich euch meine leihn.

Könnt ihr nicht Worte finden,
wohlan, ich will es sein,
Der euch die Worte vorsingt;
ihr stimmet so mit ein.

Und sieh, sie erwachen dem Rufe!
Schon hebt sich reger Drang.
Aufschwingt sich wunderbarlich
der stille Lobgesang,
Den ihrem Gotte tönet
die Welt in rauschendem Gang.

10.

Das ewige Hochzeitlied.

Ihr seid nicht todt, ihr Brüder
in Erd' und Himmel all.
Wohl wird kein Laut vernommen,
doch geht hinaus der Schall
Von euch in alle Lande
in geheimnisvollem Schwall.

Der Tag sagt es dem Tage,
die Nacht singt es der Nacht;
Die Himmel preisen ewig
die Wunder Seiner Macht;
Die Sphären tönen selig,
von Gottes Hauch entfacht.

Ein Hochzeitlied in Wonne
erklinget altgewohnt
Dem Bräutigam, der herrlich
im Zelt der Sonne thront,
Dem Riesengeist, der werbend
im engsten Herzen wohnt.

11.

Welthymnus.

Ich höre Mond und Sonne
still preisen ihren Herrn.
Ihn preisen Feuer und Hitze,
Ihn preiset jeder Stern,

Ihn preiset Thau und Regen
und Frost und Kälte gern.

Alles, was keimt und grünet
auf Erden, saget Preis
Dem Herren. Quell und Bronnen
rauschen Ihm laut und leis.
Die Vögel des Himmels zwitschern
Ihm auch nach ihrer Weis'.

Die Fische und was sich alles
in den Wassern regt,
Die wild' und zahmen Thiere,
von Liebeskraft bewegt,
Preisen nur Ihn, der alles
an Seinem Busen hegt.

12.

Weltopfer.

Eine heilige Jubelhymne
ist diese ganze Welt;
Die seit Jahrtausenden rastlos
bis an das Himmelszelt
Empordringt von der Erde,
von Liebe hoch geschwellt.

Ein geheimnisvolles Beten
aller Wesen hier
Geht hin über die Erde,
voller Kraft und Zier,
Durch alle Himmelsräume,
o heiliger Gott, zu Dir.

Eine ausgegossene
Opferschale nur
Ist alle Welt, die gold'ne,
und alle Erdenflur,
Zum Preise ihres Schöpfers
entquollen dem Azur.

13.
Welttempel.

Ein unermesslicher Tempel
ist dieses All. Es dringt
Aus jeder heimlichen Zelle
ein heiliges Loblied und schwingt
Sich auf, dass von Millionen
harmonischer Einklang erklingt.

Vom Seraph, der anbetend
vor Gottes Antlitz steht,
Bis tief zum Wurm im Staube,
der bang sich krümmt und dreht,
Stimmen die Kreaturen
ein in dieses Gebet:

Dem, welcher auf dem Throne
sitzt im Königskleid,
Sei Ehr' und Benedeiung
und Macht und Herrlichkeit
In alle Ewigkeiten
und jetzt in dieser Zeit.

14.
Sprache der Schöpfung.

Heilige Muse der Dichtung,
sei du Prophetin mir
In diesem Tempel der Schöpfung
und deute sinnend hier
Die stille, stumme Sprache
der Welt in ihrer Zier.

Dolmetscherin der Zunge,
die gar geheimnisvoll
Den Kreaturen eignet
und dir nur ganz erscholl,
Lass sie in meiner erklingen,
wenn ich ihr lauschen soll.

In unserer Menschensprache
lass tönen zag und kalt,

Was alles begeisterungstrunken
aus Himmel, Meer und Wald,
Aus dieser Welt und jener
dem Herrn entgegenschallt.

15.

Andacht.

Es weht ein heiliger Schauer
durch alle Schöpfung, sieh!
Da löset sich die Zunge,
die sich sonst löste nie,
Da falten sich die Hände,
da beugen sich die Knie.

Erst spricht es vor der Himmel,
die Zunge lallt es nach,
Wie ein gelehrig Kindlein,
was erst die Mutter sprach.
Der Unendlichkeit sich zu neigen,
ist nicht dem Endlichen Schmach.

Die Finsternis betet zum Lichte,
zum Leben betet der Tod,
Die Armut betet zum Reichthum,
zur Fülle betet die Noth,
Zur Stärke betet die Schwäche,
vom Falle stets bedroht.

16.

Ewiges Gebet.

Das Leben meiner Seele
ist einzig das Gebet.
Ich lebe nur in Wahrheit,
wenn mein Gedanke geht
Zu dem, der mich gedacht hat
und denkend ausgesät.

Gebet ist all mein Denken
in Wonne und in Schmerz,
Gebet ist meine Trauer,
mein Frohsinn und mein Scherz,

Gebet ist, was beweget
den Busen und das Herz.

Schon sehn' ich mich nach Ruhe
von allem Erdenthun.
Ich hab' es ausgekostet,
bin satt und müde nun;
Nur vom Gebete will ich
in Ewigkeit nicht ruh'n.

17.

Licht.

Ich will die Mauer durchbrechen
zwischen Zeit und Ewigkeit.
Einen Strom des ewigen Lichtes
will ich vom Himmel weit
In meine Augen saugen
zum Troste für alles Leid.

Ich will mich zum Himmel erschwingen,
so niedrig ich auch bin,
Will mich zum Seraph stellen
an den Thron des Höchsten hin.
Ich will den Geheimsten erkennen,
so blöd auch sei mein Sinn.

Denn mich verlangt und dürstet
nach Gott mit allem Muth.
Ich weiß, dass meine Seele
nicht eher rastet und ruht,
Als bis sie zum Herrn gelange
auf des Gebetes Flut.

18.

Beschaulichkeit.

Alle Blumen umblühen
mir hold den Lebenspfad.
Nur eine bleibt mir verschlossen:
mir mangelt die Blüte der That.
Das schafft mir wahrlich Schmerzen;
wo fänd' ich Trost und Rath?

O Seele, der Gedanke,
den du im Geiste denkst,
Das unentwegte Sinnen,
darein du dich versenkst,
Es ist die That, mit welcher
du manche Thaten lenkst.

Es ist die That, die am nächsten
dem Wirken Gottes kam,
Die That, von welcher alles,
was ist, den Anfang nahm:
Die Welt mit aller Schönheit,
so hehr und wonnesam.

19.

Weihrauchwolke.

Den Nachklang jener hehren
himmlischen Harmonien,
Die manchmal durch die Träume
meiner Sehnsucht zieh'n,
Will ich im Gebete fassen,
dass sie nicht ganz entflieh'n.

Das Vorspiel jener Chöre,
die ich in Ewigkeit
Einstimmend möchte vernehmen,
bin ich schon jetzt bereit
Tastend zu versuchen
im Drange der wirrenden Zeit.

Das Lichtmeer der Anbetung,
darein einst einzugeh'n
Ich ungeduldig harre,
soll jetzt schon ungeseh'n
Als lichte Weihrauchwolke
ob meinem Hause steh'n.

20.

Gottes Wille.

Gottes ewiger Wille
ist meines Lebens Grund.

Ich kann nur mächtig wirken
mit Seiner Macht im Bund.
Mit Ihm nur ist mein Leben,
mein Herz und Sinn gesund.

Dem Willen Gottes zu dienen,
ist meine Größe, mein Stolz.
Ein solcher Knappe weigert
sich kühn dem Dienste des Golds.
Er dient allein um Hoffnung
himmlischen Minnesolds.

Gottes ewige Gesetze
sind meiner Freiheit Pfand.
Wer ist so frei? mich fesselt
nur jenes ewige Band,
Das Gott vom Anbeginne
um seine Lieben wand.

21.

Eines ist noth.

Was sorgst du dich um so vieles,
o Seele! Nur Eines ist noth:
Erfülle das deinem Herzen
eingeschrieb'ne Gebot,
So hast du für beide Welten
das ewig dich nährende Brot.

Denn Gott ist Alles in Allem.
Eins mit ihm allezeit,
Bist du befreit von Mühe,
von Sorge wie von Leid,
So hast du ewiges Leben,
ewige Seligkeit.

So rette deine Seele,
die ob der Hölle schwankt
Und hier im fremden Elend
wogender Zeitlichkeit krankt,
In die selige Heimat der Geister,
die nimmer bebend wankt!

Rundschau.

Die Angabe der „Klage“, dass Bischof **Piligrim von Passau durch seinen Schreiber Konrad die Geschichten von der Nibelungen Noth und Ende lateinisch habe aufzeichnen lassen**, ist von der Wissenschaft nie recht ernst genommen worden; man betrachtete diese Angabe als „halbgelehrte Fabelei des Mittelalters“, über die man achselzuckend hinwegschritt. Nun veröffentlichte der Wertheimer Gymnasialprofessor E. **Jahn** 1899 eine — jüngst in der Beilage zur Allg. Zeitg. vom 12. Oct. d. J. reproducierte und erweiterte — Untersuchung, die gewichtige Gründe für die Angabe der „Klage“ vorbringt und zugleich auch in anderer Hinsicht ein weiteres Interesse beanspruchen darf. Jahn fand, dass „unser um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts abgefasstes Lied (geschichtliche und geographische) Angaben enthält, welche so ausschließlich dem letzten Viertel des 10. Jahrhunderts eigen sind, dass sie ein nicht gelehrter Autor des 13. Jahrhunderts gar nicht mehr wissen konnte. Weil nun Alles im Liede auf die Zeiten des siegreichen Vordringens der Deutschen in der Ostmark, auf die Tage des Königs Geysa in Ungarn, auf die territorialen Verhältnisse zwischen 971 und 985 unter dem Episcopate Piligrim's von Passau passt, weil die Zeit der Kreuzzüge und der Römerzüge, des Titanenkampfs zwischen Papstthum und Kaiserthum im Nibelungenliede auch nicht die leiseste Spur zurückgelassen hatte, wogegen alle Jahrhunderte von der Völkerwanderung bis zum Schlusse des ersten Jahrtausends ihren Beitrag zu unserer nationalen Sage geliefert haben“, so schließt Jahn: die „Klage“ schreibt mit Recht dem Bischof Piligrim (971—991) das Verdienst zu, dieser habe die Mär von der Nibelungen Noth durch seinen Schreiber Konrad aufzeichnen lassen. Dazu kommt noch ein weiterer Umstand, der diese Annahme bekräftigt. Wie erinnerlich, haben die Burgunden, ehe sie nach Passau kamen, einen „wenig ritterlichen“ Nachtkampf mit dem Markgrafen Gelpfrât, der sie heimtückisch überfällt, zu bestehen. In diesem Gelpfrât (= Händelsüchtig, Zänkisch) erblickt Jahn den Bayernherzog Heinrich „den Zänker“ (rixosus), mit dem Piligrim um 977 in heftiger Fehde lebte, so dass es wohl möglich ist, letzterer habe seinem Feinde ein derartiges monumentum aere perennius setzen lassen, um sich an ihm für erlittene Unbill zu rächen; so wie andrerseits „die contrastierende Zeichnung des milden Markgrafen Rüdiger die edlen freigebigen Züge des Babenberger Markgrafen **Leopold** trägt.“ Und weiter meint Jahn, dass der edle Dankvart, der, wie Gelpfrât, nur der bayrisch-österreichischen Heldensage angehört, gleichfalls auf eine historische Persönlichkeit, u. zw. aus der Geschichte der Ostmark zu deuten sein dürfte. „Eine genauere Kenntnis der um die Wiedereroberung der schönen Donaulande zwischen Enns und Wiener Wald bestverdienten Personen seit dem Entscheidungskampf auf dem Lechfelde wird vielleicht sein geschichtliches Urbild erschließen lassen“. — Der bairische Verfasser dieses Aufsatzes freut sich, dass es gerade „zwei Bayern sind, deren Bilder in Hass und Liebe unserer Dichtung auf ewig einverleibt worden“,

und schließt mit dem Wunsche, es möge „allezeit der landesübliche Particularismus gleichermaßen zum besten des Theiles wie des Ganzen ausschlagen"; und da dürfen, wenn Jahn's Deductionen richtig sind, denn auch wir uns dessen freuen, dass es ein Kirchenfürst, ein Bischof ist, dem wir die Rettung und Fassung dieses herrlichsten Juwels deutscher Dichtung zu danken haben.

* * *

Josef Müller, der als Jean Paul-Forscher und als Ästhetiker verdiente bayrische Gelehrte, der durch seine Broschüren über „Reformkatholicismus" im vergangenen Jahre in theologischen Kreisen Aufsehen erregt hat, veröffentlicht in der letzten Nummer seiner Zeitschrift „Renaissance" einen heftigen Angriff gegen die „Kultur", von der er behauptet, dass sie „mit dem giftigsten Hasse die ‚Renaissance' anfeindet." Als Beleg für seine Behauptung führt Müller zweierlei an: einmal, dass die „Kultur" bisher über die „Renaissance" „noch nichts gebracht hat." Dieses Schicksal theilt die „Renaissance" mit sämmtlichen Zeitschriften des Erdballs, da die „Kultur" programmgemäß Recensionen nicht bringt, — sie „feindet" also beispielsweise das von derselben Gesellschaft herausgegebene, von demselben Redacteur geleitete „Allgemeine Litteraturblatt" ebenso an, wie die „Renaissance" Jos. Müller's. — Über seinen „Reformkatholicismus" hat sich dagegen, wie Müller behauptet, die „Kultur" „das Urtheil eines Atheisten angeeignet." Er meint damit eine Stelle in der „Kultur", I. S. 396, wo aus einer Recension des „Reformkatholicismus", die Seeliger in der „Deutschen Revue" veröffentlichte, — ohne dass diese Recension selbst oder die Anschauung des Recensenten über die Müller'sche Broschüre auch nur auszugsweise wiedergegeben wurde, — zwei mit der eigentlichen Kritik nur lose zusammenhängende Sätze citiert werden: der eine, in dem Seeliger behauptet, die Welt stehe heute „religiösen Fragen kühl bis ans Herz hinan gegenüber", welche Behauptung widerlegt, — und ein zweiter, in dem Seeliger die „Bedeutungslosigkeit des Protestantismus" gegenüber der Weltstellung des Katholicismus einräumt, welches Zugeständnis quittiert wird. — Dies sind die Gründe, die Herrn Müller nach seiner Meinung berechtigen, die „Kultur" des „giftigsten Hasses" und „widerlicher Feindschaft" gegen sein Unternehmen anzuklagen. Gegen derartige Angriffe uns zu vertheidigen, halten wir für überflüssig; und im Übrigen verbietet auch der Ton, in dem Jos. Müller seine weiteren Ausstellungen vorbringt (so wenn er einen der verdientesten katholischen Schriftsteller Österreichs mit einer unqualificierbaren Beleidigung bedenkt und ihm nebenbei einen unter Gänsefüßchen citierten Satz unterschiebt, den derselbe nie geschrieben), sowie ganz und gar aus der Luft gegriffene Behauptungen, mit denen er operirt (Probe: Die „Kultur" sei als „Concurrenzblatt zu den Stimmen aus M.-Laach geschaffen worden und solle ihr entgegenarbeiten"; das 1. Heft der „Kultur" sei „dreimal umgedruckt worden, da es nicht befriedigte" u. ä.) eine ernsthafte Erwiderung. F. Sch.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien

Das moderne Wetterschiessen.

Von J. M. Pernter.

Alle Welt interessiert sich heute für das Wetterschießen, aber nur Wenige kennen dasselbe genau. Dem mir schon vielfach bekannt gegebenen Wunsche nachkommend, will ich nun den gegenwärtigen Stand dieser Frage darlegen.

Das moderne Wetterschießen stammt aus unserer schönen „grünen" Steiermark. Es war in Windisch-Feistritz, wo im Jahre 1896 Albert Stiger, Bürgermeister dieser Stadt, das in alten Zeiten*) gebräuchliche Schießen mit gewöhnlichen Böllern, wie es in unseren Gebirgsländern zur Erhöhung der Feststimmung bei religiösen und sonstigen Feiern gang und gäbe ist, zur Abwendung der Hagelgefahr wieder neu aufnahm. Es war ein Act verzweifelter Gegenwehr gegen die alljährlichen, die Weingärten mit Vernichtung bedrohenden Hagelschläge dieser Gegenden,**) den Herr Stiger im Vertrauen auf alte Traditionen versuchsweise ausführte. Dabei wurde er vom Herrn

*) Siehe: Hans Schukowitz („Grazer Tagespost" vom 17. Juni 1900). Dieser sehr interessante Aufsatz historischer Natur belehrt uns, dass vor hundert Jahren das Wetterschießen mit Böllern in Österreich und Baiern sehr verbreitet war und die Bevölkerung große Stücke darauf hielt. Die damalige Bevormundung der Gebräuche des Volkes fand die Sache abergläubisch und decretierte ihre Nutzlosigkeit ohne strenge Untersuchung, obwohl Gelehrte erklärten, dass man darüber kein entscheidendes Urtheil abgeben könne und daher dem Volke seine Gebräuche lassen solle. Seitdem wurde doch ein Fortschritt in der Richtung gemacht, dass man den Volksmeinungen soweit Gerechtigkeit widerfahren läßt, dass man sie nicht durch ein Regierungsdecret aus dem Wege zu schaffen wagt, sondern der wissenschaftlichen Untersuchung und dauernden Erfahrung es überläßt, Wahrheit und Irrthum in denselben klarzustellen.

**) Windisch-Feistritz, an den Abhängen des Bachergebirges gegen das kroatische Flachland hinaus gelegen, ist eine typische Hagelgegend, wie die Gegenden, wo die Gebirge ins Flachland übergehen, es regelmäßig sind. Ich nenne nur das piemontesische Hügelland und das wellige Land zwischen den Schweizer Alpen und dem Bodensee. Gerade in den Jahren vor 1896 fand dort ein Maximum der Hagelhäufigkeit statt, das wohl dem Sonnenfleckenmaximum der vorangehenden Jahre entsprach.

Oberst Mundy darauf aufmerksam gemacht, dass die Wirkung der Böllerschüsse auf die Wolken gewaltig vermehrt werden müsste, wenn er über die Böller eine Art Schalltrichter setzen würde. Der Gedanke wurde von Stiger aufgenommen und in der Weise ausgeführt, dass er ausrangierte Locomitivrauchfänge über die gewöhnlichen Böller stülpte. Und nun trat eine Erscheinung auf, der wohl in erster Linie die rasche Verbreitung des Wetterschießens zuzuschreiben ist: aus diesem Trichter fährt beim Abschießen der Böller ein den Rauchringen der Cigarettenraucher ähnlicher Ring heraus, der mit einem scharfen, hohen, pfeifenden Tone mit scheinbar blitzschneller Geschwindigkeit in die Höhe fährt. Der Eindruck, den diese Erscheinung hervorruft, ist ein außerordentlicher, so dass es für jeden, der dieselbe je gesehen hat, leicht begreiflich wird, dass diesem „Luftwirbelringe" die Eigenschaft, in die Wolken zu dringen und dort auf eine, wenn auch nicht unmittelbar erkennbare Weise die Hagelbildung zu verhindern, zugeschrieben wurde. Hiemit erst war das moderne Wetterschießen entdeckt; diese neue Erscheinung, die Geschwindigkeit des Luftwirbelringes, dessen Pfeifen und die lange Hörbarkeit desselben waren es, welche die Hoffnung belebten, dass es gelingen werde, den Hagel zu bekämpfen. Man hatte gegenüber dem vor Alters gebräuchlichen Wetterschießen mit gewöhnlichen Böllern eine sicht- und hörbare Vervollkommnung erzielt, welche die Einwürfe gegen die frühere Form des Wetterschießens gegenstandslos machte und die Hoffnungen auf diese neue Form auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wenigstens als nicht von vorneherein aussichtslos erscheinen ließ.

Dies hatte Herr Stiger auch sofort durchblickt und wendete sich deshalb durch den Steiermärkischen Landesausschuss schon im Jahre 1897 an die Kriegsverwaltung einerseits und die k. k. meteorologische Centralanstalt andererseits um Entsendung von Sachverständigen nach Windisch-Feistritz, damit durch dieselben ein fachmännisches Gutachten über sein neues Wetterschießverfahren abgegeben werde. Die beiden Experten, der k. und k. Oberst von Obermayer und der Secretär der meteorologischen Centralanstalt Dr. Trabert, erhielten aber damals nicht den Eindruck, dass dieser Luftwirbelring von besonderer Bedeutung wäre; immerhin, meinten sie aber, sei ein Urtheil über die Wirksamkeit des neuen Wetterschießens weder vom theoretisch-wissenschaftlichen, noch vom praktisch-erfahrungsmäßigen Standpunkte aus im damaligen Stadium zu fällen. Man möge in den Versuchen weiterfahren, um eine ausgedehntere Unterlage für das Urtheil zu schaffen.

Im Jahre 1898 erweiterte sich dann auch der Kreis des Wetterschießens beträchtlich, und der Glaube an die Wirksamkeit des neuen Schießverfahrens kräftigte sich immer mehr und wurde besonders durch den Umstand

gefördert, dass die Weingärten des Herrn Stiger, welche früher Jahr für Jahr vom Hagel heimgesucht worden waren, unbeschädigt blieben, seit er das neue Schießen begonnen hatte. Diese Kunde verbreitete sich nun rasch nicht nur in Steiermark, sondern auch in den benachbarten Kronländern und in Italien. Von da kam der Abgeordnete Dr. Ottavi, um sich durch unmittelbaren Verkehr mit Herrn Stiger zu unterrichten und das neue Verfahren durch den Augenschein kennen zu lernen. Er verpflanzte nun das Stiger'sche Wetterschießen nach Piemont, von wo es sich mit erstaunlicher Raschheit über Oberitalien verbreitete. Im Jahre 1899 waren schon über 2000 Wetterschieß-Stationen daselbst in Thätigkeit, und im November desselben Jahres wurde zu Casale-Monferato schon der erste Wetterschieß-Congress abgehalten, auf welchem sich eine übersprudelnde, stürmische Begeisterung für das Wetterschießen zeigte. Nur wenige Besonnene warnten vor zu weitgehenden Hoffnungen und suchten Mäßigung in die Beschlüsse des Congresses zu bringen. Zu denselben gehörte Stiger selbst in erster Linie. Die Begeisterung hielt sich aber dennoch auf fast schwindeliger Höhe, und es war vorauszusehen, dass sie sich rasch den weitesten Kreisen mittheilen werde.

Auf diesem ersten Congresse war eigentlich das hervorragendste Ereignis die Behauptung Professor Roberto's, Schulinspector der Provinz Alessandria, dass der Wirbelring des neuen Wetterschießverfahrens eine bedeutende mechanische Energie besitze. Er stieß mit seiner Behauptung, obwohl er dieselbe auf eigene Versuche stützen konnte, anfänglich auf recht ungläubige Gesichter. Doch hatte es sich gefügt, dass, da man ja allgemein dem Wirbelringe die hagelverhindernde Wirkung zuzuschreiben gewohnt war, das Interesse an Roberto's Beobachtung lebendig blieb. Besonders war es ein Congress-Theilnehmer, welcher die Sache mit großem Eifer aufgriff und in der Folge auf das gründlichste untersuchte. Es war dies Herr Gustav Suschnig, Procurist der Firma Carl Greinitz' Neffen in Graz, welcher in Begleitung des Herrn Stiger auf den Congress gekommen war, um auf demselben über die Einrichtungen und Erfolge des Wetterschießens in Österreich, insbesondere in Steiermark, Bericht zu erstatten. Herr Stiger hatte stets mit großen Pulverladungen geschossen und Herrn Suschnig zur Construction von Wetterschießapparaten für solche Ladungen aufgemuntert. Herr Suschnig hatte dann schon vor dem Congresse, der im November 1899 stattfand, in systematischer Weise eine große Anzahl von Versuchen gemacht, um für Ladungen von etwa 200 Gramm normalen österreichischen Sprengpulvers die beste Form und die richtigsten Dimensionen des Apparates zu ermitteln. Obwohl er dabei vorerst nur an Verticalschüssen die Güte der Apparate erprobte, wobei er nach dem Vorgange Stiger's und der in den Kreisen der Wetterschießer allgemein

angenommenen Regel die Güte der Apparate nach der Sauszeit des Wirbelringes beurtheilte, konnte er doch schon auf diesem ersten Congresse die Mittheilung machen, dass man mit Wetterschießapparaten, welche mit einem 4 Meter langen Trichter versehen sind und Böller besitzen, aus denen man mit etwa 200 Gramm Ladung schießen kann, doppelt so starke Wirkungen erhalte, als mit den bisher fast allgemein gebräuchlichen zwei Meter hohen Trichtern und den kleinen Ladungen von 50 Gramm zu erreichen waren.

Schon durch diese Mittheilungen hatte Herr Suschnig in den Kreisen der Wetterschießer eine maßgebende Stellung erworben. Als er aber, durch Roberto's Experiment veranlasst, nach Hause zurückgekehrt, die Versuche neu aufnahm, um die Energie der Wirbelringe beim horizontalen Schießen zu untersuchen, erhielt er so wichtige und unerwartete Erscheinungen und Resultate, dass er alsbald in den Vordergrund trat, sein Name der genannteste und seine Ergebnisse die gefeiertsten auf dem Gebiete des Wetterschießens wurden. Herr Suschnig hatte beim Hammerwerke seiner Firma in St. Katharein an der Lamming einen den Eigenthümlichkeiten dieser Schießart vorzüglich entsprechenden Schießplatz eingerichtet, der es ihm ermöglichte, als Erster die Geschwindigkeit der Wirbelringe in den ersten 100 Metern und ihre mechanische Energie beim Aufschlagen auf Hindernisse festzustellen. Allgemein wurde nun alles Heil beim Wetterschießen vom Wirbelringe erwartet. Dieser Wirbelring sollte in die Wolken eindringen und dort durch seine mechanische Energie den Hagelbildungsprocess zerstören.

In diesem Stadium befand sich das Wetterschießen, als ich auf Einladung der Firma Carl Greinitz' Neffen und dem Wunsche des Herrn Stiger entsprechend mit Dr. Trabert das erstemal auf dem Schießplatze in St. Katharein an der Lamming eintraf. Auch das k. k. Ackerbauministerium interessierte sich neuerlich sehr für die Frage und hatte wieder ein Gutachten über den gegenwärtigen Stand derselben verlangt.

Dieser unser erster Besuch in St. Katharein fiel anfangs Jänner 1900: er war nur ein orientierender. Unsere *) eigentlichen Messungen und Forschungen führten wir bei den späteren, bald längeren bald kürzeren Aufenthalten auf dem dortigen Schießplatze im April, Juli, August und November durch. Unsere

*) Ich spreche über die hier mitgetheilten Untersuchungen immer im Plural, da ich dieselben unter steter Mitwirkung des Herrn Dr. Trabert durchführte. Ich muss aber auch noch hervorheben, dass die Bezeichnung „wir" und „unser" fast durchwegs auch auf Herrn Suschnig auszudehnen ist, welcher nicht nur stets als Beobachter vollwertig mitbetheiligt war, sondern überdies die ganze Last der praktischen und technischen Anordnungen und Einrichtungen trug und das Commando über das zahlreiche Hilfspersonale, das wir benöthigten, führte.

Aufgabe war durch den Stand der Wetterschießfrage gegeben: wir mussten durch exacte Messungen festlegen, ob die allgemeine Ansicht der Wetterschießer, dass der durch das neue Schießverfahren erzeugte Luftwirbelring bis in die Wolken vordringe und dort noch eine genug starke Kraft besitze, um auf Vorgänge in denselben eine Wirkung auszuüben, richtig sei oder aber verlassen werden müsse.

Bevor ich des Näheren auf unsere Versuchsergebnisse eingehe, wird es angezeigt sein, eine Beschreibung der Einrichtungen sowohl für das Vertical- als das Horizontal-Schießen auf dem St. Kathareiner Versuchsschießplatze zu geben, wie sie von Herrn Suschnig zu seinen eigenen Untersuchungen und im Laufe der unseren getroffen worden waren.

Für die Untersuchung der Verticalschüsse waren die Wetterschießapparate in einer eigenen Schießhütte angebracht. Die Trichter giengen durch das Dach. Anfänglich wurde bei Verticalschießen einfach die Sauszeit beobachtet. Es ist nämlich eine der interessantesten Eigenschaften der bei diesem neuen Wetterschießen auftretenden Luftwirbelringe, dass dieselben einen Ton von sich geben, der bei den schwächeren Ringen sofort, bei den kräftigen nach einigen Secunden als ein hohes, fast schrilles Pfeifen erscheint. Je länger die Sauszeit, desto kräftiger ist der Ring. Später wurde auch die Geschwindigkeit der Wirbelringe in der Verticalen gemessen, indem in einer Höhe von 52 Metern über dem Niveau der Böller auf der südlichen Berglehne des engen Thales eine Visirrichtung angebracht ward, mittels welcher man genau bestimmen konnte, wann der Ring 30, 59, 84, 109 Meter Höhe passierte.

Für die Horizontalschüsse war eine über drei Meter hohe Tribüne aus starken Balken und mit kräftigen Gegenstützen errichtet, auf welcher ein Lager für den Trichter und Böller so angebracht war, dass der Rückstoß beim Schießen fast gänzlich aufgehoben war. Von der Trichtermündung waren in Entfernung von 20 zu 20 Metern eigenartige Scheiben angebracht, auf welche die Wirbelringe geschossen wurden. So konnte man dann die Geschwindigkeiten bestimmen, mit welchen die Wirbelringe die Entfernungen von 20, 40, 60, 80 und 100 Metern durchflogen. Da wir über 100 Meter hinaus keine Scheibe mehr aufgestellt hatten, mussten wir bei den späteren Versuchen, bei denen wir den Weitgang der Ringe direct beobachteten, in 150, 200, 250 und 300 Meter Entfernung von der Trichtermündung Fernposten aufstellen. Bei den Horizontalschüssen konnte man aber außer der Geschwindigkeit und dem Weitgange der Wirbelringe auch ihre mechanische Energie beobachten. Zu letzterem Zwecke wurden die Scheiben folgendermaßen construiert: an drei Meter langen Stangen hiengen knapp an einander Lappen von starker

Rupfenleinwand, die unten behufs Beschwerung eine Querleiste trugen; die letzteren waren ebenso mit einer großen Anzahl Nägel an die Leinwand festgenagelt, wie der ganze Rupfenlappen oben an die Latte. Drei solcher Latten mit den Lappen bildeten eine Scheibe. Wenn der Ring sie traf musste sich zeigen, ob er nur die Lappen in Bewegung zu setzen oder auch Zerreißungen und vielleicht sogar Zertrümmerung der Holztheile zu verursachen im Stande sei.

Ohne durch die Darlegung des Ganges der Untersuchungen zu ermüden, will ich sofort zur Mittheilung der Resultate übergehen. Hiebei ist es mir nicht nur eine Ehren-, sondern auch angenehme Pflicht, jene Resultate, welche Herr Suschnig schon vor Beginn unserer Untersuchungen zu Tage gefördert hatte, besonders hervorzuheben. Dieselben waren von zweierlei Art: solche, die das beste System von Wetterschießapparaten, und solche, welche die mechanische Energie des Luftwirbelringes betreffen. Herr Suschnig ist mit einer seltenen experimentellen Begabung für exacte Forschung und mit einer staunenswerten Ausdauer ausgerüstet. Durch viele tausende von Probeschüssen hatte er, indem er Schritt für Schritt die Pöllergröße und ihre Bohrtiefe und Bohrweite, die Trichtergröße und Form, die Ladungsmenge von 10 zu 10 Gramm durchprobierte, einen Wetterschießapparat hergestellt, der weitaus das beste leistet, was wir heute haben können. Dieses beste System nenne ich das „System Suschnig". Das interessanteste Ergebnis dieser langwierigen Untersuchungen Suschnig's war aber weniger darin gelegen, dass die größeren Apparate mit entsprechend größeren Ladungen die besseren Wirkungen ergeben, — was eigentlich ziemlich selbstverständlich ist, obwohl es merkwürdiger Weise in Wetterschießkreisen mehrfach bezweifelt worden war*), — sondern der Nachweis, dass für jede Trichtergröße eine bestimmte Ladung das Maximum der Wirkung gibt, so dass bei einem Überschreiten dieser Ladungsgröße die Wirkung wieder kleiner wird.

Bezüglich der mechanischen Energie des Wirbelringes waren die Versuche Suschnig's geradezu durchschlagend. Zwar zeigten die von den kleinen, mit

*) Es ist eine, vielleicht in dem Geheimnisvollen des Wetterschießens gelegene Erscheinung, dass man es für überflüssig hält, nach dem Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung bei demselben zu fragen. Kleine Ursachen, kleine Wirkungen ist ein zweifellos feststehender Satz, sobald man weiß, was die Ursache für Wirkung haben kann. Wo aber, — wie beim Wetterschießen — ein geheimnisvolles Dunkel über die Wirkung ausgebreitet ist, denkt man sofort an unbekannte, unerklärliche Vorgänge und vergisst vollständig, dass unter keiner Bedingung der Grundsatz in der Natur umzustoßen ist, dass gegen gewaltige Erscheinungen nicht mit Pistolenschüssen gekämpft werden kann. Und dabei hat man auch den Vortheil, sich selbst in den geheimnisbergenden Philosophenmantel hüllen zu können und als ein ganz tiefer Denker zu paradieren.

zwei Meter langen Trichtern erzeugten Ringe nur schwache Wirkungen und selbst etwas größere Trichter mit größeren Ladungen lieferten nur den Beweis, dass dem Wirbelringe eine gewisse mechanische Kraft innewohne. Mit den vier Meter langen Trichtern und Ladungen von 150 bis 210 Gramm (System Suschnig) zeigten sich aber geradezu verblüffende Kraftäußerungen der Wirbelringe. Die Holzleisten am herabhängenden Ende der Rupfenlappen wurden fortgerissen und weggeschleudert, ja wiederholt in Stücke gebrochen und einzelne selbst 20 Meter und weiter auseinandergeworfen. Auch die starken, 6 Centimeter hohen und 4 Centimeter dicken Latten, an welchen die Rupfenlappen befestigt waren, wurden wiederholt selbst noch in 100 Meter Entfernung entzwei gebrochen. Solcher Gewalt hatte man sich nicht versehen gehabt und man wird sich daher nicht wundern, dass wir beim Anblicke solcher Kraftäußerungen es für möglich erklärten, dass diese mechanische Energie der Wirbelringe geeignet sei, als Ursache der Störung des Hagelbildungsprocesses angesehen zu werden. Dabei machte auch der Anblick der mächtigen Ringe und das gewaltige Brausen, mit welchem sie daherschwirrten, starken Eindruck. Das Studium dieser Ringe ist nichts neues in der Physik*), und dennoch ist die Erscheinung, wie sie bei den Ringen des „Systems Suschnig" sich zeigt, so überaus großartig, dass jeder Physiker davon im höchsten Grade überrascht wird. In der That haben die zunächst der Praxis gewidmeten Versuche Suschnig's schon mehrfache physikalische Forschungen über die Wirbelringe veranlasst,**) die zweifellos noch viele weitere Untersuchungen zur Folge haben werden. Doch dieser Punkt liegt außerhalb des Zweckes dieser Darlegungen, die ja nur über den Stand des Wetterschießens orientieren sollen.

---

*) Helmholtz hat zuerst die Theorie dieser Ringe 1858 gegeben („Wissenschaftliche Abhandlungen". Bd. I., S. 101). Reusch hat eine Reihe von Versuchen 1860 in Poggendorff's Annalen Bd. 110 veröffentlicht. Weitere Untersuchungen darüber besitzen wir von Sir W. Thomson (jetzt Lord Kelvin) in Proceedings of the R. Society of Edinburgh, vol. IX, S. 59; von Tait in seinen „Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik" (Deutsch von Werthheim, S. 242), ferner von Riecke in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1888, S. 347 und von Muck in Wiedemann's Annalen Bd. 63, S. 183 u. s. w.

**) Vicentini e Pacher, Esperienze sui projettili gazosi. Atti del Reale Istituto Veneto. Tomo LIX. Parte seconda (Aderenza del 22. Aprile 1900.) — P. Czermak, eine neue Beobachtungsmethode für Luftwirbelringe. Sitzungsberichte der kais. Akademie d. Wissenschaften in Wien, Bd. CIX, Abth. II a (Sitzung v. 5. Juli 1900). — J. M. Pernter und W. Trabert, Untersuchungen über das Wetterschießen. Meteorologische Zeitschrift. Bd. XXXV, Septemberheft 1900. — Vicentini, Gli spari contro la grandine. Istituto Veneto 23. Nov. 1900. — Gastine et Vermorell, Sur les projectiles gazeux. Compt. rend. de l'Academie des sciences, t. CXXXI. (5. Nov. 1900.)

Als wir anfangs Jänner 1900 die Versuche Suschnig's mit eigenen Augen beobachten konnten, war der Eindruck auf uns ein gewaltiger und wir haben demselben in Vorträgen, die dann auch veröffentlicht wurden, Ausdruck verliehen.*) Es war aber nun unsere Aufgabe, die Untersuchungen selbst aufzunehmen und durchzuführen. Die Frage, welche wir zu beantworten hatten, war uns durch die allgemein gewordene Auffassung gestellt, dass der Wirbelring in die Wolken dringe und dort durch seine mechanische Energie den Hagelbildungsprocess zerstöre. Es lag eine Anzahl von Berichten und — Erzählungen vor, welche diese Auffassung bestätigen würden. So berichtete man, dass Beobachter auf Bergen sahen, wie in den unter ihnen befindlichen Wolken, so oft Wetterschüsse abgegeben wurden, auf der oberen Wolkenfläche sich kuppelförmige Erhebungen bildeten; andere wollten gesehen haben, dass durch die abgegebenen Schüsse die Wolken zertheilt oder aufgerissen wurden. In St. Katharein erzählten uns Arbeiter und Jäger, dass sie bei Horizontalschüssen die Wirbelringe in Entfernungen von einem Kilometer und mehr vorüberpfeifen hörten, und dass auf den Höhen des Floning in 1300 Meter die verticalgeschossenen Wirbelringe mit scharfem Pfeifen über sie hinaufsuhren. Unter dem Eindrucke dieser Erzählungen und Berichte begannen wir im April 1900 unsere Untersuchungen. Wenn man noch bedenkt, dass beim Verticalschießen, wenn man in der Nähe des Wetterschießapparates steht, der unmittelbare Eindruck der ist — und physiologisch sein muss —, dass die emporschießenden Wirbelringe mit ungeheuerer Geschwindigkeit in Höhen steigen, wo man sie nicht mehr sieht, so wird man leicht verstehen, dass wir bei aller Reserve und Vorsicht im Urtheile von vorneherein in der Richtung beeinflusst waren, dass wir eine sehr große Geschwindigkeit in der Verticalen und einen sehr bedeutenden Hochgang der Wirbelringe durch unsere Untersuchungen feststellen zu können erwarteten.

*) Ich hielt am 20. Jänner darüber einen Vortrag in der Meteorologischen Gesellschaft in Wien, der in der „Wiener Abendpost" vom 22. und 23. Jänner 1900 zum Abdrucke gelangte. Er wurde dann öfters nachgedruckt, ich verweise aber nur auf G. Suschnik's Broschüre „Albert Stiger's Wetterschießen", Graz bei Hans Wagner 1900. Trabert hielt den Vortrag am 14. Februar im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien; derselbe ist auch in den Schriften dieses Vereines, Vierzigste Vortragsreihe, Wien 1900 p. 119 ff. abgedruckt. Beide haben in diesen Vorträgen, getäuscht durch den Schein, die Steighöhe der Wirbelringe fälschlich etwa 4 bis 5 mal zu hoch angegeben, was wir dann nach strenger Untersuchung in unseren „Untersuchungen über das Wetterschießen" richtig stellten. Wir können nicht oft und entschieden genug darauf aufmerksam machen, dass nur der richtiggestellte Wert von etwa 400 Meter in Hinkunft uns zugeschrieben werden darf.

Schon unsere Untersuchungen im April ließen diese Erwartung zweifelhaft erscheinen. Wir maßen damals mittels Stoppuhren die Zeiten, welche bei Horizontalschüssen die Wirbelringe verschiedener Wetterschießsysteme brauchen, um die 100 Meter entfernte Scheibe zu erreichen. Es zeigte sich, dass die kleinen Apparate und kleinen Ladungen in den besten Fällen nur mittlere Geschwindigkeiten von 23 bis 35 Meter in der Secunde erreichten, und dass selbst die kräftigen Ringe des „Systems Suschnig" im Mittel nur eine solche von 52 Metern in der Secunde innerhalb der ersten 100 Meter aufwiesen. Auch schien uns schon bei diesen Versuchen eine Verzögerung, eine Geschwindigkeitsabnahme mit wachsender Entfernung aufzutreten. Die verhältnismäßig kleinen Geschwindigkeiten bei Horizontalschüssen selbst der besten Art meinte man damals noch nicht auch für die Beurtheilung der Verticalschüsse maßgebend halten zu dürfen; die vertical geschossenen Wirbelringe schienen ja mehreremale schneller in die Höhe zu fahren. Dennoch versuchten wir einmal den Beobachtungsstandpunkt bei Verticalschüssen, den wir bisher im selben Niveau mit dem Schießapparat genommen hatten, in die Höhe zu verlegen. Als wir da auf der Berglehne 52 Meter über dem Schießstand die verticalgeschossenen Wirbelringe beobachteten, war der Schein der fast blitzschnellen Geschwindigkeit, mit welcher sie dem neben dem Schießapparate stehenden Beobachter emporzuschießen schienen, verschwunden und wir erkannten sofort, dass die verticale Geschwindigkeit nicht wesentlich größer sei als die horizontale. Einige vorläufige Messungen bestätigten den unmittelbaren Eindruck.

Um nun den horizontalen Weitgang und den verticalen Hochgang der Wirbelringe unmittelbar durch Beobachtung zu ermitteln, stellten wir in der Horizontalen Fernposten in 350, 500 und 600 Meter Entfernung auf und entsandten einmal einen Posten auf den Gipfel des 360 Meter über dem Schießplatz gelegenen Kirchkogels. Der Erfolg dieser Beobachtungen war für den Weit- und Hochgang der Ringe ungünstig, doch mangels entsprechend exacter Vorkehrungen nicht schlechterdings entscheidend. Es wurden dann noch in Wien Beobachtungen im Luftballon auf dem militäraeronautischen Übungsplatze ausgeführt, wo wir durch das Entgegenkommen des Reichskriegsministeriums und des Commandanten der Abtheilung Hauptmann Hinterstoißer sowohl im Fesselballon als mit Freiballon Untersuchungen anstellen konnten. Wenn auch durch ungünstige Witterungs- und andere Verhältnisse diese Beobachtungen wieder nur unsichere Resultate ergaben, so war es doch klar geworden, dass der Wirbelring, um eine Höhe von 230 Meter zu erreichen, über 6 Secunden brauche, selbst bei den besten Schüssen des „Systems Suschnig". Desgleichen wurde sichergestellt, dass diese Ringe die Höhe von 450 Meter gewiss nicht überschritten.

Es galt nun nochmals auf dem S. Kathareiner Schießplatze die Untersuchungen in möglichst exacter Weise so durchzuführen, dass wir die Geschwindigkeiten, und zwar sowohl in verticaler als in horizontaler Richtung, mit Chronographen messten. Auch mussten wir die Geschwindigkeitsabnahmen mit der Entfernung bestimmen. Dies geschah, indem wir die Geschwindigkeiten der Wirbelringe in horizontaler Richtung bestimmten in den Strecken von 0 bis 20, von 20 bis 40, von 40 bis 60, von 60 bis 80 und von 80 bis 100 Meter; und in verticaler Richtung von 0 bis 30, von 30 bis 59, von 59 bis 84 und von 84 bis 109 Meter Höhe.

Die Resultate dieser Messungen zeigten von Strecke zu Strecke starke Verminderungen der Geschwindigkeit. Ich gebe nun für die starken Ringe des „Systems Suschnig" bei 180 Gramm Ladung, welche ja unter allen Systemen die größten Geschwindigkeiten ergeben hatten, die Mittelwerte, damit sich jedermann selbst sein Urtheil bilden könne.

Mittlere Geschwindigkeiten der Wirbelringe

1. Horizontal

in den Strecken	0—20	20—40	40—60	60—80	80—100 Meter
Geschwindigkeit	85·7	67·7	59·2	53·5	49·1 Meter p. s.

2. Vertical

in den Strecken	0—30	30—59	59—84	84—109	Meter
Geschwindigkeit	100·0	54·7	41·7	36·8	Meter p. s.

Aus diesen starken Abnahmen der Geschwindigkeiten ermittelten wir, dass der Weit- und Hochgang der Wirbelringe nicht viel über 300 Meter reichen werde. Doch wollten wir diesen aus Rechnung und graphischer Darstellung gezogenen Schluss durch unmittelbare Beobachtung controlieren. Das thaten wir im November 1900, und da konnten wir durch unmittelbare Beobachtung feststellen, dass nur bei den allerbesten Schüssen die Ringe 300 Meter in horizontaler Richtung weit gehen, und unter diesen waren drei unter zwölf, welche die 300 Meter um weniges überschritten. Hiemit waren unsere Untersuchungen über den Wirbelring abgeschlossen. Sie zerstören die anfangs von uns selbst getheilte Meinung, die bis vor kurzem allgemein war, dass die Wirbelringe einen Hochgang von 1500 Meter und darüber hätten, und beweisen mit unwiderruflicher Gewissheit, dass selbst die kräftigsten und höchstgehenden aller Wirbelringe, die durch die Wetterschießapparate „System Suschnig" erzeugten, nur höchstens 400 Meter erreichen. In die Wolken könnten diese Ringe nur dringen, wenn dieselben nicht höher als drei- bis vierhundert Meter über dem Schießplatz ziehen.

Bei den andern Systemen von Wetterschießapparaten mit kleineren Trichtern und kleineren Ladungen*) müssten die Wolken gar nur 150 bis 200 Meter über den Apparaten schweben, sollten ihre Wirbelringe sie erreichen. Man bedenke aber, dass überdies gegen Ende des Weges auch die Energie der wirbelnden Bewegung nur mehr gering sein kann, dass also eine namhafte mechanische Wirkung von Seiten der Ringe nur zu erwarten ist, wenn sie nicht erst im Stadium der Erschöpfung in die Wolken dringen.

Die Hoffnungen, dass das Wetterschießen dadurch eine hagelverhindernde Wirkung ausüben könnte, dass die mechanische Energie der Wirbelringe in den Wolken selbst den Hagelbildungsprocess zerstört, wurden durch unsere Untersuchungen nahezu gänzlich vernichtet. Wer an dieser bisherigen Auffassung noch festhalten wollte, müsste voraussetzen, dass der eigentliche Sitz der Hagelbildung in sehr geringen Höhen liege, und dann wenigstens nur mit den großen 4metrigen Apparaten und 180 Gramm Ladung („System Suschnig") schießen, um die Ringe noch kräftig in diese wenn auch mäßigen Höhen zu bringen. Mir ist nun wohlbekannt, dass die Beobachter in Steiermark, in Oberitalien und in der Nordschweiz — lauter ausgesprochene Hagelgebiete — versichern, die eigentlichen Hagelwetter zögen nie höher als 800 Meter. Wenn man dann in diesen Gegenden in 500 Meter Höhe und darüber die Schießstationen errichtet und dabei nur mit den großen Wetterwehrapparaten schießt, so ist es in diesen Fällen immerhin thunlich, bei der alten Hoffnung auf die Wirksamkeit der mechanischen Energie der Wirbelringe zu verharren. Ich kenne nur ein solches tadellos nach diesem Recepte eingerichtetes Wetterschießgebiet: das in Windisch-Feistritz, in der Heimat des Vaters des modernen Wetterschießens, von Landeswegen mit Staatsunterstützung errichtete. Dasselbe hat einen Flächenraum von 40 Quadratkilometer oder 4000 Hectar und besitzt 40 Schießstationen „System Suschnig", sodass je eine das Gebiet eines Quadratkilometers oder von 100 Hectar zu

*) Wir hatten auch mit zwei anderen Systemen, dem „Unger'schen" und dem „mittleren", systematisch geschossen. Ersteres hat eine Trichterhöhe von 2 Meter und schießt mit Ladungen von 50 Gramm, letzteres hat 2·5 Meter hohe Trichter und gibt die besten Wirkungen bei 120 Gramm Ladung. Letzthin schossen wir auch noch mit dem System Emmerling; dasselbe besteht nur aus einem 2 Meter hohen Trichter, welcher unten geschlossen ist und in welchen eine mit Lunte versehene, von Emmerling selbst verfertigte Patrone geworfen wird. Eine Zusammenstellung der in den ersten hundert Metern für die besten Schüsse erzielten horizontalen Geschwindigkeit gibt folgenden Vergleich: System Emmerling 19, System Unger 23, mittleres System 35, System Suschnig 52 Meter Geschwindigkeit in der Secunde. In demselben Verhältnis sind auch die vom Wirbelring erreichten Höhen gegenüber dem System Suschnig zu verkleinern.

schützen berufen erscheint. Die Stationen liegen alle auf namhaften Höhen, 30 davon zwischen 450 und 700 Meter hoch. In Bezug auf die Hochlage der Schießstationen ist auch die Gegend von Marburg sehr günstig daran, auch hat man dort vielfach schon die großen Wetterwehrapparate angebracht und will, wie ich höre, fortfahren, diese großen Apparate an die Stelle der kleinen zu setzen. Auch in Niederösterreich hat man fast durchwegs die großen Wetterschießapparate aufgestellt, wenn hier auch heute noch keine so einheitliche Organisation der Wetterschießgebiete erreicht ist wie in Windisch-Feistritz, welcher nur das vom Lande subventionierte Netz in Oberhollabrunn nahe kommt, das sich in der Gegend von Limberg immer mehr ausgestaltet. Im Ganzen hat Niederösterreich 65 Schießstationen großen Calibers „System Suschnig".

Und da ich nun schon begonnen habe, die gegenwärtig bestehenden Organisationen der Wetterwehr aufzuzählen, so will ich denn das Bild vollenden. Wetterschießanlagen größerer oder kleinerer Ausdehnung gibt es in Steiermark außer den schon angegebenen noch bei Graz in Hartberg und Feldkirch, in Leibnitz, Deutschlandsberg, Radkersburg, Rann und Pettau. In Krain sind heuer mehrere Anlagen mit Unterstützung des Landes und der Regierung im Wippachthale erstanden, eine in correcter Weise mit großen Apparaten. In Istrien wurden von dem Landesausschusse und dem Landeskulturrathe bei 100 Stationen großen Systems errichtet. Auch in Dalmatien und im italienischen Tirol erstanden viele Wetterschießgebiete.

In Ungarn gibt es 1400 bis 1500 Wetterschießstationen, deren Aufstellung fast durchaus höchst sorgfältig organisiert ist. Vom Ackerbauministerium ist ein eigener Inspector bestellt. Man schießt dort mit drei Systemen: System Suschnig, System Farkas und Farago (ebenfalls viermetrige Trichter) und System Emmerling; letzteres ist jetzt dort wohl das verbreitetste.

In Italien bestehen jetzt im Venetianischen, Mailändischen, Piemont und in den angrenzenden Provinzen bei 15000 Schießstationen, alle in eigenen Schießconsortien organisiert. Italien ist daher, sowohl was die Zahl als die Organisation der „Wetterschießer" betrifft, allen Ländern weit voraus und marschiert besonders in Bezug auf den Enthusiasmus für die Wirksamkeit des Schießens an der Spitze. Leider sind dort größtentheils die kleinen Apparate in Verwendung und wird mit kleinen Ladungen geschossen.

In Frankreich wurden heuer 350 Schießstationen errichtet; die Organisation ist wohl nur in Denicé entsprechend, doch scheint der Eifer und der Enthusiasmus der Italiener auch die Franzosen ergreifen zu wollen.

In anderen Ländern, wie in der Schweiz und in Deutschland, ist man aus dem vorbereitenden, zuwartenden Stadium noch nicht herausgetreten.

Und welches ist also nach alledem der gegenwärtige Stand der Frage? Da die Wirbelringe selbst des kräftigsten „Systemes Suschnig“ nur etwa 400 Meter hochgehen, so kann von einer directen Einwirkung der mechanischen Energie der Wirbelringe auf den Hagelbildungsprocess in allen jenen Fällen, wo die Ringe nicht bis in die Höhe des Sitzes der Hagelbildung emporsteigen, keine Rede sein. Wenn dennoch von der Majorität der Wetterschießer der Glaube an die Wirksamkeit des Wetterschießens festgehalten wird auch da, wo man mit den kleinen Apparaten schießt, so müsste — falls dieser Glaube sich bewahrheitet — ein anderer vom Wetterschießen veranlasster Vorgang die Ursache der Hagelverhinderung sein. Aber welcher könnte das wohl sein? Darauf lässt sich auch nicht eine annähernd plausible Antwort geben. Es ist nämlich leider eine Thatsache, dass wir heute noch die eigentlichen Ursachen der Hagelbildung, die dabei auftretenden Vorgänge nicht soweit kennen, dass wir im Stande wären zu sagen, was das Schießen und gar gerade das neue Wetterschießen mit der Hagelbildung zu thun haben könnte. Man hat wohl schon gesagt, dass die Schallwellen es seien, die in den Sitz der Hagelbildung störend eindrängen; dass beim neuen Schießen eine Luftbewegung eingeleitet werde, welche Processe auslöst, die der Hagelbildung das Reservoir entziehen; dass die aufsteigenden Wirbelringe und die von ihnen veranlasste Bewegung die für die Hagelbildung nothwendige Elektricität ableiten. Doch ist man für keine dieser Annahmen im Stande einen haltbaren Beweis zu erbringen. Die Entscheidung, ob das Wetterschießen thatsächlich den Hagel zu verhindern vermag, wird sich daher aller Wahrscheinlichkeit nach nur aus der Erfahrung gewinnen lassen. Man muss in regelrechter Weise in gut organisierten Wetterschießnetzen durch Jahre und Jahre schießen, ehe man daran denken kann, ein entscheidendes Urtheil abzugeben. Und dieses Urtheil darf nicht auf Meinungen und Beschreibung von subjectiv eindrucksvollen Einzelfällen sich stützen, sondern es muss aus gründlichster Untersuchung hervorgehen.

Ich nahm Ende November d. J. an dem internationalen Wetterschieß-Congresse in Padua als Delegierter des k. k. Ackerbauministeriums theil, wo über 1000 Mitglieder, und zwar aus den gebildeten Ständen, sich eingefunden hatten. Der erste Theil des Congresses — er war sehr anstrengend; man hielt täglich von 8½ bis 12 Uhr und von 2 bis 5½ Uhr Sitzungen — war ausgefüllt mit den Berichten über den Verlauf des Wetterschießens im heurigen Sommer. Da ich schon wusste, dass eine große Anzahl von Hagelschäden in den Schießrayonen trotz Schießens vorgekommen war, hatte ich erwartet, man werde die Ursachen derselben eingehender erwägen und die Frage aufwerfen, ob das Wetterschießen wohl überhaupt helfe.

Weit davon entfernt, fand man für jeden solchen Misserfolg eine oberflächliche Erklärung: weil nicht rechtzeitig zu schießen begonnen wurde, weil ein oder der andere Apparat schlecht bedient war u. s. w. Und man redete sich derart in eine begeisterte Sicherheit über die Wirksamkeit des Hagelschießens hinein — trotz so mancher Hagelschläge, dass man sogar folgende Resolution vorschlug: „Der Congress beschließt: 1. Die Wirksamkeit des Wetterschießens steht undiscutierbar fest. 2. Diese Wirksamkeit ist nicht nur durch die Praxis, sondern auch wissenschaftlich erwiesen.“!!! Es wurde natürlich verhindert, dass die Suppe so heiß gegessen würde, aber man ersieht daraus, wie leicht zuweilen Gewissheiten fabriciert werden, selbst im Angesichte widersprechender Thatsachen. Wann werden wir also Gewissheit erlangen über die Wirksamkeit des Wetterschießens? Das folgende ist die Antwort, welche ich auf dem Wetterschießcongresse in Padua gegeben habe:

1. Wenn es in den Wetterschießgebieten durch wenigstens 10 Jahre nicht mehr gehagelt haben wird. Die Häufigkeit der Hagelfälle hat eine Periode, die beiläufig mit der der Sonnenflecken zusammenzufallen scheint. Gegenwärtig und in den letzten Jahren war ein Minimum der Sonnenflecken und nach allgemeinem Zeugnis in Steiermark und Ungarn wenigstens sehr geringe Hagelhäufigkeit. Wenn daher jetzt Gegenden von Hagel ganz verschont bleiben, so ist das noch kein entscheidender Beweis für die Wirksamkeit des Hagelschießens.

2. Wenn wir wenigstens durch einige Jahre mit großer Hagelhäufigkeit die Wetterschießgebiete hagelfrei erhalten haben werden und der Beweis dafür, dass es das Wetterschießen war, welches den Hagel verhinderte, folgendermaßen erbracht sein wird: Es sind Gewitterbeobachter zu bestellen, einer auf je 10 Quadratkilometer. Diese senden ihre Beobachtungen über Beginn, Ende und Zug der Gewitter sowie über Hagelfall und Hagelstrich an die meteorologische Centralstelle ein. Von dieser wird für jedes einzelne Gewitter eine Gewitter- und Hagelkarte entworfen, aus welcher genau die Zugrichtung des Gewitters selbst und der darin vorkommenden Hagelstriche ersichtlich ist. So, und nur so, wird man dann sehen, ob die Wetterschießgegenden nicht vielleicht deshalb verschont blieben, weil der Hagelstrich überhaupt auch ohne Schießen sie nicht getroffen oder — was heute so viel als Beweis angeführt wird — nur an dem Rande gestreift hätte u. s. w.

Bis einer oder der andere dieser Beweise erbracht ist, müssen wir eine zuwartende Haltung einnehmen, wir befinden uns im Stadium der Versuche. Es wird freilich sehr viel darauf ankommen, dass man dieses Versuchsstadium gut durchmache, damit die erhaltenen Resultate sicher seien. So würde zweifellos, wenn man die Schießversuchsfelder mit kleinen Schieß-

systemen armieren und wenn dann dieses Versuchsfeld verhagelt würde, gesagt werden, dass dies noch nichts gegen die Wirksamkeit des Wetterschießens an sich beweise, sondern nur, dass die kleinen Apparate nicht stark genug sind. Ich fürchte nun, dass diese Schlussfolgerung schon aus den letztjährigen und heurigen Erfahrungen — die Misserfolge des Wetterschießens kamen stets bei mit kleinen Apparaten armierten Schießgebieten vor — gezogen werden müsse, und rathe daher auf das entschiedenste ab, kleine Apparate in den Versuchsfeldern zu verwenden. Wenn man besonders in Italien und wohl auch anderwärts die kleinen Apparate und kleinen Ladungen zu vertheidigen sucht, so erklärt sich das aus dem Umstande, dass die Anschaffung großer Apparate und die Anwendung von großen Ladungen (180 statt 50 Gramm) für den Kostenpunkt allerdings sehr ins Gewicht fällt, besonders wenn man die schon gekauften kleinen Apparate dann „in's alte Eisen werfen" müsste. Allein der Kostenpunkt kann hier nicht maßgebend sein, sondern die Wirkung. Und diese Wirkung soll eine solche sein, dass sie im Stande sei, eine so gewaltige Naturerscheinung, wie es die Hagelwetter sind, zu beeinflussen. Ist es nun der Wirbelring oder sind es andere Vorgänge, von denen man sich so kräftige Wirkungen erwartet, immer wird man eher hoffen können, das Ziel zu erreichen, wenn man auch kräftigere Mittel anwendet, besonders wenn schon manche Anzeichen vorliegen, dass die kleinen Mittel zur Hagelverhinderung nicht ausreichen.

Der gegenwärtige Stand der Wetterschießfrage ist somit kurz der folgende:

1. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Energie der Luftwirbelringe die Hagelbildung, außer in sehr günstigen Lagen, nicht direct beeinflussen könne.

2. Andere Ursachen können wir auch nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit angeben.

3. Es bleibt daher der Erfahrung mit den Wetterschieß-Versuchsfeldern überlassen, im Laufe der Jahre im Vereine mit engmaschigen Gewitter- und Hagelbeobachtungsnetzen das Material zu einer entscheidenden Antwort auf die Frage nach der Wirksamkeit des Wetterschießens zu liefern. Heute ist mit Sicherheit nur ein Satz auszusprechen: es ist nicht als unmöglich zu erklären, dass das Wetterschießen hagelverhindernd wirken könne.

Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

I.

Aus dem October des Jahres 1848.

3.

Es war eine unruhige Nacht, die meine Frau und ich auf unserem Lager bei Mühlstein zubrachten: die ungewöhnliche Helle auf den Straßen, das Sturmgeheul von St. Stephan, das ununterbrochene Schießen aus der Gegend des kaiserlichen Zeughauses ließen einen rechten Schlaf nicht zu. Als wir uns erhoben, erklärte ich meinem Weibchen meinen Entschluss, keinen Augenblick zu verlieren, um die Stadt, in welcher es für mich als Abgeordneten unter den jetzigen Umständen nichts zu thun gebe, zu verlassen und vorläufig in unser Prag zurückzukehren. Wer war froher als das liebe Geschöpf!

Rieger, und in seiner Person die böhmische Rechte, hatten gleich in der ersten Zeit des zusammengetretenen Reichstages ernste Bedrohung erfahren, und es war von ihnen gleich damals beschlossen worden, wofern sich abermals etwas ereignen sollte, wodurch ihre Person gefährdet und dadurch die Freiheit der reichstäglichen Berathungen gestört würde, Wien zu verlassen. Das war nun eingetreten. Auf offener Straße waren Drohungen gegen den Präsidenten und die Abgeordneten der böhmischen Rechten ausgestoßen worden; selbst aus den Bänken der Linken waren in der Abendsitzung des 6. Worte in solchem Sinne gefallen; jeder einzelne der böhmischen Abgeordneten konnte Beweise für diese feindselige Stimmung in- und außerhalb des Reichstages beibringen. *) In Wien hat man freilich versucht, diese Thatsachen in ein anderes Licht zu stellen, oder sie wohl gar für Einbildungen einer ungerechtfertigten Furcht zu erklären. Und wenn auch, hieß es, von Einzelnen derlei Drohungen ausgestoßen wurden, so sei das nicht so ernst gewesen: „Wären die Bedrohten in Wien geblieben, so würden sie erfahren haben, dass man

*) Trojan hat später in Prag die verschiedenen Thatsachen zusammengestellt und in deutscher und böhmischer Sprache veröffentlicht: Darstellung der letzten Wiener Ereignisse nach Mittheilungen der böhmischen Reichstagsabgeordneten. Folio, 4 Seiten.

ihnen kein Haar krümmen wollte." Das war sehr leicht gesagt; allein die böhmischen Abgeordneten wollten es auf die Probe nicht ankommen lassen, die möglicherweise, wie das Beispiel des unglücklichen Latour blutig zeigte, schlecht ausfallen konnte. Im Wiener „Charivari" zum 20./21. war wohl eine Caricatur zu sehen: „Getreue Abbildung des Thrones von Österreich am 7. October, unter dem sich die czechischen Deputierten, die vergeblich ein Auge im Reichstage sucht, verkrochen." Allein in der Abendbeilage der „Wiener Zeitung", die damals unter der Leitung Eitelberger's nichts weniger als servil war, erschien in Nr. 189 vom 20. ein mit der Chiffre Dr. K. gezeichneter Artikel, worin es hieß: „Man darf wohl den Schalk gewähren lassen und seine derben Spässe über den Abzug der böhmischen Deputierten lächelnd hinnehmen; aber den Spass zu einem Argumente des Ernstes verkehren, hieße sich selbst um die Urtheilsfähigkeit bringen. Wer als Augenzeuge die Vorgänge des 6. Octobers bis zur Katastrophe mit Latour verfolgte und die Gelegenheit hatte, unzweideutige Äußerungen über die Rechte des Reichstages und namentlich über gewisse Glieder derselben aus dem Munde des souveränen Pöbels zu hören, der wird an jenem Tage nicht gezweifelt haben, dass letztere lebensgefährlich bedroht seien. Einen Beweis hiezu gibt der Umstand, dass sogar Reichstags-Mitglieder, mit weißen Schärpen angethan, am Abend des 6. October bemüht waren, die Bedrohten in ihren Wohnungen aufzusuchen, um sie unter den Schutz der Reichsversammlung, überhaupt in Sicherheit zu bringen."

Was mich betrifft, so gehörte ich allerdings nicht der böhmischen Rechten an, ich war in einem deutschen Bezirke gewählt und saß im Centrum. Allein drei Umstände waren es, die mich zum Gegenstande eines gleich wüthenden Hasses der seit gestern siegreichen Partei machten: meine Haltung in der Robotfrage; mein Antrag vom 19. September auf Abweisung der ungarischen Deputation; endlich mein Auftreten gegen die Anmaßung der Journalisten in der Abendsitzung vom 27. In der That habe ich nachderhand erfahren, dass am Abend des 6. October in den Restaurationslocalitäten des Reichstages, wo die Linke ihren und des Volkes Sieg mit Champagner feierte, eine Proscriptionsliste die Runde machte, auf welcher neben Stadion's Namen der meinige prangte; außer mehreren anderen waren auch Graf Gleispach und der Wiener Advocat Dr. Gredler als Opfer bezeichnet. Beide blieben in Wien und wussten sich mit den Radicalen, denen alles daran gelegen war, dass nur nicht noch mehr Abgeordnete aus Wien fortgiengen, auf einen leidlichen Fuß zu stellen. Besonders Gredler's trefflicher Humor schützte ihn vor allen Angriffen der Linken, obwohl er aus seiner gegentheiligen Gesinnung durchaus kein Hehl machte und ihnen in scherzhaftem Gewande die Wahrheit

ziemlich vernehmbar vorzeigte. Auf derselben Liste oder auf einer anderen — denn es scheinen mehrere circuliert zu haben — stand auch der Name Cajetan Mayer's.

Nachdem meine Frau und ich von Mühlsteins gerührt dankenden Abschied genommen, giengen wir in unsere Wohnung, packten unser Silberzeug und das wenige Wertvolle, das wir nach Wien mitgenommen hatten, in einen Handkorb, empfahlen die Verwahrung aller übrigen Sachen den Hausmeistersleuten und giengen, wie wir gekleidet waren, gefolgt von unserer Prager Köchin, die den Korb mit unseren Habseligkeiten trug, zu unserem Hause hinaus. Die Stadtthore waren am Vormittag des 7. weder bewacht noch verrammelt, und so kamen wir als unverfängliche Wanderer durch das Fischerthor auf das Glacis, wo wir den Weg gegen die Rossau einschlugen. Am Ende dieser Vorstadt nächst dem Liechtenstein'schen Park trafen wir einen Fiaker und fuhren mit diesem bis Nussdorf, wo wir im Gasthause zur „goldenen Rose" gegenüber dem Ladungsplatze des Dampfschiffes abstiegen. W. W. Tomek und seine Frau hatte der gleiche Plan nach Nussdorf geführt, deren Gesellschaft uns sehr willkommen war.

Nach dem Speisen traf ich im großen Saale unseres Gasthauses einen in Civil gekleideten Herrn, mit dem ich mich in ein Gespräch über die Ereignisse des Tages einließ. Er war etwas zurückhaltend, mochte aber meinen Äußerungen bald entnommen haben, dass es kein Revolutionär sei, mit welchem er es zu thun habe. Als ich daher äußerte, meine größte Besorgnis sei, in welcher Lage sich die kaiserliche Familie befinde, gab er mir zur Antwort: „Die kaiserliche Familie ist in Sicherheit, diese Beruhigung kann ich Ihnen geben." Näheres sagte er nicht. Als ich später die Umstände der Flucht des Hofes erfuhr und jener Begegnung im Gasthaus „zur goldenen Rose" gedachte, hielt ich mich für überzeugt, jener Unbekannte sei jemand von der kaiserlichen Hofhaltung gewesen, der in einem geheimen Auftrage abgeschickt worden.

Gegen Abend machten Tomeks und wir einen kleinen Spaziergang in die nahegelegenen Weinberge und suchten, zurückgekehrt, bald unser Lager auf, dessen Ruhe aber diesmal durch kleinere Feinde als in der verflossenen Nacht gestört werden sollte.

Morgens am 8., es war ein Sonntag, bestiegen wir das Dampfschiff nach Linz. Unser Kreis wurde hier größer. Nachdem wir bereits eine Strecke gefahren waren, kamen aus der Cabine auf das Verdeck empor drei Schicksalsgenossen: Jan Svatopluk Presl, Přibyl und Trojan. Trojan verloren wir in Stein. Er hatte in Erfahrung gebracht, dass der Hof, von Schönbrunn flüchtig, die Richtung nach Mähren eingeschlagen habe, und nun wollte er diesem nach, weil er vielleicht der Umgebung des Kaisers mit gutem Rathe

beistehen könne: es sei jetzt alles daran gelegen, „dass die Herren keine Dummheiten machen" rc.

In Linz, wo wir am 9. vormittags ankamen, sah es nicht recht geheuer aus. Die große Masse, von Schreiern beherrscht, hielt es offen mit den Wienern, und wir thaten gut, mit unserer Eigenschaft als Reichstags-abgeordnete nicht groß zu thun. Vom Wiener demokratischen Verein, so wurde uns erzählt, seien Leute heraufgeschickt, um Mannschaft gegen Handgeld zu werben. Die Stimmung der Nationalgarde war getheilt; die Officiere waren meist Leute, die von Unordnung nichts wissen wollten, ebenso die große Mehrheit im Stadtrath; allein sie waren ohne moralische Kraft, ließen sich einschüchtern, so dass die lärmenden radicalen Elemente den Ton angaben. Der commandierende General Graf Wrbna hatte sich genöthigt gesehen, eine Division Cavallerie aus Wels nach Linz zu ziehen. Er speiste mit seinem Adjutanten in demselben Gasthofe, wo wir abgestiegen waren, ich glaube „zum Schiffe" in der langen Gasse; ich weiß nicht, wie er es ausgekundschaftet hatte, wer wir seien und woher wir kämen. Er ließ mich nach dem Speisen in ein Zimmer des ersten Stockes bitten, wo ich ihm über die letzten Ereignisse das Wenige erzählte, was ich selber wusste.

Wir hatten, in Linz angekommen, sogleich Plätze für den Eilwagen nach Prag genommen und fuhren noch denselben Abend ab. In den frühen Morgenstunden des 10. kamen wir in Budweis an und trafen da mit dem „kranken und pensionierten Oberlieutenant Stoll", dessen Leibarzt Čejka und Büchsenspanner Hawelka zusammen. Die drei schlossen sich uns an, so dass unsere Gesellschaft jetzt schon eine ganz ansehnliche war. Bald hatte sich eine Anzahl von Gesinnungsgenossen eingefunden, — so schnell hatte sich die Nachricht von unserer Ankunft verbreitet! — die uns ein lautes „Sláva" ausbrachten; auch General von Ramberg, Divisionär in Budweis, fand sich ein, um uns eine glückliche Reise zu wünschen.

In der Nacht vom 10. zum 11. kamen wir wohlbehalten in Prag an. Mein Weibchen und ich stiegen im Hause ihrer Eltern in der Heuwagsgasse auf der unteren Neustadt ab.

4.

Die Nachricht der jüngsten Wiener Ereignisse war in Prag keineswegs mit sympathischem Gefühle aufgenommen worden. Zwar hatte am 7. October, als die erste Kunde von den Vorfällen des 6. mit dem Eisenbahnzuge eingetroffen war, der Redacteur der „Bohemia", Franz Klutschak, auf dem Bahnhofe ausgerufen: „So hat denn endlich einmal die Freiheit gesiegt!" Allein dieser Ausruf war theils mit theilnahmslosem Schweigen, theils mit ausgesprochenem Missfallen vernommen worden. Am 8. war beschlossen worden, eine Deputation

nach Wien zu senden, um sich von dem wirklichen Stande der Dinge zu überzeugen: vier Mitglieder vom Stadtverordneten-Collegium, je fünf vom Studenten-Ausschuss und von der Slovanská Lípa. Die Slovanská Lípa hatte gleichzeitig einen ständigen Ausschuss gewählt, das Collegium der Stadtverordneten sich am Tage darauf, am 9., permanent erklärt.

Der Prager Bahnhof war in diesen Tagen stets angefüllt von Leuten, welche Nachrichten aus Wien aus der ersten Hand haben wollten und die Ankommenden mit Fragen über die neuesten Ereignisse bestürmten. Die Züge kamen alle verspätet an; es verrannen Stunden um Stunden; einmal traf der Zug, der zwischen 10 und 11 Uhr abends eintreffen sollte, erst um 3 Uhr morgens ein; aber doch waren Leute da, ihn zu empfangen.

Die herrschende Stimmung war durchaus gegen Wien. Die ersten Flüchtlinge hatten nur von Bedrohungen und Gefahr zu erzählen, von Gewaltthaten, von Beschimpfungen des böhmischen Namens und der Rechten des Reichstages. Der Ausschuss der Slovanská Lípa und jener der Studenten erließen am 8. einen gemeinschaftlichen Aufruf, worin sie entschiedene Verwahrung dagegen einlegten, wenn „die Minorität des Reichstages sich gewaltsam mit bewaffneter Macht der Regierung bemächtigen wollte. Bürger Prags, von Euch hängt es jetzt ab, dass die öffentliche Ruhe erhalten, dass das Vaterland gerettet werde vor der Vernichtung aller Ordnung.“ Noch entschiedener lautete ein Aufruf, der am 9. vom Bürgermeister und von den Stadverordneten ausgieng: „In dem gewaltsamen Sturze eines Ministeriums, das in Übereinstimmung mit der Majorität des Reichstages, der freien Vertreter eines freien Volkes handelte, erblicken wir nicht die Erhebung einer edlen Nation für ihre unterdrückten Rechte, sondern nur verbrecherische Anarchie. Wir vertrauen dem Kaiser, wir bauen fest auf Sein kaiserliches Wort, ohne Furcht vor dem hohlen Gespenste der Reaction, mit welcher ein irregeleiteter Theil der Bevölkerung sich von einer Partei verbrecherischen Umsturzes missbrauchen lässt. In dieser Partei liegt allein die Gefahr der wahren Volksfreiheit. Wir warnen die Einwohner Prags vor den Gefahren jenes anarchischen Treibens, das Böhmen in Unglück und ewige Dienstbarkeit zu schlagen gedenkt. Uns Böhmen sei der geschichtliche Ruhm vorbehalten, allen Verdächtigungen zum Hohn, eine treue Stütze geblieben zu sein der Monarchie! Bewahrt die Eintracht, in ihr liegt der Sieg über unsere Feinde, wie über unsere Verleumder!“

Diese Stimmung der Prager wurde genährt, je mehr Abgeordnete von der versprengten Rechten ankamen. Auch die beiden Slovakenführer Štúr und Hurban waren am 8. abends aus Wien angekommen; der Zweck ihres Erscheinens war, Freiwillige und Geldbeiträge für ein neues Unternehmen gegen

die Magyaren zu sammeln. Vielleicht keiner von ihnen hatte seine Flucht ohne Gefahr ausgeführt. Am 9. vormittags trafen Rieger, Brauner und Hawliček in Prag ein und verfügten sich sogleich zu Mecséry und Windisch Grätz, um über die Wiener Begebenheiten zu berichten.

Mit dem Abendzuge des 9. kam, wie es in den Prager Blättern hieß, der „Ex-Minister" Wessenberg an und stieg im Gasthofe „zum schwarzen Ross" ab. Er war sogleich von einer Menge Neugieriger umringt und wurde mit Fragen bestürmt. Unter denen, die ihn aufsuchten, hat sich auch der Abgeordnete Thiemann befunden, der Wessenberg in dessen Vorhaben bestärkte, die Zügel der Regierung nicht aus den Händen zu lassen. Am 10. morgens erhielt Wessenberg durch den Rittmeister Grafen Moritz Pálffy die sichere Kunde, welche Richtung der flüchtige Hof einzuschlagen gedenke, und beeilte sich davon nach Olmütz Nachricht zu geben, damit dort für den Empfang der kaiserlichen Familie Vorbereitungen getroffen würden.

Am 10. October hatten sich bereits zwanzig böhmische Abgeordnete in Prag eingefunden. Es befanden sich außer den schon Genannten in Prag: Palacký, Pinkas, Tyl, Staněk, Hamernik, Král, Kratochwile, Schönhansl, Nebeský, Pulpan, Reichert, Wežnický, Šediwý, Jelen, Stibitz, Wocel. Die Stadtverordneten stellten ihnen bereitwillig eine Räumlichkeit im Altstädter Rathhause zur Verfügung, wo sie am Abend desselben Tages zusammenkamen und eine Einladung an ihre „parlamentarischen Meinungsgenossen aller im Reichstage vertretenen österreichischen Länder" aufsetzten, sich am 20. in Brünn einzufinden, um sich über die Maßregeln „zur Sicherung der parlamentarischen Verhandlungsfreiheit und des ungefährdeten Fortbestandes des constituierenden Reichstages" zu besprechen.

Ganz eigenthümlich hatte sich das Verhältnis des Fürsten Windisch Grätz zu den Pragern gestaltet. Weit entfernt, in der Stadt einen Herd des Aufruhrs zu erblicken, sah er jetzt Ruhe und Ordnung in ihren Mauern walten. Rieger, Brauner, Hawliček, in deren Händen er ein Vierteljahr früher „die Fäden einer weitverzweigten Verschwörung" gesucht hatte, waren jetzt Männer seines Vertrauens. Was in den schrecklichen Junitagen vorgefallen war, nur fremde Elemente und äußere Einflüsse waren es, denen er jetzt die Schuld davon zuschob. Aber auch die Stimmung der Prager hinsichtlich seiner hatte vollständig umgeschlagen. Aus dem gefürchteten und verhassten Bomben-Fürsten war unmerklich ein populärer Mann geworden, weil man in seiner Person den einzigen Mann erkannte, der in dieser furchtbaren Lage Rettung bringen konnte. Selbst den viel verrufenen Ausspruch, den man ihm in den Mund gelegt hatte: „Der Mensch fängt vom Baron an", suchte jetzt die „Wage" (Nr. 5, vom 8. October) auf einen „alten etymologischen Scherz"

zurückzuführen, da im Altdeutschen „Barn" so viel als Kind sei (davon „gebären"), daher jener Ausspruch nichts anderes sagen wolle als: „Der Mensch fängt vom Kind an". Alle Körperschaften bestärkten ihn in dem Entschlusse, der drohenden Anarchie die Spitze zu bieten: er möge Prag getrost sich selbst überlassen, er möge der Bevölkerung vertrauen, den Bürgern und Studenten die abgenommenen Waffen zurückstellen; keine Unordnung werde vorfallen, niemand denke an eine Empörung, man verlange nach so langen Monaten der Aufregung nichts als Frieden, Ordnung und Sicherheit, um die constitutionellen Freiheiten sich entwickeln zu lassen und sich ihrer erfreuen zu können.

Fürst Windisch Grätz hatte gleich auf die erste Nachricht von den neuesten Wiener Ereignissen seinen Entschluss gefasst, oder vielmehr dasjenige, was er in kluger Voraussicht für einen solchen Fall zu thun schon seit Monaten entschlossen war, ohne Aufschub zu thun begonnen. Schon am 8. waren zwei Bataillons Jäger, drei Bataillons Grenadiere, zwei Batterien per Eisenbahn in der Richtung nach Wien abbeordert worden; die Jäger sollten in kleineren und größeren Abtheilungen auf den Bahnhöfen abgesetzt werden, um die Eisenbahn- und Telegraphenverbindung vor jedem Eingriffe, vor jeder Störung zu bewahren. An alle verfügbaren Truppenkörper im Lande waren Befehle hinausgegeben, sich marschbereit zu halten, an die commandirenden Generale von Brünn und Krakau war geschrieben, so viel als möglich Truppen gegen Wien aufbrechen zu lassen. An den Festungs-Commandanten von Olmütz FML. Baron Sunstenau war der Auftrag ergangen, in einer eigenen Proclamation die Bevölkerung zu beruhigen, dass die zu treffenden militärischen Vorkehrungen einzig den Zweck haben, den Aufruhr in Wien niederzuwerfen, und dass daher keine Besorgnis zu hegen sei, „als sei beabsichtigt, über die von Sr. Majestät verliehenen Rechte zu schreiten oder sie rückgängig zu machen".

5.

Dieses war die Lage der Dinge, als wir andere, den Reichstags-Präsidenten in unserer Mitte, in Prag ankamen. Die Zahl der hier anwesenden Abgeordneten stieg bald nahe an dreißig und wurde fortwährend durch neue Ankömmlinge vermehrt. Es waren nicht bloß Mitglieder der böhmischen Rechten, es befanden sich auch Mitglieder vom Centrum, Vertreter deutscher Bezirke, darunter: Anton Edler von Stark für Mies, Med. Dr Kiemann für Winterberg, Dr. Reiß für Trautenau, Friedrich Thiemann für Rumburg, Philipp Scherl für Schüttenhofen, u. a. Der Fabrikant Karl Herzig für Reichenberg war nicht in unserer Mitte, — er hatte kurze Zeit früher Urlaub vom Reichstage erhalten, — aber er hielt zu uns, ins

besondere zu mir. Es war ein milder, liebenswürdiger Mann, der von Partei- und Nationalitäten-Hader nichts wissen wollte.

In Prag galt jetzt jeder als in seiner politischen Gesinnung verdächtig, der noch nicht in unserem Kreise erschienen war. Havel-Borovský forderte in „Nar. Nov." die Wähler des Abgeordneten Borrosch auf, ihn durch ein Misstrauens-Votum zu nöthigen, dass er sein Mandat niederlege. Aus dem Saazer Wahlbezirke verlautete, Löhner habe von seinen Committenten ein Schreiben erhalten, das einem Misstrauens-Votum auf ein Haar ähnlich sehe. Aus anderen deutschen Bezirken freilich kamen entgegengesetzte Nachrichten, namentlich aus solchen, wo die s. g. deutschen Bezirksvereine das große Wort führten, die ganz offen mit dem Wiener Aufstande und Rumpf-Parlamente sympathisierten. Doch bald sollte selbst in Prag die Stimmung umschlagen, mindestens schwankend werden.

Der entschiedene Schritt der böhmischen Abgeordneten, als sie wie auf ein gegebenes Zeichen Wien verließen, hatte bei den daselbst verbliebenen Abgeordneten, sowie bei der städtischen Bevölkerung einen gewaltigen Eindruck gemacht. Die Einsichtsvolleren verhehlten sich nicht, dass jener Schritt, wie der „Österr. Lloyd" offen aussprach, „wohl weniger aus Furcht vor Lebensgefahr als aus politischen Rücksichten" geschehen sei. Man bangte in Wien vor den Entschließungen, die man mit nächstem aus Prag vernehmen würde. „Mit Bestimmtheit wird versichert", schrieb Kuranda's Ostd. Post, „dass die böhmischen Abgeordneten mit dem Plane umgehen, in Prag einen constituierenden Landtag einzuberufen. Oder wird man etwa in Prag von neuem Lust zu einer provisorischen Regierung verspüren? Werden die Böhmen den Beschlüssen der Wiener Versammlung die loyale Achtung zollen? Was werden die Deutschen in Böhmen thun?"

Angesichts dieser Gefahr bewahrte der in Wien zurückgebliebene Rest des Reichstages, es ließ sich dies nicht läugnen, eine entschlossene, muthige Haltung, und das war ein Umstand, der ihm in weiteren Kreisen mindestens einen Theil jener Achtung wieder gewann, die er durch seine schmachvolle Haltung am 6. und 7. October bei allen Besserdenkenden verloren hatte. In seiner Sitzung vom 8. wurde der Beschluss gefasst: „Der Reichstag fordert alle mit oder ohne Urlaub abwesenden Mitglieder auf, sich binnen längstens vierzehn Tagen von heute an im Reichstage wieder einzufinden" — ein Beschluss, der in einer eigenen „Kundmachung" in den verschiedenen Landessprachen veröffentlicht wurde. Die Wirkung davon war sogleich wahrzunehmen, besonders in einigen deutschen Städten Böhmens, wie Karlsbald, Eger. Sie sprachen zwar ihr unumwundenes Bedauern über die „wahrhaft grauenvollen Vorgänge in Wien" aus, erklärten ihren aufrichtigen Willen „zur Wieder-

herstellung der Ordnung ihren czechischen Brüdern die Hand zu bieten und der Regierung gegen jeden usurpierenden Eingriff alle ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen"; allein zugleich gaben sie „mit aller Entschiedenheit" kund, dass sie den constituierenden Reichstag als den „unerschütterlichen Fels, auf welchem allein der Thron sicher stehen kann", ansehen und darum die sichere Erwartung hegen, „dass jene Abgeordneten, die sich durch die neuesten Ereignisse aus was immer für Gründen bewogen fanden, den Reichstag zu verlassen, der Aufforderung desselben, binnen vierzehn Tagen zurückzukehren, Folge leisten werden"; es wäre „Feigheit oder Verrath am Volke, Verrath am Kaiser", wenn sie dies unterließen: „im Reichstag ist der Kampfplatz, dort gehören sie hin, dort allein kann die Anarchie bekämpft werden". Mahnungen solchen Charakters machten manche, die sich zuvor mit dem Austritte ihrer Abgeordneten ganz einverstanden gezeigt, denselben ihren Beifall gespendet hatten, einigermaßen bedenklich. Dazu kam für Prag ein eigener Umstand.

Der geneigte Leser erinnert sich wohl jener gemischten Deputation, die man gleich am 8. von Prag ausgesandt hatte, um sich über den wahren Stand der Dinge in Wien zu unterrichten. Die Abgesandten fanden bei der „permanenten Sicherheits-Commisson", die der Reichstag mittlerweile eingesetzt hatte, bereitwilligste Aufnahme; man bemühte sich, ihnen die vorgefallenen Ereignisse im günstigsten Lichte darzustellen und bat sie, die Prager Bevölkerung zu beruhigen, namentlich aber die dort befindlichen Abgeordneten zu versichern, dass sie für ihre Sicherheit nicht das mindeste zu besorgen hätten. Unter den Prager Sendboten befanden sich mehrere jüngere, aber auch einzelne ältere Leutchen, die ihrer politischen Gesinnung nach weit mehr mit der Linken des Reichstages sympathisierten, als mit der connationalen Rechten. Diesen gegenüber nun hatten die Mitglieder der Reichstags-Permanenz ein leichtes Spiel, wenn sie die letzten Wiener Ereignisse als einen Kampf der Volksfreiheit gegen die Tyrannei darstellten; „die Deputierten aus Prag", so berichteten Wiener Blätter, „nahmen diese Aufklärungen gern hin und versprachen mit Gut und Blut für die Errungenschaften der Freiheit einzustehen." Ein paar dieser Ausgesandten waren schon am 10. abends in Prag zurück und suchten die öffentliche Meinung nach den Eindrücken, die sie in Wien empfangen hatten, zu bearbeiten. Auch einige Wiener Studenten trieben sich in Prag herum und agitierten für die Aula und den Wiener Reichstag; zwei derselben wurden, wie in der Stadt verlautete, am 11. verhaftet.

In Prag war es vor allem die Slovanská Lipa, wo die radicalen Elemente ihre Stütze fanden. Die Slovanská Lipa hatte anfangs mehr den

Charakter eines litterarischen Casino gehabt; in ihren Versammlungen wurden Fragen aller Art besprochen und erörtert. Nach und nach überwog, wie das in Zeiten wie die damaligen nicht anders zu erwarten war, die Politik, die zuletzt fast allein das Terrain beherrschte. So war die Slovanská Lipa im Hingang der Monate aus einem litterarischen zu einem politischen Verein geworden, und zwar zu einem in großem Style, der überall seine Hand im Spiele hatte, von welchem alle Wahlen im Stadtverordneten-Collegium, in der Nationalgarde beeinflusst wurden, ein Verein, der Verbindungen mit allen österreichischen Slavenstämmen anknüpfte und unterhielt. So kam es, dass die Slovanská Lipa ihre Wirksamkeit weit über die Grenzen Böhmens erstreckte, während sie in jedem größeren Orte der böhmischen Gegenden ihre Töchtervereine besaß und so ein förmliches Netz über das Land ausbreitete. In der Zeit, da sich diese Wandlung vollzogen hatte, waren alle bedeutenderen Männer der Nation im Reichstage abwesend, und so waren es meist jüngere Leute und von älteren solche, die in gewiegteren Kreisen wenig Geltung hatten, die hier das große Wort führten und die öffentliche Meinung in ihrem Sinne beherrschten. Sie sympathisierten mit der Revolution, mit der „Freiheit", die am 6. October in Wien den Sieg errungen hatte. Sie sahen mit Besorgnis und Ingrimm auf die kriegerischen Anstalten, die sich in Prag unter ihren Augen entwickelten und deren Ziel nach ihrer Auffassung auf nichts anderes gerichtet war, als jene „Freiheit" zu unterdrücken.

Am 11. October richtete Fürst Windisch Grätz einen Aufruf an die Bewohner Prags. Er theilte ihnen mit, dass er mit einem Theile der ihm unterstehenden Truppen die Stadt und das Land verlasse, „zum Schutze der geheiligten Person des Monarchen und zur Wahrung der Freiheit der constitutionellen Monarchie". Er verlasse die Stadt „mit dem festen Vertrauen, dass Ruhe und Ordnung nicht mehr gestört werden: die Ehre und Wohlfahrt der Nation hängt wahrlich davon ab, dass dieses mein Vertrauen nicht getäuscht werde". Am 12. October mittags war diese Proclamation an den Straßenecken Prags zu lesen, und von da an gieng ein Eisenbahnzug nach dem andern mit Militär und Kriegsgeräth von Prag ab. Der Stadttheil gegen den Bahnhof gewann ein ganz kriegerisches Ansehen. Täglich, stündlich sah man Truppenzüge, Gepäck- und Munitions-Wagen, Batterien mit Mannschaft und Bespannung, oder mit Pontons beladene, von Infanterie escortierte Wagen gegen den Bahnhof ziehen. Das Prager Regiment Latour, das seinen Inhaber so schmählich verloren hatte, zog mit dem Schwure ab, keinen Pardon zu geben. Die Menge rief den abziehenden Truppen, selbst den aus den Pfingsttagen so verhassten Grenadieren, Vivat- und Slávarufe zu — so gewaltig hatte die Stimmung umgeschlagen! Den militärischen Oberbefehl

nach der Abfahrt Windisch Grätz' sollte FML. Franz Graf Khevenhüller übernehmen, ein kleines, etwas gebücktes Männchen mit einer dünnen Stimme; allein zu spassen war mit ihm nicht, er hatte, wie man zu sagen pflegt, Haare auf den Zähnen.

Wessenberg befand sich zur Zeit nicht mehr in Prag. Nachdem er die Majestäten durch vertraute Boten von seinem Reiseziele hatte unterrichten lassen, war er in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag mit seinem treuen Begleiter Isfordink nach Olmütz abgefahren, wo er am 12. mittags eintraf.

6.

Am 12. October hielt die Slovanská Lipa eine Sitzung. Dr. Witak jun. meldete sich zum Wort. Man kannte ihn als einen ziemlich beschränkten Menschen, und es sah darnach aus, als wäre er von den andern, die nicht in den Vordergrund treten wollten, angestiftet worden, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sein Antrag lautete: „Die Slovanská Lipa habe die in Prag anwesenden Reichstags-Abgeordneten aufzufordern, dass sie nach Wien zurückkehren". Glücklicherweise waren Rieger und Brauner in der Versammlung anwesend, welche die Ausführungen Witak's widerlegten, den wahren Stand der Dinge auseinandersetzten und sich entschieden gegen den in Wien tagenden Rumpf des Parlamentes aussprachen. Da von der andern Seite auch Worte über die „Camarilla" und namentlich über die Erzherzogin Sophie gefallen waren, so vertheidigte sie Rieger gegen den Vorwurf, als ob sie gegen das Volk feindlich gesinnt seien. Auf diesem Wege gelang es den beiden Abgeordneten, zu verhindern, dass Witak's Antrag zum Beschluss erhoben wurde.

Aus diesem Vorfalle ward uns aber klar, dass es gar sehr einer öffentlichen Kundgebung von unserer Seite bedürfe, um das Publicum aufzuklären, warum wir aus Wien gegangen und was wir mit unserem Schritte beabsichtigten. So ergieng denn noch am selben Tage, Donnerstag 12. October, von Strobach „im eigenen und im Namen von dreißig anderen Reichstags-abgeordneten" eine Einladung, uns denselben Abend, 6 Uhr, im Locale der Bürger-Ressource zu einer wichtigen Berathung einzufinden; zugleich machte er bekannt, dass man im „Drang der Ereignisse" sich täglich zu der genannten Stunde daselbst einfinden werde, wo „daher alle im Verlaufe dieser Tage hier ankommenden Reichstags-Abgeordneten ihre Collegen versammelt antreffen werden".

Die Bürger-Ressource befand sich im Hause „zur schwarzen Rose" am Graben. Gegenstand der Berathung war eine in dem oben bezeichneten Sinne von uns abzugebende öffentliche Erklärung. Wer den ersten Entwurf dazu

gemacht, weiß ich nicht — vielleicht Strobach selbst? —, es wurde aber viel daran herumgebessert und neues hinzugethan, bis der Aufsatz nach einer mehrstündigen Besprechung allseitig angenommen wurde. Am selben Abende und dann am folgenden Tage folgte die Unterzeichnung von im Ganzen 36 Abgeordneten; neu hinzugekommen waren zu den schon früher genannten: Hauschild, Koubek, Frost, Kutschera, Placek, Tomiček, Winařický; nicht unterschrieben wurde die Erklärung von Thiemann und Schönhansl. Sie wurde in beiden Landessprachen aufgelegt.

Die „Erklärung" gieng von den Ereignissen des 6. October aus, wo „unter Mord und Gewaltthaten ein Ministerium gestürzt wurde, das die Majorität der Vertreter des österreichischen Gesammtvolkes für sich hatte". Wenn ein Deputierter sich nicht entblödete, diesen Aufruhr eine „glorreiche Revolution" zu nennen, so erklärten wir ihn für einen „verbrecherischen Angriff auf die Autonomie des Reichstages, für eine Beleidigung der Majestät des Volkes in seinen freigewählten Vertretern". Anstatt pflichtgemäß seine tiefste Indignation über die Hinschlachtung Latour's auszusprechen, hat der in Wien zurückgebliebene Theil des Reichstages dieselbe als „einen von bedauerlichen Umständen begleiteten Act der Selbsthilfe des Volkes" bezeichnet, hat damit „eine Gutheißung wo nicht der That selbst, so doch des Erfolges" ausgesprochen, hat „eine aufrührerische Masse für das Volk selbst erklärt und ihr das Recht zugesprochen, Minister, die ihr misliebig sind, zu stürzen". Dieser Umstand allein beweise, bei der ehrenhaften Gesinnung der Mitglieder des Reichstages, dass jene Proclamation „nicht als der lautere Ausdruck vollkommen freier Willensmeinung angesehen werden kann". Darum verwahren wir uns gegen alle Beschlüsse, „die jetzt im Reichstagssaale zu Wien von einer Minorität des Reichstages oder doch von einer nach den Regeln des Hauses nicht stimmfähigen Anzahl" gefasst würden; wir verwahrten uns gegen alle Beschlüsse, die, sei es auch von einer beschlussfähigen Anzahl, gefasst würden, weil dies während eines Zustandes der Dinge geschieht, wo diese Beschlüsse „nicht als Ausfluss reiner Selbstbestimmung, unbeirrt von den Einflüssen einer im Aufruhr begriffenen Bevölkerung" betrachtet werden können; wir verwahrten uns gegen alle Beschlüsse, wodurch der Reichstag „in Überschreitung seines Mandates und mit Außerachtlassung seiner hohen Mission die Executivgewalt an sich gerissen hat und als bloßer Sicherheitsausschuss für die Stadt Wien fungiert". „So lange dieser Zustand nicht aufgehört hat und die gesetzliche Ordnung nicht hergestellt ist; so lange dem Reichstage in seiner Gesammtheit und den einzelnen Gliedern nicht hinreichende Garantien der persönlichen Sicherheit geboten werden", müssten wir es „für eine arge Verletzung unserer Pflichten ansehen, wenn wir unsere Stimmen

zu Beschlüssen hergäben, die unter dem Terrorismus einer rebellischen Volksmenge gefasst werden". „Nur dem Reichstage in Vereinigung mit dem constitutionellen Monarchen können wir das Recht zugestehen, allgemein verbindliche Gesetze zu erlassen; aber auch nur dem Reichstage in seiner Gesammtheit, dem Reichstage in voller Freiheit der Selbstbestimmung. Wir, als treue Vertreter des Volkes, müssten unsere Stimme dagegen erheben, wenn der Reichstag unter Militärdespotismus gestellt würde; wir müssen das um so mehr gegen den Despotismus zügelloser bewaffneter Massen".

Unsere „Erklärung" war ihrem vollen Wortlaute nach wenigstens um das vierfache weitläufiger, als ich sie hier im Auszuge gegeben habe. Wenn auch einzelne treffliche Gedanken darin ausgesprochen waren, so litt sie doch an manchen Wiederholungen. Sie wäre gewiss kürzer und wirksamer ausgefallen, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten, sie zu redigieren. Im Ganzen jedoch musste man sagen, dass es ein klares Actenstück war, die erste feierliche Manifestion, durch welche die gesünderen Elemente der öffentlichen Meinung gegenüber den Schandthaten des 6. October und dem Gaukelspiel der in Wien sich als Reichstag gerierenden Versammlung beredten Ausdruck fanden.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Der sterbende Schmerz.

Von M. Herbert.

Ich sprach zu meinem Schmerz: Ich kann nicht mit dir leben,
Du tödtest mich, du bist zu hart und schwer.
Er sah mich an mit einem heißen Beben
Und still und sanft. Gleichwie ein Kind ward er.
Ich liebt' ihn so. Ich hab' ihn heiß umschlungen.
Er ward mein Retter in der Welt Gefahr.
Was niedrig ist, hat er in mir bezwungen —
Kein Freund, der güt'ger und ergeb'ner war.
Doch seit er sich der Leidenschaft begeben,
Ward müd sein Aug' und seine Art so still.
Er sprach zu mir: Ich muss mich überleben,
Weil deine Seele meine Kraft nicht will.

Der Dichter Vergilius.

Von Dr. Carl Weyman.

Der genialste unter den deutschen Vertretern der classischen Alterthumswissenschaft, Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, hat vor einigen Jahren in einer academischen Rede über „Philologie und Schulreform" treffend darauf hingewiesen, dass die Wertschätzung der griechischen und römischen Schriftsteller stark unter dem Umstande zu leiden habe, dass ein Theil derselben im Schulunterrichte benützt wird. „Weil sie so viel zur Schullectüre verwandt werden, meint man leicht, man kenne sie damit genug und hält sie bald für bloße Schülerlectüre. Es leuchtet ein, dass diese Vorurtheile beseitigt werden, sobald die alten Bücher aus der Schule verschwinden. Wenn sie den Knaben entzogen werden, werden die Männer sie vielleicht lieber aufsuchen." Noch dürfte — Gott sei Dank — wenigstens in den Ländern deutscher Zunge der Tag, an welchem diese Entziehung eintritt, in weiter Ferne sein; wenn wir Philologen jedoch thatsächlich sein Erscheinen abwarten müssten, um die Werke der antiken Litteratur gebildeten Männern näher zu bringen, so wäre dies fast noch beklagenswerter als die Katastrophe selbst. Aber es steht doch nicht so schlimm. Ich denke gewiss nicht optimistisch über den Grad von Interesse, den man heute außerhalb der Zunft unserem Studiengebiete entgegenbringt, aber ich habe die beruhigende Gewissheit, dass den uns abgünstigen Kreisen andere, wenn auch an Zahl und Umfang geringere, gegenüberstehen, in denen man noch altmodisch genug ist, die großen Alten, an denen sich unsere Classiker gebildet haben, über die kleinen Jungen zu stellen, welche uns die Classiker gerne ersetzen möchten und manchen wohl auch wirklich ersetzen. Dass die Kreise, an welche sich diese Zeitschrift wendet, zu den „Altmodischen" gehören, glaube ich mit aller Bestimmtheit schon aus dem Namen folgern zu dürfen, den dieselbe trägt, und während ich einer specifisch „modernen" Atmosphäre keinen von meinen römischen Dichtern aussetzen möchte, nicht einmal den Ovidius, der sich noch am leichtesten dort acclimatisieren würde, glaube ich es vor den Lesern der „Kultur" nicht eigens rechtfertigen zu müssen, wenn ich es versuche, ihnen in Kürze die Bedeutung

des Dichters darzulegen, dessen virginale Reinheit man im Mittelalter schon in seinem Namen ausgedrückt fand, so dass die unrichtige, aber im Deutschen nicht pedantisch zu vermeidende Schreibung „Virgilius" überhandnahm, des Publius Virgilius Maro.

Vergils Geburtstag ist der 15. October des Jahres 70 vor Chr., sein Geburtsort das Dorf Andes bei Mantua. Seine Eltern lebten anfangs in sehr bescheidenen Verhältnissen. Der Vater war aller Wahrscheinlichkeit nach Taglöhner, erwarb sich aber durch seinen Fleiß und seinen Charakter die Zufriedenheit seines Arbeitgebers, des Amtsboten Magius, in solchem Grade, dass dieser ihn zu seinem Schwiegersohne erwählte und ihm seine Tochter Magia Polla zur Frau gab. Die wackeren Leute erarbeiteten sich später eine bessere materielle Situation und waren in der Lage, ihren Sohn ordentlich ausbilden zu lassen. Sie brachten ihn zu diesem Zwecke mit 12 Jahren nach Cremona, dann mit 15 Jahren, nachdem er das Männerkleid empfangen, nach Mailand, endlich nach zwei weiteren Jahren nach Rom. Wir dürfen diese drei Stationen mit unserer Elementar-, Mittel- und Hochschule vergleichen und an den Studiengang eines der eifrigsten Vergilleser, des heil. Augustinus, erinnern, der von seinem Heimatsorte Tagaste nach Madaura und von da nach Karthago wanderte. In Rom widmete sich Vergil zunächst rhetorischen und litterarischen Studien und zwar unter der Leitung eines gewissen Epidius, der unter anderem auch den späteren Kaiser Augustus, den Octavianus, zum Schüler hatte, allein er hatte schon frühe, ebenso wie Ovid, eine ausgesprochene Neigung für Poesie, und der Redner Cassius Severus nannte einmal als Beispiel für den Erfahrungssatz, dass litterarische Größen sich nur auf einem Gebiete wirklich bewähren, auch den Vergil, den, wenn er sich des prosaischen Ausdrucks bediente, sein sonstiges Talent verlassen habe. Dazu kam noch, dass er nicht die feste, kräftige Körperconstitution besaß, die für einen, der die Rhetorik im praktischen Leben verwerten wollte, das heißt für einen Gerichtsredner, nöthig gewesen wäre. Dagegen zog es den jungen Mann mächtig zur Philosophie hin, und mit Begeisterung folgte er dem Unterrichte des mit Cicero befreundeten Siro, der die in Rom bereits gut eingebürgerte Philosophie des Epikur vortrug. Vergil ist der Philosophie immer von Herzen zugethan geblieben, ja er beabsichtigte, sich nach der vollständigen Ausarbeitung seines Hauptwerkes, der Aeneis, ganz der Philosophie zu widmen, was ihm aber nicht vergönnt sein sollte. Die Freude, mit der seiner Zeit der junge Student von Grammatik und Rhetorik zur Philosophie aufstieg, hat ihren reizenden Ausdruck gefunden in einem kleinen Gedichte, welches in die Sammlung poetischer Kleinigkeiten, Abschnitzel (Catalepton) Vergil's aufgenommen wurde und gewiss zu den

echten Kindern seiner Muse zählt. Dieses Gedicht, in dem der junge Vergil seinen Unmuth über die langweiligen Schulpedanten und schwülstigen Rhetoren ausgießt, ist auch deshalb von hoher Wichtigkeit, weil es in sein damaliges Verhältnis zur Poesie einen Einblick gestattet. Er will sich so ganz auf die Philosophie concentrieren, dass er auch den Camenen, das heißt den Musen, denen er bereits gehuldigt hat, Valet sagen möchte, aber er bringt es nicht über's Herz. „Zieht hin, Camenen" — so lauten die Schlussverse (Catal. 5, 11 ff.), „ja, von dannen zieht gleichfalls, Camenen, süße (denn gestanden sei's ehrlich: süß wart ihr), — o besucht nur freundlich auch ferner die losen Blätter, aber sittsam und selten!" *) Von epochemachender Bedeutung für das fernere Leben Vergils, das wohl nach Beendigung seiner Studien in der ländlichen Ruhe seines Heimatortes still und gleichmäßig dahinfloss, und für seine dichterische Entwicklung war die zweimalige Anweisung von Ländereien in Oberitalien, durch deren Verfügung die Triumvirn Octavianus, Antonius und Lepidus nach der Vernichtung des republikanischen Heeres bei Philippi die Ansprüche ihrer Veteranen befriedigen mussten. Bei der ersten Anweisung im Jahre 41 sollte das Gebiet von Mantua nicht angegriffen werden, als aber im Gebiete des nahen Cremona eine Schar von Veteranen mit den ihnen zugewiesenen Parzellen nicht zufrieden war, griff man gewaltsam in den mantuanischen Bezirk über, so dass auch Vergil's väterlicher Besitz occupiert wurde. Gerechtigkeit war nur an der höchsten zuständigen Stelle, das heißt bei dem obersten Kriegsherrn der Veteranen, dem Triumvir Octavianus in Rom zu suchen. Bei diesem nun erhielt unser Dichter durch Vermittlung zweier später näher zu charakterisierender Gönner, des Asinius Pollio und des Cornelius Gallus, Zutritt. Octavianus war sehr gnädig und sicherte wenigstens dem Vergil die Rückerstattung, beziehungsweise den Fortbesitz des väterlichen Gutes zu. Aber im nächsten Jahre ergieng es dem Armen schlimmer denn zuvor. Zwar war der im Jahre 40 eintreffende neue Statthalter von Gallien diesseits der Alpen, das heißt Oberitalien, der den Auftrag hatte, den so arg beeinträchtigten Grundbesitzern von Mantua möglichst zu ihrem Rechte zu verhelfen, ein Studienkamerad Vergils, ja dieser begann schon mit einem Gedichte, in dem er den Alfenus Varus — so hieß der Statthalter — ob seiner Verdienste um Mantua feiern wollte, aber das Ende vom Lied (im eigentlichen Sinne des Ausdrucks) war, dass Mantua den größten Theil seiner schönen Umgebung verlor. Diesmal drang in das Besitzthum Vergil's

*) Nach der Übersetzung Otto Ribbeck's, Geschichte der römischen Dichtung II. S. 14. Dass ich dieses vortreffliche Werk öfter benützt als citiert habe, sei hier ein- für allemal erklärt.

eine Schar von Veteranen ein und benahm sich viel ungemüthlicher, als wir es von unseren Veteranen gewöhnt sind. Es kam zwischen dem Dichter und den Kriegsmännern zu einem Wortwechsel über die Grenze, und ein ganz gemeiner Soldat, dessen Namen die entrüstete Litteraturgeschichte aufbewahrt hat, Clodius, meinte die Sache am einfachsten erledigen zu können, wenn er den Dichter niederstäche. Er zog vom Leder, aber Vergil wufste glücklicher Weise die Ehre, von der Hand eines Militärs (noch dazu eines gemeinen Mannes) zu fallen, nicht zu schätzen, und da ihm ein Versuch der Vertheidigung jedenfalls sehr übel bekommen wäre, so suchte er sein Heil in der Flucht und fand mit den Seinen Unterkunft in einer Villa, die früher seinem Philosophieprofessor Siro gehört hatte. Auch diesmal wurde ihm von hoher Seite Genugthuung bezw. Ersatz geleistet, aber begreiflicher Weise hatte er keine Lust, es auf einen weiteren Versuch mit seinen martialischen Nachbarn ankommen zu lassen; er blieb zunächst in Rom, wo er an dem Vertrauten des Augustus, dem Ritter Mäcenas, und durch dessen Vermittlung an Augustus selbst mächtige und freigebige Gönner fand und aus dem freundschaftlichen Verkehre mit den erlesenen, um Mäcenas gescharten Männern neue Anregungen für sein poetisches Schaffen gewinnen konnte. Aber auf die Länge fühlte sich der warme Freund der Natur und des Landlebens in dem nervösen Treiben der Großstadt nicht wohl, und nachdem er durch die Liberalität seiner hohen Gönner nicht nur Hausbesitzer in Rom, sondern auch Gutsbesitzer in Campanien geworden, war sein Aufenthalt in Rom nur immer ein interimistischer. Er stand bereits im 52. Lebensjahre, als er eine Reise nach Griechenland und Kleinasien antrat, in der Absicht, drei Jahre auf die Ausfeilung seiner in allem Wesentlichen vollendeten Aeneis zu verwenden. Allein es kam anders. Er traf in Athen mit dem aus dem Orient zurückkehrenden Augustus zusammen, und dieser redete ihm zu, seinen Plan zu ändern und mit ihm nach Rom heimzureisen. Vergil willigte ein, zog sich aber bei der Besichtigung von Megara infolge der großen Hitze ein Unwohlsein zu, das sich dadurch steigerte, dafs er sich keine Ruhe gönnte, sondern die Seereise antrat. Als er in Brindisi ankam, war sein Zustand bereits sehr schlimm, und nach wenigen Tagen, am 21. September des Jahres 19, schied er aus dem Leben. Seine Gebeine fanden die Ruhestätte in einer Stadt, in der er sich gerne aufgehalten, in Neapel, und die kurze Grabschrift, die er selbst verfafst haben soll: „Mantua gab mir das Leben, den Tod Calabrien, jetzo birgt mich Neapel. Mein Sang: Hirten und Landbau und Kampf" ist wiederholt von späteren Kirchhofpoeten imitiert worden.

Vergil war ein gutmüthiger und — obwohl auch ihn der Klatsch nicht verschonte — ein sittenreiner Mann. Er war ein Mann des gewissen-

haftesten Fleißes, so daſs er in seinen günstigen materiellen Verhältnissen nur die Grundlage ruhiger, behaglicher Arbeit, nicht die Veranlassung oder Berechtigung zur Genuſssucht erblickte, und er war von einer Bescheidenheit, die durch die höchste Popularität und durch die von allen Seiten ihm bezeigte Verehrung nicht ins Wanken gebracht werden konnte. Zeigte er sich je, als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, in Rom auf der Straße, so wurde er alsbald erkannt und muſste durch die Flucht in irgend ein Haus der bewundernden Volksmenge zu entgehen suchen. Es liegt etwas Befriedigendes und nach Umständen etwas Tröstliches in der Thatsache, daſs der bescheidene Mann, der nichts mit denjenigen Dichtern und Dichterlingen gemein hat, die sich in ihrer wilden — sei es wirklichen, sei es eingebildeten — Genialität über Form und Gesetz erhaben glauben, sondern mit einem Ernste arbeitete, der für alle Zeiten und alle Zweige schriftstellerischer Thätigkeit vorbildlich ist, so hohe Anerkennung bei der Mitwelt, so beispiellosen Nachruhm in der Folgezeit gefunden hat.

Wir wollen versuchen, durch eine kurze Betrachtung der drei Werke, welche der zweite Vers der Grabschrift mit je einem Worte bezeichnet, einen Einblick in die Werkstätte des Dichters zu erhalten: denn dieses Bild drängt sich uns unwillkürlich auf, wenn wir in einer aus dem Alterthum überkommenen Biographie Vergils lesen, daſs er bei der Versificierung der Aeneis, die er zuerst in Prosa entworfen, wie Goethe die Iphigenie, da und dort provisorische Verse als „Stützbalken“ einschob, die nur so lange fungieren sollten, bis die „festen Säulen“ ankämen, d. h. bis ihm eine geeignete definitive Fassung geglückt wäre. Und noch mit einem anderen Bilde hat er scherzhaft sein liebevolles Feilen und Ausarbeiten veranschaulicht: er verglich sich mit der Bärin, die ihre unförmlich zur Welt kommenden Sprösslinge allmählig durch Belecken gestalten müsse.

Unter dem Titel: „Hirtengedichte“ (Bukolika) ist eine Sammlung von 10 in den Jahren 42—39 entstandenen Gedichten enthalten, die einzeln als Eklogen, d. h. eigentlich Ausgewählte Gedichte, bezeichnet zu werden pflegen. Nach allem, was wir vom antiken Litteratur- und Buchwesen wissen, ist es von vornherein wahrscheinlich, daſs dieselben zunächst einzeln an die Öffentlichkeit traten, indem sie Gönnern und Freunden zugesendet oder in kleinem Kreise vorgelesen wurden, und in unserem Falle läſst bei einigen Gedichten schon der sehr actuelle Inhalt keinen Zweifel an ihrer Einzelveröffentlichung aufkommen. Die Sammlung als solche und die Anordnung der Gedichte innerhalb derselben darf als von Vergil selbst herrührend betrachtet werden, aber man hüte sich, diese Anordnung mit der chronologischen zu identificieren. Vergil hat Hirtengedichte verfaſst, heißt es treffend schon

in einem antiken Commentare, aber er hat sie nicht in der Reihenfolge der Ausgabe einverleibt, in der er sie gedichtet hat. Das an der Spitze der im Jahre 39 veröffentlichten Sammlung stehende Gedicht ist durchaus nicht das zeitlich früheste, sondern hat den Ehrenplatz nur deswegen erhalten, weil es dem Preise Octavians geweiht ist. Ein ganz analoges Verfahren hat einige Jahre später Vergils Freund Horatius bei der Herausgabe seiner ersten Satirensammlung beobachtet. Die Anregung zur bukolischen Poesie gab dem Vergil sicher in erster Linie das Hirtenleben seiner Heimat, dazu aber gesellte sich die persönliche Anregung von Seiten eines mächtigen und interessanten Mannes, der seit 43 Statthalter von Gallien diesseits der Alpen war und das Talent des jungen Dichters erkannt hatte. Es ist dies der schon genannte, als Dichter und Schriftsteller selbst fleißig thätige Asinius Pollio, ein scharfer litterarischer Kritiker, der sogar an Cicero allerlei auszusetzen hatte, aus der Sprache des Paduaners Livius dessen heimatliches Idiom herausschnüffelte und den Sallust wegen seiner vielen alterthümlichen Ausdrücke tadelte, Gründer der ersten öffentlichen Bibliothek zu Rom und — was noch mehr ist — ein charakterfester Mann, der auch seiner politischen Überzeugung freimüthigen Ausdruck verlieh. Aber zu den Eindrücken der heimatlichen Umgebung und der Anregung des Asinius Pollio muſste noch ein drittes Moment hinzutreten, um die Hirtengedichte entstehen zu lassen, ein litterarisches Vorbild, und ein solches, und zwar ein treffliches, bot sich unserem Vergil in den kleinen Bildern, in den Idyllen des um 310 geborenen griechischen Dichters Theokrit. In des jungen Vergil Seele vereinigten sich, seitdem er sich in die rhetorischen und philosophischen Studien und die damit unzertrennlich verbundene Lectüre griechischer Litteraturwerke vertieft hatte, zwei Strömungen: die angeborene Freude an der ländlichen Natur und der daraus entspringende Sinn für das Einfache, Schlichte, Naive und das durch das Studium erworbene und durch den Verkehr im Kreis seiner Studiengenossen, welche der damals modernen alexandrinischen Richtung in der Poesie huldigten, noch erhöhte Verständnis für das Feine, Durchgearbeitete, formell Ausgefeilte in der litterarischen Production. Er ist nach dem Urtheil eines geistvollen Franzosen Künstler geworden und doch Bauer geblieben. Gerade diese beiden Elemente aber fand er zu schönster Harmonie verbunden bei dem griechischen Idyllendichter, in dem sich das den alexandrinischen oder hellenistischen Dichtern eigene Raffinement mit ungezwungener Grazie und frischer Natürlichkeit paarte. Er fand in Theokrit eine ihm durchaus sympathische, weil analog gestimmte Individualität, gab sich mit Eifer seinem Studium hin und wagte sich, nachdem er es zuerst mit directen Übersetzungen versucht, an mehr oder minder freie Nachdichtungen, wobei er sich erlaubte, aus verschiedenen

Theokritgedichten einzelne Züge und Motive zusammenzutragen und zu einem neuen Ganzen zu vereinigen. Gleich in der zweiten, der Entstehungszeit nach aber ersten Ekloge tritt uns dieses Verfahren anschaulich entgegen. Ihren Inhalt bildet die bewegliche, aber vergebliche Liebesklage des Hirten Corydon, der in den schönen Alexis sterblich verliebt ist. Aber dieser ist als Liebling seines Herrn bereits in festen Händen. Weder die Betonung seines — des Verliebten — Reichthums, noch die Versicherung, dass er gar nicht so hässlich sei, noch die Verheißung aller möglichen Geschenke will bei dem spröden Bürschlein verfangen. Der arme Liebhaber merkt schließlich, dass er über seinem Liebesjammer die Arbeit versäume und kommt glücklicher Weise zu der Einsicht, bei der die Mehrzahl der Verliebten, wenn sie nicht ihren ganzen Verstand bei der Affaire eingebüßt haben, zuletzt anlangt: Ists der (oder normal „die") nicht, ists ein anderer bezw. eine andere. Hier dienten dem Vergil als Vorbilder besonders der Hirt im 3. Idyll Theokrits, der seiner spröden Amaryllis ein Ständchen bringt, aber die Sache viel tragischer nimmt als der vergilische Corydon, indem er versichert, er werde es nicht überleben, und der ungeschlachte Cyklope Polyphem aus Theokrit 6 und 11, der vergeblich der schönen Meerjungfrau Galathea den Hof macht, die natürlich von dem borstigen, einäugigen Scheusal nichts wissen will, obwohl er auch in seinem einen Auge einen besonderen Reiz findet. Einzelne Züge sind noch aus zwei weiteren Gedichten Theokrits entlehnt. Ohne auf die übrigen neun Hirtengedichte der Reihe nach einzugehen, beschränke ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen und werde nur bei der ganz aus dem Rahmen des Hirtengedichtes herausfallenden und schon deshalb eine gesonderte Betrachtung beanspruchenden 4. Ekloge einige Augenblicke verweilen. Wer die Sammlung der Bukolika auch nur flüchtig überblickt, wird alsbald wahrnehmen, dass für den Dichter das Princip der Abwechslung bei der Anordnung der Sammlung maßgebend war, indem er Hirtengedichte mit Wechselgesang oder Dialog alternieren läßst mit nicht dialogisierten. Es scheiden sich also die Eklogen nach einer Äußerlichkeit in zwei Gruppen. Und wer die Gedichte einläßslicher betrachtet, wird finden, dass sich auch eine Zweitheilung nach dem Inhalt ergibt, insoferne den Gedichten, in welchen wirkliche Hirten auftreten, andere gegenüberstehen, in welchen sich unter der Maske von Hirten andere Persönlichkeiten bergen oder das Hirtenleben den Hintergrund für Ereignisse und Situationen abgeben muss, die durchaus nicht „pastoraler" Art sind. Vor allem sind da die beiden Gedichte zu erwähnen, in denen Vergil selbst als Hirt bezw. Gutsherr erscheint, das einemal unter dem Namen Tityrus, das anderemal als Menalcas, und in unverkennbarer Weise auf die Ereignisse Bezug nimmt, die wir anläßslich seiner Biographie kennen gelernt haben.

Das einemal, in der die Sammlung eröffnenden Ekloge, wird geschildert, wie der Hirt Meliböus, aus der Heimat vertrieben, mit seiner Herde fortzieht, während sein Kamerad Tityrus von dem göttergleichen Jüngling in Rom die Gnade erwirkt hat, auf seinem Grund und Boden bleiben zu dürfen, d. h. in klaren Worten, ohne Allegorie ausgedrückt: Vergil sagt dem Octavianus nach der ersten Bedrohung durch die Veteranen Dank für den ihm gewährten Schutz. Das anderemal, in der 9. Ekloge, begegnen sich zwei Hirten auf dem Wege zur Stadt, und wir vernehmen aus ihren Gesprächen, dass der frühere Gebieter des einen, Menalcas, ungeachtet seiner anfänglich so wirksamen Lieder, vertrieben worden und sogar in Lebensgefahr gekommen sei, d. h. mit anderen Worten: Vergil ruft nach der zweiten Veteraneninvasion um Hilfe und rückt die mit den Ackeranweisungen verbundenen Greuel, durch die sogar die geheiligte Person des Musendieners bedroht wurde, in möglichst grelle Beleuchtung. Wir haben mit diesen soitdisant Hirtengedichten die Seite der Bukolika berührt, welche am meisten berechtigtem Tadel ausgesetzt ist, wenn auch bis zu einem gewissen Grade ihr Vorbild Theokrit dafür verantwortlich gemacht werden kann. Denn auch Theokrits Hirten sind nicht immer wirkliche Hirten, und schon Theokrit hat sich in einem das Erntefest betitelten Gedichte unter einem anderen Namen eingeführt, aber bei Vergil geht das Ineinanderspielen von reellen und maskierten Hirten, von Poesie und Wirklichkeit viel weiter, und da er thatsächlich in einigen Eklogen die pastorale Scenerie nur als Hintergrund für eigene Erlebnisse und zeitgenössische Begebenheiten verwendet, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn man schon früh nach derartigen Anspielungen auch da gefahndet hat, wo er sie nicht beabsichtigte, und wenn die gefährliche, schließlich ins Bodenlose führende allegorische Erklärungsweise auch hier ihre Triumphe gefeiert hat. Aber auch in der Zeichnung des localen Hintergrundes macht sich eine gewisse Zwitterhaftigkeit in störender Weise geltend. Vergil verpflanzt die Hirten Theokrits aus ihrer sicilischen Heimat mit ihren Namen in ein anderes Milieu, in sein eigenes Vaterland. So befinden wir uns in der ersten Ekloge sicher in Oberitalien, in der Lombardei; trotzdem erscheinen hohe Felsen, auf denen die Ziegen herumklettern, und im letzten Verse werfen die hohen Berge ihren Schatten. In einem andern Gedichte begegnen sich zwei Hirten auf dem Wege nach Mantua, und doch wird im Laufe ihres Gespräches auf das windstill daliegende Meer hingewiesen. Alles in allem ist ohne Zweifel der römische Nachdichter weit hinter seinem Vorbilde zurückgeblieben, aber von diesem Zugeständnisse bis zur absoluten Verurtheilung der Bukolika als einer verunglückten Nachahmung ist doch noch ein weiter Weg. Einzelne Züge und Stimmungsbilder sind vortrefflich gelungen, und aus allen Gedichten spricht

die gutmüthige, nur selten gereizte Persönlichkeit des Dichters zu uns, der neidlos Anderer Verdienste anerkennt und zufrieden ist, wenn er sich seinen dichterischen Neigungen und dem Genusse der ländlichen Natur in Ruhe und Frieden fern vom Getriebe der Welt und der Politik hingeben kann. Wie die Bukolika sich öfters als Gesänge von Hirten mit Begleitung eines Blas-instrumentes präsentieren, so wurden sie auch thatsächlich als Concertstücke auf der Bühne aufgeführt, und wir wissen, dass bei einer solchen Aufführung dem gerade anwesenden Dichter von dem versammelten Volke eine Ovation durch Erheben von den Sitzen dargebracht wurde. Dass die 4. Ekloge, die, wie bereits bemerkt, eine gesonderte Betrachtung erheischt, sich von den übrigen Bestandtheilen der Sammlung abhebt, deutet der Dichter in den ersten Worten ausdrücklich an, und er markiert den Unterschied noch äußerlich durch Vermeidung einer metrischen, im hexametrischen Hirtengedichte gebräuch-lichen Eigenthümlichkeit. Das Gedicht ist verfasst in dem Jahre, in welchem Vergils Gönner, Asinius Pollio, das Consulat bekleidete, also im Jahre 40, und trägt den Charakter einer feierlichen Prophezeiung. „Das neue Zeitalter, das die Wahrsagerin, die Sibylle im unteritalischen Cumae verkündet hat, soll anbrechen, die goldene Zeit des Saturnus wiederkehren, und ein Knabe soll es sein, dessen Geburt das Aufhören des eisernen Geschlechtes und den Beginn des goldenen herbeiführt. Möge die Entbindungsgöttin die Geburt des Sprösslings behüten! Unter dem Consulat des Pollio soll er in die Welt treten, die ganze Natur wird ihn mit Freuden empfangen und ihm ihre Gaben darbieten, das Böse und Schädliche wird zurücktreten, die Herden werden sich nicht mehr vor den Löwen fürchten, die giftigen Schlangen und Pflanzen werden verschwinden. Aber erst allmählich, mit dem Heranreifen des Knaben, werden die letzten Reste der bisherigen bösen Zeit beseitigt werden. Es wird noch Seefahrten und Kämpfe geben, noch einmal wird Achilleus vor Troja ziehen müssen. Erst wenn der Knabe zum Manne geworden, wird ein goldenes Zeitalter im vollen Sinne des Wortes anbrechen. Erscheine also, Göttersprössling, und möge es mir vergönnt sein, deine Thaten zu erleben und zu besingen!" Das Gedicht hat den Erklärern Vergils genug zu schaffen gemacht. Man musste zunächst fragen: wer ist der wunder-same Knabe, dessen Geburt das goldene Zeitalter inaugurieren soll? Die Antwort, „ein Sohn des Asinius Pollio", lag und liegt nahe genug. In der That hat der eine Sohn des Pollio, C. Asinius Gallus, dessen Geburt nach der Berechnung seiner Beamtenlaufbahn sehr wohl in das Jahr 40 fallen kann, dem ausgezeichneten Philologen Asconius Pedianus, der Studien über Vergils Biographie machte, persönlich mitgetheilt, dass sich die Ekloge auf ihn beziehe. Wir haben absolut keinen Grund, dieser Angabe den Glauben zu

versagen, ja wir müssen ihr beipflichten und dürfen uns nicht dadurch beeinflussen lassen, dass dann das Gedicht, „das wir mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu zur Hand nehmen, das unter allen Gedichten römischer Sprache die größte und wundersamste Geschichte hat", seinen ganzen Nimbus verliert. Es ist keine Weissagung unseres Herrn und Heilandes, auch kein Ausdruck der die damalige Welt durchzitternden Erlösungssehnsucht, als welcher es so oft hat figurieren müssen, sondern eine Prophezeiung, die die prophezeite Thatsache zur Voraussetzung hat, die Thatsache der Geburt eines männlichen Sprösslings im Hause des Consuls Asinius Pollio. Die Geburt eines Kindes konnte der Dichter voraussagen, die eines Knaben nicht. Erst als das Knäblein in der Wiege lag, erschien Vergil, der dem Asinius Pollio zu größtem Danke verpflichtet war und, nachdem er nach Rom übergesiedelt war, in einem Verhältnis zu ihm stand, das dem des Clienten zu seinem Patrone entspricht, unter den Gratulanten und überreichte sein Gedicht. Die berühmte 4. Ekloge ist das nach den für die Geburtstagsrede geltenden rhetorischen Vorschriften componierte Gratulationsgedicht zu dem freudigen Ereignis. Die Form der Weissagung und der nach unserem Empfinden allzu pathetische Ton ist theils auf eben diese Vorschriften, theils auf griechische Dichter und Philosophen, aus deren Dichtungen und Lehren der belesene Dichter reichliche Entlehnungen macht, zurückzuführen, und in einigen überschwänglichen Ausdrücken klingt jener Ton an, der den Glückwünschen der Wochenstube und dem Volksmärchen gemein ist. Möge ihn ein Königspaar zum Schwiegersohn erwählen, mögen die Mädchen sich um ihn reißen, möge, was er betritt, sich in Rosen verwandeln, so lässt der Satiriker Persius die Großmutter oder Tante flehen, während sie den Neugeborenen auf den Armen wiegen. Aber alles ist damit doch noch nicht erledigt: die Identificierung des eben geborenen Knaben mit einem zukünftigen Herrn des Erdkreises, unter dem die goldene Zeit des Friedens und der Glückseligkeit wiederkehrt, ist keiner griechischen und keiner römischen Quelle entnommen, und der christliche Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, der die Ekloge in Zusammenhang brachte mit den messianischen Weissagungen eines jüdischen Sibyllengedichtes, Lactantius, hat von dem ausgezeichnetsten Interpreten der Ekloge das Compliment erhalten, dass sein Hinweis auf jüdische, näherhin hellenistisch-jüdische Quellen noch bis heute als das Beste erscheinen muss, was über die vierte Ekloge hinsichtlich ihres aus dem antikheidnischen Vorstellungskreise nicht zu erklärenden Inhaltes beigebracht worden ist. Es kann nicht auf Zufall beruhen, dass ein Detail, wie das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Herden und Löwen, das an sich schon auf den Orient weist, eine vollkommen deckende Parallele nur in dem berühmten 11. Capitel des Isaias findet, aber den alten Propheten hat Vergil nicht

in die Hand genommen, sondern durch irgend einen Verbindungscanal ist der Inhalt der Stelle zu ihm hinübergeleitet worden. Den Canal bezeichnen zu wollen, ist kühn, aber es darf und muss daran erinnert werden, dass Asinius Pollio mit dem Judenkönig Herodes befreundet war, der aller Wahrscheinlichkeit im Jahre 40 als Gast im Hause des Consuls weilte, und es muss ferner und hauptsächlich daran erinnert werden, dass im nämlichen Jahre das Werk eines Schriftstellers über die Juden erschien, der nachweislich die sibyllinischen Weissagungen und die alttestamentlichen Prophezeiungen benützt hat und nachweislich Einfluss auf Vergil geübt hat, das Werk des Alexander Polyhistor. Soviel über die 4. Ekloge.

Alsbald nach Veröffentlichung der Bukolika winkte dem Dichter eine neue größere Aufgabe. Sein Gönner Mäcenas, der gemeinschaftlich mit Octavianus an der Herbeiführung friedlicher, geordneter Zustände im römischen Reiche und besonders in Italien arbeitete, gieng von der richtigen Erwägung aus, dass die Wiedererweckung bezw. Stärkung der Liebe zum Heimatboden, liebevolle Pflege der verwüsteten Ländereien, Hebung der Landwirtschaft und Civilisierung der zu Bauern gemachten Soldaten nothwendige Vorbedingungen für die Inaugurierung einer besseren Zeit und allgemeiner Zufriedenheit seien. Um diese Ideen zu verbreiten, schien ihm ein Dichtwerk geeignet, welches den wichtigen Inhalt, in schöne, einschmeichelnde Form gekleidet, in weite Kreise trüge, und es ist beinahe selbstverständlich, dass sein Blick auf Vergil fiel, dass Vergil ihm als die geeignete Persönlichkeit zur Realisierung dieses Planes erschien. Die Sache lag für diesen hier ähnlich wie bei der bukolischen Poesie. Ein Gedicht über den Landbau kam den beiden in seiner Brust wohnenden Neigungen entgegen. Die Liebe zur Heimat und zum Landleben und eine Summe von praktischen Erfahrungen, die er als Landkind besitzen musste, vereinigten sich mit der Nöthigung, gelehrte Studien zu machen, um das ganze Material zusammenzubringen und wirksam zu gestalten. Vergil gieng also auf die Anregung des Mäcenas hin an die Bearbeitung eines Lehrgedichtes über den Landbau, an die vier Bücher umfassenden Georgika. Nach seiner Art langsam arbeitend, dictierte er täglich am Morgen einem ihm als Secretär dienenden Sclaven eine große Anzahl von Versen, arbeitete dann an diesen den ganzen Tag herum und ließ schließlich nur ganz wenige davon bestehen. Da wir wissen, dass Vergil im Sommer des Jahres 29, als Octavianus von seiner Expedition im Orient zurückgekehrt war, diesem in dem campanischen Städtchen Atella, wo er wegen eines Halsleidens sich einige Tage aufhalten musste, das ganze Werk (jeden Tag ein Buch) vorlas, wobei Mäcenas die Lectüre übernahm, so oft der Dichter selbst heiser geworden, und da uns andererseits überliefert ist, dass Vergil sieben Jahre

zur Vollendung der Georgika benöthigte, so gelangen wir dazu, den Anfang der Arbeit in die Jahre 37 oder 36 zu setzen, je nachdem wir annehmen, dass die Vollendung erst im Jahre der Vorlesung, also 29, oder schon im Jahre zuvor erfolgt sei. Um ein Gedicht wie die Georgika zu verfassen, war unmittelbare Naturanschauung nothwendig. Vergil selbst verräth uns in den Schlussversen des letzten Buches, dass sich sein Hauptquartier in dem schönen Neapel befunden habe, von wo er natürlich nach verschiedenen Seiten excurrieren konnte, um diese oder jene Beobachtung zu machen und seinem Werke einzuflechten. Wie in den Eingangsversen des ersten Buches, in denen sofort Mäcenas angeredet wird, angegeben ist, soll das Gedicht Auskunft ertheilen über den Ackerbau, die Baum- und Weincultur, die Viehzucht und die Bienenzucht. Diese vier Themen werden in je einem Buche abgehandelt. Auch die Unterweisung über den Gartenbau hätte der Dichter, wie er im vierten Buche versichert, ertheilt, wenn er nicht sein Schifflein dem Ufer zutreiben, d. h. mit seinem Gedichte zu Ende kommen müsste. So widmet er diesem duftigen Thema wenigstens einige Verse und webt aus persönlicher Erfahrung eine kleine Episode ein, indem er erzählt, dass er bei Tarent einen aus Cicilien stammenden alten Mann kennen gelernt habe, der durch Fleiß und Geschicklichkeit ein kleines und anscheinend unfruchtbares Stück Land in einen wunderschönen Garten umgewandelt habe (116 ff.). Im ersten Jahrhundert nach Christus hat der Landwirtschaftsschriftsteller Columella die von Vergil gelassene Lücke auszufüllen gesucht, aber freilich ohne Glück. Die reiche Fachlitteratur über Landwirtschaft, besonders das eben erschienene Werk des biederen alten Varro, und auch seine griechischen Vorgänger in der poetischen Behandlung des Stoffes hat Vergil ausgiebig benützt, und die philologische Forschung hat eine stattliche Liste von griechischen und lateinischen, prosaischen und poetischen Litteraturwerken aufstellen können, aus denen der emsige Dichter, der von ihm selbst so schön geschilderten Biene vergleichbar, Material zusammengetragen hat. Aber die Georgika haben nicht unter der Gründlichkeit der für sie gemachten Studien gelitten. Während in den benützten alexandrinischen Dichtungen der gelehrte, trockene Stoffsammler den Dichter erdrückt, hat in Vergils Georgika der Dichter die Oberhand behalten. Als Dichter hat er den jedem normalen Menschen sympathischen, dem echten Römer aber besonders an's Herz gewachsenen und zur damaligen Zeit, wie wir gehört, sehr actuellen Stoff gestaltet und mit glücklicher Hand die Resultate eigener Beobachtung und den Ertrag ausgedehnter Lectüre zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet. Wie vor ihm Lucretius, der die epikureische Philosophie in lateinischen Versen vortrug, so hat auch Vergil, um dem Leser Abwechslung zu bieten und ihn vor Ermüdung zu bewahren, den der Natur

der Sache nach lehrhaften Gang der Darstellung wiederholt durch Schilderungen und episodische Einlagen unterbrochen, und wenn er den alten Sänger, von dem er viel gelernt, an Kühnheit des Gedankenfluges und wuchtiger Kraft des Ausdrucks, wie sie dem älteren Latein eignet, nicht erreichen kann, so übertrifft er ihn in der durch das Studium der griechischen und der neueren römischen Dichtungen erworbenen Feinheit, Weichheit und Harmonie des Versbaues und der Sprache. Ohne die Spuren der alterthümlichen Latinität geflissentlich zu tilgen, mit Belassung eines leichten, pikant wirkenden archaischen Hauches hat er die Georgika in einem Verse und in einer Sprache gedichtet, welche nach dem Urtheile eines der feinsinnigsten Kenner — Ribbeck — römischen Geist, der mit griechischer Anmuth glücklich vermählt ist, athmen. Von den erwähnten Einlagen, die zu den Glanzstellen des Werkes gehören, seien zwei besonders hervorgehoben. Im zweiten Buche wird der Dichter durch die Erörterung über die Verschiedenheit der Bäume und Gesträuche nach Gattung, Boden, Lage und Weltgegend genöthigt, einen Blick auf die Baumwelt des fernen Ostens zu werfen, und vom Orient mit seiner reichen, üppigen Flora blickt er wieder zurück auf sein Heimatland, zieht den Vergleich — und das Herz geht dem treuen Sohne Italiens auf: begeistert bricht er aus in den Preis seines Vaterlandes, und wir können den Enthusiasmus noch nachfühlen, mit dem die zeitgenössischen Leser diese aus dem Herzen quellenden Verse entgegengenommen haben werden. „Nicht das Land der Meder, das waldreiche, nicht der Ganges, nicht der lydische Hermus, der Gold mit sich führt, nicht Baktra und Indien, nicht das weihrauchreiche Arabien können sich mit Italien messen. Nicht feuerschnaubende Stiere haben diese Erde gepflügt (wie in Kolchis), nicht sind bewaffnete Männer aus der Drachensaat aufgekeimt, aber reich ist sie an Getreide, an edlem Weine, an Ölbäumen und an Herden. Da tummeln sich Kampfrosse, und am Ufer des Clitumnus weiden die weißen Stiere, die man so oft im Triumphzuge eines siegreichen Imperators zum Jupitertempel auf dem Capitol hinaufziehen sieht. Hier herrscht anhaltender Frühling, zweimal wirft das Vieh, zweimal spenden die Obstbäume Früchte. Grimme Löwen und Tiger gibt es nicht, auch vor giftigen Kräutern und Schlangen braucht man sich nicht zu fürchten. Aber Städte und feste Plätze bedecken das Land, Flüsse strömen unter den alten Mauern hin, rechts schlagen die Wellen des adriatischen, links die des tyrrhenischen Meeres an, und der Gardasee vermag einem Meere gleich aufzubrausen. Reich ist der Schoß des Landes an Gold, Silber und Erz, vor allem aber hat er ein tapferes Männergeschlecht erzeugt, die Marser, Sabeller, Ligurer, Volsker. Aus ihm sind Männer hervorgegangen wie die Decier, Marius, Camillus,

die Scipionen und Cäsar Octavianus. «Salve magna parens frugum, Saturnia tellus, magna virum!» Eine eigenthümliche Bewandtnis hat es mit der großen Episode, die wir jetzt am Schlusse des Werkes lesen, der mythologischen Erzählung von Aristäus, der auf wunderbare Weise zu neuen Bienen gelangte, nachdem ihm seine früheren zugrunde gegangen waren. Diese Erzählung schließt sich jetzt an die Erwähnung des ägyptischen Brauches, aus verwesten Rinderleichen Bienen zu gewinnen, an, wir wissen aber, dass in der ursprünglichen Fassung der Georgika die Erwähnung Ägyptens zu etwas anderem überleitete, nämlich zu einem Panegyrikus, zu einem Preislied auf einen Mann, der seinerzeit neben Asinius Pollio sich für den bedrängten Vergil verwendet hatte und auch in den Bukolika mehrmals auftritt, für den Dichter Cornelius Gallus. Dieser erhielt im Jahre 30 von Octavianus den Vertrauensposten eines Statthalters der neu gewonnenen Provinz Ägypten. Aber die bevorzugte Stellung stieg ihm zu Kopfe, er überhob sich in starker Weise, vergaß, dass er nur der Repräsentant eines Höheren sein sollte, ließ seiner Zunge unvorsichtig freien Lauf, und bald erfolgte eine Denuncierung, infolge deren er in Ungnade fiel, abberufen und schließlich vom Senate zu Verbannung und Vermögensconfiscation verurtheilt wurde. Cornelius Gallus vermochte den jähen Sturz von seiner einstigen Höhe nicht zu ertragen und endete im Jahre 26, im 43. seines Lebens, durch Selbstmord. Es war nun für den guten Vergilius außerordentlich peinlich, dass sein Gedicht, welches unter den Auspicien des Mäcenas und damit eigentlich des Augustus entstanden war, wiederholt den Preis des Herrschers singt und Ideen zu verbreiten sucht, welche man in den Regierungskreisen verbreitet wünschte, mit der Verherrlichung eines Mannes schloss, der das Vertrauen seines Herrn so stark missbraucht und auf eine so wenig rühmliche Weise geendet hatte. Man darf daher dem weichen und nicht sonderlich widerstandsfähigen Dichter nicht den Vorwurf der Charakter- oder Treulosigkeit, der niedrigen Schmeichelei machen, wenn er sich zur Streichung dieser Verherrlichung und zur Einfügung eines anderen Schlusses bereit finden ließ. Ein alter Vergilerklärer sagt übrigens ausdrücklich, der Dichter habe die Änderung auf Befehl des Augustus vollzogen, und sogar wenn wir annehmen wollten, es sei kein directer Befehl erfolgt (in diesem Falle gab es ja für ihn überhaupt keine Wahl), wäre es psychologisch ganz begreiflich, dass er den Mann, dem er die definitive Sicherung seiner Existenz verdankte und den er wirklich von Herzen als den Hort des Friedens und der Ordnung verehrte, über seinen ehemaligen Freund stellte.

(Schluss im nächsten Heft.)

Die Predigtsäule zu Regensburg.

Von Dr. J. A. Endres.

Am Alleewege, der vom Bahnhofe zu Regensburg in die Stadt führt, steht, von Bäumen überragt, nahe dem ehemaligen Petersthore ein altes Monument. Der Einheimische beachtet es kaum, den Fremden fesselt seine alterthümliche und eigenartige Erscheinung. Er sinnt dem Bilderschmucke nach, der von demselben aus in fremdartiger und unbeholfener Formensprache zu ihm redet. Aber nur selten wird sich seine Mühe durch annähernde Deutung einer oder der andereren Figur lohnen, noch seltener dadurch, dass er ihren Zusammenhang entdeckt und den einheitlichen Gedanken des treuherzigen alten Werkmeisters erräth.

Der Sockel des Monumentes hat die Grundform des Kreuzes. Zwischen dessen rechteckig schließenden Balken deuten ein paar Stufen einen Aufstieg zu dem auf den Kreuzesbalken ermöglichten erhöhten Standorte an. Die quadratische Säule selbst ruht übereck gestellt auf der Vierung der Balken und erhebt sich bis zu einer Höhe von acht Metern. Nach ein paar Verjüngungen sind ihre Ecken abgefast und gliedert sich der Schaft durch Gesimse auf den vier Seiten in je fünf Felder mit Reliefbildern. Die durch die Abfasung angekündigte octogonale Form klingt zu oberst in einem achteckigen Postamente aus, das eine Kreuzigungsgruppe, Christus am Kreuze, Maria und Johannes, trägt. An der Stirnseite der Säule zwischen den beiden obersten Feldern mit Maria und Johannes Bapt. thront Christus als Richter in der Mandorla; auf den zwei rückwärtigen Feldern in gleicher Höhe blasen Engel zum Gerichte. Nach unten schließen sich in dreimal vier Darstellungen die Apostel an. In der wagrecht zweigetheilten untersten Felderreihe, welche allein von späteren Restaurationen unangetastet blieb, erregt eine der Darstellungen vor allem unsere Aufmerksamkeit: ein Mann auf einem Wagen stehend mit dem Kreuzespanier und ihm zur Seite zwei unbekleidete Figuren, die sich umarmen. Der Mann auf dem Wagen ist bereits richtig als Elias gedeutet worden. Doch finde ich nirgends weder eine Erklärung der ganzen Gruppe noch einen Hinweis auf die Bedeutung derselben für das letzte Gericht.

Und doch lag der Schlüssel des Sinnes sehr nahe. Von Elias verkündet die heil. Schrift wiederholt, dass er der zweiten Ankunft des Herrn vorausgehen werde mit der Aufgabe, den Rest des Volkes Israel zu bekehren. Und so bildet jenes Relief eine treue Wiedergabe von Malachias 4, 5–6: „Sehet, ich werde Euch den Propheten Elias senden, ehevor der Tag des Herrn kommt, der große und furchtbare. Und er wird das Herz der Väter (= Juden) zu den Kindern (= Christen) und das Herz der Kinder zu ihren Vätern wenden." Dieser letzte Gedanke ist überaus kindlich angedeutet in den beiden Gestalten, die sich ans Herz drücken. Die ganze Gruppe enthält somit den Hinweis auf die letzten Tage mit ihren geistigen Wandlungen. Diesem Gedanken ordnet sich ohneweiters der Löwe eines anderen Feldes unter als der Antichrist, welcher in der letzten Zeit seine besondere Macht entfaltet, während wir in den drei knieenden Gestalten, die mit gefalteten Händen nach oben blicken, wahrscheinlich die Gerechten erkennen dürfen, die mit Vertrauen dem Herrn entgegensehen. Auf den übrigen Bildern sehen wir die Todten aus den Gräbern auferstehen, das wogende Meer seine Beute wiedergeben, einen Engel mit gezücktem Schwerte zwischen Guten und Bösen scheiden und die letzteren vom Höllenrachen verschlungen werden.

Dem Bildhauer, welcher das letzte Gericht auf einer viereckigen Säule zur Darstellung bringen sollte, war die Aufgabe nicht leicht gemacht. Allein er verstand sie mit Geschick und Geschmack zu lösen. Indem er den reichen Figurenschmuck disponierte, blieb er sorgfältig auf die architektonische Wirkung des Monumentes bedacht. Sein Ungeschick in der Bildung des Figürlichen vermag er nicht zu verbergen, dagegen zeigt er sich als feinfühligen Meister in dem vollendeten Aufbau und in der zusammenstimmenden Ausführung des Ganzen. Die Entstehung des Denkmals ist denn auch in eine Zeit zu verlegen, wo die gothische Bauweise, wie sich in Regensburg namentlich an der Dominikanerkirche und an den älteren Theilen des Domes ersehen läßt, mit einfachen Mitteln arbeitete, die Plastik aber noch weniger entwickelt war. Die letztere entfaltete sich erst im Verlaufe des 14. Jahrhunderts allmählich zu höherer Blüte. Da deutlichere Anhaltspunkte für die Datierung der Säule nicht gegeben sind, so wird man wohl einen größeren Zeitraum, nämlich den Ausgang des 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts offen halten müssen. Erschwert wird eine genauere Datierung auch durch den Umstand, dass die Säule bereits 1526 einer Restaurierung unterzogen werden musste, welcher im Jahre 1858 eine zweite folgte, bei welch' letzterer z. B. die die Säule krönende Kreuzigungsgruppe durch eine neue zu ersetzen war.

Was mag nun wohl die ursprüngliche Bestimmung dieses Denkmals gewesen sein? Der Möglichkeiten sind unzählig viele. Denn welcher Ort ist

je für das christliche Gefühl von Bedeutung geworden, den es nicht unter den Schatten des Kreuzes gestellt hätte? Hat es die Frömmigkeit, Dankbarkeit, Reue, Sühne errichtet? Hält es irgend eine uralte Erinnerung fest? Erhob es sich ursprünglich als Wahrzeichen für irgend einen praktischen Zweck?

Hugo Graf von Walderdorff hält die Predigtsäule mit Recht für das merkwürdigste Denkmal der Allee. „Die Gegend hier herum“, so sagt er, „hieß früher: «Auf der Predigt unter den Linden», weil da bei besonderen Gelegenheiten, namentlich am Kirchweihfeste von Weih St. Peter, von einer alten ungeheuren Linde herab gepredigt wurde. Nach einer alten Sage soll Kaiser Karl der Große einst vor den Thoren der Stadt den Ungarn eine Schlacht geliefert haben, von diesen jedoch bis hieher zurückgedrängt worden sein, wo ihm dann ein Engel Hilfe gebracht hätte. Zum Andenken sei dann diese Säule gesetzt worden.“

Andreas Niedermayer, ein älterer Localhistoriker Regensburgs, weiß folgendes zu berichten: „Die Sage gibt der Säule tausendjähriges Alter; einst soll sie in der Mitte der Stadt gestanden haben; Chronisten bringen ihre Entstehung mit Karl dem Großen in Verbindung; andere wollen gar, dass der Kaiser sich hier das Leben rettete, indem ein feindlicher Spieß, der nach ihm fuhr, an dem Stein abprallte. . . . . . Jedenfalls haben die Schotten, welche ganz in der Nähe das alte Priorat Weih St. Peter nahe ein halbes Jahrtausend bewohnten, die Aufstellung und das Bildwerk veranlasst.“

Wie zu sehen, hat die Zeit um das Steindenkmal einen verworrenen Sagenknäuel zusammengezogen. Gelingt es uns, eines der Enden des vielverschlungenen Fadens habhaft zu werden, so steht vielleicht am ehesten eine Entwirrung zu erwarten. Freilich ist oft schon der ältesten schriftlichen Fixierung irgend einer Sage oder Legende eine Jahrhunderte währende Arbeit der Fama vorausgegangen. Dies ist der Fall bei der ersten Schrifturkunde, die auf unser Denkmal Bezug hat. Die älteste Erzählung der vorhin angedeuteten Karlssage treffen wir in einem Bestandtheile der Regensburger Schottenlegende, den «Gesta Caroli Magni». Nach A. Dürrwächter, dem Herausgeber dieser Gesta, entstand die ganze Legende zu Regensburg innerhalb der Jahre 1270 bis 1278. Der irische Mönch von Weih St. Peter, der sie verfasste, benützte für die Gesta Caroli Magni zwei Vorlagen, eine aus Italien stammende und als zweite die vielleicht bis dahin mündlich fortgepflanzte bayerische und specifisch regensburgische Karlstradition.

In den Gesta Caroli Magni nun finden sich wenige Gedanken zu einer langen, umständlichen Geschichte auseinandergelegt. Indes sind wir selbst für die Einzelheiten der Erzählung, namentlich soweit sie unsere Kreuzsäule

berührt, dankbar. Es ist nur zu beachten, daſs diese Erzählung noch nicht unsere jetzige Steinsäule im Auge hat, sondern daſs dem Verfasser noch deren Vorgängerin, ein hölzernes Kreuz, das er wahrscheinlich selbst noch schaute, vorschwebte.

Was weiß also der irische Mönch zu erzählen? König Karl kommt von Italien aus nach Deutschland mit der Absicht, dieses heidnische Land für den christlichen Glauben zu gewinnen. Während eines einjährigen Aufenthaltes zu „Odinge" (Altötting) in Baiern bekehrt sich das ganze Land mit Ausnahme einer einzigen Stadt, der Stadt von Quadersteinen (Civitas quadratorum lapidum), nämlich Regensburg. Sie galt es nun zu erobern. Mit einem wohlgerüsteten Kriegsheere macht er sich gegen sie auf und empfängt alsbald durch einen Engel die Verheißung des Sieges: „Das möge dir das Zeichen deines Sieges sein: Auf dem Siegesberge nahe der Stadt werdet ihr ein Kreuz ragen sehen. An dem Orte sollt ihr euer Zelt schlagen." Als daher König Karl in die Nähe der Stadt kam, war es ihm vor allem um die Auffindung des Kreuzes zu thun, das denn auch von einem Oberbefehlshaber nach längerem Bemühen auf einer kleinen Erhebung ganz nahe der Stadt entdeckt wurde. Dieser verehrt es und bringt dem König davon Kunde mit dem Hinzufügen, er habe an das Kreuz einen Theil des Kriegsvolkes abgeordnet zur Bewachung des heiligen Holzes. Der König selbst aber läſst alsbald neben dem Kreuze sein Zelt aufschlagen. Dann beruft er die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und andere geistliche Männer in seinem Heere und läſst auch seine Mannschaften „auf dem Siegesberge neben dem Zelte des Königs an der Seite des Kreuzes" zusammenkommen, um der Predigt der geistlichen Männer zu lauschen. Aber auch König Karl selbst „erhob sich bei der Predigt inmitten des Volkes wie der Morgenstern inmitten des Nebels. Er ließ seine Stimme erschallen wie die Stimme des Donners". Mit der Bitte um des Volkes Gebet zur Erlangung der göttlichen Hilfe gegen die Heiden verkündet er die Nachricht „von der Erscheinung des Engels und von dem Kreuze und von dem Orte, wo das Kreuz stand, und wie Gott diesen selben Ort in künftigen Zeiten großartig heiligen würde durch seine berühmten heiligen Ankömmlinge von dem hibernischen Lande". Darauf betrachtet das Volk das Kreuz, aber niemand konnte herausbringen, „aus welcher Art Holz das auf dem Platze aufgestellte Kreuz bestand. Schließlich ordnete der König an, daſs allwöchentlich das ganze Volk den Samen des Wortes Gottes am selbigem Orte empfangen solle."

Erst nach Umlauf eines Jahres und nachdem ein großer Theil der heidnischen Bevölkerung insgeheim dem Elende der Belagerung entronnen war, bemächtigt sich der König der Stadt, welche er christianisiert und mit geistlicher und weltlicher Obrigkeit versieht. Dann zieht er erobernd nach

Schwaben, Franken, an die „lieblichen Gestade des Rheins" (ad amena litora Rehni (!)), nach Lothringen und in das Land Brabant, wo er Aachen gründet, nach Spanien und „Navaria". Da erfährt er, daſs die flüchtigen Heiden der Stadt mit den Quadersteinen, verstärkt durch Gesinnungsgenossen, die sie ostwärts gewonnen, zurückgekehrt seien und ihre ehemalige Heimat schwer bedrängen. Rasch ist auch er zur Stelle, erreicht die Stadt, die noch keine Brücke hat, vom nördlichen Donauufer aus auf einer Schiffsbrücke und gibt ihr darum den neuen Namen Ratisbona („quia per rates bonas transivimus"); er schlägt sein Lager auf dem ihm längst gezeigten Siegesberge beim „Siegeskreuze" (crux victoriae) auf. Aber erst nach acht Tagen sind die Heiden eine Schlacht zu liefern bereit. Die Zwischenzeit füllt der fromme Fürst damit aus, durch sieben Bischöfe in seiner Begleitung seinem Kriegsvolke das Wort Gottes verkünden zu lassen. Die Thatsache soll für ewige Zeiten in der Erinnerung festgehalten werden: Karl setzt fest, daſs der Ort, an welchem so viele heilige Bischöfe sieben Tage nacheinander das Wort Gottes verkündet, «Locus Prædicationis», „uf der predige" heiße. — Der Zusammenstoß mit dem Feinde findet statt, es beginnt eine mörderische Schlacht, die schließlich nur durch das Erscheinen eines weißen Reiters auf weißem Pferde über dem Siegeshügel entschieden wird. Die Heiden werden bis auf den letzten Mann aufgerieben, aber auch dreißigtausend Christen bedecken, nunmehr als Martyrer, das blutige Schlachtfeld. Karl weiß den hl. Helden kein besseres Grab zu bereiten als an jenem Orte, der ihm durch das Kreuz als heilig bezeichnet ward; dort über den Leibern der Martyrer ersteht auf seinen Befehl sodann rasch eine Kirche, an der sich, noch ehe sie geweiht, einer göttlichen Weisung folgend, schottische Mönche als Inklusen ansiedeln. Mit dem Vollzuge der Weihe sollte eine glänzende Reichsversammlung, welche Karl nach Regensburg berufen hatte, ihren Abschluſs finden. Die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches sind zu der Feier geladen. Da alles zum heil. Werke bereit, ziehen sie mit dem Könige zur Kirche hinaus; aber, o Wunder, sie treffen die Weihe vollzogen. Am Äußeren und im Inneren der Kirche, auf dem Boden, an den Wänden, an den Altären sind die untrüglichen Zeichen des heil. Actes zu schauen. Nur die frommen Klausner wissen Kunde und Zeugnis des Geschehenen. Da sie in der ersten Nachtwache stehend das Opfer des Gebetes Gott darbrachten, hatten sie in der Kirche süße Gesänge vernommen; sie öffneten die Fensterchen ihrer Zellen, da umgaben sie Wohlgerüche und ein himmlischer Lichtglanz, und mit leiblichen Augen schauten sie den Apostel Petrus als Bischof, umgeben von den zwölf Aposteln und einer schwebenden und wandelnden Engelschar, die heilige Handlung der Weihe vollbringen. Es war an der Thatsache nicht mehr zu zweifeln. König Karl selbst tritt

vor das versammelte Volk hinaus, besteigt auf erhöhtem Platze ein aus Holz gezimmertes Gerüste und verkündet mit lauter Stimme alle die Ruhmestitel der Würde und Heiligkeit des Ortes, angefangen von dem Zeitpunkte, da er auf dem Siegesberge das Kreuz antraf, bis zu der durch den Apostelfürsten vollzogenen Weihe der Kirche. Von der letzteren nimmt er den Anlass, den Namen des Ortes „Siegesberg“ in „Weih St. Peter“ für ewige Zeiten umzuwandeln.

Die Legende entbehrt nicht aller geschichtlichen Grundlage. Regensburg war die Residenz von Karls mächtigem Gegner Tassilo gewesen. Geschichtlich ist ferner, wenn auch nicht eine Schlacht Karls vor den Thoren der Stadt, so doch sein siegreicher Kampf gegen die mit Tassilo einverstandenen heidnischen Avaren. Geschichtlich ist auch das wiederholte Verweilen Karls zu Regensburg und die Abhaltung einer berühmten Reichsversammlung daselbst. So war also für eine Karlssage zu Regensburg der Boden gegeben und zwar ein Boden, der sich fruchtbar erwies. „Regensburg ist der Herd der Karlsdichtung in Deutschland. Hier hat Konrad sein Rolandslied verfasst. Hier hat nach seinem Berichte der Schmid Madelgêr das herrliche von Naims von Baiern mitgebrachte Schwert Mulagîr verfertigt. In der ebenfalls in Regensburg gedichteten Kaiserchronik ist mit sichtbarer Vorliebe und unter Einflechtung reicher sagenhafter Details die Geschichte Karls des Großen behandelt.“ Der Schottenlegende ist nun eigenthümlich, dass sie mit geschichtlichen Momenten eine offen sichtliche Tendenz vermengt, nämlich die Verherrlichung des ersten Schottenklosters zu Regensburg, Weih St. Peter. Karl den Großen lässt die Legende Kirche und Kloster Weih St. Peter gründen, durch Karl den Großen lässt sie Würde und Weihe des Ortes verkünden. Der irische Mönch hat diesen Zug der Sage wahrscheinlich nicht erfunden, er lässt ihn in seiner Erzählung nur reicher ausgeschmückt und stark betont in den Vordergrund treten.

Rücken wir nunmehr der von Anfang an in's Auge gefassten Frage näher, welches die ursprüngliche Bedeutung unserer Predigtsäule gewesen sein mag. Dass sie die Nachfolgerin des Siegeskreuzes der Legende ist, steht außer allem Zweifel. Das ganze legendarische Erbe des Siegeskreuzes hat sie übernommen und bis auf diesen Tag bewahrt. Bemerken wir hier zugleich, dass höchst wahrscheinlich die in den 70er Jahren des 13. Jahrhunderts schriftlich fixierte Legende des irischen Mönches nicht unbetheiligt geblieben ist an der Aufrichtung der jetzigen Säule in ihrer ersten Gestalt am Ende des 13. oder im 14. Jahrhundert.

Dem Einheimischen kann bei der Lectüre der Schottensage nicht entgehen, dass sie die ganze Topographie im Süden von Regensburg in ihren

Bereich zieht und in ihrem Sinne verwertet. Mit Rücksicht auf die Anhöhe im Südwesten der Stadt, welche heutzutage noch der „Ziegetsberg“ heißt, redet sie vom collis victoriae. Vom Geviert der alten Römerstadt aus fast bis an den Fuß jener Anhöhe hin dehnte sich ein großes Begräbnisfeld aus. Die Römer hatten es angelegt, noch lange in nachrömischer Zeit war es benützt worden. Heidnische und christliche Begräbnisse waren somit auf demselben vereinigt. Ja, damit auch ein genauerer Zug unserer Legende der Grundlage nicht entbehre, die Überlieferung erhielt sich durch das ganze Mittelalter hindurch und wurde im 19. Jahrhundert durch die Auffindung eines monumentalen Zeugnisses bestätigt, dass auf jenem Friedhofe unter den christlichen Begräbnissen auch solche von Märtyrern sich fanden. Die Legende erklärt sich das Gräberfeld durch die Beisetzung der in der großen Schlacht Karls gefallenen Heiden und Christen. Die letzteren galten ihr als die Märtyrer. Weih St. Peter, aller Wahrscheinlichkeit nach in der karolingischen Periode schon bestehend, soll von Karl dem Großen selbst und zwar zur Erinnerung an seinen Sieg und die Beisetzung der gefallenen Christen gegründet worden sein. Wird sich nicht auch unser Kreuz eine Metamorphose im Sinne der Karlslegende haben gefallen lassen müssen? Beachten wir die Rolle, die es in der Legende spielt. Noch bevor jene Gegend vor der Stadt ein Gotteshaus aufwies, vor der Ankunft Karls stand das Kreuz und beherrschte den collis victoriae. Alsbald wird es Gegenstand sorgfältiger Bewachung, Karl schlägt in seiner nächsten Nähe sein Zelt auf, es wird Mittelpunkt des Lagers und der Volksversammlung. Karl läßt an demselben predigen, und der Ort heißt fortan „uf der predige“. Möglich, dass an jenem Orte das Wort Gottes verkündet wurde. Aber die Sage von den sieben Erzbischöfen ist doch ganz offenbar eine legendarische Deutung, zu welcher der uralte Name des Ortes „uf der predige“ die Veranlassung gab. Besonders merkwürdig ist, dass sich Karl selbst „bei der Predigt“ (in predicacione) erhob und seine Stimme erschallen ließ, „wie die Stimme des Donners“. Später erfahren wir, dass Karl an jenem Orte eine hölzerne Tribüne besteigt (ascendit gradum ligneum in alciori loco), Schweigen gebietet und eine Verkündigung an das Volk ergehen läßt. Hier liegt doch der Hinweis auf eine nicht rein geistliche Bestimmung jenes Predigtortes. Nach der Legende war das Kreuz Gegenstand des Interesses des Volkes. Es vermochte nicht zu erklären, aus welchem Holz dasselbe bestand. In Wahrheit scheint — dies schimmert durch den Schleier der Legende hindurch — nicht die physische, sondern die moralische Provenienz des Kreuzes dem Volke entschwunden zu sein. Das Kreuz hatte eine besondere Bedeutung, aber man kannte dieselbe nicht mehr.

Bringen wir nun mit diesen legendarischen Zügen historische Thatsachen in Zusammenhang. An jenem Orte wurde das Mittelalter hindurch ein „Volksfest“ gefeiert, „Weih St. Peters Kirchweih“. Die Feier begegnet uns urkundlich bereits im Jahre 1389 als herkömmlich und wiederum 1458. Im letzteren Jahre, so wird erzählt, habe sich der Rath von Regensburg an Papst Pius II. um Bestätigung der Stadtfreiheiten und des Privilegiums gewendet, „dass weder der Magistrat noch seine Bürger vor fremde Gerichte geladen werden dürfen“. Der Papst bestätigte Freiheiten und Privilegium durch eine eigene Bulle. „Außerdem verlieh er der Kirche zu Weih St. Peter reichlichen Ablass und verlegte auf bittliches Anhalten des Abtes von St. Jakob und nach den Wünschen der Bürgerschaft das Kirchweihfest auf den Sonntag, den die Kirche Quasi modo geniti nennt. Diese Verlegung erregte ungemeine Freude. Das erstemal wurde der Kirchweihtag mit großer Festlichkeit begangen und die Klosterkirche mit Gemälden geschmückt, an dem Ort unter den Linden, der noch heutzutag in brieflichen Urkunden „die Predig“ genannt wird, da wo die Martersäule*) vor dem Weih St. Peters Thor steht, von einem schottischen Mönche öffentlich eine Predigt gehalten und der Ablass feierlich ausgespendet. In ganz Deutschland war die Verlegung dieser Kirchweihe durch eigens ausgeschickte Boten und durch Anschläge kund gemacht worden. Das betreffende Patent besagte unter anderem, dass Kämmerer und Rath der Stadt Regensburg „allen und iglichen Personen, die nicht schädlich Leut sind, den benannten Kirchweih- und Sonntag Quasi modo geniti, dazu auch acht Tage darnach Freyung und Sicherheit gegeben haben, in ihrer Stadt zu wohnen, solchen Kirchweih zu besuchen“ u. s. w.

Auch dieser Bericht, wie die Gesta Caroli, würde zunächst an eine rein geistliche Bestimmung der „Predigtsäule“ denken lassen, den Platz der Predigt und der Ablassverkündigung zu bezeichnen und ihm durch das Symbol des Kreuzes seine Weihe aufzudrücken. Aber neben diesem Gedanken drängt sich unwillkürlich ein anderer vor. Jene großartig gefeierten Kirchweihen des Mittelalters, für welche sich die weitesten Kreise der anwohnenden Bevölkerung interessierten, hatten von den Karolingerzeiten an, in denen sie sich einzubürgern begannen, keinen ausschließlich kirchlichen und religiösen Charakter. Mit ihnen waren die großen, sich oft auf Wochen erstreckenden Jahrmärkte verbunden, die allmählich selbst kurzhin als „Messen“ oder „Dulten“ bezeichnet wurden. Unter dieser Voraussetzung taucht auch das Kreuz „auf der Predigt“, eben jenem Marktplatze zu Regensburg, in einem andern Lichte auf. Wie ungefähr seit der Mitte des 14. Jahrhunderts im Geltungsbereiche des

*) Gemeint ist unsere Predigtsäule.

sächsischen und thüringischen Rechtes die Rolandssäule als Zeichen der Marktfreiheit betrachtet wurde, so galt vorher und im weiteren Umkreise Deutschlands das Kreuz als das Symbol des vom Könige verliehenen Marktrechtes und Marktfriedens. An ihm wurde zunächst die Marktgerichtsbarkeit ausgeübt, zuweilen wurde es aber auch zur gesammten städtischen Gerichtsbarkeit in Beziehung gebracht. An die Stelle ursprünglich schlichter derartiger Symbole treten im Laufe der Zeit Kreuze von monumentalem Charakter. Die charakteristische Form dieser Monumente war erhaltenen Exemplaren und alten Zeichnungen in Handschriften juridischen Inhaltes zufolge ein relativ kleines Kreuz auf hohem Untergestell. Eines der bekanntesten dieser Monumente schmückte bis zum Revolutionsjahre 1789 den Marktplatz von Echternach. Ein achtseitiger Stylobat führte auf je neun Stufen zu der aus der Mitte des Achtecks aufsteigenden Rundsäule empor. Diese, von einem Capitäle gekrönt, trug zunächst einen Würfel, welcher auf vier Seiten das Stadtwappen zeigte. Das Ganze überragte ein Malteserkreuz von 0·70 m Höhe und 0·26 m Breite. Das Kreuz diente hauptsächlich zur Verkündigung richterlicher Entscheidungen, welche vom Säulenpostamente aus kundgegeben wurden. Darnach hieß die Säule „Urthel“ = Urtheilssäule (colonne de justice). In der letzten Zeit ihres Bestandes scheint sie jedoch lediglich noch zur Ankündigung des Pfingstmarktes benützt worden zu sein, wie die fortschrittliche Stadtverwaltung, welche schon 1774 gerne ihre Entfernung gesehen hätte, in einem hierauf bezüglichen Gesuche an die Kaiserin Maria Theresia vermerkte.

Ein ähnliches Denkmal besaß bis zum Jahre 1817 die ebenfalls luxemburgische Stadt Vianden. Über seine Bestimmung sagt ein älterer Bericht: „Alle Urtheile, welche durch die Herren Hochgerichtsrichter und Schöffen der Stadt und Grafschaft Vianden gefällt wurden, sind nach gehöriger Genehmigung des Provinzialrathes in Luxemburg durch den Obergerichtsschöffen vorgelesen worden. Diese Vorlesung hatte statt auf dem steinernen Tisch, welchen man Predigtstuhl zu nennen pflegte, durch welchen Tisch die Colonne des Denkmals passierte, auf welchen Tisch der Obergerichtsschöffe sich placierte, um die Vorlesungen zu machen, in Gegenwart vieler Zuhörer und des Angeschuldigten selbst, welcher knieend auf dem ersten Treppenstein unten sein Urtheil hörte.“

Die charakteristischen Merkmale dieser Kreuze besitzt auch die Regensburger Predigtsäule: ein Postament, zu dessen Plattform einige Stufen emporführen, den Säulenschaft, der in diesem Falle reichen plastischen Schmuck trägt, endlich das Kreuz als Bekrönung, hier eine Kreuzigungsgruppe. Sollte vielleicht das Regensburger Kreuz „uf der predige“ mit dem „Predigtstuhle“ von Vianden und anderen alten Marktkreuzen nicht nur

Symbol des Marktrechtes und des Marktfriedens, sondern die Stätte einer weiterreichenden Gerichtsbarkeit gewesen sein? In beiden Fällen wäre die Beziehung, in welche es die Karlssage zu dem großen Frankenkönige bringt, recht wohl zu deuten. In dem einen Falle könnte man an ein von Karl selbst oder wenigstens an ein in Karolingerzeit verliehenes Marktrecht denken, im anderen, da Regensburg zu den uralten bayrischen Malstätten zählte, an die durch Karl eingeführte Reform des alten bayerischen Gerichtswesens; wo anders hätte ferner die Unterwerfung des letzten bayerischen Agilolfingerherzogs durch Karl deutlicher zum Ausdrucke kommen können als eben an der Stätte der Rechtssprechung? Würde aber unsere Säule den alten Gerichtsplatz Regensburgs bezeichnen, dann wäre die dem Meister des Monumentes gestellte Aufgabe verständlich, in so eigenartigen Raumverhältnissen, auf dem Schafte einer Säule, das letzte Gericht zur Darstellung zu bringen. — Indes soviele unläugbare Analogien die Annahme begünstigen mögen, dass unsere Predigtsäule unter die ehemaligen Marktkreuze oder Urtheilssäulen zu zählen sei, zu einem stringenten Beweise schließen sie sich nicht zusammen.

Die Trauung in der griechisch-schismatischen Kirche.

Von Dr. Joseph Schnitzer.

(Schluss.)

Die eben geschilderten kirchlichen Trauungsfeierlichkeiten erleiden vielfach eine Abänderung oder Schmälerung, insofern es sich um die Schließung kirchlich missbilligter Ehen handelt. Dies gilt in erster Linie von der zweiten Ehe. Schon bei den Griechen und Römern war die Ansicht verbreitet, dass die Knüpfung eines neuen Ehebundes nach dem Tode des Gatten im Widerspruch mit dem idealen Charakter und der Würde der Ehe stehe. Der hl. Apostel Paulus hatte zwar jungen Witwen, die in Gefahr der Unenthaltsamkeit schwebten, die Wiederverheiratung anempfohlen (1 Kor. 7, 9), aber doch zugleich betont, dass es besser wäre, unvermählt zu bleiben (1 Kor. 7, 8. 27 ff.). Demgemäß gieng auch die alte Kirche nicht soweit, mit den Montanisten und Novatianern die zweite Ehe geradezu als sündhaft zu verwerfen, vermochte sich aber doch auch der Anschauung nicht zu entziehen, die zweite Ehe sei als eine gewisse Schwäche und Nachgiebigkeit gegen die Sinnlichkeit, daher als makelhaft und tadelnswert zu betrachten. Diese Auffassung prägte sich natürlich in der Form aus, mit der die zweite Ehe geschlossen wurde; sie sollte der Segnung und Krönung nicht theilhaftig werden. Doch wurde diese Bestimmung keineswegs strenge durchgeführt. So schreibt der nestorianische und syrisch-jakobitische Ritus für die zweite Eheschließung keine besonderen Ceremonien vor*). Bei den Armeniern darf eine zweite Ehe nur mit Erlaubnis des Bischofs und nur zuhause eingesegnet werden; auch die Krönung wird nicht versagt, aber mit geringerer Feierlichkeit vollzogen. Im Anschlusse an den 7. arabisch-pseudonicänischen Canon verfügt die koptische Kirchenordnung, die Brautleute seien, wenn sie verwitwet sind, von der Krönung auszuschließen, und der Priester verrichtet an ihrer Stelle ein Sühngebet für sie;

*) Bei Badger, The Nestorians findet sich kein eigenes Formular für die zweite Eheschließung, wie auch nicht bei Denzinger bezüglich der Jakobiten; doch bemerkt letzterer (I, 182), der Codex Vaticanus enthalte einen Ordo benedictionis viduarum und es werde nach Barhebräus ein Gebet über die Bigamie gesprochen.

ist aber nur ein Theil verwitwet, so wird der andere allein der Segnung und Krönung theilhaftig. Das Gebet, das dem Priester im ersteren Falle in den Mund gelegt wird, verleiht dem Gedanken Ausdruck, Gott möge es nach seiner Barmherzigkeit den Brautleuten nicht zur Sünde, sondern zur Lossprechung und Verzeihung anrechnen, wenn sie sich um ihrer Schwäche und der Bitterkeit des Alleinseins willen nochmals verheiraten, und ihnen Wonne und Freude, lange Jahre, ruhige Zeiten und den alttestamentlichen Segen verleihen, den trauenden Priester aber reinigen von aller fremden Befleckung. Nach den Anweisungen der griechischen Euchologien sowie des großen slavischen Trebnik darf, wer eine zweite Ehe schließt, nicht gekrönt und zwei Jahre lang zu den unbefleckten Geheimnissen nicht zugelassen werden. Gewohnheitsmäßig wird jedoch auch jenen, welche eine zweite, ja dritte Ehe schließen, die bräutliche Krone aufgesetzt, aber die hl. Communion für ein oder zwei Jahre entzogen. Auch hier fleht der trauende Priester, der Erlöser möge die Vergehungen seiner Knechte, welche die Hitze und Bürde des Tages und das Brennen des Fleisches nicht zu tragen vermögen und daher zu einer zweiten Ehe schreiten, verzeihen, tilgen und erlassen.

Doch nicht bloß im Falle erneuter Eheschließung, auch mit Rücksicht auf eine vorgekommene Verfehlung wird in der morgenländischen Kirche zuweilen ein einfacherer Trauungsritus angewendet. So bestimmt eine armenische Synode v. J. 481, Brautleute, die sich versündigt haben, sollen nach Art der Verwitweten eingesegnet werden. Bei den Nestorianern aber treffen wir die Verfügung, dass ein Mönch oder eine Nonne, die aus menschlicher Schwachheit ihren Stand aufgeben und eine Ehe schließen, nur mit Erlaubnis des Bischofs und nicht in der Kirche oder im Angesichte der Gemeinde, sondern nur zuhause privatim eingesegnet werden dürfen.

Überblicken wir nun die Trauungsformularien, wie sie in den verschiedenen morgenländischen Kirchen in Übung sind, so lässt sich nicht verkennen, dass aus ihnen eine außerordentlich hohe Auffassung von der Würde und Erhabenheit der christlichen Ehe spricht. Die Ehe ist ihnen nicht ein Erzeugnis menschlichen Witzes, nicht ein dem Belieben der Gatten unterworfenes Geschlechtsverhältnis, nicht ein profanes Rechtsgeschäft, sondern ein hehres Geheimnis, das die wunderbare Vereinigung Christi mit seiner Kirche wiederspiegelt, von Gott selbst eingesetzt, von Christus durch seine Anwesenheit bei der Hochzeit zu Kana ausgezeichnet, vom hl. Geiste geheiligt und mit Gnaden mannigfacher Art ausgestattet, mit anderen Worten, ein wahres und eigentliches Sacrament. Die Gatten sind ein königliches Geschlecht, sie werden gekrönt und gesalbt und auf königlichem Throne nehmen sie ihren Sitz. Die Eheschließung ist ein Act von höchster religiöser Feierlichkeit und

voll tiefsinniger Gebräuche. Er ist ganz besonders für die Brautleute selbst, die sich ihm daher reinen Herzens, vorbereitet durch den Empfang der hl. Sacramente der Buße und des Altars, unterziehen, aber auch für alle Anwesenden mit reichen kirchlichen Segnungen verbunden. Namentlich treten die Personen, welche nach einer auch im Abendlande seit der ältesten Zeit verbreiteten, schon von einer karthagischen Synode 398 erwähnten Gewohnheit eine Art Vermittlerrolle zwischen den Brautleuten und dem trauenden Priester bekleiden (paranymphus, paranympha), zu ersteren in ein geistiges Verwandtschaftsverhältnis, welches dem der Pathenschaft bei der Taufe und Firmung ähnlich ist und gleich diesem ein Ehehindernis begründet, weshalb wir sie als Traupathen bezeichnen können. Wie das innige Bündnis, welches die Verlobten miteinander eingehen, Christi geheimnisvolle Verbindung mit seiner Kirche sinnbildet, so vertritt der Führer des Bräutigams diesem gegenüber die Stelle, welche Johannes der Täufer zu Christus einnahm, die Brautführerin aber erinnert an die großen, ehrwürdigen Frauengestalten des alten Testamentes, an eine Judith, Esther, Susanna, Deborah. Eben weil die Eheschließung ein hochzuverehrendes Sacrament ist, ist sie an die wesentliche Mitwirkung des Priesters gebunden; sie wird mit der Weihe eines Gebäudes verglichen, welches der Priester errichtet. Mit Hilfe, durch die Hand des Priesters, welcher der Vollzieher der Vermählung ist, durch das göttliche Wort, das er verliest, durch das Segensgebet, das er verrichtet, kommt die Ehe zustande. Die an der Eheschließung betheiligten Personen werden in solche unterschieden, welche die Vermählung vornehmen, vermählt werden und die Vermittler spielen; unter letzteren sind die Curatoren, Vater, Bruder, Onkel der jungen Leute, welche vermählt werden, zu verstehen, so dass unter denjenigen, welche die Vermählung vornehmen, nur die Priester gemeint sein können. Der trauende Priester umschließt mit seiner Hand die Hände der Brautleute und vermählt letztere im Namen der heiligen Dreifaltigkeit*); er übergibt die jungen Gatten einander, dem Auftrage Gottes gemäß überantwortet er dem Bräutigam seine Braut.**) Wir dürfen daher sagen: nach morgenländischer

*) Das Umschließen der Hände der Brautleute durch die Rechte des Traupriesters findet sich bei den Maroniten und Russen und sinnbildet die „Bekräftigung des eigenen Ehewillens, dieser aber umfasst vom höheren Willen und durch ihn gebunden", vgl. Schubert, Die evang. Trauung. S. 51 Nr. 4.

**) Juxta divinum mandatum . . . ego N. sacerdos hanc sponsam do tibi nunc in obedientiam, arm. Rit., l. c. p. 472. Damit stimmen die Äußerungen verschiedener griechischer Väter überein, welche die Thätigkeit des Traupriesters als ein Verbünden, Zusammengeben bezeichnen; so nennt der hl. Basilius die Ehe διὰ τῆς εὐλογίας ζυγός; Chrysostomus spricht

Auffassung besteht die kirchliche Trauung in dem das Sacrament bewirkenden, von verschiedenen Segnungen und religiösen Ceremonien begleiteten Zusammengeben der Brautleute durch den die Stelle Gottes vertretenden Priester. Dieser ist es, der das Sacrament der Ehe spendet, nicht aber das Brautpaar, welches sich beim Acte der Eheschließung lediglich passiv verhält und nicht einmal durchwegs seinen Ehewillen austauscht, vielmehr denselben vielfach schon bei der die Eheschließung einleitenden Verlöbnisfeier erklärt.*) Nach Vorschrift der orthodoxen russischen Kirche wird zwar den Brautleuten bei der Trauung die Erklärung abgenommen; doch macht nicht die beiderseitige Einwilligung der Verlobten zur Eingehung des ehelichen Bundes, auch nicht die Eheerklärung dieses Entschlusses vor dem Geistlichen das Sacrament aus, das erst entsteht, sobald dieses gegenseitige Versprechen der ehelichen Liebe und Treue vor dem Altare Gottes seine Weihe durch den priesterlichen Segen im Namen der heiligen Dreieinigkeit erhält.

Da die Ehe nach morgenländischem Kirchenrecht öffentlich gefeiert werden muss, im Angesichte der Gemeinde, und die Brautleute, besonders die Braut, vielfach nicht selbst handelnd auftreten, sondern durch ihre Curatoren vertreten werden, so ist hiemit all den folgenschweren Übelständen vorgebeugt, welche aus geheimen und aus solchen Ehen entspringen, die von Kindern ohne Wissen und Willen ihrer Eltern geschlossen werden. Wenn das Bedenken geäußert wurde, dass hiedurch den Eltern eine zu große, das Selbstbestimmungsrecht der Kinder gefährdende, ja ganz aufhebende Befugnis eingeräumt werde und dass es zu beanstanden sei, dass nicht die ausdrückliche Zustimmung der Braut gefordert, sondern schon ihr Stillschweigen für genügend erachtet wird, so ist zu bemerken, dass einerseits im morgenländischen Kirchenrecht Vorkehrungen getroffen sind, damit junge Leute nicht wider ihren Willen zu einer Ehe gezwungen oder von derselben ausgeschlossen werden können**)

von einem Zusammenbinden, *στεφίζειν*, der Ehe; Gregor von Naz. schreibt: *τῶν νεῶν τὰς δεξιὰς ἀλλήλαις τε ἐμβάλλω καὶ ἀμφοτέρας τῇ τοῦ Θεοῦ.* In einer Anfrage an den Patriarchen Thimotheus v. Alex. heißt es von einem Kleriker, derselbe werde berufen *εἰς τὸ ζεῦξαι γάμον*. Vgl. Dieckhoff, Die kirchl. Trauung, S. 32; Schnitzer, Kath. Eherecht, S. 149. 150.

*) Nach der *ἀκολουθία τοῦ στεφανώματος* bei Goar findet bei der Trauung keine Consenserklärung statt, desgleichen nicht nach nestorianischem, jacobitischem und zum Theil koptischem Ritus.

**) So kann z. B. nach syrisch-jakobitischem Recht der Bischof ein erwachsenes Mädchen, das heiraten will, aber von seinem Vater daran verhindert wird, zur Ehe geben, Denzinger I. 154; verschiedene Ritualien schreiben vor, die Verlobten nach ihrer freien Einwilligung zu fragen, um erzwungene Ehen zu verhindern.

und daſs andererseits auch das abendländische Eherecht mit dem Hindernisse der Gewalt und Furcht zu rechnen hat und gleich dem morgenländischen eine stillschweigende Einwilligung der Ehewerber, bezw. Braut für hinreichend hält.*)

Vergleichen wir sodann die Eheschließungsform der griechischen mit derjenigen der römisch-katholischen Kirche, so springt uns sofort der scharfe Gegensatz in die Augen, der zwischen beiden obwaltet und vornehmlich darin besteht, daſs erstere auf die religiöse, letztere auf die juristische Seite der Eheschließung das Hauptgewicht legt. Zwar war auch in der lateinischen Kirche schon von frühester Zeit an die priesterliche Einsegnung des Ehebundes in Übung, wie aus den Zeugnissen eines Tertullian, hl. Ambrosius, der Päpste Innocenz I. und Siricius und aus der Thatsache erhellt, daſs schon die ältesten, unter dem Namen Leos I., Gelasius' I. und Gregors d. Gr. bekannten Sacramentarien eigene Formularien für den während des heiligen Opfers zu spendenden Brautsegen enthalten. Im Anschlusse an das römische Recht und unter Einwirkung desselben wurde jedoch mehr und mehr der Vertragscharakter der Eheschließung in den Vordergrund gestellt und hervorgehoben, die Ehe entstehe lediglich durch die beiderseitige Einwilligung der Verlobten, nicht aber durch die priesterliche Einsegnung oder durch irgendwelche religiöse Ceremonien oder Feierlichkeiten. Wenige Jahrzehnte bevor der griechische Kaiser Leo der Philosoph die kirchliche Trauung auch zur Voraussetzung der staatlichen Giltigkeit der Ehe machte (893), erklärte Papst Nikolaus I. in seinem Schreiben an die Bulgaren (866), daſs zwar auch nach römischem Brauche die Brautleute in der Kirche erscheinen, um durch Priesterhand ihre Gaben Gott darzubringen und seinen Segen zu empfangen, daſs aber all die verschiedenen Hochzeitsbräuche, den kirchlichen Segen miteinbegriffen, auch fehlen könnten, wenn nur der gegenseitige Ehewillen der Brautleute vorhanden sei.**) Dieser Grundsatz ist dann das ganze Mittelalter hiedurch für die päpstliche Ehegesetzgebung ausschlaggebend geblieben; wie sehr auch der heilige

*) Vgl. Catechismus Romanus, P. II cap. VIII q. VII: Ipsa etiam taciturnitas, quum puella propter verecundiam non respondet, sed pro ea parentes loquuntur, satis ad matrimonium esse potest. Vgl. v. Scherer, Handbuch des Kirchenrechts II. 166.

**) Bei Mansi, S. Conc. Collect.., t. XV, 402 sq. — Wenn Butler A., The ancient Coptic churches of Egypt. Oxford 1884, vol. II. p. 326 behauptet: (The Coptic marriage) corresponds also with the Latine rite, as recorded in the ninth century by pope Nicholas, who brings out four points as essential — the offerings to the church, the benediction, the veiling and the crowning so beweist er hiemit eine vollständige Verkennung des wirklichen Sachverhalts.

Stuhl alle insgeheim, ohne Priester und Zeugen geschlossenen Ehen verdammte und mit den schwersten Strafen belegte, wie sehr er auch seit dem 4. Laterankonzil (1215) das kirchliche Aufgebot Priestern wie Gläubigen zur Pflicht machte, so hat er doch zugleich immer wieder betont, dass auch die geheimen oder Winkelehen, obschon schwer sündhafte und unerlaubte, immerhin vor Gott und der Kirche giltige und unauflösliche Ehen seien. Die nothwendige Folge davon war, dass die Winkelehen mit all ihren schweren sittlichen Gefahren, Schäden und Gewissensbedrängnissen üppig fortwucherten, bis endlich der Kirchenrath von Trient mit seinem berühmten Eheerlasse «Tametsi» die längst ersehnte Abhilfe brachte. Aber auch hier wurde die Giltigkeit der Eheschließung nicht an eine liturgisch-priesterliche Handlung, sondern an die Eheerklärung in Gegenwart des zuständigen Pfarrers und zweier Zeugen gebunden, und auch dies nur für die Gebiete, in welchen das Dekret vorschriftsmäßig verkündigt sein würde. Daher kommt nach römisch-katholischem Recht der Pfarrer selbst an den sogenannten tridentinischen Orten in erster Linie lediglich als kirchlicher Standesbeamter in Betracht, welcher der Kirche gegenüber die Thatsache der von zwei Personen gewechselten Eheerklärung amtlich bestätigt und bezeugt, während in nichttridentinischem Bereiche zur Giltigkeit der Ehe nicht einmal seine Anwesenheit von Nöthen ist. Wohl ist es der ausdrückliche Wille der Kirche, dass sich die Brautleute mit der giltigen Spendung des Ehesacramentes nicht begnügen, sondern es auch erlaubter und vorschriftsmäßiger Weise empfangen, d. h. die kirchliche Einsegnung nachsuchen sollen. Da aber nach römisch-katholischer Lehre die priesterliche Segnung nur zur Feierlichkeit, nicht zur Giltigkeit der Ehe gehört, da ferner dieselbe unter Umständen sogar verweigert und dem Priester nur die passive Assistenz gestattet wird, so erscheint die kirchliche Trauung als etwas Nebensächliches, Unwesentliches, der Schwerpunkt der Handlung liegt bei den durch ihre Consenserklärung die Ehe und damit nach kirchlicher Anschauung auch das Ehesacrament selbst setzenden Brautleuten, das religiöse Moment, die priesterliche Thätigkeit tritt zurück. Das Wesen der abendländischen kirchlichen Trauung besteht daher darin, dass der Geistliche die Brautleute durch geeignete Fragen zur Ehewillenserklärung veranlasst und sodann den von ihnen geschlossenen sacramentalen Bund im Namen der Kirche bestätigt und bezeugt und den Segen des Himmels auf ihn herabruft. Dies kommt in verschiedenen Diözesanritualen zu klarem Ausdruck, z. B. in dem von Münster: Matrimonium per vos contractum confirmo et ratifico in nomine P. et F. et Sp. S. — Das Rit. Augustanum schreibt die Formel vor: Matrimonium inter vos contractum Deus confirmet et ego illud approbo et in facie

ecclesiae solemnizo in nomine sanctae et individuae Trinitatis P. et F. et Sp. S. — Das München-Freisinger Rituale enthält die Formel: Matrimonium in facie ecclesiae inter vos contractum Deus confirmet: et ego auctoritate ecclesiae Dei illud approbo, perficio atque solemnizo. In nomine P. et F. et Sp. S. — Diese und ähnliche Fassungen verdienen den Vorzug vor der des Rit. Romanum: ego conjungo vos in matrimonium, da sie dem Wesen der abendländischen Trauung, die kurz als eine in Gegenwart des Geistlichen stattfindende Selbsttrauung der Brautleute bezeichnet werden kann, weniger gerecht wird. Sind es aber einzig und allein die Brautleute selbst, die Ehe und Ehesacrament begründen, und hat die priesterliche Gegenwart lediglich den Zweck, die Thatsache der vollzogenen Eheschließung zu bezeugen, so kann dieser letztere Zweck ebensogut auch durch die Gegenwart einer anderen glaubwürdigen, insbesondere einer amtlichen Person erreicht, also der Pfarrer durch einen weltlichen Beamten, der kirchliche Standesbeamte durch den staatlichen, ersetzt werden. Wirklich stellte schon Papst Alexander III. die Eheschließung vor Notar und Zeugen der vor Pfarrer und Zeugen gleich;*) schon im Mittelalter waren in Frankreich Ehen vor dem Notare gebräuchlich. Damit war der Civilehe die Bahn geebnet, und es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann dieselbe zur Herrschaft gelangen würde. Dagegen findet sie keinen Boden in der eherechtlichen Auffassung der morgenländischen Kirchen, da diese den religiösen Charakter der Eheschließung in den Vordergrund stellen und letztere in die priesterliche Trauung, in die Segnung des das Sacrament spendenden Liturgen verlegen, wodurch alle Laientrauung von vorneherein und wesentlich ausgeschlossen ist.

Diese Verschiedenheit in der Auffassung der wesentlichen Eheschließungsform, wie sie zwischen der griechischen und der lateinischen Kirche obwaltet, spiegelt sich naturgemäß im Ritus wieder. Während das Morgenland die kirchliche Trauung als Sacramentsspendung mit einem gewissen liturgischen Pomp, mit einer fast überreichen Zahl von Gebeten und Ceremonien umgibt, beschränkt sich die lateinische Kirche auf die Constatierung des stattgehabten Ehewillensaustausches und auf ein kurzes Gebet über die Neuvermählten und berücksichtigt auch in dem Segen, welchen die Brautleute ihrem Wunsche gemäß während der Brautmesse empfangen sollen, vorzugsweise die junge

*) Respondemus, quod si inter virum et mulierem legitimus consensus sub ea solemnitate, quae fieri solet, praesente scilicet sacerdote aut etiam notario . . . coram idoneis testibus, interveniat de praesenti . . . non licet mulieri alii nubere. Decretal. Gregor IX. c. 3 lib. 4 tit. 4.

Frau, auf welche die Vorzüge der alttestamentlichen heiligen Frauen, die Liebenswürdigkeit Rachels, die Weisheit Rebekkas, das hohe Alter und die Treue Sarahs herabgefleht werden. Eindringlicher werden den Brautleuten die Sacramentalität der Ehe und die mit ihr verknüpften Gnaden und Pflichten in der Ansprache zum Bewusstsein gebracht, welche der Priester, wenn auch nicht nach Vorschrift des Rituale Romanum, so doch zahlreicher Diöcesanritualien vor der Consensabnahme an sie zu richten pflegt.

Trotz dieser beträchtlichen und grundsätzlichen Abweichung der Griechen von den Lateinern in der Frage nach der Bedeutung der kirchlichen Trauung, und so seltsam uns manche der griechischen Trauungsceremonien anmuthen mögen, zeigt doch der Ritus, wie er in den verschiedenen Kirchen des Morgenlandes in Übung steht, eine Reihe zum Theil auffallend verwandter Züge mit den Bräuchen, wie sie im Abendlande theils früher beobachtet wurden, theils noch heute im Schwunge sind. Zunächst ist doch auch letzterem die der griechischen Verlöbniseinsegnung zu Grunde liegende Vorstellung nicht ganz fremd geblieben, dass im Verlöbnis eine Art Eheschließung gegeben sei. Dieser Gedanke begegnet uns nicht bloß in den frühmittelalterlichen deutschen Volksrechten, sondern auch bei dem berühmten Verfasser des ersten Theiles des kirchlichen Gesetzbuches, das auf die Weiterbildung des Kirchenrechtes so großen Einfluss gewann, bei Gratian. Nach eingehender Untersuchung kommt derselbe in seinem Decrete zum Ergebnisse, es bestehe auch schon zwischen den Verlobten eine Ehe, aber eine erst begonnene, zwischen den Vermählten aber eine vollendete, eine Anschauung, welche freilich der mehr und mehr die Herrschaft behauptenden römischrechtlichen gegenüber nicht standzuhalten vermochte. Immerhin kam die Einsegnung des Verlöbnisses schon früh, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, auch in der lateinischen Kirche vor. Wie im Morgenlande, so ist im Abendlande mit der Trauung die Segnung und Überreichung eines Ringes verbunden; und zwar kennen die Nestorianer, Kopten und Armenier nur einen Ring, mittelst dessen sich der Bräutigam die Braut vermählt, wie auch im Westen nach alter Übung und nach dem römischen Rituale nur ein Ring zu weihen und vom Bräutigam der Braut zu reichen ist, während nach der Sitte der Jacobiten, Maroniten und Russen, wie nach der Gewohnheit vieler lateinischer Diöcesen ein Ringwechsel zwischen den Verlobten stattfindet und daher zwei Ringe gesegnet werden. Nach der armenischen Kirchenordnung wird der Ring an den (linken) vierten Finger, der die Herzader hat, gesteckt, zum Zeichen, dass die Braut im Herzen in die Ehe mit dem Bräutigam einwilligt; diese Auffassung wurde schon von den Römern getheilt, vom hl. Isidor von Sevilla ausgesprochen und im späteren Mittelalter in die Worte ge-

kleidet: „So gehört der mahelring, von dem Brütgom der gesponsen zu geben, an das vierd vingerlin der lincken hant, do das hertzederlin sin rechten gang hin hett: in anzöygung, das üwere hertzen gantz miteinder vereint sollen sin als ein hertz und ein lyb.“ Sind in der Übergabe des Ringes durch den Bräutigam an die Braut wie in der Darreichung eines Geschenkes Überreste des ursprünglichen Brautkaufes zu erblicken, so treffen wir deutliche Spuren desselben bei den Nestorianern, welche der Trauung Verhandlungen über die Mitgift vorausschicken, und bei den Kopten, die bei der Verlöbniseinsegnung ein Geschenk auf den Tisch zu legen pflegen. Gleich den Nestorianern, Maroniten und Armeniern wird auch in verschiedenen abendländischen Diöcesen eine Segnung der Brautgewänder vorgenommen, wie bei den Nestorianern das Brautgemach eingeweiht.*) Wenn die Nestorianer, Jacobiten und Armenier den Brautleuten bei der Trauung die Hände kreuzweise in einander, die Maroniten und Russen in die des Priesters legen, so weist auch das römische Rituale die Verlobten an, sich die Hände zu reichen, die dann nach manchen abendländischen Ritualien der Priester mit der Stola umwickelt. Pflegen die Nestorianer, Armenier und Russen den Brautleuten bei der Trauung Wein zum Trinken zu reichen, so trug auch die lateinische Kirche der mittelalterlichen Volksanschauung, dass Zusammenessen und -trinken die Vereinigung und daher den Eheabschluss sinnbilde, Rechnung, indem sie das Essen und Trinken oder letzteres allein in ihren Ritus aufnahm**). Legen die Brautleute bei den Armeniern vor der Trauung die Beicht ab, um während der Brautmesse die hl. Communion zu empfangen, so mahnt auch die lateinische Kirche die Ehewerber im Stande der Gnade den ewigen Bund vor dem Altare zu schließen. Wie bei den Armeniern und Äthiopiern die Trauung ganz oder theilweise vor der Kirchenthüre stattfindet, so geschah dies in Deutschland bis zum Ausbruche der sog. Reformation, in England bis Mitte, in Frankreich bis Ende des 16. Jahrhunderts. Dass, wie es bei den Nestorianern und Jacobiten herkömmlich ist, die Trauung zu Hause gefeiert wird, dafür ist auch im römischen Rituale vorgesehen. Der äthiopischen Sitte, die Brautleute im Bette neben einander sitzend zu trauen, entspricht die im Mittelalter in Frankreich verbreitete Gewohnheit, die Neuvermählten sitzend oder liegend im Bette

*) Eine benedictio thalami findet sich im Rituale Romanum; eine Weihung der Brautgewänder ist z. B. in der Diöcese Augsburg üblich.

**) Noch heute enthalten die Ritualien von Augsburg und München-Freising im Anschlusse an die celebratio matrimonii eine benedictio et distributio vini.

einzusegnen. Wenn die Kopten die Thätigkeit des hl. Geistes bei der Eheschließung hervorheben, so war es in einigen Gegenden Frankreichs, besonders in der Bretagne, üblich, während des Beilagers das Veni Creator Spiritus anzustimmen. Ähnlich der griechischen missbilligt die lateinische Kirche die zweite Ehe und bringt dies durch Verweigerung des Brautsegens gegenüber verwitweten Bräuten zum Ausdruck.

Kurz, wir gewahren, wie die morgenländische Kirche auch im Punkte der kirchlichen Trauung, trotz wesentlicher Abweichung von der Anschauung des Abendlandes, mit diesem dennoch in der Hauptsache, in der Anerkennung und Wertschätzung der Sacramentalität der Ehe übereinstimmt und durch mannigfache Bande ähnlicher Vorstellungen und Gebräuche verbunden ist, und können nur wünschen, dass sich die Völker alle zu ihrem eigenen Besten des unermesslichen Schatzes sittlicher Kraft und Stärke, wie er in der Hochachtung der Ehe und in der Heiligung des Familienlebens geborgen liegt, bewusst werden und sich von diesem Geiste durchdringen und zu neuer Jugendblüte erfrischen und verjüngen lassen möchten!

Ein Nachruf für die Pariser Weltausstellung.

Von Carl Seefeld.

Nun die Pforten der Ausstellung geschlossen sind, macht man sich allenthalben daran, ihr Facit zu ziehen, nicht nur das finanzielle, sondern auch das moralische Facit. Solange das Unternehmen bestand, konnte die volle Wahrheit nicht leicht zu Tage treten. Am wenigsten in Frankreich selbst. Dort hatten sich zwei Parteien gebildet, von denen die eine aus politischen Gründen die Ausstellung möglichst herabzusetzen, an ihr kein gutes Haar zu lassen suchte, während die andere nur aus Lobrednern bestand, die den als Verräther Frankreichs behandelten, der nicht über jegliches Detail der Ausstellung in Verzückung gerieth. Aber auch solche Personen, die den Willen und die Fähigkeit zu einer gerechten Beurtheilung hatten, hielten mit ihrem Urtheile an sich, um nicht die vielen an das Unternehmen geknüpften Hoffnungen zu dämpfen und letzteres irgendwie zu schädigen. Erst jetzt, da keine Gründe zur Zurückhaltung oder Verschleierung der Wahrheit mehr bestehen, ist der Moment gekommen, da ein rein sachliches, von Übertreibungen nach der einen oder der anderen Richtung sich freihaltendes Urtheil mit der Aussicht auf entsprechende Würdigung sich in die Öffentlichkeit wagen darf.

Unter den dem großartigen Schaustück gewidmeten Nachrufen wüßte ich kaum einen zu nennen, der diese Würdigung in höherem Grade verdient, als der abschließende Aufsatz, den der französische Akademiker Melchior de Vogüé kürzlich*) erscheinen ließ. Frei von aller Voreingenommenheit, hat dieser hervorragende Gelehrte und Schriftsteller mit der Competenz, die ein erfahrungsreiches Leben und der in die Tiefe und Weite gehende Blick des Forschers verleihen, seine Meinung ausgesprochen, die umso größerer Beachtung wert ist, als Vogüé schon verschiedenen früheren Ausstellungen als Beobachter und Kritiker gefolgt ist und sein Urtheil in ebenso knapper wie classischer Form zum Ausdruck bringt. Da dieses Urtheil von allen Besuchern und Kennern der Ausstellung, die nicht bloß an der Oberfläche der Dinge haften geblieben sind, im wesentlichen bestätigt werden kann, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, den Gedankengang des Aufsatzes der Hauptsache nach wiederzugeben. Es soll dies im folgenden unter Hinzufügung der eigenen, an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen versucht werden.

Zunächst wird man dem Verfasser darin Recht geben müssen, dass die Ausstellung von den äußeren Umständen nicht begünstigt war. Frankreich selbst war zur Zeit der Eröffnung noch tief durch die „Affaire" aufgewühlt und blutete noch aus tausend inneren Wunden. Dann kam der südafrikanische Krieg, der England

*) S. «Revue des deux mondes» v 15. Nov 1900: «La défunte exposition». (S. 380 ff.)

völlig in Anspruch nahm, das Verhältnis dieses Landes namentlich zu Frankreich in Folge der an seinem Vorgehen geübten, mitunter wohl allzu gehässigen Kritik ungünstig beeinflusste und dadurch eine große Anzahl wohlhabender und sonst sicherer Besucher fernhielt. Italien war durch den Königsmord in nationale Trauer versenkt. Vor allem aber waren es die chinesischen Wirren, die plötzlich die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich lenkten und denen gegenüber alle anderen Vorkommnisse in ihrer Bedeutung und Anziehungskraft Einbuße leiden mussten. Vogüé schreibt diesen Wirren auch den von den Parisern sehr beklagten Umstand zu, dass außer dem „unvermeidlichen Schah" so wenig andere Fürsten den für sie eigens vorbereiteten Palast bezogen. Der Hauptgrund dafür dürfte wohl ein anderer gewesen sein: die heutige französische Republik hat für die Fürsten Europas schon an und für sich wenig Anziehendes. — Außer diesen politischen Ursachen gefährdete der Zustand der Ausstellung selbst wenigstens anfänglich ihren Erfolg. Noch niemals ist eine Ausstellung in so unfertigem Zustande eröffnet worden. Aber auch noch Wochen nach der Eröffnung fanden die Besucher ein Chaos vor, und es vergiengen Monate, bis man die Ausstellung vollendet nennen konnte. Dass diejenigen, die sie in dieser Unordnung und Mangelhaftigkeit sahen, in die Heimat zurückgekehrt, nicht das Lob der Ausstellung verkündeten, ist ganz begreiflich, und dadurch dürften Viele von ihrem Besuche abgeschreckt worden sein. So kam es, dass fast bis zum August der Besuch viel zu wünschen übrig ließ. Erst von da ab begann, von einem idealen Herbstwetter begünstigt, der dann bis zum Ende anhaltende ungeheuere Fremdenzufluss, der an manchen Sonntagen die Ziffer von 600.000 Personen überschritt. Die Ehre der Ausstellung — wenn von Ehre in derlei Dingen überhaupt die Rede sein kann — war also gerettet.

Es gab aber auch manche innere Ursachen, die den theilweisen, oder sagen wir lieber: den anfänglichen Misserfolg erklären. Der Ausstellung fehlte ein «clou», wie es im Jahre 1889 der Eiffelthurm war. Dieser Thurm, etwas ganz Neues, Unerhörtes, dessen Abbild noch in den entlegensten Ländern und Gegenden als wirksamste Reclame zu finden war, zog mehr Leute an, als es alle andern Sehenswürdigkeiten zusammengenommen im Stande gewesen wären. Die letzte Ausstellung hatte eine Menge «attractions», darunter die meisten von recht schwacher Kraft, aber keinen entschiedenen «clou». Überhaupt war das Vergnügen auf der Ausstellung sehr schlecht vertreten, wie der Bankerott der rue de Paris genugsam beweist. Und das war ein empfindlicher Mangel. Denn von hundert Personen, die das „Fest der Arbeit" besuchen, gibt es, wie Vogüé treffend bemerkt, vielleicht zwanzig, die zur Belehrung und achtzig, die zur Unterhaltung hingehen. Die Unternehmer hatten allerdings ein pikantes Vergnügungsprogramm geplant, aber die Ausstellungscommission legte ihr veto ein: sie wollte eine einträgliche, aber anständige rue de Paris. Das hatte das Fiasco zur Folge: „man suchte daselbst Sodoma und Gomorrha und man fand bloß das todte Meer". Übrigens trugen die Vergnügungsunternehmer, sowohl inner- als auch außerhalb der Ausstellung, selbst Schuld, wenn viele unter ihnen Schiffbruch litten. Mit der den Parisern eigenen Einbildung, die auf den Nicht-Pariser als auf ein minderwertiges Wesen mitleidsvoll herabsieht, hatten sie angenommen, dass für den Fremden jede Art von Vergnügen gut genug sei, die ihm in Paris geboten werde. So wurden während der Ausstellung in den Pariser Theatern unausgesetzt die ältesten, abgedroschensten Stücke gegeben, zu denen man keinen Bewohner der Stadt mehr — außer mit Gewalt — hätte bringen können. Ich selbst habe auf den Theaterzetteln immerfort dieselben Stücke bemerkt, die ich

schon vor zwölf Jahren auf dem Repertoire der Pariser Bühnen gefunden hatte, wie z. B.: «Rip», «La belle Hélène», «Les surprises du divorce», «Miss Helyett» u. a. m., von dem «Théâtre français» und der großen Oper, wo, namentlich in letzterer, jahraus jahrein dieselben paar Stücke abgehaspelt werden, ganz zu schweigen. Kein Wunder daher, dass manche Theater nicht allzu viele fremde Besucher anlockten, die sich für theures Geld auf schlechten Sitzen in höchst feuergefährlichen Häusern derlei Alterthümer angesehen hätten. Dagegen machten andere Theater wieder mit Halbneuheiten, wie das «Vaudeville» mit «Mme. Sans-Gêne», die Porte St. Martin mit «Cyrano de Bergerac», die Nouveautés mit «La dame de chez Maxim» und vor allem die speculative Sarah Bernhardt mit Rostand's «L' Aiglon» glänzende Geschäfte. — Während es nun mit dem Vergnügen in der Ausstellung sehr schlecht bestellt war, kam deren Besuch infolge der überall verlangten besonderen Gebüren ungemein hoch zu stehen. Der normale Eintrittspreis von durchschnittlich 30 Cts. war freilich ein minimaler; aber damit reichte man nicht weit. An allen Ecken und Enden, aus den verschiedensten Anlässen wurden besondere Abgaben eingehoben, so dass ziffergewandte Personen berechneten, ein vollständiger Besuch der Ausstellung sammt allen «attractions», Trinkgeldern &c. habe das nette Sümmchen von 1200 Frcs. erfordert. Die unaufhörliche Ausbeutung, der die Besucher auf dem Ausstellungsgebiete für mitunter höchst fragwürdige Gegenleistungen ausgesetzt waren, hat jedenfalls auch nicht fördernd auf den Besuch eingewirkt. In dieser Hinsicht hat es nie eine weniger demokratische Ausstellung gegeben als die letzte.

Verfehlt war der allgemeine Plan der Ausstellung und begegnete mit Recht einstimmigem Tadel. Das Gruppensystem hat sich in der gewählten Form nicht bewährt. Die Gruppen waren selbst viel zu groß und man hätte, wie der österreichische Generalcommissär Sectionschef Dr. Exner in einem kürzlich in Wien gehaltenen Vortrage hervorhob, sie in Durchführung des an sich richtigen Principes viel kleiner gestalten müssen; z. B. aus der Gruppe XII, die Möbeln, Teppiche, Tapeten, Keramik, Glasindustrie &c. umfasste, die Glassachen ausscheiden und für sich allein ausstellen sollen u. s. w. Dazu kam, dass die in die Gruppe gehörigen Objecte häufig an ganz andere Orte, z. B. von manchen Staaten in ihre, ursprünglich nur für Repräsentationszwecke bestimmt gewesenen Paläste übertragen wurden, was die Verwirrung nur noch steigerte. Es gehörten also viel Geduld, viel Glück und besonders gute Beine dazu, um auf dieser Ausstellung etwas zu finden. Und der Schlusseindruck, den gar viele Besucher von ihren bei afrikanischer Sonnenglut unternommenen Irrgängen auf diesem 108 Hektare umfassenden Terrain mit nach Hause nahmen, war häufig nur der einer in diesem Maße nie zuvor empfundenen Müdigkeit und Erschöpfung.

Ebenso verworren wie der Generalplan war namentlich auch die Colonialausstellung. Sie war auf einem viel zu engen Raume zusammengedrängt und ohne alle Übersichtlichkeit, so dass es besonderer geographischer Kenntnisse bedurfte, um sich da zurecht zu finden. Auch fehlte die genügende Zuziehung des eingebornen Elements, die einen so starken Reiz der Ausstellung von 1889 gebildet hatte. Insbesondere kamen nach Vogüé's Ansicht die französischen Colonien nicht zur genügenden Geltung.

Nicht befriedigt endlich ist der Verfasser, wie jeder mit einigem Kunstgeschmack ausgestattete Besucher der Ausstellung, von ihrer berüchtigten „Zucker und Tragant-“ Architektur. Diese unruhigen, überladenen, durch ihre grelle weiße Farbe das Auge

blendenden Formen konnten nur abschreckend wirken. Vogüé bezeichnet diese häſsliche Architektur als eine «innomable mixture de rococo Viennois et de cambodgien», was mir zu beweisen scheint, daſs er den Stil Fischer v. Erlach's doch nicht genügend erfaſst hat.

Gegenüber diesen Fehlern der Ausstellung seien nun auch ihre Lichtseiten hervorgehoben.

Vor Allem muſste jeder, auch nur flüchtige Besucher die Summe von Energie, von Fleiß, von geistigem und physischem Kraftaufwand anstaunen, die ein solches Riesenwerk zustande gebracht hatte. Imposant war auch das Leben, die Bewegung, die auf der Ausstellung herrschten — in dieser Hinsicht hat sie wohl alle ihre Vorgängerinnen übertroffen. So wenig die Gesammtarchitektur Beifall finden kann, so schön waren einzelne Partien der Ausstellung, die Perspectiven auf dem Marsfeld und auf der Alexanderbrücke, der Blick von der Seine aus, auf Vieux Paris, auf einzelne nationale Paläste u. s. w. Allgemeiner Bewunderung begegneten ferner das Petit und Grand Palais und der Pont Alexandre III., welche Baulichkeiten zugleich einen dauernden Gewinn für die Stadt Paris bedeuten. Auch unter den zahlreichen besonderen „Attractions" gab es, neben vielen Abgeschmacktheiten, manches wirklich Gelungene, so das Village Suisse und das Stereorama. Am meisten Anziehungskraft übte freilich das Palais du Costume, wo immerfort ein unbeschreiblicher Zulauf herrschte. Und man muſs gesehen haben, wie sich nicht nur die Damen der Gesellschaft, sondern auch die Bürgerfrauen, Ladenmädchen, Arbeiterinnen u. s. f. scharenweise an die Schaufenster dieser Special-Ausstellung drängten und mit den Blicken die darin so geschmackvoll gruppierten und aufgestapelten Toiletteherrlichkeiten verschlangen, um Vogüé beistimmen zu müssen, wenn er diese Ausstellung als besonders schädlich und verderblich für den Volksgeist bezeichnet. — Großer Gunst beim Publicum erfreuten sich die retrospectiven Ausstellungen, vor allem die in ihrer Art einzig schöne und wertvolle Ausstellung des französischen Kunstgewerbes im kleinen Palast, der überhaupt nach der Meinung aller Sachkundigen der Glanzpunkt der ganzen Ausstellung war. Auch Vogüé widmet dieser Special-Ausstellung enthusiastische Worte der Anerkennung und Bewunderung, in denen nicht nur die Freude des Kunstliebhabers, sondern auch die stolze Genugthuung des Franzosen zum Ausdruck gelangt.

Fragt man, was die Pariser Ausstellung Neues gebracht hat, so muſs die wahrheitsgetreue Antwort lauten: Weniger als man gedacht hätte. Das ist aber nicht ihre Schuld, sondern einfach eine Folge des Umstandes, daſs erst ein Decennium vorher eine Weltausstellung stattgefunden hat und seither keinerlei epochemachende, umstürzende That auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft oder Industrie zu verzeichnen ist. Die Architektur der Ausstellung zeigt eher einen Rückschritt, indem die Eisenconstruction, die 1889 herrschte, durch unschöne Stuccatur („Staff") verkleidet wurde. „Das Eisen hat, möchte man sagen, die Scham des ersten Menschen nach dem Sündenfall und dasselbe Bedürfnis, die Nacktheit zu verschleiern, empfunden." Auf dem Gebiete der Mechanik und Physik hatte man erwartet, die nächste Ausstellung werde zwei Siege der Wissenschaft zeigen: die Ersetzung der Dampfkraft durch die Elektricität und die Verwendung der elektrischen Kraft auf weite Distanzen. Beides war nicht der Fall: das Ereignis, das die Rolle beider Kräfte umkehren und die Dampfkraft ganz entthronen würde, ist nicht eingetreten. — Was den internationalen Wettbewerb anlangt, so haben besonders zwei Nationen nichts unterlassen, um ihren

raschen Fortschritt bewundern zu lassen. „Deutschland hat uns blenden wollen, es hat uns mindestens belehrt." Vogüé anerkennt, dass Deutschland auf industriellem Gebiete den ersten Rang einnimmt, dass insbesondere seine Maschinen die aller andern Nationen an Genauigkeit und Arbeitsleistung übertreffen. Dagegen findet er, dass seine Landsleute in Kunstsachen und überall da, wo Geschmack und Schönheitssinn erforderlich sind, von der Concurrenz ihrer Nachbarn nicht beunruhigt zu sein brauchen. Die Bemerkung, die Ausstellung habe vor allem den Eindruck einer Ausstellung der Deutschen gemacht, denn allenthalben habe man Deutsche gehört und gesehen, stimmt mit der Beobachtung der meisten Ausstellungsbesucher überein. Die zweite Nation, die bei dieser Ausstellung zu hohem Ansehen kam, waren die Japaner, die auf vielen Gebieten Bedeutendes leisteten, namentlich aber durch ihre künstlerische Überlegenheit die allgemeine Bewunderung erregten.

Die Bedeutung und der Wert der Ausstellungen wird vielfach überschätzt. Schmeichler haben den Franzosen gesagt, sie seien schon deshalb das erste Volk der Welt, weil sie eine solche Ausstellung zustande brachten. Das ist eine lächerliche Übertreibung. Eine Ausstellung belehrt über die Arbeitskraft eines Landes, über die Qualität dieser Arbeit und über gewisse nationale Geistesgaben. Doch können gerade die höchsten Operationen der Wissenschaft, die reinsten Schöpfungen des Geistes auf ihr nicht gezeigt werden. Man hat die Ausstellungen die „Grundmauern der Arbeit und des Friedens" genannt. Aber gerade jene Fähigkeiten und Tugenden, die den Schutz der Arbeit und die Erhaltung des Friedens sichern: den Heroismus des Soldaten, die Entschlossenheit des Politikers, die tägliche, lebendige Thätigkeit aller Jener, die den Interessen des Landes dienen, kann man auf Ausstellungen unmöglich sehen. Vogüé findet, dass eine Ausstellung sogar betäubend und lähmend auf die Politik eines Landes einwirke und dass die wahre Weltausstellung, jene, auf der sich wirklich die Kräfte der Mächte mit einander messen, jetzt in — China abgehalten werde.

Sigrid Storråda.

Von **Selma Lagerlöf.**

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Es war einmal ein schöner Frühling. Und das war gerade der Frühling, in dem die schwedische Königin Sigrid Storråda in Kungahälla mit dem norwegischen König Olaf Tryggvason zusammentreffen sollte, um mit ihm über ihre Heirat zu beschließen.

Es war ganz wunderlich, dass König Olaf Königin Sigrid besitzen wollte, denn freilich war sie reich, schön und hochsinnig, aber sie war die ärgste Heidin, während König Olaf Christ war und gar sehr den Bau von christlichen Kirchen und den Beitritt der Leute zum Christenthum förderte. Aber vielleicht dachte er, dass der Herr, Gott in der Höh', sie bekehren würde.

Aber noch wunderlicher war es, dass, als Storråda König Olaf's Sendboten kundgethan hatte, dass sie nach Kungahälla segeln wollte, sobald das Meer eisfrei war, der Frühling sogleich seinen Anfang nahm. Alle Kälte und Schnee floh dahin, gerade wenn es sonst strenger Winter zu sein pflegt.

Und als Storråda davon sprach, dass sie anfangen wollte, ihre Schiffe auszurüsten, verschwand das Eis aus den Fjords, die Wiesen begannen zu grünen, und obgleich es noch lange vor Mariae Verkündigung war, konnte das Vieh hinaus auf die Weide getrieben werden.

Als die Königin zwischen den Ostgothlandsinseln hinaus in die Ostsee ruderte, saßen Kuckucke auf den Klippen und riefen, obschon es noch so früh war, dass man kaum hoffen konnte, eine Lerche zu hören.

Und wo Storråda vorbeizog, war große Freude. All' die Riesen, die unter König Olaf's Regierung aus Norwegen hatten fliehen müssen, weil sie das Geläute der Kirchenglocken nicht hören konnten, kamen hinauf auf die Bergspitzen, als sie Storråda vorübersegeln sahen. Sie rissen junge Laubbäume mit der Wurzel aus und winkten mit ihnen der Königin zu, und als sie in ihre Steinhütten giengen, wo ihre Frauen in Sehnsucht und Kummer saßen, lachten sie und sagten:

„Nun, Weib, sollst du nicht mehr betrübt sein. Nun fährt Storråda zu König Olaf. Nun können wir bald wieder nach Norwegen kommen."

Als die Königin am Kullaberg vorbeisegelte, kam der Kullamann aus seiner Berghöhle. Und er ließ den schwarzen Berg sich aufthun, so dass sie sah, wie die Gold- und Silberadern dort drinnen liefen, und sie ergötzte sich an seinem Reichthum.

Als Storråda an den Hallandsflüssen vorbeifuhr, schwamm der Nöck seine Fälle und Gießbäche hinab und kam bis zu der Flussmündung und spielte auf seiner Harfe, so dass die Schiffe auf den Wellen tanzten.

Als sie unter der Nidingerschäre segelte, da lagen die Meerfrauen da und bliesen in Muscheln, so dass das Wasser in hohen Schaumpfeilern emporspritzte.

Aber als Gegenwind blies, kamen hässliche Trolle aus der Tiefe und halfen Storråda's Schiff über die Wellen. Einige lagen am Steuer und schoben zu, andere nahmen Seile aus Seegras in den Mund und spannten sich vor das Schiff wie Pferde.

Die wildesten Wikinger, die König Olaf im Lande nicht dulden wollte um ihrer Arglist willen, kamen zum Schiff der Königin herangerudert, mit herabgezogenen Segeln und erhobenen Enterhaken, um Streit zu beginnen. Aber als sie die Königin erkannten, ließen sie sie unversehrt weiter fahren und riefen ihr nach: „Wir trinken einen Becher für deine Hochzeit, Storråda."

Alle Heiden, die der Küste entlang hausten, legten Holz auf ihre Steinaltäre und opferten den alten Göttern Schafe und Ziegen, damit sie Storråda beistehen sollten auf ihrer Fahrt zu dem norwegischen König. Als die Königin den Nordre Älf hinaufsegelte, kam die Seejungfer an das Schiff geschwommen, streckte ihren weißen Arm aus der Tiefe empor und reichte ihr eine große klare Perle. „Trage sie, Storråda," sagte sie, „auf dass König Olaf bezaubert werde von deiner Schönheit und deiner niemals vergessen kann."

Als die Königin den Fluss eine kleine Strecke hinaufgefahren war, hörte sie ein starkes Brausen und Tosen, so dass sie vermeinte, sie kämen an einen Wasserfall. Je weiter die Königin kam, desto mehr nahm das Lärmen zu, und sie glaubte schließlich, sie würde mitten in eine große Schlacht kommen.

Aber als die Königin an der Gullinsel vorbeiruderte und in eine breite Bucht einbog, sah sie das große Kungahälla am Flussufer liegen.

Die Stadt war so groß, dass, so weit sie auch den Fluss hinaufsah, immer noch Hof an Hof lag. Alle waren sie ansehnlich und wohlgezimmert mit vielen Nebengebäuden; schmale Gässchen liefen zwischen den grauen Holzwänden hinab zum Flusse, breite Höfe öffneten sich vor den Häusern, festgestampfte Wege führten von jedem Hause hinab zu seiner Bootshütte und Brücke.

Storråda befahl ihren Ruderern, die Ruder langsam zu heben. Sie stand hoch im Hintersteven des Schiffes und sah zum Strande. „Nie habe ich etwas Ähnliches gesehen," sagte sie.

Nun begriff sie, daſs das starke Getöse, welches sie gehört, einzig und allein von all' der Arbeit kam, die in Kungahälla im Frühling vor sich gieng, wo die Schiffe ihre langen Fahrten antraten. Sie hörte Schmiede mit schweren Schlägeln hämmern, die Teigwalker klapperten in der Backstube, Zimmerholzplanken wurden geräuschvoll auf schwere Pramer geladen, junge Burschen entrindeten Mastbäume und hobelten breite Ruderblätter.

Manchen grünen Hof sah sie, wo Mägdlein saßen und Seile für die Seefahrenden spannen, wo alte Männer mit der Nadel in der Hand hockten und in graue Friessegel Lappen einsetzten.

Sie sah Bootsbauer die neuen Boote theeren. Nägel wurden in starke Eichenplanken geschlagen. Aus den Bootshütten wurden Schiffe geschoben, um verdichtet zu werden. Alte Fahrzeuge wurden mit neugemalten Drachenbildern geschmückt. Waren wurden aufgestapelt, Leute sagten hastig Lebewohl, schwer bepackte Schiffskisten wurden an Bord getragen.

Schiffe, die schon fertig waren, stießen vom Lande ab. Storråda sah, daſs diejenigen, welche den Fluſs hinauf ruderten, schwere Ladungen von Häringen und Salz mit sich führten, doch die, die nach Westen dem offenen Meere zusteuerten, waren hoch bis zu den Masten mit kostbarem Eichenholz, Häuten und Fellen beladen.

Als die Königin all' dieses sah, lachte sie vor Freude. Sie sagte, daſs sie gerne König Olaf's Gemahl sein wollte, um über solch' eine Stadt zu herrschen.

Storråda ruderte zur Brücke des Königshofes. Da stand König Olaf zu ihrem Empfange, und als sie ihm entgegentrat, da dünkte sie ihm die Schönste, die er je geschaut.

Sie giengen selbander hinauf zum Königshof, und zwischen ihnen Beiden war große Einigkeit und Freundschaft. Und als sie sich zu Tische setzen sollten, lachte und scherzte Storråda mit dem König die ganze Zeit, während der Bischof das Tischgebet las, und der König lachte und sprach auch, da er sah, daſs es Storråda so gefiel.

Als sie die Mahlzeit beendigt hatten und Alle die Hände falteten, um dem Gebete des Bischofs zu lauschen, begann Storråda dem König von ihren Reichthümern zu erzählen. Sie fuhr damit fort, so lange das Tischgebet währte. Und der König hörte auf Storråda, aber nicht auf den Bischof.

Der König setzte Storråda auf den Hochsitz, und er selbst ruhte zu ihren Füßen, und Storråda erzählte ihm, wie sie zwei Unterkönige, die es wagten, um sie zu freien, hatte einschließen und verbrennen lassen. Und der König freute sich und dachte, so sollte es allen Unterkönigen gehen, die es wagten, um ein solches Weib wie Storråda zu freien.

Als es zur Vesper läutete, erhob sich der König, um nach seiner Gepflogenheit zur Marienkirche zu gehen und dort zu beten. Aber da rief Storråda ihren Skalden vor, und er sang das Lied von Brünhild, die Sigurd Fafnisbane tödten ließ. Und König Olaf gieng nicht in die Kirche, sondern saß da und betrachtete Storrådas mächtige Augen und sah, wie dicht die schwarzen Augenbrauen sich abzeichneten. Da begriff er, dass Storråda Brünhild war und dass sie ihn tödten würde, wenn er ungetreu war. Er dachte auch, dass sie das Weib war, sich zusammen mit ihm auf einem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Während in der Marienkirche zu Kungahälla die Priester die Vesper sangen und beteten, saß König Olaf und dachte, dass er wohl nach Walhall reiten wollte, mit Storråda vor sich auf dem Pferde. Nachts hatte der Fährmann am Älfhügel, der die Leute in seinem Nachen über den Götaälf führte, mehr zu thun, denn je zuvor. Ein Mal ums andere wurde er hinüber zum anderen Ufer gerufen, aber wenn er hinkam, war nie Jemand zu sehen. Doch hörte er Schritte rings um sich, und das Boot wurde so voll, dass es beinahe untersank. Er fuhr die ganze Nacht hin und her und wusste nicht, was das bedeuten sollte. Aber am Morgen war der Sand am Flussufer voll kleiner Fußstapfen, und in den Fußstapfen fand der Fährmann kleine welke Blätter, die, als er sie näher betrachtete, sich als eitel Gold erwiesen. Da wurde es ihm klar, dass all die Kobolde und Heinzelmännchen, die um des Christenthums willen aus Norwegen geflohen waren, nun wiederkehrten.

Aber der Riese, der im Fontinsberge gleich östlich von Kungahälla hauste, nahm große Steinblöcke und warf Block um Block gegen den Thurm der Marienkirche, solange die Nacht währte. Wäre der Riese nicht so stark gewesen, dass alle seine Steine über den Fluss giengen und weit weg in Hisingen niederfielen, hätte ein großer Schaden daraus entstehen können.

König Olaf hatte die Gepflogenheit, jeden Morgen zur Messe zu gehen, aber an dem Tage, an dem Storråda in Kungahälla war, meinte er keine Zeit dazu zu haben. Sowie er aufgestanden war, wollte er sogleich hinab zum Hafen gehen, wo sie auf ihrem Schiffe wohnte, um sie zu fragen, ob sie am Abend ihr Verlöbnis mit ihm feiern wolle.

Der Bischof hatte den ganzen Morgen über die Glocken in der Marienkirche läuten lassen, und als der König aus dem Königshof trat und über den Markt gieng, da wurden die Kirchenthüren aufgeschlagen, und lieblicher Gesang strömte ihm entgegen. Aber der König gieng weiter, als hätte er nichts gehört. Da ließ der Bischof die Glocken innehalten, der Gesang hörte auf, und die Lichter erloschen.

Das kam so plötzlich, dass der König einen Augenblick stehen blieb und zurück zur Kirche hinauf sah. Es dünkte ihn, dass die Kirche unansehnlicher war, als er je zuvor gemerkt hatte. Sie war niedriger als andere Häuser in der Stadt, das Torfdach lag schwer über den fensterlosen Wänden, das Thor war niedrig und dunkel mit einem kleinen Schutzdach aus Tannenrinde.

Wie der König so stand, kam eine junge, zarte Frau aus der dunklen Kirchenthüre. Sie war in einen rothen Rock und einen blauen Mantel gekleidet und trug ein blondgelocktes Kind auf dem Arm. Ihre Tracht war dürftig, aber der König dachte, dass sie wie die edelstgeborene Frau aussah, der er je begegnet. Sie war hoch und von schöner Gestalt, und sie hatte ein holdes Antlitz.

Der König sah mit großer Rührung, wie die junge Frau ihr Kind an sich drückte und es mit solcher Liebe trug, als hätte sie nichts anderes Liebes und Köstliches auf der Welt.

Als die Frau in das Thor gekommen war, wandte sie das huldreiche Antlitz und sah zurück in die dämmerige arme Kirche, mit großer Sehnsucht im Blicke. Als sie sich dann wieder zum Marktplatz wandte, hatte sie Thränen in den Augen.

Aber als sie über die Schwelle gehen sollte, hinaus auf den Marktplatz, da verließ sie der Muth. Sie stützte sich an den Thürpfosten und sah auf das Kind mit solcher Angst, als wollte sie sagen: „Wo, wo in der ganzen weiten Welt sollen nun wir beide ein Dach über unserem Haupte haben?"

Der König stand noch immer unbeweglich und betrachtete die Heimatlose. Was ihn am meisten rührte, war, dass er sah, wie das Kind, das ganz sorglos in ihren Armen saß, eine Blume zu ihrem Gesicht emporstreckte, um ihr ein Lächeln zu entlocken. Und da sah er, dass sie die Sorge aus ihren Gesichtszügen zu verscheuchen suchte und dem Sohne zulächelte.

„Wer ist diese Frau", dachte der König, „es dünkt mich, dass ich sie schon zuvor gesehen habe. Zweifelsohne ist sie eine hochgeborene Frau, die in Noth gerathen ist."

So eilig der König es auch hatte, zu Storråda zu kommen, konnte er doch seine Augen nicht von der Frau abwenden. Er musste nur immer nachdenken, wo er schon früher so milde Augen gesehen hatte und ein so lieblich geformtes Antlitz.

Noch immer stand die Frau in der Kirchenthüre, als könnte sie sich nicht von dort losreißen. Da gieng der König auf sie zu und fragte: „Warum bist du so betrübt?"

„Ich bin aus meinem Heim vertrieben", sagte die Frau und wies hinein in die kleine dunkle Kirche.

Der König dachte, dass sie meinte, sie hätte sich in der Kirche aufgehalten, weil sie keine andere Wohnstätte ihr Eigen nannte. Er fragte weiter: „Wer hat dich vertrieben?"

Da sah sie ihn mit unsäglicher Betrübnis an.

„Weißt du es nicht?" fragte sie.

Aber da wandte sich der König von ihr ab. Er hatte keine Zeit, wollte es ihn bedünken, hier zu stehen und Räthsel zu rathen. Es hatte den Anschein, als meinte die Frau, er hätte sie vertrieben. Er konnte nicht begreifen, worauf sie hinzielte.

Der König gieng rasch weiter. Er kam hinab zur Königsbrücke, wo Storrådas Schiffe verankert lagen. Unten am Hafen begegnete er den Dienern der Königin, die alle Goldstreifen an den Gewändern hatten und Silberhelme auf dem Haupte.

Storråda stand hoch auf dem Schiffe und blickte hinaus über Kungahälla und freute sich an seiner Macht und seinem Reichthum. Sie stand da und sah auf die Stadt hinab, als betrachtete sie sich schon als ihre Königin.

Aber als der König Storråda sah, dachte er sogleich an die holde Frau, die arm und elend aus der Kirche gekommen war. Was ist das, dachte er, ich meine, dass sie mich schöner dünkt als Storråda. Als Storråda ihm nun zulächelte, entsann er sich, wie die Thränen in den Augen der anderen Frau geglänzt hatten.

König Olaf hatte das Antlitz der Fremden so in Gedanken vor sich, dass er Storrådas Gesicht Zug um Zug damit vergleichen musste. Und als er so verglich, da verschwand alle Schönheit Storrådas.

Er sah, dass Storrådas Augen grausam waren und ihr Mund wollüstig. In jedem Zuge ihres Gesichtes spürte er eine Sünde.

Er sah wohl noch immer, dass sie schön war, doch er fand kein Gefallen mehr an ihrem Anblick. Er begann sie zu verabscheuen, als wäre sie eine glänzende Giftschlange.

Als die Königin den König kommen sah, zog ein siegesstolzes Lächeln über ihre Lippen.

„Ich habe dich nicht so zeitlich erwartet, König Olaf", sagte sie. „Ich glaubte, du würdest in der Messe sein."

Da überkam den König die Lust, Storråda zu reizen und alles zu thun, was sie nicht wollte.

„Die Messe hat noch nicht begonnen", sagte er. „Ich komme, um dich zu bitten, dass du mich in das Haus meines Gottes begleitest."

Als der König dieses sagte, sah er, dass in Storrådas Augen ein stechendes Leuchten kam, aber sie lächelte noch immer.

„Komm lieber hieher auf das Schiff," sagte sie. „Ich will dir die Geschenke zeigen, die ich für dich mitgebracht habe".

Sie nahm ein goldenes Schwert auf, wie um ihn zu locken, aber der König vermeinte noch immer die andere Frau neben ihr zu sehen. Und es dünkte ihm, dass Storråda unter ihren Schätzen stand wie ein abscheulicher Drache.

„Ich will zuerst wissen," sagte der König, „ob du mit mir in die Kirche gehen willst".

„Was sollte ich in deiner Kirche?" fragte sie und sah spöttisch aus.

Da merkte sie, dass des Königs Augenbrauen sich zusammenzogen, und sie begriff, dass er nicht desselben Sinnes war, wie am vorhergehenden Tage. Sie änderte sogleich ihr Betragen und wurde milde und versöhnlich.

„Geh du in die Kirche, soviel dein Sinn begehrt," sagte sie, „wenn auch ich nicht gehe. Um dessentwillen braucht kein Unfrieden zwischen uns zu entstehen."

Die Königin stieg von dem Schiffe herab und kam auf den König zu. Sie hielt in der Hand ein Schwert und einen pelzverbrämten Mantel, den sie ihm zum Angebinde geben wollte.

Gerade in demselben Augenblick sah der König zufällig nach dem Hafen. In weiter Ferne sah er die andere Frau herankommen. Sie gieng gebeugt, mit müden Schritten, noch immer mit dem Kinde auf dem Arm. „Was ist es, wonach du so eifrig aussiehst, König Olaf?" fragte Storråda. Da wandte sich die andere Frau um und blickte den König an, und wie sie ihn anblickte, glaubte er zu sehen, dass über ihrem Haupte und dem des Kindes zwei goldene Lichtringe aufflammten, schöner als alles Geschmeide von Königen und Königinnen. Aber gleich darauf schritt sie wieder der Stadt zu, und er sah sie nicht mehr.

„Was ist es, wonach du so eifrig siehst, König Olaf?" fragte Storråda noch einmal.

Aber als König Olaf sich der Königin zuwandte, da sah er sie alt und hässlich, von aller Arglist und Sünde der Welt umgeben, und er erschrak darüber, dass er in ihre Netze hätte fallen können.

Er hatte den Handschuh abgestreift, um ihr die Hand zu reichen. Aber nun nahm er den Handschuh und schlug ihn ihr ins Gesicht. „Was soll ich mit dir, du alte heidnische Hexe?" sagte er.

Da fuhr Storråda drei Schritte zurück. Aber sie fasste sich rasch und antwortete: „Dieser Schlag wird dein Fluch werden, Olaf Tryggvason."

Und sie war bleich wie die Hölle, als sie sich von ihm abwandte und das Schiff bestieg.

In der nächsten Nacht träumte König Olaf einen seltsamen Traum. Was er vor sich sah, war nicht die Erde, sondern der Meeresgrund. Es

war ein graugrüner Boden, über dem das Wasser viele Ellen hoch stand. Er sah Fische nach Raub schwimmen, Schiffe sah er oben auf dem Wasserspiegel wie dunkle Wolken vorbeigleiten, und die Sonnenscheibe sah er matt blinken wie einen bleichen Mond.

Da kam die Frau, die er in der Kirchenthüre gesehen, unten auf dem Meeresgrunde gegangen. Sie hatte denselben geneigten Gang und dieselben abgetragenen Kleider, wie als er ihr zuletzt begegnet war, und ihr Gesicht war noch immer voll Kummer.

Aber wie sie auf dem Meeresgrunde gieng, theilte sich das Wasser vor ihr. Er sah, wie es, gleichsam von unsäglicher Ehrfurcht getrieben, sich zu einer Wölbung erhob und zu Pfeilern zusammenschloss, so dass sie wie durch den herrlichsten Tempelsaal gieng.

Plötzlich sah der König, dass das Wasser, welches sich über der Frau erhob, anfieng, die Farbe zu ändern. Die Säulen und die Gewölbe wurden zuerst hellroth, aber nahmen rasch eine immer tiefere Färbung an. Das ganze Meer ringsum war auch roth, als wäre es in Blut verwandelt worden.

Auf dem Meeresgrunde, über den die Frau schritt, sah der König zerbrochene Schwerter und Pfeile, gesprungene Bogen und Lanzen. Zuerst waren ihrer nicht viele, aber je weiter sie in das rothe Wasser wanderte, desto dichter lagen sie gehäuft.

Der König sah bebend, wie die Frau vom rechten Wege abwich, um nicht auf einen todten Mann zu treten, der auf dem grünen Tangbett ausgestreckt lag. Der Mann trug einen Harnisch, er hatte ein Schwert in der Hand und eine tiefe Wunde im Kopfe.

Dem König schien es, dass die Frau die Augen schloss, um nichts zu sehen. Sie strebte einem bestimmten Ziele zu, sonder Zögern noch Angst. Aber er, der träumte, konnte die Augen nicht abwenden.

Er sah den ganzen Meeresgrund mit Trümmern übersäet. Er sah schwere Schiffsanker, dicke Seile krümmten sich wie Schlangen, Schiffe lagen da mit geborstenem Bugspriet, die goldenen Drachenköpfe, die auf den Steven gesessen hatten, blickten ihn aus rothen, drohenden Augen an. „Ich möchte wohl wissen, wer hier eine Schlacht zur See gekämpft und all dies der Vergänglichkeit zum Raube gelassen hat,“ dachte der Träumende. Überall sah er Todte, sie hiengen über die Schiffsgeländer hinab oder lagen in dem üppigen Tang versunken. Aber er hatte nicht viel Zeit sie zu betrachten, weil er der Frau nachsehen musste, die noch immer weiter wanderte.

Endlich sah der König sie vor einem todten Manne stehen bleiben. Er hatte einen rothen Leibrock, einen blanken Helm auf dem Haupte, der Schild war auf den Arm gezogen, und ein blosses Schwert hielt er in der Hand.

Die Frau beugte sich über ihn und flüsterte, als wolle sie einen Schlafenden wecken: „König Olaf", flüsterte sie, „König Olaf!"

Da sah der Träumende, daſs der Mann auf dem Meeresgrunde er selbst war. Er erkannte es deutlich, daſs er der Todte war.

„König Olaf," flüsterte die Frau noch einmal, „ich bin die, die du vor der Kirche in Kungahälla sahst. Kennst du mich nicht?"

Als der Todte noch immer unbeweglich lag, warf sie sich neben ihm auf die Knie und flüsterte ihm in's Ohr:

„Nun hat Storråda ihre Flotte gegen dich ausgesandt und Rache an dir genommen. Bereust du, König Olaf?"

Noch einmal fragte sie: „Nun leidest du des Todes Bitterkeit, weil du mich wähltest und nicht Storråda. Bereust du es? Bereust du es?"

Da schlug der Todte endlich die Augen auf, und die Frau half ihm, sich emporzurichten. Er stützte sich auf ihre Schulter, und sie wanderte sachte mit ihm fort. Wieder sah König Olaf sie wandern und wandern, durch Nacht und Tag, durch Meer und Land. Endlich vermeinte er zu sehen, daſs sie weiter gekommen waren als die Wolken und höher als die Sterne.

Sie wanderten in einem Lustgarten, wo der Boden leuchtete wie weißes Licht und die Blumen klar waren wie Thautropfen.

Der König sah, daſs die Frau, als sie in den Lustgarten eintrat, den Kopf erhob und daſs ihr Gang leichter wurde.

Als sie ein Stück weiter hinein gekommen war, begannen ihre Kleider zu strahlen. Er sah, wie sie von selbst durch Goldstreifen begrenzt und von Farben erleuchtet wurden.

Er sah auch, daß ein Ring von Strahlen um ihren Scheitel aufflammte und ihr Antlitz beglänzte.

Aber der Gefallene, der sich auf ihre Schulter stützte, hob den Kopf und fragte: „Wer bist du?"

„Weißt du es nicht, König Olaf?" antwortete sie da, und unendliche Hoheit und Herrlichkeit umgab ihr Wesen.

Aber der König ward dabei im Traume von großer Freude darüber erfüllt, daſs er es erwählt hatte, der holden Himmelskönigin zu dienen. Das war eine Freude, wie er sie nie zuvor erfahren, und sie war so stark, daſs sie ihn erweckte.

Als er aufwachte, fühlte er Thränen sein Antlitz benetzen und er lag da, die Hände zum Gebet gefaltet.

Rundschau.

Der 10. Jahrgang des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft (Wien 1900) bringt einen interessanten Aufsatz von Rudolf Payer von Thurn über Josef Schreyvogels Beziehungen zu Goethe, dem wir einige Stellen entnehmen. Schreyvogel schreibt 1794 aus Jena: „Die Hofräthe Schulz, Schiller, Bertuch, Schütz und Wieland sind mir sehr gewogen und fast meine täglichen Gesellschafter. Ich komme öfter zu Goethe und Herder . . . . . Übrigens ist, besonders in dem Weimar'schen Lande die größte Freiheit im Reden, Denken und Schreiben. Man hört hier Dinge von den Kanzeln, die man sich in Wien kaum unter vier Augen zu sagen getraut."

Er getraut sich denn auch in der Folge manches aufrichtige Wort über Goethe zu sagen. Als er 1807 in den Erinnerungen aus seiner Jugend erzählt, wie sich an einem Puppentheater seine Neigung für das Theater zu entwickeln anfieng, macht er folgenden Zusatz: „Der geneigte Leser wird vielleicht aus diesem Vorfalle schließen, dass ich ein etwas einfältiger Knabe gewesen sei. Ich erzähle die Sache, wie sie sich verhielt. Indessen finde ich, dass der Held eines berühmten Romans in seiner zarten Jugend nicht viel klüger gewesen ist als ich, wenn anders an der Geschichte, die Herr von Goethe von seinem Wilhelm Meister erzählt, ein wahres Wort und nicht viel mehr das Ganze darauf angelegt ist, mich damit aufzuziehen. Sein junger Freund hat so viel Ähnliches mit mir, dass ich oft versucht war zu denken, der Verfasser, dem ich in meinen jüngeren Jahren bekannt wurde, habe in jenem Buche eine Satire auf mich und meines Gleichen schreiben wollen. Die unbedeutenden, aber wunderlichen Begebenheiten, worin sein Held verwickelt wird, sind ganz von der Art, wie ich mir meine Abenteuer, in müßigen Stunden, geträumt habe. Nur in ein paar Fällen ist Wilhelm Meister ziemlich stark aus meinem Charakter gegangen: erstlich in dem, dass er die Bühne mit ungleich mehr Kühnheit, wie wohl nicht mit mehr Glücke, betrat als ich, und zweitens darin, dass er sich herausnimmt den Helden eines Geschichtsbuches vorzustellen, wozu er, aufrichtig gesagt, nicht mehr Anlage hat als ich oder ein anderes Mutterkind von gewöhnlicher deutscher Art und Zucht."

Einen Aufsatz desselben Jahres beginnt er folgendermaßen: „Es ist zu beklagen, dass einer der schönsten Geister, welche die neuere Zeit hervorbrachte, durch die schwer zu begreifende Indolenz, womit er sich den ungebürlichen Götzendienst gefallen lässt, der mit seinem Namen getrieben wird, in der höchsten Reife seines Ruhmes und seiner Jahre mehr theil an diesem litterarischen Unfuge zu nehmen scheint, als man von ihm, selbst in dem ersten Feuer und Übermuthe der Jugend, befürchten zu müssen glaubte. Seitdem Herr Friedrich Schlegel der Welt geoffenbart hat, dass Goethe der einzige Dichter ist, predigen die Jünger der neuen Lehre, dass ihr Herr und Meister ein Wesen sei, welches — wie ein verrückter Poet von Fichten sagte —

„von Ewigkeit her sich selber gesetzet"; und nun geht jeder Kindskopf hin, sich gleichfalls zu setzen. Allein obwohl schwerlich jemand, die besagten Kunstjünger ausgenommen, eine größere Meinung von dem Verfasser des Werther und des Tasso haben kann als ich: so halte ich ihn doch für eine erschaffene, ja sogar für eine durchaus menschliche Natur; und ich bin schon mehr als einmal versucht gewesen, meinem Freunde Ernst beizustimmen, der Goethen für den genievollsten Nachahmer unter den Neueren erklärt, aber weit entfernt ist, ihn zu den eigentlichen Originalköpfen zu zählen. Goethens Genie, sagt Ernst, bewegt sich mit der glücklichsten Gewandtheit in allen Formen, und der Innigkeit seines Gefühls ist keine Schönheit verborgen noch unerreichbar, die ein stärkerer Geist vor ihm erdachte oder vielleicht auch nur ahndete. Er hat den Euripides wirklich verschönert, welches von Racine kaum gesagt werden kann, und sein Götz von Berlichingen ist, der Form nach, das Vollkommenste, was in der Manier des Shakespeare geschrieben wurde. Aber man zeige mir in Goethens Schriften eine originelle Situation, einen neuen Charakter, der an Erfindungskraft, Tiefe und Wahrheit mit den Schöpfungen des Shakespeare, Dante und Cervantes zu vergleichen wäre; oder man nenne mir eines seiner Stücke, worin der Gang der Handlung, ich will nicht sagen den Ödipus, sondern nur Calderons Andacht zum Kreuze an origineller Kraft und Wirkung erreichte."

„.... die Gährung, die Goethens Erscheinung in der deutschen Litteratur verursacht hatte, war kaum vorüber, als durch einen ungleich mächtigeren Geist in den speculativen Wissenschaften eine Revolution bewirkt wurde, welche alle jungen Köpfe Deutschlands in eine neue, weit stärkere und anhaltendere Bewegung setzte. Kant's Philosophie, deren Freunde und Anhänger dem unsterblichen Verfasser der Kritik der Vernunft unendlich mehr Schaden gethan haben als alle seine Feinde und Widersacher, fand auch Eingang bei einigen der ausgezeichnetsten dichterischen Talente des Zeitalters. Schiller ersann, von Kantischen Principien geleitet, seine rhapsodischen Theorien der Kunst. Friedrich Schlegel, der ältere Humboldt und einige ähnliche Köpfe brachten diese Theorie zu der Reife, deren sie fähig ist .... Fichte, bald nach ihm Schelling, drohten indessen den alten Kant selbst zu verdrängen. Die Systeme vervielfältigten sich, wie der Kenntnisse weniger wurden. ... Alle Fächer wurden vermengt; die Erfahrung und die classische Litteratur machten der Wissenschaft des Absoluten Platz .... Die neue Ästhetik entstand und die Poesie des Poetischen; ein Ungeheuer, das, wie Saturn und die französische Revolution, seine eigenen Kinder verzehrt. Sie erkennt keine Muster; denn jeder Eingeweihte trägt, wie die Mystiker das Licht, den Canon der Vollkommenheit oder das Unendliche in sich selbst. Aber sie bedarf eines Idols; und dies Idol ward abwechselnd Goethe, Jakob Böhme und Hans Sachs."

Mit noch schärferer Satire behandelt Schreyvogel 1808 die Menschlichkeiten Goethe's: „Nachricht für angehende Journalisten. Es sind einige berühmte Namen, nebst dreiviertel Bogen liegengebliebenes Manuscript, zur Unterstützung armer Journalisten, aus lehensherrlicher Gewalt zu verleihen, und letzteres nach Umständen käuflich hintan zu geben. Der Bestandnehmer oder Käufer ist, außer der baaren Erlegung von 10 Louisd'or für den Bogen, zu einem immerwährenden Tribut von uneingeschränkter Bewunderung und knechtlicher Verehrung gegen seinen Schutz- und Lehensherrn verpflichtet; wogegen ihm gestattet wird, sich selbst für einen berühmten Mann zu halten und alle unabhängigen Schriftsteller Deutschlands für Stümper und platte Köpfe zu erklären."

Pathetischer äußert sich Schreyvogel über denselben Gegenstand also: „Aber was soll man von der Bereitwilligkeit denken, womit mehre bessere, ja einige der ersten Köpfe Deutschlands alle diese übernächtigen Geburten der Anmaßung und Unüberlegtheit bei ihrem Entstehen begünstigen . . . . . ? Was sonst, als dass ihnen der Zustand der vaterländischen Litteratur durchaus gleichgiltig ist und dass sie das Publikum allzusehr verachten, um das Unanständige einer so zweideutigen Patronanz zu fühlen."

Am stärksten aber greift Schreyvogel diese „Art litterarischer Freimaurerei" folgender Weise an: „Deshalb wird den jungen Zöglingen eingeschärft, nie auf ihrer eigenen Meinung zu beharren — als welches oft gefährlich sei — und keinen anderen Grundsätzen als denen des Familienpaktes anzuhängen; vielmehr sich immer klüglich der herrschenden Partei anzuschließen, auch mit der Mehrheit der Schriftsteller, besonders der Journalisten, mit den Mäcenaten und andern markanten Personen im Publico sich in scheinbar gutem Vernehmen zu erhalten. Schließlich und hauptsächlich sind sämmtliche Mitglieder und Angehörige des Familienvereines gehalten, ... für die ehr- und glorwürdige Sache der Dunsenschaft (= aufgeblasene Beschränktheit) so viele Proselyten, Freunde und Vertheidiger anzuwerben, als irgend thunlich und möglich ist . . . . Die Familie hat sich mittlerweile durch Verschwägerungen und Adoptionen ungemein ausgebreitet. Es gibt jetzt kaum eine mittelmäßige Stadt in Deutschland, welche, wenn nicht einen ordentlichen Dunsenstuhl, doch wenigstens ein delegiertes Schöppengericht der Dunsenschaft aufzuweisen hätte. In Jena, Tübingen, Berlin, und seit kurzem auch in Wien, befinden sich dermalen die vier Hauptstühle der Verbrüderung deutscher Nation; und ich weiß, daß seit einigen Jahren davon die Rede ist, in der Nähe der zuerst genannten Stadt noch einen höheren oder Königsstuhl für das erst zu erwählende sichtbare Oberhaupt der Dunse zu errichten. Vor den besagten Stühlen und Gerichtshöfen werden nun Tag für Tag alle litterarischen Angelegenheiten in höchster Instanz, jedoch in aller Stille abgeurtheilt, die Sentenz, wo es nöthig scheint, an die dienenden Brüder unter den Journalisten zur Kundmachung abgegeben . . . . . Ich bin benachrichtigt, dass die dirigierenden Häupter und geheimen Emissäre dieser gefährlichen Secte nie thätiger gewesen sind, als in den letzten acht bis zehn Jahren. Sie haben gewusst, durch Schmeicheleien und Vorspiegelungen von mancherlei Art, einige vorzügliche Köpfe der Nation in ihr Interesse zu ziehen, und solcher Gestalt die Optimaten und natürlichen Vertreter der Gelehrten-Republik selbst in ihre schlimmsten Feinde zu verkehren. Vornehmlich aber haben sie keine Mühe gespart, um einen der genievollsten (und, gebe Gott! auch der weisesten) Männer unseres Jahrhunderts zu dem ihrigen zu machen; indem sie seine Menschlichkeit, durch das hinterlistige Anbieten von Alleinherrschaft und abgöttischer Verehrung zu berücken, und seinen Ehrgeiz, durch die vorgespiegelte Aussicht auf den königlichen Stuhl der Dunse oder auf einen angeblich für ihn zu errichtenden moralisch-ästhetischen Kaiserthron, zu verführen suchten, -- wozu er doch weder nach ihrer wahren Absicht bestimmt ist, noch vermöge seiner Geburt, Abstammung und natürlichen Anlagen jemals gelangen kann."

Dabei hatten aber für die wirkliche Größe Goethe's wenige einen so richtigen Blick wie Schreyvogel. Das beweist nicht nur die ausgezeichnete Charakteristik Goethischer Dramen, sondern noch mehr der Umstand, dass es niemand anderer war als Schreyvogel selbst, der Goethe unter harten Kämpfen dauernd für das

Burgtheater erobert hat. Außerdem darf man wohl sagen, dass ohne seine väterliche Freundschaft und Berathung es für uns keinen Grillparzer gäbe.

Beachtenswert sind auch die Gründe, mit denen sich Schreyvogel gegen die sogenannte Weimarer Schule der Schauspielkunst ausspricht: „Kann da eine Schaubühne entstehen, wo kein Publicum ist?"

Ergötzlich ist es, Schiller bei einer Theaterprobe in Weimar zu sehen, wie er aus seiner würdevollen Ruhe durch die Unfähigkeit eines Schauspielers herausgerissen wird und in vollem Zorn folgende phonographisch getreue Apostrophe im schwäbischen Heimatsidiom hält: „Ei was! Mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, das ewige Vagire mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation!"

* * *

P. Rosegger hat bekanntlich in den letzten Jahren in That und Wort eine auffällige Hinneigung zum Protestantismus an den Tag gelegt und ist von evangelischen „Heilsverkündigern" schon wiederholt als innerlich ganz und gar der Lehre Luthers anhängend ausgeschrien worden. In seinem neuesten Werke „Mein Himmelreich" präcisiert nun Rosegger selbst seine Stellung zu religiösen und confessionellen Fragen, und da ist es interessant und lehrreich, dass der ernste Protestantismus dies Werk und das Rosegger'sche „Himmelreich" aufs unzweideutigste ablehnt. In der von H. Sohnrey trefflich redigierten Halbmonatsschrift „Das Land" äußert sich ein Referent folgendermaßen über das genannte Buch: „... Hätte sich Rosegger darauf beschränkt, uns eine objective Schilderung des volksthümlichen Katholicismus seiner Heimat zu geben, so hätten wir wohl ein wertvolles, brauchbares, dauerhaftes Buch erhalten können. Aber leider hat es ihn gereizt, unter die Religionsstifter zu gehen. Er predigt einen Katholicismus, den er sich so recht zum Privatgebrauch zurecht gemacht hat, in dem nicht ohne einen naiven Jesuitismus die Dogmen, Heiligenverehrung, Mariendienst in ein halbphilosophisches Symbolisieren hinübergezaubert werden. Rosegger ist naiv genug, den Marienultus auch den Protestanten zu empfehlen. Es kommt ihm gar nicht recht darauf an, was der Mensch glaubt; wenn er sich die Sätze des Apostolicums auf seine symbolisch-dichterische Weise zurechtgelegt hat, dann glaubt er, auch dieses sein „Himmelreich" als besonderes Heilmittel empfehlen zu können. Das Buch ist für den Schriftsteller Rosegger ein wahres testimonium paupertatis, ein Zeugnis von schiefem, confusem Verständnis der Probleme deutscher Denkarbeit, dass wir als alter Verehrer Rosegger's von einer wahren Bestürzung ergriffen sind."

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien

Die katholische Wahrheit als Schlüssel zur Geschichte der Philosophie.

Vortrag gehalten in der zweiten Hauptversammlung des V. Congresses katholischer Gelehrten zu München am 25. September 1900.

Von Otto Willmann.

Die schöne Musenstadt, deren Gastfreundschaft wir genießen, hat einst einen großen Geistesmann zu ihren Bürgern gezählt, dessen ehrenvolle Erwähnung für einen hier tagenden Congreſs von katholischen Gelehrten eine Pflicht der Dankbarkeit ist. Ich meine Josef Görres, den sprachgewaltigen, tiefsinnigen, unerschrockenen Vorkämpfer der katholischen Wahrheit. Ich habe aber dazu besonderen Grund, weil mir ein Ausspruch von Görres bei meiner Erörterung sehr wohl als Leitfaden dienen kann. Es ist das Wort: Grabet tiefer und Ihr werdet überall auf katholischen Boden stoßen, — ein Wahrspruch und Mahnspruch, der zumeist für die Bearbeitung der Philosophiegeschichte Geltung hat.

Zum Graben d. i. zum Vordringen von der Oberfläche zu den tieferen Zusammenhängen gibt der Stoff der Philosophiegeschichte an sich schon Anlaſs, da er sich zunächst als unverbundenes Vielerlei darstellt. Wenn wir die „Philosophengeschichte" von Diogenes Laertius zur Hand nehmen, wenn wir die gelehrten Darstellungen von J. J. Brucker aus dem vorigen Jahrhundert einsehen, so erhalten wir nahezu denselben Eindruck: gebuchte Meinungen, aneinandergereihte Denkunternehmungen, immer neue Anläufe der Speculation ohne innere Nothwendigkeit und ohne abschließendes Ergebnis. Man möchte fast der Form des Lexikons den Vorzug geben vor der chronologischen Aufstapelung, und wirklich hat man auch diese versucht, ohne dem Stoffe Abbruch zu thun.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Hegel's, den Versuch gemacht zu haben, über die Geschichte der philosophischen Meinungen zur Geschichte der Philosophie durchzudringen, und noch die heutigen gangbaren Darstellungen stehen unter dem Einflusse seiner Unternehmung. Freilich dürfen wir bei Hegel recht eigentliche Grabearbeit nicht suchen; er schaltet willkürlich mit den Thatsachen und drängt ihnen Zusammenhänge auf, anstatt sie herauszuarbeiten. Er glaubt den Weg vorgezeichnet zu finden in der „Selbstbewegung der Begriffe", in der dialektisch nothwendigen Abfolge der Probleme, wobei ihm die älteste Speculation der Griechen den Ausgangspunkt und sein

eigenes System als Ergebnis, als der Reinertrag der Philosophiegeschichte den Schlusspunkt bietet. Solch kühnes Construieren haben nun seine Nachfolger von heute aufgegeben, aber sie folgen ihm in der Auffassung der Philosophiegeschichte als einer Geschichte der Probleme, die von den ältesten griechischen Philosophemen als den Primitien der Welterklärung anzuheben habe. Bei vielen Abweichungen im Einzelnen gestaltet sich dann das Bild der Entwicklung der Speculation folgendermaßen. Die jonischen Denker machten zu ihrem Problem den Weltprocess; ihr Princip ist der Urstoff, der, einheitlich an sich, doch allen mannigfaltigen und wechselnden Gestaltungen zu Grunde liegt. Thales erblickte ihn im Wasser, Anaximander im apeiron, dem Bestimmungslosen. Aber der Widerspruch, dass der Urstoff Eines und Vieles ist, dass er ist und zugleich immer wird, trieb weiter. Das Problem vom Werden und Sein wurde nun das leitende. Heraklit der Dunkle ließ nur das Werden gelten, und die Eleaten nur das unentwegte Sein. Diesen Gegensatz wie die Enden eines Bogens zusammenzubringen, wurde nun das Problem der Nachfolger, die das Seiende im Werdenden, das Beharrende im Wechselnden suchten. Empedokles fand jenes in den vier Elementen, Pythagoras in den Zahlen, Anaxagoras im Geiste, nus, der Weltvernunft, womit er ein neues übersinnliches Princip in die Welterklärung einführte. Eine weitere Wendung bezeichnet Sokrates, der Gründer der attischen Philosophie, der das „Erkenne dich selbst" zu seinem Augenmerk nahm und damit das Erkenntnisproblem an die Spitze stellte. Sein großer Schüler Platon machte nun die Lehren Heraklit's und der Eleaten, pythagoreische und sokratische Philosopheme zu seinen Fußpunkten und gab dem Erkenntnisprobleme die Lösung, dass wir erkennen durch Theilnahme an den Vorbildern der Dinge, den diesen vorausgehenden, transcendenten Ideen. Die Ergebnisse aller Vorgänger fasste endlich Aristoteles zusammen, der an Stelle der Ideen die immanenten Entelechieen setzte und für den Ausbau aller Zweige der Philosophie den Grundriss gab. Über diese Probleme schritten nun, nach der gangbaren Ansicht, die nächstfolgenden Perioden nicht hinaus, vielmehr nahmen die Philosophen fremdartige Denkmotive in ihren Gedankenkreis auf und trübten durch religiöse, theologische Speculation die Bearbeitung der Probleme; so die Stoiker, die Neupythagoreer, die jüdischen Alexandriner und die Neuplatoniker. Auch die christliche Philosophie — so ist die Meinung — bewegt sich im Synkretismus, das ist Zusammenschweißung von Philosophie und Theologie, Wissen und Glauben, und erst in der Neuzeit findet die Speculation wieder das rechte Geleise, nachdem Descartes sein «Cogito ergo sum» ausgesprochen und damit das Problem des Selbstbewusstseins formuliert hatte. Dieses

wurde nun die Basis, auf der Kant, der Sokrates der Neuzeit, sein Problem gestalten konnte: Wie ist Erkenntnis möglich? — In der Gruppierung und Bewertung der nachkantischen Systeme gehen die modernen Darsteller weit auseinander, da keiner mehr die Kühnheit hat, wie Hegel, das eigene System für den Abschluss auszugeben. Sie können die Zerfahrenheit und Isolierung der Philosophie in der Gegenwart nicht leugnen, hoffen aber deren Wiedererstarken, wenn nur das rechte Problem wird aufgestellt werden.

Bei dieser Methode der Philosophiegeschichte kommt nun wohl Dank ihrem abzirkelnd-künstelnden Verfahren ein gewisser Zusammenhang in deren Material, aber es werden andere wichtigere Zusammenhänge verdeckt. Man muss den modernen Darstellern zurufen: Grabet tiefer! Sogleich beim Anfange ihrer Arbeit bleiben sie auf der Oberfläche: die älteste griechische Speculation ist nicht vom Standpunkte einzelner Probleme aus zu begreifen, da sie vielmehr weiter und tiefer verzweigte Wurzeln hat. Schon der Name kann darauf hinweisen: philosophia heißt Weisheitsliebe; die Philosophen streben die Nachfolger der Weisen zu werden, und Weisheit ist nicht in gewisse Probleme zusammengeschnürt, sondern fußt auf der gesammten Erkenntnis, der Tradition, dem Leben, der Religion. Dies verkennen, heißt die Verstandesthätigkeit, die bloße Kopfarbeit überschätzen und rationalistischer Einseitigkeit verfallen, ein übles Erbtheil von Hegel her, ein Bodensatz der Vernunftkritik und der Aufklärung.

Diese Einseitigkeit läßt die Modernen überhören, was die Alten selbst über die vorspeculative Weisheit und das religiöse Denken als die Hinterlage ihrer Philosophie sagen. Sie nennen bei Erwähnung des thaletischen Princips, des Wassers, das Urwasser der Theogonieen, und bei dem Bestimmungslosen des Anaximander das Chaos der Dichtertheologen als die entsprechenden Erklärungsweisen der Urzeit. Sie gewähren uns einen Leitfaden zum Verständnisse Heraklit's durch die Angabe, sein dunkles Buch werde licht wie die Sonne, wenn es ein Myste auslege, womit gesagt ist, dass dieser Philosoph auf der Mysterienlehre fußt, was nunmehr auch neuere Darsteller anerkannt haben. Auf die eleatische Seinslehre ist neuerdings von seiten der indischen Vedantalehre ein Licht gefallen. Die überraschende Ähnlichkeit beider erklärt sich nun nicht aus Entlehnung, sondern aus der gleichen mystischen Grundanschauung, einem monistisch gerichteten religiösen Denken. Die vier Elemente des Empedokles treffen wir ebenfalls bei den Indern und auf uralten egyptischen Denkmälern an, die pythagoreische Zahlenmystik tritt uns in der Priesterweisheit der alten Völker durchweg entgegen, und die Angabe der Alten findet Bestätigung, Pythagoras sei ein Schüler der Weisen von Delphi und Delos gewesen, die apollinische

Theologie die Wiege seiner Speculation. Ein delphischer Spruch war ja auch das sokratische: Erkenne Dich selbst, also weit älteren, hieratischen Ursprungs. Von dem Geiste als Weltprincip hat nicht Anaxagoras zuerst gelehrt, sondern ihn nur in den Gedankenkreis der Jonier eingeführt; verkündet haben den weltgestaltenden Geist schon jene Priester, welche lehrten, Athene sei dem Haupte des Zeus entsprungen, ohne organische Zeugung, also geistig, jungfräulich, das ist unvermischt mit vergänglichem Beisatz, ein Theologem, in dem die antike Weisheit der alttestamentlichen am nächsten kommt. Wenn die Alten Platon den göttlichen nannten, so galt diese Huldigung nicht dem Dialektiker und Sokratiker, sondern dem Prediger der Unsterblichkeit und Verkünder ewiger Ideen, Vorbilder der Wesen: Unsterblichkeits- und Ideenlehre sind zwei Äste eines Stammes, der Lehre, dass wir unvergänglich sind, weil wir an den unvergänglichen Vorbildern in Gott als Erkennende Antheil haben. Aber auch Aristoteles ist nicht zu verstehen, wenn er in die Zone kalter Verständigkeit gerückt wird; seine Entelechieen entstammen der großen alterthümlichen Intuition von den innewohnenden Samengedanken, rationes seminales, welche die alte Theologie so gut kannte wie die überirdischen Ideen. Zu Aristoteles' Weltansicht bildet die dem religiösen Denken der Inder entsprungene Sankhjalehre ein ähnliches Gegenstück wie der Vedanta zum Eleatismus.

Ist aber die griechische Philosophie der ältesten schöpferischen Periode in der Theologie bewurzelt und mit religiösen Intuitionen durchwebt, so ist der religiöse Zug der späteren Speculation kein fremdartiges, trübendes Element, sondern gerade das ursprüngliche, und sind zumal die Neuplatoniker, wenngleich Epigonen, doch echte Platoniker und befugt, die griechische Weisheit den christlichen Denkern zu vermitteln. Noch weniger kann dann die christliche Philosophie als Synkretismus gelten. In ihr wiederholt sich der nämliche Process, den die indische und griechische Geistesentwicklung zeigen: aus religiösen Grundanschauungen entspringt die Speculation, verarbeitet Intuitionen, in denen Glauben und Wissen zusammenwirken, und sucht in ihnen die Principien der Welterklärung, wobei sich die Gedankenbildung in die Probleme zuspitzt.

Zu dieser Auffassung führt das Graben in die Tiefe; es ist aber katholischer Boden, zu dem es uns vorstoßen läſst. Die Philosophie der Väter und Scholastiker erscheint dann nicht mehr als ein Füllstück, ein Lückenbüßer zwischen Alterthum und Neuzeit, sondern als eine Stätte echter speculativer Arbeit, welche an Ernst und Tiefe die der Alten weitaus übertrifft. Wohl muss sie historisch aus der alten Philosophie verstanden werden, aber sie wirft zugleich auf diese ein Licht zurück. St. Augustinus muss als Ideenlehrer aus Platon erklärt werden, aber Platon als Theolog aus

Augustinus; die theistische und doch von erhabener Mystik durchwehte, Transcendenz und Immanenz vereinigende Gottes- und Weltanschauung des Kirchenlehrers ist der Schlüssel zu dem Gedankenbau des attischen Weisen. St. Thomas von Aquino ist als Peripatetiker aus Aristoteles zu begreifen, aber auf des Stagiriten Universalität fällt erst das rechte Licht, wenn man sieht, wie die von ihm festgelegten Principien auf Gebiete und Fragen Anwendung finden, die erst das christliche Denken erschlossen, das thomistische formuliert hat. Sein Dringen auf das Universale, das kat' holu würdigt erst, wer den doctor universalis zum Lehrer gehabt, katholische Denkschulung erworben hat. Für die Mystik des Alterthums, von Heraklit bis Proklus hinab, geben erst die christlichen Mystiker, vom Areopagiten bis Meister Eckardt, den Schlüssel. Nur die reinere, christliche Mystik, welche bei allem Hindrängen zu dem All-Einen das Verständnis für den persönlichen Gott nicht verloren hat, erschließt uns die mehr oder weniger in Monismus abirrende des Alterthums. Hier erst gewinnen die Probleme von dem Einen und dem Vielen, dem Sein und dem Werden, dem Gottes- und Weltbilde in der Seele und der Gottes- und Weltwahrheit im All, also die metaphysischen und die erkenntnistheoretischen ihren Hintergrund, von dem losgelöst, sie zum Spielzeug des Scharfsinnes herabsinken müssen.

Auf katholischem Boden erwächst uns erst das Verständnis für die Philosophie als Weisheitsstreben, für ihren Zusammenhang mit einem Lebensganzen, den sie bei den großen Alten immer gesucht, aber erst auf katholischem Boden gefunden hat, wo sie in der Lebensthätigkeit der Kirche organisch mit deren anderen Zweigen verbunden ist und mit der Theologie, der Geschichte, der Dichtung, der Kunst, dem Leben, der Rechtsbildung harmonisch zusammenwirkt. — —

Dieses, der katholischen Auffassung geläufige Einrücken der Philosophie in ein Lebensganzes bewahrt uns auch vor einer anderen Einseitigkeit, welcher die moderne Auffassung verfällt: vor der Überschätzung des individuellen Moments der Gedankenbildung. Man schlägt gemeinhin die schöpferische Kraft der Denker zu hoch an und zieht nicht in Betracht, dass dieselben bei aller Originalität mit einem überkommenen Gedankengute arbeiten, dass also mit dem individuellen ein sociales und traditionelles Element zusammenwirkt, welches den Aufzug des Gewebes bildet, für das die persönliche Gestaltungsgabe den Einschlag herstellt. In dieser Einseitigkeit wirkt die Aufklärung, die Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts und die Überhebung der Schulhäupter im neunzehnten nach, jener thörichte Hochmuth, der nur den Eigenbau gelten läßt: Quae non fecimus ipsi, vix ea nostra voco.

In unsern Tagen fehlt es nun nicht an Bestrebungen, diese Einseitigkeit zu überwinden. Man betont das sociale Element in aller geschichtlichen Bewegung, nicht selten bis zur entgegengesetzten Einseitigkeit fortschreitend.

In der Philosophiegeschichte wendet man der Geschichte der Begriffe, der termini, Aufmerksamkeit zu, und besonders R. Eucken's Arbeiten haben gezeigt, welche Förderung die Geschichte der Terminologie dem Verständnisse der Systeme gewährt. Da zeigt sich, wie die Begriffe fortwirken, auch wenn die Denker nichts von historischer Continuität wissen wollen, wie die Terminologie zerrüttet wird, wenn, wie bei Descartes und Kant, das Streben, im Denken Alles neu zu machen, — ein wahres Widerspiel der Weisheit, — Platz greift. Auf die Periode, welche mit Descartes beginnt, fällt dann kein so günstiges Licht; es zeigt sich das Missverhältnis, dass das Alte unklar fortwirkt, während doch das Neue als allein berechtigt gilt, und dass bei dem Geleisewechsel so mancher Güterwagen dahintengeblieben ist. Dagegen erhöht sich das historische Interesse für die Philosophie des Mittelalters, und die Scholastik kommt als Prägstätte der philosophischen termini, die noch heute unser Denken mitbestimmen, zu Ehren.

Da sind wir wieder auf katholischem Boden, und es ist nur zu wünschen, dass in diesem tiefer gegraben und die Bedeutung der katholischen Philosophie für die Continuität der Gedankenbildung im Großen begriffen würde. Sie umspannt drei Weltalter; sie setzte ein, als noch in Athen in der Akademie, dem Lyceum, der Stoa, vorgetragen wurde; sie arbeitete mit an der Bekehrung der Germanen und Slaven, an der Begründung der christlichen Völkerfamilie; sie blieb in den Stürmen der Glaubensneuerung und in den Kämpfen mit den neologischen Systemen erhalten und ist in der Gegenwart, Dank der Encyklika Aeterni Patris neuerstarkt. Sie ist aber von dem Geiste getragen, der die Continuität, die Überlieferung, den Zusammenschluss der Geister würdigen lehrt, von dem Geiste der Pietät, der Weisheit, des echten Conservatismus. Dank diesem Geiste erhält sie die Gegenwart in lebendigem Zusammenhange mit allen früheren Perioden und so auch mit dem Alterthume. Platon ist uns nicht bloß ein Gegenstand des historischen Interesses; die Ideenlehre ist ein stehendes Capitel unserer Lehrbücher. Aristoteles ist uns noch „der Meister derer, welche wissen", wie ihn Dante genannt hat. Wenn seine Logik auf die Modernen einen unverstandenen Zwang ausübt, so ist sie uns, sammt der davon untrennbaren Metaphysik, ein vertrautes Erbgut. Die Untersuchungen der Neuplatoniker über das Eine, das Wahre, das Gute sind in unserer Lehre von den Transcendentalien aufbehalten, Denkmäler antiken Tiefsinns. Unsere Philosophie schließt, so zu sagen, ein Alterthumsmuseum in sich, darin dem Vatican vergleichbar, der Kapellen und Gallerien umfasst, und die Schätze dieses Museums sind uns nicht angestaunte Trümmer, sondern Quelle immer neuer Belehrung. Die katholische

Philosophie bildet den Schlüssel zum Verständnisse der Continuität der Philosophie, der philosophia perennis. Das Wort hat ein Bischof geprägt, Steuchus Eugubinus, vatikanischer Bibliothekar im XVI. Jahrhundert, und Leibniz hat es aufgenommen und, allerdings etwas elegisch, den Wunsch ausgesprochen, dass der Philosophie Zusammenschluss und Tradition beschieden sein möge; wir können kühner wünschen, sie möge ihr bewahrt bleiben, es möge ihr wie bisher die Ansammlung, Capitalisierung fester und bleibender Erkenntnisse beschieden sein, die sich wie Jahresringe um einen mächtigen Stamm zusammenschließen. —

Haben wir den Stamm, so werden uns die Nebenschößlinge, die seitlichen Wucherungen nicht beirren: die bunte Menge der Meinungen und Denkunternehmungen, die eben nichts anderes sind als ein Gewirr von Nebenschößlingen — Räuber nennt derartiges der Gärtner. Wir sind der Gefahr entrückt, alle Hervorbringungen der Speculation als gleichwertig und gleich nothwendig zu betrachten. Dieser Gefahr aber verfallen die modernen Forscher fast durchgehends, und in diesem Betracht wirkt Hegel am schädlichsten nach. Von ihm kommt jener Relativismus der Geschichtsschreibung, welcher alles Wirkliche vernünftig findet und alles Historische für seine Zeit als berechtigt gelten läßt, aber für die Frage nach dessen Wert an sich keine Stelle hat. In der Hegelschen Schule entwickelte sich die Anschauung, die Philosophie sei überhaupt nur der in Begriffe gefasste Zeitgeist; je mehr die Denker diesen begriffen, je zeitverständiger sie sind, um so höher stehen ihre Lehren; dieselbe Doctrin könne wahr sein, wenn sie den angemessenen Ausdruck der Zeitanschauungen bildet, falsch, wenn sie verfrüht oder verspätet auftritt. Die heutigen Darsteller der Philosophiegeschichte gehen nun zwar nicht so weit, aber relativistisch und skeptisch ist die Grundanschauung auch bei ihnen.

Dies spricht sich schon in der Erhebung der Probleme zu Leitlinien aus; man bewegt sich lieber im Problematischen, als dass man auf das Apodiktische hindrängte. Diesem würde erst eine Geschichte der Principien genugthun, und bei einer solchen ist die Scheidung von Wahrem und Falschem unerläßlich, der eben aus dem Wege gegangen wird. Man studiert die Gedankenbildung der einzelnen Philosophen, oft mit Sorgfalt, aber ohne sich die Frage nach ihrem Wahrheitsgehalte vorzulegen. Darum kommt man auch nicht zum Verständnisse des Zusammenschlusses der Wahrheitsinhalte und läßt es bei einem spröden Gegenüberstehen der Systeme bewenden. Es wird gefragt: Was ist platonisch? was ist aristotelisch? aber nicht: Was ist an beidem wahr? Was haben die beiden Denker zu den Einsichten der Philosophie, zu dem Lehrgute der perennis philosophia bei-

gesteuert? Erhebt man sich zu letzterem Gesichtspunkte, so kann und muss man auch die Frage der Vereinbarkeit ihrer Principien aufwerfen, in welcher die Modernen einen verunklärenden Synkretismus erblicken.

Wozu die Scheu, den Maßstab: wahr und falsch, förderlich und verderblich, Weizen und Unkraut, an die historischen Erscheinungen anzulegen, führt, zeigt ein Nachbargebiet, welches ebenfalls durch die Hegelsche Schule dem Relativismus preisgegeben worden ist: die Dogmengeschichte, deren Behandlung in der modernen protestantischen Theologie heute diese Geleise einhält. Ihr sind die Dogmen die Formen, in denen jeweilig die Gemeinde ihrem religiösen Bewusstsein Ausdruck gibt, wechselnd mit diesem Bewusstsein selbst, Kinder der Zeit, jedes für seine Zeit berechtigt, jedes so wahr wie das andere, das entgegengesetzte. Hier ist der Gedanke, dass dem Dogma ein an sich giltiger, bei verschiedener Formulierung sich gleichbleibender Offenbarungsinhalt und darum Wahrheitsgehalt zu Grunde liegt, eine substantia fidei, eine fides quae creditur, im Gegensatze zu der subjectiven fides qua creditur, gänzlich verloren gegangen. Einer solchen Dogmengeschichte ist etwas nicht ganz Unwesentliches abhanden gekommen, nämlich das Dogma; sie „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie". Ihre Bearbeiter haben zu ihrem Gegenstande kein inneres Verhältnis, es fehlt ihnen, was Aristoteles für die Erkenntnis der Principien fordert: das tigein, der contactus, die geistige Berührung mit der Sache selbst. Von der Sache ist nur der Name geblieben, als ein leerer Rahmen für gelehrtes Material.

Auf anderen Gebieten würde man ein analoges Unternehmen für abgeschmackt erklären. Man würde einen Unmusikalischen als Bearbeiter der Musikgeschichte, einen Menschen des dürren Verstandes als solchen der Geschichte der Poesie, einen Stubengelehrten als solchen der Kriegsgeschichte einfach belachen; dass aber ein Ungläubiger über den Glauben, ein dem Christenthum Entfremdeter über das Lehrgut der Christenheit schreibt, findet man erträglich.

So krass ist nun das Missverhältnis bei einer Philosophiegeschichte, die sich vom Relativismus den Maßstab von wahr und falsch entwinden ließ, nicht, aber schlimm genug. Die Philosophie als Herold des Zeitgeistes sinkt zu einer Art Journalistik herab, und noch dazu zu einer schlechten Art, denn die bessere Journalistik hat Principien, die sie über das Wechselspiel des Tages hinausheben. Für denjenigen, welcher auf den Maßstab von wahr und falsch verzichtet hat, wird die Philosophiegeschichte ein bloßes Schauspiel, ein Geschiebe der Meinungen, dessen Wert nicht steigt, wenn es als ein nothwendiges erklärt wird. Wer in Spinoza's oberflächlichem, Religion, Moral und Wissenschaft leugnendem Philosophieren eine berechtigte Erscheinung erblickt, weil Viele diesem Atheisten Beifall geklatscht haben, dem fehlt das

innere Verhältnis zu dem Gegenstande der Philosophie, so gut wie dem modernen Dogmenhistoriker zu seinem Gegenstande. Das Gleiche gilt von dem, welcher sich vom Pseudosokrates Kant imponieren läßt, weil sich Viele in dessen Sophismenlabyrinthe verirrt haben, da bei ihm in Wahrheit sein Problem: Wie ist Erkenntnis möglich? die Antwort erhält: Weil sie unmöglich ist.

Falsche Meinungen werden nicht wahr durch die Menge ihrer Nachbeter, Nebenschößlinge werden kein Baum, wenn sie auch noch so sehr in die Breite wuchern. Der Relativismus, welcher Weizen und Unkraut für gleich nothwendig erklärt, bringt die Wissenschaften, die er anfrißt, um ihren sittlichen Nährgehalt, denn die Wahrheit ist die Nahrung des Geistes. Er führt zu einer intellectuellen Schwindsucht, von der nur die strenge Zucht des Wahrheitssinnes heilen kann. Nur die Erfüllung von Herz und Geist mit der christlichen Wahrheit hebt über diese Zeitverirrung hinaus, — der christlichen: wir haben das Recht zu sagen: der katholischen Wahrheit, so lange bis die protestantische Theologie jene Art Dogmengeschichte ausgemerzt haben wird. —

Dogmen und Philosopheme sind nun zwar keineswegs dasselbe, und nirgends werden dieselben sorgfältiger auseinandergehalten als in der katholischen Philosophie, welcher nur die Unkenntnis den Vorwurf des Synkretismus machen kann. In den Dogmen sind Offenbarungsinhalte ausgesprochen, in den Philosophemen Ergebnisse der Vernunftforschung. Aber Vernunft und Glaube sind auf dieselbe Wahrheit hingeordnet, die wir dermaleinst schauen werden, während wir im Diesseits nur glaubend und forschend an ihr Antheil erhalten. Geben wir dem Forschen allein Raum, so kann bei dessen Schwierigkeiten unser Wahrheitssinn ermatten; lassen wir dem Glauben eine Stätte in unserm Innenleben, so verläßt uns nie die beglückende Gewißheit: Es gibt eine Wahrheit! Und aus dieser Gewißheit saugt der Erkenntnistrieb immer neue Nahrung. Wem so die Glaubenswahrheit die Vernunftwahrheit verbürgt, der hat den Schlüssel zu dem Labyrinthe der philosophischen Meinungen in der Hand, und wenn er darin eintritt, wird es ihn gar nicht wie ein Labyrinth anmuthen, sondern eher wie die Katakomben, eine ehrwürdige Ruhestätte der Heiligen und Weisen, deren Geist fortwirkt bis auf den heutigen Tag. — —

Was uns das Tiefergraben in unserem Gebiete und das Besitzergreifen von dem katholischen Boden in Görres' Geiste ergeben hat, fasse ich zum Schlusse in drei Thesen zusammen:

1. Unerschlossen bleibt die Philosophiegeschichte bei rationalistischer, das religiöse Element unterschätzender Auffassung; ihr Correctiv ist die katholische Anschauung, welche Speculation und Religion in ihrer Zusammenwirkung erkennen läßt.

2. Unerschlossen bleibt die Philosophiegeschichte bei individualistischer, den Zusammenschluss der Denker und die philosophische Tradition verkennender Auffassung; ihr Correctiv ist wieder die katholische Anschauung, welche für Zusammenschluss und Tradition auf allen Gebieten Verständnis gibt und die Philosophie in ein großes Lebensganzes einrückt.

3. Unerschlossen bleibt die Philosophiegeschichte bei relativistischer, den Gegensatz von wahr und falsch verwischender Auffassung; ihr Correctiv ist das Feststehen in der katholischen Wahrheit, in welcher die Theilnahme des Geistes an der Wahrheit überhaupt verbürgt ist, und die eine Schule des Wahrheitssinnes bildet, wie sie kein Menschenwitz herstellen kann.

An die Thesen aber möchte ich noch eine Paränese anschließen, die Mahnung, den Schlüssel für die Philosophiegeschichte, den uns die katholische Wahrheit bietet, nun auch zur Anwendung zu bringen, den katholischen Boden, auf den das Tiefergraben führt, mit Eifer zu bearbeiten. In diesem Betracht ist unsererseits in letzter Zeit viel geschehen, aber noch mehr bleibt zu thun übrig, und unsere Thesen können uns auf drei Gruppen von Aufgaben hinweisen:

1. Es ist die alte Philosophie in Rücksicht ihrer religiösen Hinterlage zu untersuchen, zu zeigen, wie deren Ersetzung durch das Christenthum die Speculation vertieft hat, wie sich Antikes und Christliches wechselseitig erklären.

2. Es ist die Geschichte der Begriffe zu pflegen, die Continuität der echten Speculation im Einzelnen und im Ganzen nachzuweisen und der vielgestaltige Irrthum aufzudecken, dem das Denken mit dem Verlassen der Bahnen der philosophia perennis verfallen ist.

3. Es ist der Irrthum des Relativismus mit allen seinen Wurzeln auszuheben und die Schädigung des Wahrheitssinnes, die er verschuldet, zumal an den Systemen der Neuzeit mit unnachsichtiger Kritik darzulegen.

Dazu bedarf es, dass Viele Hand anlegen und dass das Interesse für die Philosophiegeschichte in unsern Kreisen allgemeiner und reger werde, wozu viel beitragen könnte, wenn dieser Gegenstand bei den philosophisch-propädeutischen Studien der Theologen ausgiebige Vertretung fände, worin gerade München mit so gutem Beispiele vorangeht.

Doch die katholische Forschung wird von selbst auch auf diesem Gebiete ihre Bahnen finden: die Philosophiegeschichte hängt organisch mit der Philosophie selbst zusammen, und allem katholischen Wesen ist der organische Zug eigen; ist es doch vorgebildet in dem Gleichnisse vom Senfkörnlein, das zum Baume wird, in dem die Vögel des Himmels nisten!

König Xerxes und Esther.

Von Richard von Kralik.

Ein Hauptmangel unserer modernen Kultur ist es, dass wir die Schätze der verschiedensten Zeiten und Völker nicht als harmonische Theile einer lebendigen Einheit, sondern mehr als unzusammenhängende Fragmente, die in verschiedenen Schaukasten eines Museums ausgestellt sind, zu empfinden gelernt haben. Ein schlagendes Beispiel ist die Geschichte des Xerxes. Jeder Schüler kennt den erfolglosen Gegner der heldenhaften Griechen, kennt seinen Zug durch die Thermopylen bis Salamis, er kennt auch aus der biblischen Geschichte den Gemahl der Esther. Aber den Wenigsten wird es klar sein, dass Xerxes dort und Assuerus oder Ahasveros hier dieselbe Person ist und derselbe Name, der nur bei Griechen und Juden das ursprünglich persische „Khshayarsha“ mundgerecht wiedergibt. Ich möchte nun hier zeigen, wie erst aus der Zusammenfügung und Vergleichung der griechischen und jüdischen Berichte der ganze nach allen Seiten so interessevolle Thatbestand erhalten wird, und wie diese Vergleichung erst dazu führt, das Buch Esther durch Herodot und Herodot durch Esther verstehen zu lernen.

Xerxes kam, wie aus dem Berichte des Herodot (7, 1—5) hervorgeht, um das Jahr 485 vor Christus auf den persischen Thron. Er war der Sohn des Darius, von mütterlicher Seite ein Enkel jenes Cyrus, der die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft wieder nach Jerusalem zurückkehren ließ (538 v. Chr.). Aber bei weitem nicht alle Juden hatten damals von dieser Großmuth des Anhängers Zarathustras Gebrauch gemacht, wie eben das Buch Esther reichlich bestätigt. Fünf Jahre vor dem Regierungsantritt des Xerxes fällt die Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.), die für das persische Heer durch die Tapferkeit der Athener so unglücklich geendet hatte. König Darius hatte seitdem fortwährend gerüstet, um diese Niederlage zu rächen. Sein Sohn Xerxes hatte nach seinem Tode die Rache mit als Erbe übernommen. Zuerst zwar wurde er durch die Nothwendigkeit, den großen ägyptischen Aufruhr und Abfall zu bändigen, davon abgelenkt. Seine Aufmerksamkeit wurde erst wieder auf die Griechen gerichtet durch die griechischen Emigranten, die an seinem Hofe lebten und unaufhörlich zum Kriege schürten,

selbst wenn die Perser der Rache vergessen wollten. Ihnen war ja vor allem daran gelegen, mit persischer Heeresmacht sich die Rückkehr in ihr Vaterland und die Herrschaft über ihre Mitbürger zu erzwingen. Da war Demaratos, der verbannte Spartanerkönig, mit dem Xerxes schon als Kronprinz conspiriert hatte. Dem Demaratos verdankte Xerxes zum Theil den Thron; er hatte es bei Darius durchgesetzt, dass dessen älterer Sohn übergangen wurde. Da waren die aristokratischen Aleuaden von Thessalien wenigstens durch Geschäftsträger vertreten. Da war der Pisistratossohn Hipparchos, der attische Prätendent. Da war endlich sein Helfershelfer Onomakritos, der Prophet, der Ordner der homerischen Gesänge und der Weissagungen des Musäus, der in Athen über einer Fälschung jener alten Orakel ertappt worden war.

Nachdem der im zweiten Jahre des Königs begonnene Feldzug gegen Ägypten siegreich beendet war, nachdem des Xerxes Bruder Achämenes als Statthalter in Ägypten gesichert residierte, wurde die weltgeschichtliche Expedition gegen Europa bei einer feierlichen Rathsversammlung der persischen Großen vorgeschlagen (Herodot 7, 7 ff.).

Damit sind wir genau in die Zeit gekommen, mit der das Buch Esther anhebt, nämlich in das dritte Jahr des Königs. Herodot und der biblische Erzähler scheinen beide von derselben Versammlung zu sprechen. Die vollendete Unterwerfung Ägyptens ist in der Bibel angedeutet durch den Vermerk, dass Assuerus König war von Indien bis nach Äthiopien; über 127 Provinzen regiert er hier. Bei Herodot betont Mardonios fast mit denselben Worten die Unterwerfung der Saken, Inder, Äthiopen und Assyrier bis an die Grenzen des Himmels (7, 8). Wir verstehen also die außerordentliche Siegesfreude, die aus dem Gastmahl der Bibel spricht; die Wiedereroberung von Ägypten war es wohl wert. Bei Herodot ist die politische Seite in den Vordergrund gerückt, in der Bibel der eheliche Conflict. Der Charakter des Königs ist beidemale derselbe. Als Artabanes, sein Oheim, vor dem Kriegszuge warnt, gebietet er ihm als Strafe für seine Feigheit, bei den Weibern zuhause zu bleiben. Im gleichen beleidigenden Übermuth läßt er der Königin Vasthi sagen, sie solle kommen, um allen Völkern und Fürsten ihre Schönheit zu zeigen.

Übrigens war es persische Sitte, bei einem großen Gastmahl auch die Kebsweiber und die Hausfrauen mit an den Tisch zu ziehen, wie Herodot (5, 18) bezeugt. Die Geschichte, die Herodot hier berichtet, ist für das Weitere von größter Wichtigkeit, weshalb wir näher darauf eingehen müssen. Bald nach dem großen Zuge gegen die Skythen (514 v. Chr.) hatte Megabazos, der in Europa zurückgelassene persische Feldherr, von den Makedonen Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung für den Großkönig Darius fordern

lassen. Sieben persische Gesandte waren zu Amyntas, dem damaligen Könige von Makedonien, gekommen. Sie waren von ihm reichlich bewirtet worden. In ihrem Übermuthe hatten sie verlangt und durchgesetzt, dass nach ihrer persischen Sitte auch die Frauen zum Nachtisch kämen. Da sie sich aber in ihrer Trunkenheit Ungebürlichkeiten gegen diese erlaubten, so steckte Alexandros, der Sohn des greisen Amyntas, glattwangige Männer in Weiberkleidung, die sich zu den ahnungslosen Persern setzten und sie sämmtlich mit verborgen gehaltenen Messern niederstießen. Man ließ dann auch ihre Dienerschaft und jede sonstige Spur von ihnen verschwinden. Die Perser forschten nun freilich dem Schicksal ihrer Männer nach und schickten eine Untersuchungscommission unter Führung des Feldherrn Bubares nach Makedonien. Es gelang aber dem klugen Alexandros, die Sache dadurch niederzuschlagen, dass er diesem Perser reiche Geschenke und außerdem seine eigene Schwester Gygaia zum Weibe gab. Dies war vor etwa dreißig Jahren geschehen.

Vasthi, die Königin hatte sich also geweigert zu kommen. Der Grund, warum sie sich dem Befehl des Königs und der Landessitte widersetzte, mag nicht nur in der ihre Frauenwürde beleidigenden Form des Befehles gelegen haben, sondern wohl mehr mit den Familienintriguen am Hofe zusammenhängen. Sie war sicher ein vornehmes Mitglied des königlichen Stammes der Achämeniden; sie mochte sich eines vom König unabhängigen Ansehens bewusst sein. Manche vornehme Perser werden ja den Xerxes, den jüngeren Bruder, nicht für vollberechtigt angesehen haben. Xerxes wird wohl Grund genug gehabt haben, diesen Vorfall als Staatssache zu behandeln und einen neuen Versuch einer Revolution durch denselben Staatsrath richten zu lassen, dem er die Kriegsfrage vorgelegt hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir die Namen dieses Rathes der Sieben, wie die Bibel sie bringt, nicht oder nur schwer mit den Namen bei Herodot vereinigen können. Die Siebenzahl ist aber durch Herodot selber bestätigt.

Noch eine merkwürdige, wenn auch mehr künstlerische Ähnlichkeit Herodots und des Estherbuches ist zu erwähnen: die Tragödie des Xerxes und die Noth der Juden beginnen beide mit bedeutungsvollen Träumen. Dem Xerxes und seinem Warner erscheint eine dämonische Gestalt, die zum verderblichen Kriege drängt (Herodot 7, 12—18). Ein weiteres Traumgesicht täuscht dem Könige Sieg vor (7, 19), indem Xerxes sich mit einem Ölzweig bekränzt sieht, dessen Sprossen die ganze Erde bedecken. Das Buch Esther aber beginnt in der alten griechischen Übersetzung des unverkürzten Werkes mit einem Traum, den der Jude Mardochaios schon im zweiten Jahre des Königs hat, also im Jahre, da das abgefallene Ägypten bekriegt wurde.

Der Traum ist auch höchst kriegerisch: er hört Stimmen, Tumult, Donner, Erdbeben, sieht zwei kampfbereite Drachen, deren Streit alle Nationen aufregt. Im größten Wirrsal wächst ein kleiner Quell zum rettenden Strome an, Licht und Sonne erscheinen wieder, die Niedrigen und Bedrängten entledigen sich der Widersacher. Man würde diesen Traum auf die großen weltgeschichtlichen Kriegsereignisse deuten wollen; im weiteren Verlauf aber bezieht ihn der Träumer auf sich selber und die Sache der Juden. Nebenbei bemerkt, träumt auch im Perserdrama des Äschylos Atossa, die Mutter des Xerxes; von zwei Jungfrauen, Asia und Europa, die mit einander streiten. Xerxes jocht sie beide an seinen Wagen, Europa aber zertrümmert diesen und wirft den König herab.

Der Traum des Mardochaios führt höchst dramatisch zur Sache selbst über: indem er nämlich über den Traum nachgrübelt und schlaflos umherwandelt, entdeckt er unerwartet eine Verschwörung der beiden königlichen Thürhüter Gabatha (Bagatha) und Tharrha. Er meldet es dem König, und die beiden Verbrecher werden hingerichtet. Zum Dank hält der König den Angeber an seinem Hofe fest, offenbar an Stelle der hingerichteten Verschwörer. Hinter diesen verrätherischen Thürhütern aber steckte, wie der griechische Text andeutet, niemand anderer als ein gewisser Aman, der Sohn des Amadathos, der Bugaier, der seit dieser Zeit eben deshalb dem Angeber Mardochaios nach dem Leben trachtet.

Der kostbare griechische Text gibt uns über diesen Aman die interessante Nachricht, dass er sowohl der Gesinnung wie der Abstammung nach ein Makedone war. Er missbrauchte die Stellung eines väterlichen Freundes, die er beim König einnahm, und strebte demselben nach dem Thron und dem Leben. Er wollte das Reich der Perser auf die Makedonen übertragen. Das alles aber kam erst viel später auf; vorläufig blieb seine verrätherische Gesinnung noch unentdeckt.

Diese wichtige Nachricht versetzt uns wieder ganz an den von Emigranten wimmelnden Hof, wie ihn Herodot uns schildert, wo in der That Griechen den größten Einfluss hatten. Aman tritt so dem Demaratos, Hipparchos, den Aleuaden an die Seite, die sich gewiss nur der Perser bedienen wollten, um selber Herren von Griechenland und womöglich auch des Orients zu werden. Trefflich passt diese Episode ins zweite Jahr des Xerxes, wo nicht nur durch den ägyptischen Krieg das Reich bedroht war, wo außerdem durch die Vorgänge bei der Erbfolge das Recht des Xerxes seinem älteren Bruder gegenüber gewiss noch nicht ganz befestigt erschien. Aman aber, der eigentliche tragische Held dieser Geschichte, bekommt dadurch eine gewisse Würde, dass er nicht bloß aus Habsucht und Eitelkeit dem Juden sich auffässig erweist,

sondern große politische Pläne verfolgt. Analogien zu diesen Verhältnissen finden sich in der persischen Geschichte genug.

Läſst sich über diesen Aman nicht noch Näheres ermitteln? Ich komme hier auf einen Punkt, wo ich eine neue Vermuthung vorbringen will. Im Vertrauen auf die historische Zuverlässigkeit des biblischen Berichtes und vorzüglich der altgriechischen Version des Estherbuches, die auf einen vollständigeren und ursprünglicheren Grundtext zurückgeht, als er in den heutigen, hebräischen Bibeln steht, habe ich mich in der Geschichte jener Zeit umgesehen, ob ein Makedoner mit einem an Aman anklingenden Namen vorkommt und ob es wahrscheinlich ist, daſs ein solcher Makedone eine Stellung am persischen Hofe eingenommen haben kann, die der des Aman annähernd entspricht. Der Name selber ist bald gefunden. Aman kann nur dem echt makedonischen „Amyntas" entsprechen. Das t des Stammes ist ebenso ausgefallen, wie umgekehrt die Griechen den Stamm des hebräischen Salomo verstärken und den Genetiv „Salomont—os" bilden. Der Ausgang des hebraisierten Aman ist nach Analogie von Dathan, Elchanan, Javan, Johanan, Jonathan, Laban, Naaman, Nathan, Saphan u. s. w. gebildet.

Wie kommt aber der Makedone nach Persien?

Mein Suchen ist hier überraschend gelohnt worden, indem ich alles Gewünschte zusammen in einem von Herodot gekennzeichneten Manne fand, der unserem Aman durchaus entspricht. Damit knüpfe ich wieder an die bereits erwähnten persisch-makedonischen Händel an. Wir haben vernommen, daſs der makedonische König Alexandros, der Sohn des Amyntas, unmittelbar nach dem Scythenfeldzug des Jahres 514 vor Chr. seine Schwester Gygaia einem vornehmen Perser Bubares mit reicher Mitgift zum Weibe gegeben habe, um so die Nachforschung wegen der Ermordung der persischen Gesandten niederzuschlagen. Wir sehen diesen Bubares, des Megabazos Sohn, bald darauf als Aufseher über die Arbeiten am Durchstich des Berges Athos beschäftigt, in Gemeinschaft mit Artachaies, dem Sohne des Artaios (Herodot 7, 22). Noch an einer anderen Stelle erfahren wir durch Herodot (8, 136), daſs ein Sohn dieses Persers Bubares und der makedonischen Prinzessin Gygaia lebte, der nach seinem mütterlichen Groſsvater, dem Könige Amyntas, auch Amyntas hieſs. Und diesem jüngeren Amyntas hatte König Xerxes zum Zeichen seiner Gunst die groſse Stadt Alabanda oder Alabastra in Kleinasien geschenkt. Dieser persische Amyntas bildete den Vermittler mit dem makedonischen Königshause, das man im europäischen Kriege gegen die Griechen zu benützen dachte, das sich aber nach Herodots Bericht ebenso zweideutig und treulos benahm, wie nach biblischem Bericht jener Aman. Ist nun dieser Amyntas des Herodot, der Sohn des

persischen Bubares und der makedonischen Gygaia, der Statthalter von Alabanda, der Enkel des Megabyzos ein anderer als der Aman der Bibel, der Makedonier, der Bugaier, der Sohn des Amadathos? Es stimmen zu viele Indicien überein, als dass es ein Zufall sein könnte. Freilich ist es bei der Lückenhaftigkeit unserer Überlieferungen ein höchst merkwürdiger Zufall, dass wir dem persischen Hofmann der Bibel in den Musen des Herodot wieder begegnen dürfen. Jedenfalls ergänzen sich beide Berichte auf's allerschönste. Die Intriguen des Onkels Alexander in Griechenland werden ausgezeichnet secundiert von denen seines Neffen Aman-Amyntas am persischen Hofe. Jetzt erst, nachdem wir die ganze höchst merkwürdige und tragische Familienvorgeschichte aus Herodot kennen, verstehen wir die zweideutige Stellung und Haltung des Aman dem Könige gegenüber. Wir verstehen es, wie ein Perser auf so einzige Weise sich zugleich als Makedoner fühlen muss. Wir verstehen es aber auch, wie er Verschwörungen wagen kann mit dem Rückhalt an dem mächtigen, ihm so enge verwandten makedonischen Königshause und an dessen Einfluss in Griechenland. Wir verstehen aber auch, aus welch großer Gefahr der Perserkönig sich durch die Aufdeckung seiner Intriguen gerettet halten musste und wie sehr er Grund hatte, nun schonungslos vorzugehen. Man wundert sich in der That bei Herodot nur darüber, dass die Zweideutigkeiten des makedonischen Alexandros vom König nicht endlich entdeckt und bestraft werden.

Bei einigen Namen der Bibel haben sich jedenfalls Verschreibungen eingeschlichen. Man glaubt zu sehen, dass im Namen Bugaier vielleicht der Vater Bubares und die Mutter Gygaia steckt, vielleicht in Amadathos Alabanda oder Megabyzos; ich wage hier bei dem Schwanken orientalischer Namensformen im griechischen Munde keine Conjecturen und halte nur Aman-Amyntas, den Makedoner fest.

Nun müssen wir uns aber auch seinen jüdischen Gegner Mardochaios näher betrachten. Er heißt ein Sohn des Jair, des Sohnes Semei, des Sohnes Kis, aus dem Geschlechte Jemmi's, aus dem Stamm Benjamin. Seine Familie gehörte zu jenen, die mit König Jechonias aus Juda von Nabuchodonosor nach Babylon waren deportiert worden. Missgünstige Kritiker haben den Ausdruck der Bibel hier unnöthig so gepresst, als ob Mardochai selber im Jahre 586 bei der Deportation schon am Leben gewesen wäre, wonach er freilich zur Zeit seines politischen Wirkens über hundert Jahre hätte zählen müssen. Aber die Worte der Bibel sind nicht so enge zu verstehen, und der griechische Text sagt demgemäß: er war, d. h. er stammte aus jener Deportation. Nun ist es gewiss sehr auffallend, dass er und so viel tausend Juden mit ihm nach der Emancipation durch Cyrus ruhig unter den Heiden

blieben und keinen Gebrauch von der Erlaubnis zur Rückkehr machten. Es stimmt das schlecht mit den Klagen über Bedrückung, und gewiss muss man in dieser ziemlich allgemeinen und für alle Zeiten geltenden Erscheinung eine schwere Verschuldung des Volkes erblicken; sie hat sich auch schon damals bald durch die folgende Bedrängnis gerächt. Die Bücher Esdras und Nehemias geben uns eine ergreifende Schilderung von den Schwierigkeiten, mit denen das kleine Häuflein von patriotischeren Juden zu kämpfen hatte, um die verödeten Stätten des gelobten Landes, die allzu weitläufigen Ruinen und Mauern von Jerusalem wieder aufzubauen und zu vertheidigen. Ein Mardochai war auch unter ihnen (Esdras 2, 2). Gerade zu Anfang der Regierung des Xerxes schrieben die umwohnenden Feinde der Juden von Jerusalem eine Anklageschrift gegen diese und überreichten sie dem Könige (Esdras 4, 6). Über den Erfolg derselben wird nichts weiter berichtet; man muss das aus dem Buch Esther ergänzen.

Bevor wir uns diesem Hauptstücke nähern, wollen wir noch einen Blick auf das Schicksal der königlichen Ehegemahlin werfen. Vasthi, oder Astin, wie der griechische Text sie nennt, verschwindet vom Schauplatz. Sie wird vom Angesichte des Königs verbannt, und ihre königliche Würde soll einer anderen übergeben werden. Die Räthe des Königs wollten durch dies Urtheil, das im ganzen Reiche publiciert ward, zugleich die Autorität des Mannes im Hause befestigen.

Nach dem Bericht der Bibel mag es nun auf den ersten Blick scheinen, dass die Würde einer Königin vom dritten Jahre des Xerxes, wo Vasthi verbannt wurde, bis zum siebenten Jahr, da Esther dem Könige bekannt wird, unbesetzt blieb. Dies ist aber schon an sich unwahrscheinlich, es wird auch vom Texte der Bibel nicht unbedingt vorausgesetzt. Zudem ist uns durch Herodot und Ktesias gerade für diese Zwischenzeit eine wirkliche Königin bezeugt. Es ist Amestris oder Amastris, die Tochter des Otanes (Othanes) oder Onophas (nach Ktesias). Othanes war Oberst der persischen Kerntruppen im Krieg mit Griechenland (Herodot 7, 61). Ob nun Amestris schon früher im Harem des Königs war oder nicht, ist unbekannt. Das erstere ist wahrscheinlicher aus den Worten der Bibel selbst, wonach das Edict des königlichen Rathes besagte, dass die Königswürde an eine zweite würdigere Frau einfach übergehen solle (Esther 1, 19). Dass Amestris nicht gerade das Herz ihres Gatten besaß, werden wir noch sehen. Es ist daher kein Wunder, wenn Xerxes bald Sehnsucht nach der edlen Vasthi empfand und die Höflinge gleich nach einem Ersatz für jene Favoritin suchten, die dem Männerstolze hatte zum Opfer fallen müssen. Diese Sorgen der Hofbeamten beschreibt das zweite Capitel des Estherbuches.

Wir aber folgen indessen dem Könige auf seinem Heerzuge gegen Europa, der in sein fünftes Jahr fällt (480 vor Chr.). Er war schon das Jahr vorher über Kritalla nach Sardes gezogen; nun gieng es an den Hellespont. In Abydos überkam den Weltbeherrscher das Gefühl seiner Größe und zugleich seiner Schwäche beim Anblick des riesigen Heeres, von dem über hundert Jahren kein einziger mehr übrig sein sollte; er pries sich glücklich und weinte doch zugleich. Den Artabanos, seinen Oheim, schickte er zurück, ihm Haus und Thron zu erhalten und das Scepter zu verwahren. Dann zog er über die große Schiffbrücke nach Europa hinüber. Dort wurde das Heer und die Flotte gemustert und gezählt. Die Juden dienten wohl unter den Phönikiern und palästinensischen Syrern, welche zusammen 300 Dreiruderer stellten. Sie waren mit Pickelhauben nach hellenischer Art, linnenen Panzern, Schilden ohne Randleisten und mit Wurfspießen ausgerüstet. Herodot (7, 89) weiß, dass sie vom rothen Meere her nach Palästina gekommen seien. Die griechischen Prätendenten und Emigranten waren auch beim Heer. Der Spartaner Demaratos und der Makedone Alexandros zeigten sich dabei sehr zweideutig. So warnte der letztere die Griechen, sich nicht am olympischen Pass von der Übermacht zertreten zu lassen (Herodot 7, 173).

Die meisten, fast alle Griechen unterwarfen sich und gaben den persischen Herolden Wasser und Erde als Zeichen der Huldigung. Der Widerstand der Spartaner am Thermopylenpass wurde bald gebrochen, trotz des Heldenmuthes des Leonidas. Auch die Schlappe der persischen Flotte bei Artemision konnte das Vordringen nicht aufhalten. Während die Hellenen die altgeheiligten Festspiele von Olympia feierten, unbekümmert um die Gefahr, besetzte König Alexandros von Makedonien im Namen des Perserkönigs die ganz medisch gesinnten Böoterstädte (Herodot 8, 34). Die Stadt Athen wird von ihren Bürgern aufgegeben, die Perser besetzen und zerstören die Akropolis und König Xerxes schickt die Botschaft über diesen eigentlichen Enderfolg seines großen Heerzuges nach Susa an seinen Statthalter Artabanos. Xerxes konnte zufrieden sein; er hatte sich an seiner Hauptfeindin Athen gerächt. Er konnte Stadt und Burg, wie das ganze attische Land den Pisistratiden übergeben, die zu diesem Ziel den Krieg in seinem Gefolge mitgemacht hatten. Wahrscheinlich hätte Xerxes nach diesem Haupterfolg auch ohne die für ihn ungünstige Seeschlacht bei Salamis die Rückreise beschlossen. Zugleich fuhr die Flotte mit Artemisia, der Königin von Harlikarnass, und den Söhnen des Königs nach Asien zurück.

Die Rückreise des Xerxes wurde von den Griechen als Flucht betrachtet und ausgeschmückt. Aber gar so gefährlich stand es nicht um ihn, der Herr des größten Theiles von Griechenland war und selbst im athenischen und

spartanischen Heer genug Spione und Verräther hatte. Der Krieg wurde denn auch von beiden Seiten lässig genug getrieben. Man überwinterte beiderseits in zuwartender Unthätigkeit. Die Spartaner fürchteten schon, dass die Athener durch die Vermittlung des Alexandros von Makedonien sich zum gütlichen Vergleich mit Persien herbeilassen könnten (Herodot 8, 140).

Mit dem Beginn des nächsten Frühjahrs (479 vor Chr.) — es war das sechste Jahr des Xerxes — besetzte der persische Feldherr Mardonios wieder Athen und stellte sich mit den perserfreundlichen Böotern und Thessalern den gegnerischen Hellenen bei Platäa. In der Nacht vor der Schlacht ritt noch der doppelzüngige Makedoner Alexandros, der Oheim unseres Amyntas, zu den Griechen und gab ihnen aus Freundschaft guten Rath (Herodot 9, 44—46). In der Schlacht fiel Mardonios; das geschlagene Perserheer retirierte unter Führung des Artabazos auf dem Landweg nach Asien. Gleichzeitig wurde die persische Schiffmacht bei Mykale in Kleinasien besiegt. Bei dieser Niederlage war auch Masistes, ein Bruder des Xerxes; er konnte sich nicht enthalten, auf dem Rückzug gegen Sardes den geschlagenen Feldherrn Artayntes zu beschimpfen, dass er schlechter sei als ein Weib. Er wäre deshalb fast von diesem niedergehauen worden. Wenn er noch mit dem Leben davon kam, so rächte doch das Schicksal, wie Herodot sagt, diese unwürdige Beschimpfung. In Sardes trafen die Reste des geschlagenen Heeres den König Xerxes, der seit seinem Rückzug dort geweilt hatte. Demoralisiert durch alles Vorgefallene, verliebte er sich daselbst in die Frau seines Bruders Masistes; da sie aber unzugänglich blieb, veranstaltete er eine Vermählung seines Sohnes Darius mit Artaynte, einer Tochter dieser Frau, wie man glaubte, um so leichter an das Ziel seiner Wünsche zu kommen. Die Hochzeit wurde in Sardes gefeiert, dann zog man nach Susa. Dort geschah es, dass Xerxes seine Neigung der Artaynte selber zuwendete und nicht unerhört blieb. Dies höchst unwürdige Liebesverhältnis kam aber auf diese Weise auf: Königin Amestris hatte für den König ein großes, buntes Prachtgewand gewirkt. Dies Geschenk nun ließ sich Xerxes von seiner Geliebten Artaynte abschmeicheln. Sie verlockte ihn, wie 500 Jahre später Salome den Herodes Antipas, zu einem Schwur und ließ ihn nicht frei, obwohl der König aus Angst vor der Eifersucht seiner Gattin ihr lieber ein ganzes Heer gegeben hätte. Die frevelhafte und unkluge Buhlerin prangte mit dem abgelisteteten Gewand und rief so die Rache der Amestris heraus. Diese forderte beim Geburtsfest des Königs, wo dieser nach altem Gebrauch nichts abschlagen durfte, dass ihr die Mutter der Artaynte ausgeliefert werde, denn sie hielt jene für die eigentlich Schuldige. Die grausame Amestris ließ ihre Nebenbuhlerin schmählich verstümmeln. Der schwache König bot dem empörten Bruder als Ersatz eine

seiner Töchter zum Weibe an, dieser wollte jedoch aus Rache seine Satrapie Baktrien aufwiegeln und dachte so durch eine umsichgreifende Empörung seinen verächtlich gewordenen Bruder zu stürzen. Xerxes aber kam ihm noch zuvor, er ließ ihn, seine Söhne und sein Heer niedermachen. So war der Beleidiger des Artayntes infolge einer merkwürdigen Schicksalsverwicklung durch Weiberhändel selber zu Grunde gegangen. Herodot (9, 107—113) beschließt mit dieser Tragödie sein ganzes Geschichtswerk, in dem er überall das Walten einer ausgleichenden Gerechtigkeit hervorhebt.

All dies scheint noch vor dem Herbst desselben Jahres (479 v. Chr.) geschehen zu sein, wie die Reihenfolge der Ereignisse bei Herodot zeigt. Damit sind wir aber unmittelbar an das siebente Jahr des Xerxes gekommen, in welchem Esther nach dem biblischen Bericht zum Könige kam (Esther 2, 16). Die Zeit könnte nicht besser stimmen.

Die Grausamkeit der Amestris, die Thorheit der Artaynte, der gräsliche Frevel an ihrer Mutter, all' das muss dem Xerxes die Verhältnisse seines Haushalts gründlich verleidet haben und ihn endlich zum Bewusstsein seines erniedrigenden Verhaltens bringen. Xerxes müsste ein unmenschliches Scheusal gewesen sein, wenn sein Gewissen nach so tragischen Folgen nicht erwachte. Er musste die verbrecherische Liebe zu Artaynte lassen, mochte ihm auch Amestris nur umso verhasster werden. Denn dass die Königin nach diesem furchtbaren Missbrauch der königlichen Großmuth in Ungnade fallen musste, ist wohl klar. Eine strengere Ahndung hatte sie, als die Mutter des Thronerben, nicht zu befürchten.

Der Eifer der Höflinge, das verwundete Herz des Königs wieder zu heilen, erwachte aufs Neue und fand den glücklichsten Erfolg. Es gelang ein Mädchen zu finden, das sich außer durch vollkommene Schönheit auch noch durch eine Liebenswürdigkeit der Gesinnung, durch beispiellose Bescheidenheit, Klugheit, durch energischen Willen und Kühnheit, mit einem Wort, durch eine Genialität auszeichnete, die mit strengster Zucht und Selbstbeherrschung gepaart war. Sie war eine Jüdin, eine Waise, die Tochter des Abihail, die Adoptivtochter ihres väterlichen Oheims Mardochai. Sie hieß Hadassa mit ihrem ursprünglich hebräischen Namen, der Myrte bedeutet. Da Mardochai wohl schon damals am Hofe angestellt war, konnte sie den Augen der Kämmerer nicht entgehen. Sie durfte sich nicht weigern, den Harem des Königs zu betreten, obwohl sie als getreue Jüdin das heidnische Wesen verabscheute. Aber sie fügte sich und Mardochai rieth ihr sogar, ihre jüdische Abstammung und die Verwandtschaft mit ihm zu verschweigen. Um dies ganz unverdächtig zu machen, gab er ihr den persischen Namen Esther(=Stern). Als Palastbeamter konnte er leicht mit ihr wenigstens in

indirectem Verkehr bleiben. Die Kämmerer täuschten sich nicht über die Wirkung der neuen Schönheit. Xerxes würdigte sie so vollkommen, dass er sie zur Favoritin erhob, ihr die königliche Krone verlieh und die Hochzeit öffentlich mit ihr feierte. Der damals etwa einundvierzigjährige König zeigte sich in der Freude seines Herzens großmüthig und freigebig gegen alle und dachte nur an Frieden (Esther 2, 18); während dessen gieng aber Byzanz (478 v. Chr.) und Eion (477 v. Chr.) für das persische Reich verloren. Dieser Zustand dauerte fünf Jahre bis in das zwölfte Jahr des Königs (473 v. Chr.), wo ein neues Ereignis eintrat.

Aman-Amyntas, der Makedoner, der Neffe des zweideutigen Alexandros, war, wie es scheint, hauptsächlich in Folge seiner Verwaltungsthätigkeit in der Gunst des Königs gestiegen. Der Nerv des persischen Reiches war wie überall das Geld. Es ist natürlich, dass die hellenischen Kriege sehr viel kosteten. Die Niederlagen und Verluste an Land und Leuten waren zu verschmerzen; die persischen Annalen werden sicher die Schlacht bei Salamis als Sieg eingezeichnet und mit der Eroberung von Griechenland geprahlt haben, wie dies die Art officieller Berichterstattung ist, weshalb, nebenbei bemerkt, Inschriften nicht immer vertrauenswürdige Zeugen sind. Aber die Kosten der Kriege mussten doch irgendwie ersetzt werden. Wenn die Finanzen auch noch so geordnet waren, sie mussten durch den riesigen Kriegsaufwand ins Schwanken kommen. Hier nun scheint Aman dem Könige als der rettende Helfer sich gezeigt zu haben. Er lenkte unter anderem den Blick des Königs auf ein Volk, das sich bisher einer ausgiebigen Besteuerung und Aussaugung noch hatte entziehen können. Die Juden hatten damals wie überall, wo sie als Fremdlinge lebten, von ihrer Lage finanziellen Vortheil ziehen können und müssen. Die zuerst gewaltsam Expatriierten, dann nicht ungerne heimatlos Gebliebenen, waren in Folge ihrer Stellung die geborenen Bankiere. Das Buch Tobias gibt uns einen wertvollen Einblick in dies Verhältnis schon gleich nach der assyrischen Deportation. Wir sehen da wie an einem Typus ihren weitausgedehnten Geldverkehr. Gewiss war diese günstige Gelegenheit der „Gefangenen", Geschäfte zu treiben, die Ursache, warum der großmüthigen Emancipation durch Cyrus nur ein lächerlich kleiner Bruchtheil der im ganzen Orient eingewohnten Judenschaft entsprochen hatte. Damals wie zu allen Zeiten erweckten diese wirtschaftlichen Verhältnisse einen „Antisemitismus" gegen jenes „Volk, das durch alle Provinzen des Reiches zerstreut ist, das andere, feindselige Gesetze und Gebräuche hat und die Gebote des Königs verachtet" (Esther 3, 8).

Aman stellte dem Könige vor, dass ein solcher Zustand dem Wohle des Reiches widerspreche, man müsse dies Volk vernichten. Als Rechtsgrund

oder Vorwand für diese Maßregel führte er wahrscheinlich den Umstand an, dass sich die Juden der königlichen Besteuerung bisher mehr als die andern Völker entzogen hätten; eine gleiche Denunciation brachten ja die palästinensischen Feinde der Juden nach Esdras (1, 4) vor. Die Tödtung und Confiscation ihres Vermögens sollte so als gerechte Strafe für ihre Steuerhinterziehungen erscheinen. Aman versprach dem königlichen Schatz dadurch einen Eingang von 10.000 Talenten. Der König war es zufrieden. Vielleicht wirkte auch noch eine politische Verdächtigung des Judenvolkes mit. Das Intriguenspiel zwischen den Juden und dem Makedoner mag große Ähnlichkeit gehabt haben mit jenem zwischen den Phönikern und Jonern bei der Schlacht von Salamis, die sich gegenseitig des Verrathes beschuldigten, wie Herodot (8, 90) erzählt. Da die Joner damals an dem Perser Ariaramnes einen Fürsprecher bei Xerxes hatten, bekamen die phönikischen Verläumder ihren Lohn; Xerxes ließ sie enthaupten. Jetzt sollte es ganz ähnlich den Juden gehen. Das wurde am 1. Monat, dem Nisan, beschlossen. Man einigte sich durchs Los, dass der Schlag am 13. Tage des 12. Monats Adar geschehen solle. Das Decret wurde in der Hauptstadt Susa offen angeschlagen und an alle Provinzen verschickt (473 v. Chr.).

Der Makedoner Amyntas-Aman war zu dieser Maßregel noch mehr gereizt worden durch seine persönliche Abneigung gegen den Juden Mardochai. Ihn ärgerte die Halsstarrigkeit, mit der ihm, als dem Günstling des Königs, der Gruß verweigert wurde. Mardochai unterließ diese Sitte aus religiösen Gründen, da die Ehrfurcht vor Gott ihm verbot, das Knie vor einem Menschen zu beugen. Er machte trotzig aus seinem Judenthum kein Hehl. Er forderte den Kampf heraus. Nun war er freilich im Vortheil, da er wusste, dass er sich auf seine Nichte verlassen konnte, während seinem Widersacher das Judenthum der Königin zu seinem Nachtheil unbekannt war. Und daran scheiterte sein ganzer Plan. Esther erfuhr die Gefahr ihrer Stammesgenossen durch Mardochai. Sie zögerte zuerst noch, da sie sich nicht mehr so sicher in der Gunst des unberechenbaren Königs fühlte. Sie war seit dreißig Tagen nicht zu ihm gerufen worden. Ungerufen zu kommen, war aber bei Todesstrafe verboten. Dennoch that sie, durch Fasten und Gebet gestärkt, den entscheidenden Schritt. Reich geschmückt, in voller königlicher Pracht, eilte sie zu Xerxes, der eben mit der ganzen feierlichen Zurüstung der orientalischen Etikette dem Staatsrathe präsidierte. Bei diesem ihr ungewohnten Anblick wird sie vor Schrecken ohnmächtig, aber eben dies erweckt das Erbarmen des königlichen Gatten, er legt sein schützendes Scepter auf ihre Schulter, fängt sie in seinen Armen auf und spricht sie als seine liebe Schwester an. Er fragt sie nach ihrem Begehren und gewährt

es gleich im vorhinein nach der Sitte dieser Könige. Sie ladet ihn für diesen Abend in ihre Gemächer, zugleich mit Aman. Aber noch wagt sie es da nicht, sich zu eröffnen, sie verschiebt in kluger Berechnung die Entscheidung auf den nächsten Abend. Aman hält dies alles in seiner Blindheit für eine Auszeichnung und glaubt so sicher zu sein, dass er dem Juden Mardochai, der wieder nicht grüßt, unverzüglich den Kreuzestod plant. Aber Esther hat schon früher den König an das vergessene Verdienst des Mardochai erinnert (vergleiche Esther 2, 22 mit 6, 1 u. ff.). Die Ehrung und Belohnung für seine wichtige Denunciation wird nicht ohne ihren Einfluss geschehen sein.

Endlich folgt die Enthüllung. Esther gibt sich dem König in wirkungsvoller Weise als Jüdin zu erkennen, indem sie ihn beschuldigt, ihr mit ihrem ganzen Stamme nach dem Leben zu trachten. Xerxes schwankt noch und überlegt, im Garten herumwandelnd. Der betroffene Aman will indessen allzu ungestüm sich in die Gunst der Königin einschmeicheln. Dies gibt für den wieder eintretenden König die Entscheidung. Er befiehlt, den Makedoner wegzureißen und ans Kreuz zu schlagen. Sein Haus wird der Königin übergeben. Sie bekennt sich nun auch zur Verwandtschaft mit Mardochai (8, 1) und dieser wird Vezier an Amans statt. Das alte Edict über die Ausrottung der Juden konnte zwar nach persischem Staatsrecht nicht widerrufen werden, aber durch ein neues Edict wurde den Juden gestattet, sich zu wehren und ihren Feinden zuvorzukommen. Dies thaten sie denn auch im Bewusstsein ihrer neu gesicherten Stellung. So wurden von ihnen in dieser umgekehrten Judenverfolgung allein zu Susa am ersten Tag 500 Judenfeinde getödtet und am zweiten Tag infolge eines neuen Privilegiums 300. Die Söhne des Aman wurden auch ans Kreuz geschlagen. Das Gut ihrer Feinde durften die Juden nicht plündern, es gieng wohl in den königlichen Schatz als Ersatz für das ausgefallene Judengeld.

Über das weitere Schicksal der Esther wissen wir nichts. Xerxes wurde acht Jahre später, ein Jahr nach der Niederlage der persischen Flotte am Eurymedon, vom Eunuchen Aspamithres und dem Befehlshaber der Leibwachen Artabanos, ermordet (465 v. Chr.). Sein jüngster Sohn Artaxerxes ward König. Amestris, die frühere Königin und Mutter des neuen Königs, lebte noch und kam jetzt erst recht zu großem Einfluss. Sie beherrschte ihren Sohn bis an ihr Lebensende, das kurz vor den Tod des Artaxerxes fällt (425 v. Chr.). Ihr grausamer Sinn äußerte sich noch in ihrem hohen Alter durch die Opferung von zweimal sieben vornehmen Perserknaben, die sie zum Dankopfer dem unterirdischen Gotte lebendig begraben ließ, wie Herodot (7, 114) gelegentlich erwähnt.

Die Juden waren zur Zeit des Artaxerxes nicht weniger angefeindet als unter Xerxes, wie aus der Anklageschrift hervorgeht, die bei Esdras (1, 4) steht. Es wird ihnen da vorgeworfen, dass sie sich der Steuerleistung zu entziehen suchen, dass sie rebellisch seien, ein Schaden für die Könige und die Provinzen. Dieser Anklageschrift wurde auch durch ein scharfes Edict des Artaxerxes stattgegeben (Esdras 1, 4, 18 ff). Der Wiederaufbau Jerusalems wurde dadurch eingestellt und die Feinde der Juden angewiesen zu sorgen, dass dieser Schaden an den Königen nicht weiter wachse. Im 7. Jahre des Artaxerxes (458 v. Chr.) kam dann Esdras aus Babylon mit besseren Vollmachten und der König erlaubte ihm, so viele Juden er wollte, nach Judäa und Jerusalem mitzunehmen, so wie Geld dahin auszuführen (Esdras 1, 7, 11 f). Nehemias brachte einige Jahre darauf (445 v. Chr.) die Erlaubnis, die Mauern weiter zu bauen, und bahnte eine vollständige Restauration des nationalen und religiösen Lebens an. Dass die Juden noch in der Zeit des peloponnesischen Krieges die Bankiere des Orients blieben, beweist des Aristophanes „Plutos“; in dieser Komödie wird der Gott des Reichthums als alter beschnittener Uranos- oder Jehovadiener beschrieben (Vers 267).

Das persische Reich aber gieng in der Folge zu Grunde durch die Makedoner, die Nachkommen der Amyntas und Alexandros. Das, was Xerxes von Aman befürchtet hatte, dass er verrätherischer Weise die Herrschaft der Perser an die Makedoner bringen wolle, das war durch den Lauf der Weltgeschichte anderhalb Jahrhunderte später wirklich erfolgt, aber durch die offene Entscheidung der Waffen. Damals wurde Alexander der Große von den Juden als der von Daniel Verkündete freundlich aufgenommen. Erst später in den Zeiten der Machabäer geriethen Makedoner und Juden wieder aneinander.

Die wertvollen Quellen für unsere Erzählung waren das Geschichtswerk des Herodot und das Buch Esther. Der Wert beider Bücher als historischer Urkunden ist nicht hoch genug zu schätzen; sie müssen aber auch als moralische und ästhetische Documente gewürdigt werden. Man bedenke, dass erst Herodot durch Sammlung, Auslese und Vergeistigung aus dem thatsächlich sehr schwankenden Charakterbild jener Zeit das classische Epos des Hellenenthums gemacht hat. Ohne Herodot gäbe es für uns keinen Leonidas und Themistokles, kein Marathon und Salamis, ebensowenig als es ohne Homer für uns einen Achilles und Odysseus gäbe. In noch viel höherer Weise gilt das vom Buch Esther; es verklärt ein historisches Ereignis, ohne dem geschichtlichen, ja documentarischen Wert Abbruch zu thun, zu einer Parabel von ewiger Bedeutung. Für uns ist der national-jüdische Stand-

punkt ebenso überwunden wie der national-griechische. Aber in derselben Weise, wie die hausväterlichen Geschichten der evangelischen Parabeln, ist uns das Intriguenspiel am persischen Königshofe zum Gleichnis der innigsten Heilswahrheiten geworden. Das gilt vor allem von dem ursprünglichen vollständigen Zustand des Estherbuches, wie es uns durch die altgriechische Übersetzung erhalten ist. Nur diese kennt den Makedoner Aman. Der heutige hebräische Text ist nur eine Abkürzung, ja eine Verweltlichung des geheiligten Originals. Es zeigt sich auch in diesem Fall, dass nur die auf der Antike beruhende Kirche die echte Tradition hat, während die jüdische Überlieferung vom Gegensatz und Widerspruch lebt. Dieser hebräische Text nennt den Aman irrthümlicher Weise einen Agagiter, was Oppert mit Hilfe der Keilinschriften auf die medische Stadt Agag beziehen wollte. Eines darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass sich in eine der beiden griechischen Versionen, die wir besitzen, der Fehler eingeschlichen hat, dass „Artaxerxes" für „Assyeros" steht.

Nachdem wir also eine hellenische und eine biblische Quelle verglichen haben, gehört zur Vollendung des Ganzen auch noch ein Zug des national persischen Geistes. Und so wollen wir auch noch den Xerxes selber reden hören, wie er in einer Inschrift sagt: Ein großer Gott ist Auramazda, der diese Erde schuf, der jenen Himmel schuf, der den Menschen schuf, der die Annehmlichkeiten schuf für den Menschen, der den Xerxes zum Könige machte, zum alleinigen Gebieter Vieler. Ich bin Xerxes, der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder, die aus vielen Stämmen bestehen, der König dieser großen Erde auch fernhin, der Sohn des Königs Darius, der Achämenide (ein Perser, Sohn eines Persers, ein Arier von arischem Samen). Auramazda möge mich schützen sammt den Göttern.

Xerxes ist noch zu seinen Lebzeiten (472 v. Chr.) vom zeitgenössischen Dichter und Kriegshelden Äschylos auf die attische Bühne gebracht worden in einer großartigen Scene, die „Perser" genannt. Das Perserland wartet auf seinen Herrn, Atossa, die Mutter, auf ihren Sohn. Ein Bote bringt die Kunde von den Niederlagen bei Salamis und Platäa. Der Geist des Dareios erscheint und beklagt den Übermuth seines Sohnes. Endlich kommt der flüchtige Xerxes selber und beschließt jammernd das Stück. Es ist sonst nicht die Weise der hohen Tragödie, die Gegenwart zu behandeln; Äschylos ist dieser Ausnahme nur durch folgende Kunstmittel gerecht geworden: erstens versetzt er die Scene in den phantastischen Orient und fängt so in diesem Märchenspiegel die heimischen Ereignisse auf; zweitens idealisiert er die Historie durch Traumbilder und Geistererscheinung; drittens umgibt er sie mit einem mythischen Rahmen, mit einem Einleitungs- und Schlussstück mythischen

Charakters, die aber beide nicht mehr erhalten sind; viertens endlich mischt er in die Tragödie, besonders in den Schluss, ein grotesk-komisches Element, ganz mit Recht und von feinstem künstlerischen Gefühl geleitet, denn die Gegenwart ist, wie Aristophanes lehrt, die Domäne der großen Komödie.

Diesem Kunstwerk ersten Ranges gegenüber kann die Oper von Händel kaum in Betracht kommen, die er 1737—1738 componierte. Hier erscheint der Titelheld „Xerxes“ als der Liebhaber der Romilda, der Braut seines Bruders Arsamenes. Aber Amastris folgt dem geliebten Xerxes in Männerkleidung auf seinem griechischen Feldzug und wird endlich seine Gattin. Ein komischer Diener trägt zur Belebung der complicierten, aber schematisch langweiligen Intrigue bei. Die in ihrer unvergleichlichen Einfachheit wunderschöne Arie des Xerxes an seine geliebte Platane ist als beliebtes Concertstück den weitesten Kreisen bekannt.

Eine schöne Dramatisierung der Esthergeschichte hat Racine im Jahre 1689 für das klösterliche Mädcheninstitut von Saint-Cyr geleistet. In einer bedeutsamen Vorrede erzählt er die Entstehungsgeschichte dieser Arbeit, die von rein erziehlichen Absichten ausgegangen war; die Mädchen sollten an einem heiligen Stoff sich in Declamation, Gesang und würdigem Benehmen üben. Der edle Racine ergriff diese Gelegenheit, einer von ihm lange gehegten Absicht entsprechend, sich der reinen, antiken Form des Dramas noch entschiedener zu nähern, als es die lediglich declamatorische Weise der französischen Tragödie bis dahin erlaubt hatte. Er erreichte das durch Einfügung der lyrischen, gesungenen Chöre. Die Dichtung hatte großen Erfolg über ihren nächsten Zweck hinaus. Es zeigte sich dabei der Segen des Nützlichkeitsprincips für die Ästhetik. Der ganze Hof Ludwig XIV. machte dabei die Erfahrung, „dass man sich an religiösen Stoffen ebenso erfreuen könne, wie an profanen Spectakeln“. Racine streute auch einige Züge aus Herodot ein, allerdings in der irrigen Annahme, dass Assuerus mit Darius identisch sei. Den Prolog spricht die „Piété“. Die Handlung beginnt, indem Esther ihrer Vertrauten die Geschichte ihrer Erhöhung erzählt, worauf alsbald Mardochée das Mordedikt bringt und Esther zur Rettung ermahnt. Mit der Verurtheilung des Aman schließt die Handlung. Den Chor bilden jüdische Jungfrauen, Genossinnen Esthers. Racine erwähnt, dass das Publicum den Schlusschor zu lang fand, und in der That ist dies der einzige Fehler seiner Composition; die Griechen hätten nie nach der Katastrophe noch ein langes lyrisches Chorlied folgen lassen, höchstens einen Klagegesang. Überhaupt befindet sich Racine schon dadurch im Nachtheil gegenüber seinen Mustern, dass er zum Schaden der künstlerischen Einheit einer musikalischen Mithilfe

des Componisten Moreau bedurfte, während bei dem alten, echten Drama Poesie und Musik aus einem Füllhorn floss.

Mit Recht gilt Grillparzer's Estherfragment als eine glänzende Talentprobe unseres Dichters. Über die historischen Verhältnisse war er sich freilich ganz unklar, was schon aus der Erwähnung eines ägyptischen Pharao hervorgeht, dessen Tochter der Perserkönig heiraten könnte. Die verstoßene Vasthi, obwohl nicht selber auftretend, sollte als Hintergrund aller Intriguen am Hofe wirksam sein. Es ist begreiflich, dass Grillparzer die Freude an der Ausführung verlor; seine Gestalten waren kräftig und sicher, aber ungünstig für die Weiterführung der Handlung angelegt. Ein Hauptfehler war, dass er aus Haman, der doch als Träger des tragischesten Schicksals ausgehen muss, einen komischen, lächerlichen und kleinlichen Hofmann gemacht hatte. Es ist eine Hauptregel der dramatischen Technik, dass der Dichter die Charaktere seiner Gestalten nach den Grundlinien der Fabel, besonders aber nach den gegebenen Endschicksalen ausgestalten soll und nicht umgekehrt. Sonst knüpft er sich durch seine Charaktere einen Knoten, der wie in diesem Fall weder zu lösen noch zu zerhauen ist, als höchstens im Stile des grotesk-komischen Puppenspieles, wie es etwa Goethe in den Jahrmarkt zu Plundersweilern einschob; aber dazu ist der Stoff denn doch zu erhaben. Und so ist denn auch Goethe über einige keck improvisierte Fragmente seines parodistischen Puppenspiels nicht hinausgekommen.

Wenn man noch einmal diesen Stoff dramatisch zu bearbeiten hätte, so würde ich es für einen Raub halten, die Handlung auf einer weniger erhabenen Grundlage aufzubauen, als die äschyleische Kunstform sie darbietet. So wie er es mit der Geschichte des griechischen Feldzugs gethan hat, so könnte man auch versuchen, die reiche Handlung des Estherbuches, durch den herodotischen Bericht ergänzt, in einen Act, oder wie die Spanier sagen, in ein „Auto“ zusammenzufassen. Aber wer wird sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen des dramatischen Höckermarktes um die große Kunst, um die «ars perennis» bemühen!

Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

I.

Aus dem October des Jahres 1848.

(Fortsetzung.)

7.

Am selben Tage da unsere „Erklärung“ an der Spitze der Nár. Nov. prangte, 13. October, waren die übrigen der am 8. nach Wien abgegangenen Sendboten der Stadtverordneten, der Slovanská Lípa und der Studentenschaft in Prag wieder eingetroffen. Es waren das also neue Factoren und Motoren in jener Richtung, die wir zu bekämpfen hatten und bekämpfen mussten.

Nachmittags war große Studenten-Versammlung im Carolinum. Rieger, Štúr und Hurban fanden sich daselbst ein. Rieger ergriff sogleich das Wort, indem er an die Versammlung die Frage richtete, ob sie ihm Vertrauen schenke? ob sie überzeugt seien von seiner Liebe zur Freiheit? ob sie ihn solcher Einsicht und Überlegung ähig hielten, dass er, was in Wien vorgehe, richtig erfassen und sich darüber ein reifes und wahres Urtheil bilden könne? Als ihm die Anwesenden mit lautem Beifall ihre Zustimmung zu erkennen gaben, fuhr er fort: „Der jetzige Kampf in Wien ist kein Kampf gegen die Reaction, die es nirgends gibt, sondern ein Kampf der Frankfurter und der magyarischen Partei, deren Politik auf nichts anderes abzielt, als Österreich zu zerreißen; der beste Beweis für diese Thatsache sind die nahen Beziehungen, in denen Löhner und Pulszky zu einander stehen. Der Reichstag ist auf der breitesten Basis gewählt, selbst der Taglöhner war von der Wahl nicht ausgeschlossen; jeder Angriff auf den Bestand, die Autorität, die Selbstbestimmung des Reichstages, er komme vom Absolutismus oder von einer anderen Seite her, muss daher als ein Attentat gegen die Freiheit angesehen werden. Nicht aus erbärmlicher Furcht haben die böhmischen Abgeordneten Wien verlassen, sondern allein darum, weil ihr längeres Verharren in Wien ein Verrath an ihrer Nation gewesen wäre. Österreich muss ein freier Hafen für alle Völker sein; in Wien aber will man die Gleichberechtigung mit Füßen treten, die Oberherrschaft eines Volksstammes über die andern aufpflanzen“. Nach Rieger sprachen Štúr, der namentlich Jellačić gegen die Verdächtigung in Schutz nahm, als sei er ein Werkzeug

der Camarilla, und Hurban, der sich über die wahren Begriffe von Demokratie und Reaction ausließ, die nicht bloß in politischem Sinne, sondern auch im nationalen zu nehmen seien. Der Erfolg dieser drei Vorträge war ein vollständiger. Zwei Tage später erschien eine Erklärung des Studentenausschusses „im Namen der Prager Studentenschaft", worin sie ihr politisches Glaubensbekenntnis ablegten und ihr volles Vertrauen zu der Haltung der Vertreter Böhmens auf dem Reichstage aussprachen.

Am späten Abend erschienen drei der aus Wien Zurückgekehrten — keine Studenten — in der Bürger-Ressource. Sie sahen die Dinge in Wien rosenroth: die Aufnahme, die sie im Reichstage gefunden, sei eine eben so herzliche als ehrenvolle gewesen; keine Anarchie, kein Terrorismus herrsche in der Stadt; der Reichstag sei beschlussfähig und in seinem Rechte u. dgl. m. Doch da sich unter den Anwesenden mehrere von uns Reichstagsabgeordneten, die wir eben wieder eine Berathung gehalten hatten, befanden, und wir den Wiener Enthusiasten Thatsachen entgegensetzten, die sie nicht zu widerlegen vermochten, so hatten ihre Reden keinen Erfolg und sie mussten abziehen.

Anders freilich sah es in den deutschen Kreisen der Hauptstadt und des Landes aus. Dort fassten die Sympathien für Wien und den Kampf der Freiheit gegen die Gewalt, wie man es nannte, mit jedem Tage festere Wurzeln. Dem Wiener Reichstage wurde aus den deutschen Gegenden Böhmens ein Vertrauensvotum nach dem andern zugeschickt; man sprach seine „Bewunderung der Einsicht, des Muthes, der Vaterlandsliebe" den Männern aus, „die im Sturme des heißen Kampfes das Ruder mit fester Hand führten, um an der Klippe des Zwiespalts das Staatsschiff vor dem Scheitern zu retten"; man gelobte, ihrem aufmunternden Beispiele zu folgen und „Gut und Blut für das heilige Wohl des freien Vaterlandes einsetzen" zu wollen; „Recht und Freiheit können nimmer verloren gehen, so lange ein solcher Reichstag als deren Wächter sie schützet". An die Abgeordneten, welche Wien verlassen hatten, ergieng die Aufforderung, auf ihre Sitze zurückzukehren; die Bezirke, aus denen sie gewählt, sollten ernstlich in sie dringen, dass sie ihrer Verpflichtung nachkämen und dem Vertrauen, das ihre Committenten in sie gesetzt, entsprächen; ja es sei dieses Gebot „auch auf jene Abgeordneten auszudehnen, die sich, besonders berücksichtigungswerte Verhältnisse ausgenommen, mit Urlaub außer dem Bereiche ihrer übernommenen heiligen Pflichten begeben hatten." So sehr Kundgebungen solcher Art mit unserer Überzeugung im Widerspruch standen, so mussten wir doch zugeben, dass sie in anständigem Tone abgefasst waren; allein ein wahres Schandmal war ein Actenstück, das der „Deutsche Central-Verein für Böhmen in Reichenberg" veröffentlichte Nicht bloß wir mit unserer

secessio in Montem Sacrum, die ganze Rechte des Reichstags wurde verhöhnt, verspottet, verunglimpft: sie bot, hieß es in den Artikel, „das widrige Schauspiel eines mäkelnden und schachernden Egoismus in jeder Sitzung des Reichstages; man glaubte sich in eine Trödelbude versetzt. Wir haben etwas ähnliches nur in der verderbtesten aller Kammern, der französischen vor der Februar-Revolution, gesehen, müssen jedoch der Rechten zugestehen, dass sie aus natürlicher Anlage es in acht Wochen eben so weit brachte, als die französische Majorität in fünfzehn Jahren und mit Lehrmeistern wie Louis Philippe, Duchâtel und Guizot". Unsere Entrüstung, dass der Reichstag kein Wort des Tadels über die Schandthaten des 6. Octobers gefunden, nannten die Reichenberger „eine Denunciation des Reichstages", für die sie „keinen sattsam bezeichnenden Ausdruck hätten". Auf unsere Verwahrung, dass der Reichstag, seinen Wirkungskreis überschreitend, die Executivgewalt an sich gerissen habe, riefen sie uns zu: „Freilich, es ist von der Feigheit nicht zu erwarten, dass sie den Muth preise, von der Gemeinheit nicht, dass sie das Erhabene würdige! Das Anrufen der Geschäftsordnung gegenüber der Revolution klingt lächerlich und traurig zugleich aus dem Munde derjenigen, welche die Revolution mit einer Toga bekleidet hat, die sie jetzt zum Bedientenrocke herabwürdigt." Die sinnlose Wuth, die aus jeder Zeile dieses Machwerkes herausleuchtete, war der sprechendste Beweis, wie empfindlich die Argumente unserer „Erklärung" die Verfasser jener Schmähschrift getroffen hatten.

Endlos war das Geschimpfe der Wiener radicalen Blätter. Die böhmischen Abgeordneten, sagten sie, haben sich in ihr beschränktes Nationalthum verpuppt und bilden sich ein, die Revolution sei einzig und allein gegen sie ausgebrochen. Sie messen ihrer Beziehung zum Staate eine Wichtigkeit bei, die nur illusorisch ist. Sie vergessen, dass sich die Erde, ihr kleines Heimatland, um die Sonne, das große künftige Österreich, und nicht die Sonne um die Erde dreht. . . . „Aber war es wirklich Furcht, warum sie den Reichstag verlassen? Nein, es war nicht Furcht, es war Perfidie! Es war ein wohl berechneter Kniff, um den Reichstag zu einer künstlichen Minorität zu machen und dessen Beschlussfähigkeit zu vernichten. Es ist eine Politik des Jesuitismus und Machiavellismus. Niemals ist ein frecherer Missbrauch mit dem Worte «Gleichberechtigung» getrieben worden. Von Deutschland wollen sie sich losreißen, um in ihrem eigenen Lande die Deutschen desto besser niederdrücken zu können. Panslavistische Gelüste sind es, die sich hinter ihren Ränken und Umtrieben bergen. Schon werden die Zimmer in der kaiserlichen Hofburg zu Prag neu hergerichtet; nach Prag wollen sie den Kaiser locken, um ihn dort zum slavischen Kaiser ausrufen zu lassen." So schrieben die „Ostdeutsche Post", „Gerad' Aus!", die „Press-

burger Zeitung" u. a. Derselbe Windisch-Grätz, den der excentrische Zimmer in den Prager Junitagen als einen Vorkämpfer des Deutschthums gegen den rebellischen Panslavismus bis in die Wolken erhoben hatte, galt jetzt denselben Leuten als bloßes Werkzeug in den Händen der böhmischen Intriganten. „Der alberne Schwätzer Trojan, der jesuitische Fanatiker Hawliček haben aus dem Hoflager Depeschen an Windisch-Grätz gebracht, der schon die Bestimmung zu haben scheint, ein moderner Alba zu werden; die Prager Bürger haben ihn gebeten, gegen Wien zu ziehen, haben ihm Geißeln für die Sicherheit Prags während seiner Abwesenheit angeboten, haben ihm einen Fackelzug gebracht. Wir würden es für eine Unehre halten, den Namen Bürger zu tragen, wenn Schufte diesen Titel zu führen verdienen." Dass Jellačić, der eigentliche Repräsentant des loyalen und selbstbewussten Slaventhums, bei solchen Leuten noch schlechter davonkam, versteht sich von selbst. „Paladin Jellačić" nannten sie ihn höhnend; „die Geißel Gottes", „Klein-Attila" schimpften sie ihn.

Ausfälle solcher Art fanden in Prag selbst Wiederhall. In diesen Tagen wurde ein Ausspruch citiert, den Hawliček gethan haben sollte: „Lieber ein wenig Reaction, wenn wir nur die Nationalität retten." „Nun freilich", habe darauf Kleinert, einer der in Prag anwesenden Wiener Studenten, erwidert, „was liegt an Gott und der Freiheit, wenn nur böhmisch gesprochen wird." Wortspiele wie: „Slavisch — sklavisch", Sarkasmen wie: „Zuerst Czeche, dann Mensch" cursierten in der Stadt. Zuletzt ließ das sonst durchaus national gesinnte „Prager Abendblatt" folgenden starken Satz los: „Prag und Wien haben gleiche Geschicke. Prag hatte einen Juni, Wien hatte einen October. Wie wir verleumdet wurden, so sucht man die Wiener zu verleumden. Uns verleumdeten Polizeispione, Denuncianten, Gutgesinnte und derlei Gesindel; wir nannten sie Schurken: und wer verleumdet Wien? — Aus Scham dürfen wir es nicht gestehen."

Im Gegensatze zu diesen schweren Verunglimpfungen fand unsere Politik selbst bei solchen Männern Billigung, die nicht unseren Kreisen angehörten, die aber einsichtsvoll und vorurtheilsfrei genug waren, um den wahren Stand der Dinge richtig zu erfassen. Mehrere von den Vertretern deutscher Bezirke Böhmens waren in den ersten Tagen in Wien geblieben, — sie würden jetzt gerne unserem Beispiele gefolgt sein, allein sie wurden nicht mehr hinausgelassen. So saßen sie denn in dem Rumpf-Parlament der Winter-Reitschule und machten gute Miene zum bösen Spiel, weil sie nicht anders konnten. Als im Reichstage beantragt wurde, die neugeschaffene Mobilgarde aus öffentlichen Mitteln zu besolden, sagte der Abgeordnete für Friedland, Uchatzi, mit einem gewissen Galgenhumor: „Nun, wenn wir die bezahlen, die hereinschießen, warum sollen wir nicht auch die bezahlen, die hinausschießen",

und stimmte für die Bewilligung. Eine merkwürdige Äußerung eines mährischen Deutschen brachte die Prager „Wage“. Ein Brünner schrieb nämlich an einen Freund: „Du wirst wahrscheinlich staunen, wenn ich Dir sage, dass ich, trotz aller individuellen Abneigung, von den Slaven das Heil der Monarchie erwarte. Die Ultra-Deutschen wollen die Zerstücklung, die Ungarn eine todbringende Schwächung des Reiches; es bleiben nur die Slaven, von deren politischem Scharfsinn wir die Erhaltung des Staates mit Zuversicht erwarten können. Ob dann die Monarchie eine deutsche oder eine slavische sein wird, gilt dem wahren Vaterlandsfreund gleich.“

8.

Wir waren durch diese ganze Zeit im Ungewissen, wohin sich die Fahrt, richtiger gesagt, die Flucht des kaiserlichen Hofes zuletzt wenden werde. Einige meinten: nach Prag, und dies schien darin seine Bestätigung zu finden, dass gerüchtweise verlautete, dass die kaiserlichen Zimmer im Schlosse „zum Empfang eines hohen Gastes“ hergerichtet würden. Uns wäre ein solcher Vorgang keineswegs lieb gewesen. Wir wollten nicht, dass es den Anschein gewinne, als ob wir ganz und gar in den Händen des Hofes seien, oder der Hof in den unsrigen, und es kam uns daher gelegen, als die Nachricht eintraf, Olmütz sei das Ziel der Reise. Dass wir mit dieser unserer Auffassung das richtige getroffen hatten, bewies ein Ausspruch, den der naive Peitler im Wiener Rumpf-Parlamente that, als er über die verunglückte reichstägliche Deputation in Seelowitz Bericht erstattete: „Übrigens ist es noch ein Glück, dass der Hof nach Olmütz geht und nicht nach Prag; von zwei Übeln muss man das kleinere wählen.“ (Heiterkeit und Beifall.)

Wir beschlossen, eine Deputation aus unserer Mitte an das kaiserliche Hoflager zu senden. Der Schieferdeckermeister Jaroš, ein sehr gewandter und umsichtiger Mann, der in städtischen Kreisen einigen Einfluss hatte, wurde von uns nach Olmütz vorausgesandt, um den Boden zu sondieren. Unsere Deputation sollte dem tiefgebeugten Monarchen die Gefühle der Treue und Anhänglichkeit der Bevölkerung, deren constitutionelle Vertreter wir waren, huldigend darbringen. Es war aber noch ein zweiter Zweck damit verbunden. Unter den zahllosen Gerüchten, welche in jenen Tagen die Luft durchschwirrten, war auch das, dass der Hof, sobald er einmal hinter den Festungsmauern von Olmütz sicher sei, den constituierenden Reichstag, dessen in Wien verbliebene Reste sich so tief in die Revolution eingelassen hatten, auflösen werde. Unsere Deputation sollte daher an die Versicherung unserer unverbrüchlichen Loyalität mit entschiedenem Nachdruck die Erwartung knüpfen, dass an der Unauflösbarkeit des constituierenden Reichstages und überhaupt an den constitutionellen Freiheiten nicht werde gerüttelt werden. Wir durften

hoffen, dass diese unsere Forderung um so größeren Eindruck machen werde, als sie von jenem Theile der Abgeordneten gestellt wurde, die ja selbst unter den Ereignissen des 6. October gelitten und dieselben in unzweideutiger Weise missbilligt und verurtheilt hatten. Daneben hielten wir für unseren Theil noch immer an dem Vorhaben fest, am 20. eine Versammlung möglichst vieler unserer Collegen in Brünn zu veranstalten. Es ergiengen von uns nach allen Seiten Einladungen an solche Abgeordnete, von denen wir voraussetzten, dass sie den Vorgängen in Wien abhold seien. Auch darauf richteten wir unser Augenmerk, dass dabei möglichst alle Provinzen vertreten seien; es sollte jeder Schein vermieden werden, als ob diese Versammlung, welche die Wiener radicalen Blätter als ein „Winkel-Parlament" verspotteten und als einen „hochverrätherischen" Anschlag wider die Autorität des Reichstages bezeichneten, bloß von böhmisch-mährischen Abgeordneten besucht werde. Hawlíček gab sich den besten Hoffnungen hin. Er berechnete in seiner „Nár. Nov." die Zahl der in Wien verbliebenen Abgeordneten auf 140, daher man darauf zählen könne, dass sich 192 uns anschließen würden; er meinte nämlich, wer nicht in Wien sei, werde nach Brünn kommen.

Unsere Deputation nach Olmütz sollte aus zwei Abgeordneten bestehen, der eine aus den böhmischen, der andere aus den deutschen Wahlkreisen. Die Mehrheit der Stimmen fiel auf Brauner und Anton Edlen von Stark. Letzterer aber lehnte ab; er entschuldigte sich, dass er nothwendig für einige Zeit nach Hause reisen müsste, und wies dabei auf mich, da ich für eine solche Mission geeignet sei. Meine Collegen waren damit einverstanden. Da wir erfahren hatten, dass der Hof in Olmütz für den 14. October erwartet werde, so wurden Brauner und ich ersucht, am 14. abends von Prag abzureisen, um sobald als möglich vom Kaiser empfangen zu werden.

* * *

Bevor ich Prag verließ, ereignete sich ein Zwischenfall, der für meine ganze künftige Lebensrichtung von Bedeutung sein sollte. Das Ziel meines Ehrgeizes war bisher gewesen, die Lehrkanzel des römischen und canonischen Rechtes an der Prager Universität zu erlangen, die mein theurer Vater über ein Vierteljahrhundert mit Ehre und Ruhm versehen hatte. Meine Frau und ich hatten darum in den Stunden, die mir von den Verhandlungen in der bürgerlichen Ressource frei blieben, eifrig nach einer Wohnung herumgesucht, die wir endlich nach unserem Wunsche fanden. Sie war in einem neugebauten Hause in der Krakauer- oder Mariengasse gelegen, dessen Rückseite nicht verbaut war, so dass wir von da, besonders in der schönen Jahreszeit, die Aussicht auf die Basteien und über diese hinweg in das offene Land hatten. Meiner Frau machte es nun das größte Vergnügen, diese Wohnung hübsch auszustatten, und

ich konnte mir ein glücklicheres Leben nicht denken, als an ihrer Seite eine stille Häuslichkeit, und vor mir den Beruf als Lehrer und Schriftsteller in zwei Fächern, die ich bereits lieb gewonnen hatte und für die ich mich, besonders im Romanum, mit bahnbrechenden Ideen trug. Das sollte nun anders werden.

Am 13. vormittags erschien ein unerwarteter Gast in Prag. Ich war mit zwei oder drei meiner Reichstagsgenossen in unserem gewöhnlichen Berathungszimmer in der bürgerlichen Ressource beisammen, als ein Mann von hoher Gestalt hereintrat, mit einem kurzen, ziemlich schäbigen Studentenmäntelchen, sogenannten „Kragen" angethan . . . es war Stadion. Er hatte anfangs in Wien bleiben wollen und hatte am 7. den Grafen Heinrich Clam in meine Wohnung ausgesandt und durch diesen ausgekundet, dass ich mich nach Prag begeben habe. Er erzählte uns nun lachend, wie er noch am 7. erfahren habe, dass man auf der Aula nach dem Stricke suche, um ihn aufzuhängen; dass er es auf diese Probe nicht habe ankommen lassen wollen, sondern beschlossen habe, lieber den Leutchen aus dem Wege zu gehen; dass er sich, ich weiß nicht wie und von wem, diesen grauen „Kragen" verschafft habe, unter dessen Schutz er ungekannt aus Wien entkommen und in der letzten Nacht in Prag eingetroffen sei.

Nachdem sich meine Genossen entfernt hatten und Stadion mit mir allein war, theilte er mir mit, dass es ihm recht lieb sei, zu vernehmen, dass ich nach Olmütz bestimmt sei; er glaube mir nützlich sein zu können, indem er mich auf dieses und jenes aufmerksam mache; er wünsche daher, mich vor meiner Abreise noch sprechen zu können. Ich erbot mich, ihn in seinem Absteigequartier „zum blauen Stern" aufzusuchen; er erklärte jedoch, er wolle lieber zu mir kommen, da wir in meiner Wohnung ungestörter und jedenfalls minder beobachtet seien, als in dem Zimmer eines Gasthofes. Andern Tages erhielt ich ein paar Zeilen, worin er mir mittheilte, dass er mich um ½3 Uhr nachmittags aufzusuchen gedenke. Er traf pünktlich ein; meine Frau befand sich bei mir, die uns sogleich allein ließ. Nachdem er Platz genommen, begann Stadion ungefähr wie folgt: „Sie werden den kaiserlichen Hof in Olmütz wahrscheinlich rathlos finden. Er ist in einer peinlichen Lage und hat, so viel ich weiß, keinen rechten Berather zur Seite. Von den Ministern ist nur Wessenberg dort; allein dieser hat, wenn schon den Willen, doch nicht den Einfluss und die Macht, um den Hof das Richtige ergreifen zu lassen. Es wird deshalb vielleicht dem Hofe selbst lieb sein, wenn jemand von außen kommt, der auf manches hindeuten und aufmerksam machen kann. Es wird sich mit nächstem um die Bildung eines neuen Ministeriums handeln. Von den Persönlichkeiten des Reichstages, namentlich von Ihren Landsleuten, kenne ich nur zwei, auf die man für diesen Zweck sein Auge richten könnte: Strobach und Sie." . . . . Ich gestehe, dass ich in diesem Augenblicke eine

Überraschung und eine Beklemmung fühlte, wie nicht bald wieder in meinem Leben; wenn wir nicht gesessen hätten, so weiß ich nicht, ob ich nicht, da meine Kniee zitterten, ins Wanken gekommen wäre. So geschäftig von jeher meine Phantasie im Dienste meines Ehrgeizes gewesen war, bis zu der Höhe, mich an der Leitung der Staatsgeschäfte zu betheiligen, hatte sie sich nie aufgeschwungen. Auch war ich ja noch nicht volle 28 Jahre alt, von Übung und Erfahrung in den Geschäften keine Spur, dazu von einem großen Theile der Volksvertretung gehasst wie irgend einer. Das waren denn auch die Einwendungen, die ich Stadion entgegensetzte; er versuchte sie zu widerlegen, brach aber, weil er die passende Art dazu nicht fand, rasch ab und gieng in seiner leichten Weise auf andere Gegenstände über, an die ich mich nicht mehr erinnere und die ich wohl auch damals, bei der Aufregung, in der sich mein Inneres befand, mehr nur mit dem leiblichen Ohr aufgenommen habe. Zuletzt sagte er, er werde in den nächsten Tagen nach Olmütz nachkommen und mich seine Ankunft allsogleich wissen lassen.

Dass ich von der Mittheilung, die mir Stadion gemacht hatte, keinem Menschen eine Silbe verrieth, versteht sich von selbst; auch hatte ich kaum die rechte Zeit dazu; denn wenige Stunden später fuhr ich mit Brauner nach Olmütz ab, wo wir am 15. morgens, es war ein Sonntag, eintrafen und im Gasthofe „zum schwarzen Adler“ Unterkunft fanden.

9.

Die größeren Städte in Mähren, wie auch in den anderen sogenannten deutschen Erblanden, Innsbruck vielleicht ausgenommen, waren vorherrschend radical und frankfurtisch gesinnt. Brünn war der Sitz des Landesguberniums und hatte eine starke Arbeiterbevölkerung. Olmütz war Festung und zugleich Universitätsstadt. Die Bürger in Olmütz und Brünn waren in der Mehrzahl eingefleischte Deutsche oder verdeutschte Slaven, welche letztere es in ihrer Abneigung gegen das Slaventhum den geborenen Deutschen vielleicht noch zuvorthaten. Sie waren gegen einen engeren Anschluss von Mähren an Böhmen, weil sie fürchteten, dass dadurch das Slaventhum gestärkt würde. Sie waren gegen eine Begünstigung des slavischen Bauers, der dadurch den deutschen Städtebewohnern gleichgestellt würde. Sie waren gegen die sprachliche Gleichberechtigung, weil dabei die bisherige bevorzugte Stellung des Deutschthums verloren gienge. Sie schwärmten für den Anschluss an das frankfurtische Deutschland, weil sie sich im eigenen Lande inmitten einer überwiegend slavischen Bevölkerung wie auf einer Oase oder wie in einer vom Feinde bedrohten Festung vereinzelt und verlassen sahen. Sie sympathisierten mit der „glorreichen Revolution“ in Wien, weil sie dieselbe für einen Sieg des Deutschthums gegen den übermächtigen und übermüthigen „Panslavismus“

ansahen. Mit einem Wort, Brünn und Olmütz waren die Hauptstädte, aber nicht des überwiegend slavischen Mährer-Landes, sondern der ihnen nacheifernden deutschthümelnden Städte im Lande. Wer sich hier als Slave geltend machen wollte, war anrüchig, wurde scheel angesehen und in jeder Art verläumdet. Was insbesondere Olmütz betraf, so kamen dazu die „akademischen Bürger", die in der großen Mehrzahl ultra-deutsch, frankfurtisch und demokratisch gesinnt waren.

In dieser Stadt nun sollte der kaiserliche Hof, aus der Nähe von Wien flüchtig, seinen Aufenthalt nehmen. Festungs-Commandant war FML. Heinrich Baron Sunstenau von Schützenthal, 1780 geboren, also hoch in Jahren. Man hatte ihm im Jahre zuvor diese Stellung als Ruheposten gegeben; allein Ruhe hatte niemand im Jahre 1848, am allerwenigsten ein General in einer Universitätsstadt. Die Besatzung der Festung war immer mehr geschwächt worden, in den letzten Tagen war der Truppenstand auf 3000 Mann herabgebracht, während die demokratische Partei, ein Theil der akademischen Jugend voran, kein Mittel unversucht ließ, die städtische Bevölkerung aufzuhetzen und in das Land hinaus Aufreizer zu senden.

Die Annäherung des Hofes kündigte sich in Olmütz durch immer neue Gäste an. Erst waren es Herren vom Hofe oder Leute von der kaiserlichen Dienerschaft, entweder mit besonderen Aufträgen geschickt oder Flüchtlinge aus Schönbrunn und Wien, die sich hier dem Hof wieder anschließen wollten. Am 11. kam Graf Moriz Pálffy mit jener Botschaft des Fürsten Windisch-Grätz aus Prag an, deren ich früher gedacht habe. Am 12. traf Wessenberg ein, gleichfalls aus Prag, und viele andere, so dass bald alle Gasthöfe und Einkehrhäuser davon voll waren.

Die kaiserliche Familie hatte von Schönbrunn den Weg nach Krems eingeschlagen, dort am 9. die Donau übersetzt und war am 11. abends im Stifte Pöltenberg bei Znaim angekommen. Trojan, der, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, bei Krems das Linzer Dampfschiff verlassen hatte, war dem Hofe nachgeeilt, war in Pöltenberg vom Erzherzog Franz Karl huldvoll empfangen worden und hatte darnach eine längere Audienz bei dem jungen Erzherzog Franz Joseph. Vom 12. zum 13. übernachtete der Kaiser im Schlosse des Erzherzogs Albrecht in Židlochovice (Seelowitz), wo er die ihm nachgesandte Deputation des Wiener Reichstages empfangen sollte, was ihr jedoch bei der Stimmung, in der sich der Hof befand, nicht recht gelang. Hier traf auch Fürst Felix Schwarzenberg aus dem Lager vor Wien ein. Der Hof hatte ihn berufen, und man hatte große Absichten mit ihm, von welchen im Publikum noch niemand eine Ahnung hatte. Er reiste am 13. morgens, dem Hofe vorauseilend, von Seelowitz ab und traf gegen Abend in Olmütz ein, wo er „beim Lauer" am Oberring abstieg.

Nachdem die erste Deputation in Seelowitz eine so ungünstige Aufnahme gefunden hatte, war beschlossen worden, einen neuen Versuch zu machen. Borrosch hatte eine Adresse entworfen, die einen fast flehentlichen Ton anschlug und daher gar nicht nach dem Geschmacke der Linken war; in der Abendsitzung des 13. wurde darüber berathen und es wurde von radicaler Seite verlangt, den Ausdruck „ehrfurchtsvoll" daraus zu entfernen. Allein die Zeit drängte und die Adresse wurde mit Stimmenmehrheit angenommen. Im Auftrage der Versammlung nominierte der Präsident Smolka die Mitglieder der Deputation: Hagenauer aus Triest, Bischof Wierzchlejski aus Przemysl, Alois Fischer aus Salzburg, Baron Turco aus Süd-Tirol, Karl Herzig aus Reichenberg. Auf den Wunsch mehrerer Abgeordneter wurde ihnen der Abgeordnete Selinger beigegeben, „da derselbe mit dem Fürsten Lobkowitz, dessen Erzieher er gewesen, in freundschaftlicher Beziehung steht".

Diese zweite reichstägliche Deputation kam am 14. um 2 Uhr nachmittags in Olmütz an; und zwei Stunden später traf der kaiserliche Zug in Olmütz ein. Die Garnison und die Nationalgarde waren ausgerückt, Glocken läuteten von allen Thürmen, Kanonen wurden an den Wällen abgefeuert. Trotz alledem sah es mehr wie ein Trauerzug aus; die kaiserliche Familie, die Kutschen, in denen sie fuhr, die Pferde, auf denen die jungen Prinzen und die Herren vom Hofe ritten, alles verstaubt und verschwitzt von den Strapazen einer achttägigen Reise; die dichtgedrängte Menge stumm, nur vereinzelte schüchterne Vivats ließen sich vernehmen, nicht einmal die Hüte wurden alle gehoben. An Frechheit allen voran thaten es die Studenten, die mit höhnischen Blicken auf die braven Hanaken herabsahen, die den kaiserlichen Wagen mit eigenen Händen in die Stadt zogen.

Zur Seite des Wagens, in welchen die Majestäten saßen, ritt der Festungs-Commandant FML. Baron Sunstenau, kränklich und abgemüdet, tief gebeugt seit dem Verluste seines einzigen Sohnes Friedrich, des tapferen Obersten des Olmützer Regimentes Nr. 54; am 24. Juli in der hitzigen Schlacht bei Sommacampagna hatte dieser seine Colonnen mit dem Rufe „Držte se Hanáci!" (Haltet Euch, Hanaken!) zum Sturm geführt, als ihn eine feindliche Kugel traf und ihm auf dem Felde der Ehre zur Leiche machte. Sein greiser Vater trug diesen Schlag schwer; doch raffte er jetzt alle Kraft zusammen, um dem kaiserlichen Hof einen ungestörten Aufenthalt zu sichern. Die Besatzung seiner Festung war jetzt ansehnlich verstärkt; mit dem Kaiser waren zwei Bataillons Mazzuchelli (galizisch Nr. 10), das Kürassier-Regiment Mengen (Nr. 4 niederösterreichisch) und mehrere kleinere Abtheilungen eingerückt. Die Erbitterung dieser Truppen gegen die Studenten war ungemein. Die Wiener Aula und die akademische Legion galten ihnen als diejenigen,

von denen die Revolution ausgegangen war. Während der Kaiserreise hatten sich an mehreren Orten, bei Znaim, in Wischau, Studenten mit äußerster Frechheit benommen; mehr als einmal hatten es mit Mühe die Officiere verhindert, dass ihre Soldaten mit Wuth über die unverschämten Leute herfielen. Noch am heutigen Tage, bei der Einfahrt in Olmütz, war ein Student an den kaiserlichen Wagen herangetreten, den Calabreser auf dem Kopfe, und hatte unverschämt dem Kaiser und der Kaiserin ins Gesicht geschaut; ein Kürassier hatte ihn mit der flachen Klinge den Hut vom Kopfe geschlagen und den Burschen selbst über den Rücken gehaut. Darum erließ Sunstenau noch am Abend des 14. ein Schreiben an die akademische Legion, die er aufforderte, ihre Waffen niederzulegen, um nicht mit den Soldaten in Conflicte zu gerathen; zugleich verlangte er, dass sie sich, so lange die Allerhöchsten Herrschaften in der Stadt weilten, ihrer Abzeichen, vorzüglich der schwarz-roth-goldenen Cocarden enthielten.

Der gerade Gegensatz zu den Studenten waren die Bauern. Die Bauern sahen in dem Kaiser ihren gütigen Befreier, er hatte den Robot aufgehoben, sie waren freie Eigenthümer ihres Hauses und ihrer Grundstücke geworden. Ihre einzige Furcht war, dass man, wenn die Revolution besiegt würde, das wieder zurücknehmen könnte, was man ihnen gegeben hatte. Diesen Verdacht streuten die Sendlinge aus Wien und Olmütz, und das waren meistens Studenten, unter ihnen aus, um sie gegen den Hof aufzureizen. Wo der kaiserliche Zug durch offenes Land gieng, erschienen Deputationen vor dem Kaiser oder vor dem Erzherzog Franz Karl und fragten, was es mit der Unterthänigkeit sei; wenn diese ihnen die Versicherung gaben, dass die Robot aufgehoben sei und bleibe, dankten sie gerührt, und jetzt durfte sich kein Student mehr unter ihnen blicken lassen. Das war nun vorzüglich bei dem Kernvolk der Hanaken der Fall. Als der kaiserliche Zug mit großer militärischer Begleitung durch ihr Land fuhr, sahen sie verwundert drein: „Was braucht der Kaiser Soldaten, in unserer Mitte hat er nichts zu fürchten!“ Nachdem der Hof in Olmütz eingetroffen war, wurde sogleich ein kaiserliches Manifest abgefasst, das an die „Völker“ Österreichs überschrieben, aber eigentlich nur an die Landleute aller Provinzen gerichtet war. Der Kaiser gab darin den Bauern die heilige Versicherung, dass es bei dem, was ihnen zugesagt worden, bei der Befreiung von Robot und Zehent unabänderlich verbleiben solle und werde. „Seid daher ruhig und unbesorgt, meine treuen Landleute,“ hieß es zum Schlusse, „und wenn es Menschen gibt, welche das Wort Eures Kaisers in Euren Augen zu verdächtigen suchen, so sehet sie als Verräther an Mir und an Eurem eigenen Wohle an und benehmt Euch hienach.“

Noch denselben Abend erschienen die Herren aus Wien bei dem Fürsten Joseph Lobkowitz, der die Dienste eines Oberſthofmeisters versah, und baten um Zulassung zur Audienz, die ihnen für den nächsten Tag in Aussicht gestellt wurde. Der wesentliche Inhalt ihrer Adresse war die jüngste Idee des Borrosch: es sollte ein internationaler Völker-Congreß des österreichischen „Gesammt-Vaterlandes“ einberufen werden; es sei dies „das letzte Rettungsmittel“, um aus den Wirren der Zeit herauszukommen.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Land!

Von A. Buol.

Es flattern mir die Morgenbrisen
Um Stirn und Wangen freundlich her;
Gleich einem traumbefang'nen Riesen
Liegt regungslos das weite Meer.

Und aus den stillen blauen Fluthen
Von denen Schaum und Zürnen wich,
Und aus des Ostens Purpurgluthen
Hebt sich ein ferner Küstenstrich.

Mich täuschen nicht der Wolken Ränder,
Mich täuschet nicht der Wellen Rand:
Land! Land! — Das heiligste der Länder,
Mit Seemanns Jubel grüß' ich's: Land!

Es liegt vor mir das Land der Gnade
Vom Karmelberg bis Askalon.
So lag der neuen Welt Gestade
Vor Genua's entzücktem Sohn.

Ich aber möchte weinend flehen:
„O Herr, Dein Diener ist bereit,
„Weil er Dein heilig' Land gesehen
„Und dieses Morgens Seligkeit!“ —

Doch also nicht: ich will es tragen,
Das Leben, das Du mir vertraut,
Bis mir nach manchen stürm'schen Tagen
Des Friedens ew'ger Morgen graut.

Dann weichen meines Schiffes Planken,
Im Licht des Aufgangs winkt der Strand;
Dann will ich meinem Fährmann danken,
Und sinkend will ich jubeln: „Land!“

Die Physiologie in der Astronomie.

Von **Aloys Müller.**

Nihil est in intellectu, quod non prius fuit in sensu, so lautet ein altbewährter Satz der Scholastik. „Die Außenwelt pocht an die Pforten der Sinne und weckt die schlummernde Psyche zur Thätigkeit, die, einmal eingetreten, nicht mehr ruht“, und so ist alles, was wir im Bewusstsein haben, durch die Sinne wie durch einen Filter gekommen und hat dadurch manches von seiner Objectivität verloren. Die Thatsache, dass wir die Dinge nicht so sehen, wie sie sind, ist unbestreitbar und nur eine allzustarke Abhängigkeit von der mittelalterlichen Naturphilosophie kann sie heute noch leugnen.*) Wir brauchen deshalb durchaus nicht an dem Dasein einer Außenwelt und der Wahrhaftigkeit unserer Wahrnehmungen zu zweifeln. Der Einwand gegen die Wahrhaftigkeit unserer Sinne, sagt Kant, ist das Thörichteste, was es geben kann, nicht weil unsere Sinne immer richtig urtheilen, sondern weil sie durchaus gar nicht urtheilen.**) Unsere Vernunft ist uns zur Correction der Sinne gegeben, und gerade in neuerer Zeit ist unter dem Aufblühen der exacten Wissenschaften und der empirischen Psychologie viel in dieser Richtung geschehen,***) so dass uns manche Erscheinungen jetzt leicht erklärbar sind, für deren Dasein man vergebens eine im Object selbst gelegene Ursache gesucht hatte.

Wenn wir die Täuschungen der Sinne auf dem Gebiete der Astronomie besprechen wollen, müssen wir genau unterscheiden zwischen optischen und

*) So z. B. T. Pesch, Das Weltphänomen. Freiburg 1881, S. 44 ff. Vergl. dazu E. L. Fischer, Theorie der Gesichtswahrnehmung. Mainz 1891. S. 5 ff; die Darlegung des einzig berechtigten Standpunktes in desselben Autors „Grundfragen der Erkenntnistheorie“. Mainz 1887, S. 383 ff. Den Standpunkt Fischer's betreffs der Realität der secundären Körperqualitäten aber halte ich gegenüber den Resultaten der modernen Physik für gänzlich verfehlt.

**) J. Müller, System der Philosophie. Mainz 1898, S. 174.

***) Es ist lebhaft zu bedauern, dass noch kein einziger katholischer Philosoph ein Werk über empirische Psychologie geschrieben hat (Gutberlet hat allerdings eines versprochen), während von der anderen Seite eine große Anzahl höchst wertvoller Werke vorliegen. Die beste Belehrung und Anregung wird man wohl finden in Wundt, Physiologische Psychologie, 4. Aufl. 2. Bd. Leipzig, 1893.

physiologischen Phänomenen, die man gewöhnlich unter dem Namen „Sinnestäuschungen" zusammenfasst. Alle sogenannten „optischen Täuschungen" — wie das Flimmern der Sterne, die elliptische Gestalt von Sonne und Mond in der Nähe des Horizontes, die Interferenzringe um die Fixsterne im Fernrohr ꝛc. ꝛc. — haben ihren Grund in bestimmten physikalischen Gesetzen; sie sind darum im strengsten Sinne keine Täuschungen und fallen nach dieser Auffassung völlig aus dem Rahmen unserer Darstellung. Wir verfolgen hier alle jene Phänomene, deren Ursache in irgend einer Mangelhaftigkeit oder Eigenthümlichkeit unserer körperlichen Organe und ihrem Verhältnis zum Seelenleben liegt und deren Erklärung wir meist den neueren Forschungen auf dem Gebiete der physiologischen Psychologie verdanken.

Da das Auge fast ausschließlich das Organ der beobachtenden Astronomie ist, da das Auge aber auch gerade wegen der Universalität seiner Verwendung und seiner überaus complicierten Einrichtung überhaupt den meisten Fehlern ausgesetzt ist, so fallen alle zu besprechenden Erscheinungen in das Gebiet der Augenphysiologie.

Um gleich mit der allgemeinsten und merkwürdigsten, aber sehr wenig bekannten Thatsache zu beginnen, so ist es in aller Strenge bewiesen, dass das Auge umgekehrte Bilder liefert und das Aufrechtsehen nur durch eine unbewusst berichtigende seelische Thätigkeit erfolgt. Wenn wir im astronomischen Fernrohr ein Bild umgekehrt sehen, so ist das thatsächlich nur eine Täuschung unseres Bewusstwerdens. Denn das umkehrende astronomische Rohr corrigiert das Auge, indem es richtige Bilder auf der Netzhaut entwirft, und es ist also in diesem Falle nur ein psychischer Defect, wenn uns aus einer völlig unbekannten Ursache das Bild umgekehrt bewusst wird; hier von einer mental rectification zu sprechen, wie Stratton beim gewöhnlichen Sehen richtig thut, ist, streng genommen, falsch.

So ist schon ein Moment in jedem Sehacte Täuschung, und nur eine unbewusste psychische Thätigkeit lässt uns in dieser Hinsicht die Welt so erkennen, wie sie ist. Und weiter schon sogleich das Erste wieder, was uns als Astronomen entgegentritt, das, worauf sich alle die von uns beobachteten Phänomene abspielen, das Himmelsgewölbe, ist Object einer Täuschung.

Der Raum ist unendlich in absolutem Sinne,*) das Weltall ist mathematisch unendlich, das heißt die Entfernung seiner Grenzen ist für uns unmessbar. Da also die Erde in Bezug auf Raum und Weltall unendlich klein

*) Eigentlich liegt ein Widerspruch in dem Begriff „unendlicher Raum", weil wir uns unter „Raum" stets etwas Begrenztes vorstellen. Aber wir haben kein anderes Wort, um das auszudrücken, was wir sagen wollen.

ist, in Bezug auf ersteren sogar ein mathematischer Punkt, müsste uns das über dem Horizont sichtbare Himmelsgewölbe als volle Halbkugel erscheinen, selbstverständlich, wie wir bald sehen werden, nur in dem einen Falle, dass der Himmel ungetrübt ist; trotzdem das Auge an dem blauen Äther (im dichterischen Sinne) einen gewissen Anhaltspunkt findet, projiciert es doch das Blau in unendliche Fernen. Mir ist wenigstens kein einziger Fall bekannt, dass jemand, der in den klaren Himmel hineinblickte, auch nur irgend ein Bewusstsein von einer Entfernung der blauen Fläche gehabt hätte. Wenn allerdings das Auge keinen Anhaltspunkt fände, wie es im absolut leeren Raum der Fall wäre, — wie u. a. jeder in einer stockfinstern Nacht selbst erproben kann, — dann würden wir, wie schon Helmholtz gezeigt hat, durchaus kein Bewusstsein irgend einer räumlichen Form haben. Während uns also das blaue Himmelsgewölbe als Halbkugel erscheinen müsste, sieht es in Wahrheit zusammengedrückt wie ein Theil einer Halbkugel aus.

(Fig. 1.)

Die Figur 1 stelle einen senkrechten Durchschnitt durch den Horizont HH^1 des Beobachters B dar, Z sei das Zenith. Das Himmelsgewölbe erscheint nun in der Form HZH^1, so dass $BH = BH^1$, aber beide größer als BZ sind, also als ein Theil einer Halbkugel, deren Centrum etwa in O liegt. Wenn A die Mitte des Bogens ZH^1 vorstellt, so müsste, wenn die Sphäre als Kugelschale erschien, Winkel $\alpha = 45^0$ sein, in Wirklichkeit schwankt er (nach dem Luftzustande) zwischen 22^0 und 30^0. Wir beziehen darum in der Astronomie die Sternörter nicht auf diese Sphäre, sondern auf eine ideale (eigentlich die einzig objective Sphäre), die wir uns um das Auge des Beobachters mit unendlichem Radius beschrieben denken. Wenn Manche das Himmelsgewölbe noch in anderer, seltsam gekrümmter Gestalt gesehen haben wollen, so ist das nicht verbürgt und kann noch viel weniger eine Erklärung finden.

Aber auch die Erklärung des ersten Phänomens steht noch lange nicht so fest: das Auge verliert sich nicht in der Unendlichkeit des Raumes, sondern sieht im sogenannten Himmelsgewölbe eine gewisse Grenze, deren Entfernung auch nur annähernd zu bestimmen ihm absolut unmöglich ist. Weil wir die Gegenstände außer uns nicht sehen, sondern nur ihre Bilder im Auge, so projicieren wir das Bild der Netzhaut auf die einfachste geschlossene Fläche, die Kugelfläche. Da aber das Auge selbst flach gekrümmt ist, so erscheint uns auch der Theil der uns sichtbaren Kugelhälfte in zusammengedrückter

Gestalt.*) Das hier behandelte Problem ist ein vielumstrittenes, weil Experiment und Speculation dabei im Kampfe liegen. Ich bin fast überzeugt, dass die erste Ursache der sonderbaren Wahrnehmung bei klarem Himmel rein physiologischer Natur ist, wenn auch die Größe des Zusammengedrücktseins des Gewölbes von physikalischen Zuständen — der Reinheit, Feuchtigkeit der Luft, der Beleuchtung u. a. — abhängt. Nur bei bewölktem Himmel kehrt sich das Verhältnis um, indem die Erscheinung dann in erster Linie physikalischer Natur ist, denn thatsächlich sind uns ja die Wolken im Zenith durchschnittlich näher als die Wolken am Horizont. Nur bei gleichmäßig bewölktem Himmel spielt wahrscheinlich ein jetzt gleich zu besprechender physiologischer Factor mit hinein, denn in diesem Falle wird uns das Nähersein der Zenithbewölkung nicht so deutlich bewusst, wie vorhin. Ist dagegen der Himmel völlig klar, so könnten wir, objectiv genommen, von einem Unterschied in der Entfernung des Zeniths und des Horizontes überhaupt nicht reden, da uns ja, wie wir schon constatiert haben, kein Anhaltspunkt eine bestimmte Entfernung ins Bewusstsein bringen kann. Da aber die Sache in der That anders liegt, da ferner die Projectionshypothese, mit der wir das Phänomen oben kurz zu erklären suchten, in der heutigen Physiologie etwas verpönt ist, so mögen hier noch zwei Factoren besprochen werden, die vielleicht zu einer physiologischen Erklärung genügen können. Zunächst ist, wie ich glaube, von der Psychologie zur Genüge festgestellt worden, dass das Auge Strecken zu klein schätzt, die völlig isoliert liegen. Man versuche es nur und lasse selbst solche, die einigermaßen mit der Sache vertraut sind, die Höhe ziehender Wolken im Zenith schätzen: die Schätzung wird fast regelmäßig zu klein ausfallen. So wird das Auge bei klarem Himmel das Zenith und die umliegenden Gegenden gleichsam zu sich herabziehen, unbewusst für niedriger halten, während ihm in tieferen Höhen durch die terrestrischen Gegenstände ein wenn auch nur relativer Maßstab gegeben ist. Dazu kommt nun noch, dass das Blau in größeren Höhen viel tiefer ist als in niederen, weil bei den letzteren durch den Reflex der irdischen Objecte mehr diffuses Licht ins Auge dringt. Wir halten nun unbewusst das dunklere Blau für das nähere. Dieser Grund fällt für den Nachthimmel weg. Darum ist auch nach Reimann's Untersuchungen das Verhältnis vom verticalen zum horizontalen Radius zur Nachtzeit größer. Doch über den Nachthimmel später. Wie dem nun bei diesen Erscheinungen im einzelnen auch sein mag, wahrscheinlich ist, dass der physiologische Factor die Hauptrolle spielt, dass aber

*) Wir streifen hier sehr nahe an das vielumstrittene Problem des räumlichen Sehens. Vergleiche darüber J. Müller, a. a. O. S. 159 ff. und C. Gutberlet, Psychologie. Münster 1896, S. 66 ff.

auch physikalische Umstände das Phänomen mitbedingen. Erst weitere Beobachtungen können die Sache spruchreif machen.

Es ist in den letzten Jahren von Deichmüller und Fuchs in Bonn der Versuch gemacht worden, nach selbsterfundener Methode die absolute Entfernung, in der das Himmelsgewölbe dem Astronomen erscheint, und damit auch die Gestalt desselben zu erhalten. Es ergab sich eine Art von Conchoidenform, die in der Nähe des Horizontes asymptotisch zu verlaufen scheint.*)

Bevor wir zu den physiologischen Erscheinungen bei den Beobachtungen am Himmel übergehen, müssen wir zuvor derer Erwähnung thun, die nicht an einem äußeren Objecte sich abspielen und auch wenigstens eine directe Veranlassung nicht in einem solchen haben, also reine Phänomene unserer Sinne sind — ich meine die Hallucinationen. Sie begegnen uns in der Astronomie ziemlich selten oder rufen wenigstens kein falsches Urtheil hervor. Hallucination ist es, wenn man Sterne zu sehen glaubt, wo gar keine sind. Mancher Astronom hat schon im ersten Augenblick voller Freude gehofft, einen Doppelstern zu entdecken, aber der nächste Moment zerstörte grausam die schöne Täuschung. Die Hallucinationen entstehen durch Trübungen auf der Netzhaut oder durch Überreizung des Organs. In den meisten Fällen kann man sich von der Realität des gesehenen Objectes dadurch überzeugen, dass man den einen Augapfel seitwärts drückt: eine Hallucination gibt kein Doppelbild. Gerade bei all' den Phänomenen, wo irgend etwas Problematisches mit hineinspielt, muss man sich vor solchen Täuschungen hüten, denn eben beim Suchen nach möglichen oder wahrscheinlichen Objecten entsteht am leichtesten eine Ermüdung des Organes. Als solche Phänomene sind alle jene

---

*) Bericht der 70. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Düsseldorf 1898. Abtheilung für Mathematik und Astronomie, S. 9 ff. Eine größere, alles Frühere zusammenfassende und durch eigene Beobachtungen weiterführende Arbeit von Prof. Deichmüller wird demnächst erscheinen (vielleicht ist sie bereits erschienen, wenn dem Leser diese Zeilen vor Augen kommen). Professor Deichmüller ist auf Grund seiner Arbeiten zu der Überzeugung gekommen, dass nur ein Factor höherer Ordnung zur Erklärung genüge. Ich kam nun vor kurzem in Besitz einer Erfahrung, die, wenn sie sich anderweitig noch bestätigen sollte, den strengen Beweis dafür liefert, dass das Phänomen rein physiologischer Natur ist. Als ich mit Professor Küstner, dem bekannten Entdecker der Veränderungen in der Lage der Erdachse, zufällig über die Frage sprach, drückte er mir sein Erstaunen darüber aus, dass man so viel Wesens von einer Sache mache, deren Thatsächlichkeit zu constatieren er gar nicht im Stande sei; er sehe nämlich — und dasselbe wisse er von Olbers — niemals das Himmelsgewölbe anders, denn als volle Halbkugel, und niemals Sonne, Mond oder Sterndistanzen am Horizont größer als in kleineren Zenithabständen; er glaube bestimmt, dass jeder Beobachter sich durch Übung von der Täuschung freimachen könne.

Erzählungen von einem Venusmond zu deuten, soweit sie nicht auf Verwechslung mit Fixsternen beruhen, so z. B. einer der wahrscheinlichsten Berichte von Scheuten in Krefeld, der lange Zeit während eines Venusdurchganges den Mond beobachtet haben will. Desgleichen kann man die vor einigen Jahren plötzlich auftauchende Nachricht von einem oder mehreren neuen Erdmonden als Täuschung infolge Hallucinationen erklären, wenn man nicht an Meteore, Vogelschwärme oder dergleichen denken will.*) Möglich sind aber auch bei all diesen Erscheinungen die später zu besprechenden Contrastwirkungen.

Die meisten physiologischen Täuschungen spielen sich selbstverständlich an bestimmten Objecten ab oder haben in ihnen ihre directe Ursache. Am bekanntesten ist wohl die Erscheinung, dass Sonne und Mond am Horizont größer aussehen, als wenn sie hoch im Äther schweben. Wir übertragen die Größenverhältnisse der umliegenden Gegenstände auf die Himmelskörper; haben sie größere Höhen, so fehlen unserer Schätzung alle Anhaltspunkte. Darum ist auch, wenn die Himmelskörper über dem Rande des Meeres, einer Ebene oder über sanft geschwungenen Berglinien stehen, die Erscheinung nicht so deutlich, als wenn der Auf- oder Untergang etwa über Häusern erfolgt. Die Täuschung schwindet sofort, wenn man die Gestirne durch ein Fernrohr mit ausgeschraubten Gläsern betrachtet. Sicherheit vermag allerdings nur die Messung zu geben, und ich kann hier nach eigenen Resultaten constatieren, dass die Winkeldurchmesser der Gestirne, abgesehen von der Correction wegen Refraction, in allen Höhen absolut gleich sind. Zweifellos hängt diese Erscheinung mit der scheinbaren Gestalt des Firmamentes irgendwie zusammen; das beweist schon die Thatsache, dass Winkeldistanzen von Sternen in der Nähe des Horizontes größer sind als bei kleinerem Abstand vom Zenith. Ebenso zweifellos ist es aber auch, dass sie hauptsächlich rein physiologischer Natur ist. In der oben gegebenen Erklärung stimmen fast alle Psychologen und Astronomen überein. Wer sie anders erklärt (wie z. B. W. Förster in der „Deutschen Revue" Jahrgang 1898, S. 122), bleibt doch immer auf psychologischem Gebiete. Ganz ausgeschlossen ist es, besonders für den Nachthimmel, nicht, dass die Absorption des Lichtes in der Atmosphäre zu dem Phänomen etwas beitrüge. Die Erscheinung wird oft wunderschön. Im Jahre 1894 habe ich die Sonne beim Untergang in mehr als vierfacher Flächenvergrößerung gesehen, und es war mir 8 Tage lang möglich, den damals auftretenden großen Sonnenfleck nebst mehreren kleineren mit bloßem Auge zu bemerken. Ja ich meinte sogar die Theilung

*) Vgl. darüber „Jahrbuch der Naturwissenschaften". 1898/99. S. 120, Freiburg.

des großen Fleckes wahrzunehmen, die ein kleines Taschenfernrohr deutlich zeigte; doch kann das auch Täuschung gewesen sein.

Eine Durchmesservergrößerung zeigen außer Sonne und Mond auch die übrigen Sterne. Doch betreten wir hier bereits das Gebiet der reinen Astronomie, die völlig losgelöst ist von allen irdischen Bedingungen. Die Erscheinung der Fixsternscheibchen kann von keiner irdischen Ursache veranlasst sein,*) und erst eine exacte Messung kann beweisen, dass die Fixsterne vollständig durchmesserlos sind. Sie beruht auf der Irradiation des Lichtes: die Stärke des Lichtes vergrößert das Bild auf der Netzhaut, die hier dieselbe Wirkung zeigt wie eine überexponierte photographische Platte. Darum erscheint auch die Mondsichel größer als die vom wiederstrahlenden Erdenlicht erleuchtete übrige Mondfläche. Hierher gehört auch die Erscheinung der Milchstraße als eines Nebels. Wenn leuchtende Punkte nahe zusammenstehen, so fallen ihre Bilder infolge der Irradiation im Auge übereinander und man sieht eine leuchtende Fläche. Das continuierliche Licht der Milchstraße ist nicht, wie man vielfach liest, von Nebeln verursacht, sondern entsteht, wie schon Herschel wusste, durch die kleinen und kleinsten Sterne; die Milchstraße besitzt relativ gar nicht viel kosmische Nebel. Sie fasst überdies mehr Sterne, als man gemeinhin glaubt; mindestens 65% ihrer Sterne strahlen mehr chemisches als optisches Licht aus und sind deshalb zum allergrößten Theil selbst im stärksten Refractor unsichtbar, während die photographische Platte sie geradezu in erdrückender Fülle zeigt.

(Fig. 2.)

Wir geben für das Übergreifen des Lichtes über dunkle Partien noch zwei sehr interessante Beispiele.

Wenn der erste Jupitermond über die Planetenscheibe zieht, so erscheinen manchmal auf den hellen Partien der letzteren zwei runde Monde. Der Trabant besitzt nämlich einen hellen Äquatorgürtel, der, sobald er über einer Oberflächenpartie mit einer der seinen entsprechenden Farbe steht, für's Auge verschwindet. Anstatt dass aber die beiden Polkappen als Kreisabschnitte erscheinen, etwa in der Weise, wie die Abbildung neben der Figur zeigt, präsentieren sie sich wegen des Übergreifens des Lichtes als vollständige Scheiben auf der Planetenfläche (Fig. 2). Die Erscheinung war so täuschend, dass die Astronomen der Licksternwarte, wo sie zuerst 1890 beobachtet wurde, anfangs an einen reellen Doppelmond dachten. Den Beweis für die Richtigkeit der Erklärung

*) Man muss diese Erscheinung wohl unterscheiden von dem in der Einleitung als optisches Phänomen schon gekennzeichneten Flimmern der Sterne, das durch die in der unruhigen Luft erfolgte unregelmäßige Brechung des Lichtes entsteht.

liefert die entgegengesetzte Beobachtung, daſs auf gewissen dunklen Partien die dunklen Polkappen verschwanden und nur der helle Gürtel sichtbar blieb.

Vielleicht beruht auch, was allerdings von Angot bestritten wird, die Erscheinung der sogenannten Tropfenbildung bei Venusdurchgängen auf Irradiation. Wenn die Venus vor der Sonnenscheibe vorüberzieht und nahezu von innen den Rand berührt, so schiebt sich von der dunklen Planetenscheibe zuerst ein schwarzer Tropfen bis zum Sonnenrande vor, der sich zu einem Band erweitert. Es fällt dadurch äußerst schwer, den für die Bestimmung der Sonnenentfernung hochwichtigen Augenblick der Berührung festzustellen. Liegt hier nun wirklich Irradiation vor, so ist der Moment, wo die Tropfenbildung zuerst auftritt, zugleich der Moment des inneren Contactes.

Als physiologisch nachgewiesen, aber bisher unerklärt, ist die Erscheinung der umgekehrten Irradiation, also des Übergreifens der dunklen Partien in helle. Man könnte als hieher gehörig Cerulli's Erklärung der Marscanäle nehmen, wonach das Auge unbewuſst schwarze Flecken zu Linien zusammenstellt, während man doch erwarten sollte, daſs die schwachen Flecken vom Lichte überstrahlt würden. Trotzdem man jedoch nur eine Häufung der Flecken und eine gewisse Lichtschwäche anzunehmen braucht, um diese Erwartung wenigstens sehr unwahrscheinlich zu machen, so illustriert das Beispiel doch nicht so gut wie das folgende wunderschöne Experiment.

Man hatte schon längst die Beobachtung gemacht, daſs der Erdschatten bei Mondfinsternissen größer erschien, als er der Rechnung nach sein durfte, aber vergebens nach einer Erklärung geforscht. Nun stellte Seeliger die Bedingungen für eine Mondesfinsternis im Laboratorium her, indem er die nothwendige, in voraus berechnete Helligkeitsvertheilung durch rotierende Scheiben erreichte. Es ergab sich, daſs der wirkliche Schatten größer war als der berechnete, und da er eine bestimmte Mondfinsternis nachgeahmt hatte, so ergab eine exacte Umrechnung der Vergrößerung des Experimentalschattens auf die wirklichen Verhältnisse dieser Finsternis das genaue Maß der bei derselben beobachteten Schattenvergrößerung. Damit war der physiologische Charakter des Phänomens erwiesen.*)

Am meisten bekannt unter allen physiologischen Erscheinungen der Astronomie und der großartigste Beweis für die Richtigkeit des von Weber und Fechner aufgestellten Gesetzes über das Verhältnis der Empfindung zum Empfindungsreiz**) ist die photometrische Messung der

*) Näheres über das Experiment siehe in „Natur und Offenbarung", Münster, 1899, Seite 390 ff.

**) Über die Deutung der empirisch aufgefundenen Formel gehen die Ansichten noch weit auseinander. Vgl. die kurze Zusammenstellung in Müller, a. a. O. S. 182 f.

Fixsternhelligkeiten. Zum besseren Verständnis betrachten wir zuvor jenes Gesetz. Es lautet:

Ist das Verhältnis von Reizzuwachs zum gegebenen Reiz constant, so haben wir die Empfindung gleicher Differenzen.

Haben wir z. B. die fallende Reihe von Reizen beliebiger Art*)

$$r_1 \quad r_2 \quad r_3 \quad r_4$$

und wollen wir die Empfindung haben, dass $(r_1 - r_2) = (r_2 - r_3) = (r_3 - r_4)$ ist, so müssen die Verhältnisse bestehen

$$\frac{r_1 - r_2}{r_2} = \frac{r_2 - r_3}{r_3} = \frac{r_3 - r_4}{r_4},$$

das heißt, es muss thatsächlich $(r_1 - r_2)$ größer sein als $(r_2 - r_3)$ und dieses größer als $(r_3 - r_4)$ und zwar in dem vorhin angegebenen Verhältnis.

Man hat nun die dem Auge sichtbaren Sterne ihrer Lichtstärke nach in sechs sogenannte Größenclassen eingetheilt, und zwar so, dass die Lichtstärke jeder folgenden Classe immer um dieselbe Größe kleiner war, als die der vorhergehenden. Als man nun in der Photometrie ein Mittel erhielt, die wirklichen Lichtstärken zu messen, fand man, dass sie innerhalb der sechs Classen nicht in dieser arithmetischen Reihe abnehmen, sondern in der folgenden geometrischen, wo die Lichtstärke der ersten Classe mit 1 bezeichnet ist.**)

$$1 \quad 0{,}4 \quad 0{,}4^2 \quad 0{,}4^3 \quad 0{,}4^4 \quad 0{,}4^5$$

Das Auge ist also, wie man sich nach der vorhin angegebenen allgemeinen Formel leicht überzeugen kann, ganz genau dem Gesetze gefolgt. Da über die Verhältnisse bei den teleskopischen Sternen noch keine Übereinstimmung herrscht, lassen wir ihre Besprechung hier beiseite.

Auf demselben Gesetze beruht das Unsichtbarwerden der Sterne am Tage. Die Differenz der Lichtstärke von Stern und Himmel zur Nacht sei $(s_n - h_n)$. Die Tageshelligkeit fügt zu jedem ein Glied hinzu, etwa t. Dann muss die Differenz der Lichtstärken bei Tag gleich sein $[(s_n + t) - (h_n + t)]$. Das ist aber gleich $(s_n - h_n)$, d. h. die Helligkeitsdifferenzen zwischen Stern und Himmel sind bei Tag und Nacht dieselben. Da aber die Factoren der Tagdifferenz größer sind als die der Nachtdifferenz, so muss nach dem Fechner'schen Gesetz die Empfindung der ersteren schwächer sein, um so schwächer, je größer t wird, also je heller das Tageslicht ist, — um bei

*) Der Leser möge verzeihen, dass wir der Kürze und Klarheit halber einige mathematische Symbole verwenden. Sie sind aus sich selbst verständlich, da sie nicht über Quartanermathematik hinausgehen.

**) Wenn Gutberlet in seiner Psychologie Seite 37 die Reihe angibt: $1 : \frac{1}{2} : \frac{1}{4} : \frac{1}{8} : \frac{1}{16}$, so stimmt das allerdings nach dem Fechner'schen Gesetz. Aber die astronomische Reihe für die Größenclassen ist die im Text angegebene.

einer gewissen Grenze unter die Merklichkeitsschwelle zu sinken. Da ein normales Auge noch Helligkeitsunterschiede von $\frac{1}{150}$ wahrnimmt, so gilt für das Verschwinden der Sterne am Tage die Gleichung $[(s_n + t) - \frac{151}{150}(h_n + t)] = 0$. Diese Grenze ist nun bei Tag immer überschritten. Nur wenn s_n besonders groß ist, wenn also der Stern sehr stark leuchtet, kann der Wert über der Merklichkeitsschwelle bleiben; der Stern ist dann sichtbar. Darauf gründet sich das Sichtbarwerden der Venus in den Zeiten ihres hellsten Glanzes am hellen Tage für das unbewaffnete Auge. Das Fernrohr zeigt uns nur einen ganz minimalen Theil des Himmels, verkleinert also den einen Factor der Tagdifferenz, $(h_n + t)$, sehr. Die Differenz selbst wird demnach größer und aus dem Gesetz folgt, dass der Reiz sich steigern muss. So kommt es, dass wir im Fernrohre leicht Sterne der ersten Größenclassen und Planeten selbst in der Nähe der Sonne beobachten können.*)

Damit man aber bei Tage einen Planeten sehen kann, ist Bedingung, dass man wenigstens ungefähr seinen Ort kennt. Denn jene Differenz ist meist so gering, dass sie bei noch so langem und eifrigem Suchen fast stets übersehen wird. Eine ähnliche Erscheinung ist, dass man ein Object, dem man sich zum erstenmal unerwartet gegenüber findet, nicht richtig erkennt, wenn man die Gestalt nicht immer im Bewusstsein hat (auch im anderen Fall ist der Irrthum nicht ausgeschlossen). Ich kann hiefür ein frappantes Beispiel aus eigener Erfahrung anführen. Als ich an einem schönen Abend — es war noch in der glücklichen Gymnasialzeit — mit einem vorzüglichen 2½-Zöller Fraunhofer'scher Arbeit den Himmel auf's gerathewohl durchmusterte, kam mir so von ungefähr ein sonderbares Object in's Gesichtsfeld, das einem breiten Lichtbande glich. Da das Rohr ruhig stand, konnte die Erscheinung nicht durch Zittern hervorgerufen sein. Ich glaubte daher, falsch eingestellt zu haben, und näherte das Auge dem Ocular, um es von neuem einzustellen. Der Anblick hatte sich geändert, ich sah die folgende Figur (wo das Schraffierte die hellen Partien bedeutet) ganz klar und bestimmt. Das Fernrohr definierte also gut. Überrascht schaute ich mir den sonderbaren Stern einmal so an. Da schoss mir wie ein Blitz die Erinnerung an die älteren Zeichnungen des Saturn durch den Kopf, wie sie in fast allen populären Astronomien abgebildet waren. Schnell sah ich durch's Rohr: Wirklich, da schwebte der Riesenplanet mit den mächtigen Ringen in wunderbarer Klarheit in dem dunklen Raum — kein Stern war sonst im Gesichts-

*) Die bekannte Erzählung, dass man aus tiefen Brunnen heraus am hellen Tage die Sterne sehen könne, ist Mythe. Es ist dies nach dem obigen nur dann möglich, wenn das Gesichtsfeld gerade einen Planeten zeigte, dessen Lichtstärke für die Oberwelt soeben auf der Merklichkeitsschwelle steht. Aber wann tritt das einmal ein?

feld — und durch die Öffnungen der Ringe sah man hindurch in den Weltenraum. Nie hat der Anblick jener seltsamen Welt einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, als an jenem Abend in meiner Schulzeit. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Täuschung nicht vorgefallen wäre, wenn ich entweder den Planeten planmäßig aufgesucht hätte oder wenn ich seiner Gestalt mir jeden Augenblick bewusst gewesen wäre.

Schon einige der vorhin angeführten Beispiele könnte man Contrasterscheinungen nennen, das heißt Wirkungen, die durch den Einfluss zweier Lichtmengen oder Lichtarten aufeinander in der Empfindung verursacht werden. Die eigentlichen Contrasterscheinungen fasst man gewöhnlich etwas specieller, indem man sie dann statuiert, wenn die physiologische (oder physische) Wirkung an zwei oder mehreren Objecten zugleich oder nacheinander sichtbar ist, und unterscheidet darnach zwischen simultanem und successivem Contrast. Zur Illustrierung des letzteren brauchen wir die Astronomie nicht, die bekannte Erscheinung der Nachtbilder ist successiver Contrast; er erklärt sich dadurch, dass nach Aufhören eines Reizes die Empfindung (wie ein Pendel) wegen Übersättigung ins entgegengesetzte Extrem umschlägt. Viel schwieriger sind manche Erscheinungen des simultanen Contrastes zu erklären.

(Fig. 3.)

Auf Contrastwirkung beruht das Phänomen, dass oft ein leuchtender Jupitertrabant, wenn er über die erleuchtete Planetenscheibe zieht, schwarz erscheint. Es ist dies dieselbe Erscheinung wie bei den Sonnenflecken. Auch diese sind keineswegs dunkel, sondern strahlen ganz enormes Licht aus, nach Langley 5000 mal mehr als eine gleich große Stelle des Vollmondes. Die dunkle Färbung der Sonnenflecken sowohl wie die des Jupitertrabanten ist nur durch Überstrahlung der umgebenden helleren Fläche in der Empfindung zu erklären.

Durch einen genialen Griff nach physiologischer Erklärung ist jüngst ein Resultat erzielt worden, das man nicht im entferntesten geahnt hatte. Unsere Kenntnis der Venusphysik ermöglicht es, mit genügender Genauigkeit die Helligkeitsverhältnisse des Planeten im Laboratorium nachzuahmen. Durch theoretische Rechnung ergibt sich eine merkwürdige Vertheilung des Lichtes, die nothwendig Contrasterscheinungen hervorrufen muss. Indem Villiger die Verhältnisse nachahmte und die erhaltenen Bilder zeichnete, erhielt er eine Copie, die überraschend mit der Venuszeichnung von Schiaparelli übereinstimmte. Damit muss man es als bewiesen annehmen, dass Schiaparelli, anstatt reelle Oberflächengebilde zu sehen, durch Contrasterscheinungen getäuscht

wurde und dass somit seine Ableitung von einer der Revolution gleichen Rotation der Venus jeden Halt verloren hat. Villiger's mehrfach angezweifelter Versuch ist dann vor kurzem durch die Pulkowaer spektroskopischen Beobachtungen, die eine schnelle Rotation ergeben, glänzend gerechtfertigt worden.

Eine der schönsten Contrastwirkungen treffen wir in dem Lichte mancher Doppelsterne an. Eine Menge von Doppelsternen zeigt nämlich complementäre Farben. Behält der eine Stern seine Farbe bei, wenn man den anderen durch den Faden verdeckt, so ist die Färbung reell, und die ganze Phantasie eines Dichters wird nicht ausreichen, die wunderbaren Lichterscheinungen auf einem Planeten zu schildern, der einem System von einer rothen und einer grünen oder einer blauen und einer gelben Sonne angehört. Verschwindet jedoch bei der Bedeckung eines Sternes die Farbe des anderen, so beruht das Phänomen auf einer physiologischen Täuschung. Wir stehen hier vor einem der schwierigsten Probleme der ganzen Psychologie, das bis jetzt auch eine nur halbwegs befriedigende Erklärung nicht gefunden hat. Die rein physiologisch erklärende Theorie Fechner's, wonach die durch die eine Farbe gereizte Netzhauthelle durch irgend einen Einfluss in der durch das Licht des anderen Sternes afficierten benachbarten Stelle die Empfindung der complementären Farbe hervorruft, lässt einfach die eine Farbe eine Function der complementären sein, während sie doch gerade erklären soll, wie diese Function zustande kommt. Erinnern wir uns der heute bewiesenen Helmholtz'schen Dreifarbentheorie (roth, grün, violett), so sehen wir, dass manches Farbenpaar aus primären und secundären Farben besteht, z. B. roth—blaugrün, gelb—violett. Wenn wir also die eine der complementären Farben eine Function der anderen sein lassen (was wir müssen, wenn wir auf dem physiologischen Gebiet bleiben wollen), so müssen wir in diesem Falle die eine primäre Farbe als eine Function der Summe aller derjenigen primären Farben bezeichnen, aus denen die zweite secundäre zusammengesetzt ist. Wir gerathen dadurch in einen solchen Wirrwar, dass wir gut thun, das ganze Phänomen als ein psychologisch-physiologisches oder rein psychologisches zu erklären, obgleich wir hier von vornherein auf jede eigentliche Deutung verzichten.

Nachdem wir bereits vorhin die messende Astronomie in einigen physiologisch merkwürdigen Resultaten kennen gelernt, müssen wir zum Schlusse noch der Phänomene gedenken, die fast allen Messungsmethoden einen physiologischen, also nicht ganz exacten Charakter aufdrücken.

Die bekannteste und in allen astronomischen Werken besprochene Erscheinung dieser Art ist die der persönlichen Gleichung. Wenn mehrere Beobachter an verschiedenen Abenden die Culmination eines Sternes bestimmen, so differieren die Resultate fast immer. Man kannte die That-

sache schon längst, aber erst Bessel gab eine Erklärung für diese und ähnliche Erscheinungen. Sie liegt darin, dass die Organe und Nerven des Körpers nicht momentan reagieren und functionieren. Zunächst verfließt eine Zeit, bevor die Augennerven empfinden, also auch den Eindruck fortpflanzen können. Die vom Stern kommenden Ätherschwingungen bringen in dem Sehpurpur eine chemische Veränderung hervor, die einen elektrischen Strom auslöst, so dass wahrscheinlich der Eindruck von außen in Form eines elektrischen Stromes in's Gehirn kommt; denn wir können uns nur sehr schwer vorstellen, dass die unendlich schnellen Lichtschwingungen, die ja beim Äther sehr gut denkbar sind, auch durch die relativ groben Nerven in einfacher, mechanischer Erregung sich fortsetzen. Die sensiblen Nerven leiten nach Helmholtz den Eindruck mit einer Geschwindigkeit von 30 bis 95 *m* in der Secunde. Bevor der Eindruck bewusst wird, bevor sich die Aufmerksamkeit auf ihn richtet und der Wille in Activität tritt, verfließt ebenfalls eine zwar kleine, aber bestimmt messbare Zeit, nach Wundt durchschnittlich 0,019ˢ. Die motorischen Nerven leiten den Willensentschluss zu den Muskeln mit einer Geschwindigkeit von 34 *m* pro Secunde. Wenn dann die Muskeln reagiert haben, was gleichfalls Zeit in Anspruch nimmt, erfolgt erst der Druck der Hand auf den elektrischen Knopf.

All diese kleinen Zeitmomente summieren sich zu der persönlichen Gleichung, von Exner Reactionszeit genannt, auf die hin jede Messung am Meridiankreis corrigiert werden muss und die im Mittel 0.ˢ15—0.ˢ22 beträgt. Sie ist bei den verschiedenen Beobachtern verschieden und scheint von der Temperatur, auch von den kurz vorher genossenen Getränken abzuhängen. Jeder Beobachter muss seinen ihm eigenen Fehler entweder durch astronomische Beobachtung eliminieren,*) oder durch eigens zu dem Zwecke construierte Apparate auffinden und in Abzug bringen. Die Zeit des Bewusstwerdens und Setzens des Willensactes ist rein psychologisch (gewöhnlich nennt man sie fälschlich „physiologische Zeit") und kann deshalb positiv und negativ sein, das heißt, es ist möglich, dass man einen Stern auch zu früh den Faden passieren sieht, indem die übrigen Momente, die natürlich stets positiv sind, ihrem absoluten Werte nach kleiner als die negative psychologische Zeit sind. Bei all dem bleibt die Eigenthümlichkeit bestehen, dass wir Astronomen uns selbst am besten über die Genauigkeit einer Messung direct Rechenschaft zu geben vermögen, dass wir, ohne Gründe dafür angeben zu können, gewissermaßen instinctiv und fast mit absoluter Sicherheit sagen können: Diese Messung ist genauer als jene, diese ist exact und jene nicht.

*) Vergleiche hierüber Brünnow, Lehrbuch der sphärischen Astronomie. Berlin, 1881, Seite 327.

Persönliche Fehler treten übrigens bei allen astronomischen Messungen auf, bei den einfachsten wie bei den schwierigsten: von der Berührung der Sonnenränder im Spiegelsextanten hindurch durch die Stellung des Fadens auf die Mitte der Sternscheibchen bis zur gegenseitigen Coincidenz der feinsten Spectrallinien.

Wir haben nun so ziemlich alle Gattungen von Erscheinungen, in denen Astronomie und Physiologie sich begegnen, besprochen. Es wäre eine für beide Wissensgebiete schätzenswerte Bereicherung, wenn von erprobten Beobachtern alle in ihrer Praxis vorkommenden Erscheinungen dieser Art auf irgend eine Weise gesammelt und publiciert würden. Wenn auch schon viel Dankenswertes von Astronomen in dieser Hinsicht geleistet worden ist, so bin ich doch der Überzeugung, dass noch manches, besonders in der gerade heute so colossal reichhaltigen Instrumentenkunde, mit alten Practikern zugleich begraben wird oder in dem Winkel irgend einer Zeitschrift oder Publication der Vergessenheit anheimfällt.

Die Anwendung der Physiologie auf die Astronomie ist noch sehr jung, aber vielversprechend. Man denke nur an die Resultate, die sie in den letzten Tagen schon erworben hat und die man sich nicht hat träumen lassen — Mondfinsternis, Venusrotation —, und dann vergegenwärtige man sich, was sie zu leisten noch verspricht, zunächst auf dem Gebiete der Planeten- und Sonnenphysik — Marscanäle, phosphorescierendes Venuslicht, Zodiakallicht, Sonnentheorie, — vor allem aber auf dem der Spectralanalyse. Bei den Spectren der Himmelskörper finden wir zwei Eigenthümlichkeiten: 1. es treten neue Linien auf, 2. es fehlen bei bestimmten Stoffen bekannte Linien. Über das Erste kann selbstverständlich die Physiologie nicht entscheiden, sondern höchstens die Experimentalphysik, indem sie die Spectren irdischer Stoffe unter den verschiedensten Combinationen äußerer Zustände untersucht. Aber das Zweite schlägt in die Physiologie ein. Das erkannt und verwertet zu haben, ist auch eine schöne Errungenschaft der jüngsten Tage. Es liegt bereits ein höchst beachtenswerter Versuch von Scheiner, dem ausgezeichneten Potsdamer Astrophysiker, vor, der das Verschwinden einer Linie als rein physiologisch nachweist. Dieser Versuch eröffnet eine großartige Perspective auf endliche Vollendung unserer Kenntnisse, besonders über Kometen- und Fixsternphysik. Wenn man das alles bedenkt, so kommt man sich, um mit Goethe zu sprechen, fast vor „wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten geht, die heranwachsende Helle mit Freuden, aber ungeduldig anschaut und die Ankunft des entscheidenden Lichtes mit Sehnsucht erwartet", und wir wollen dem Wanderer als Wunsch mit auf den Weg geben, dass „er beim Hervortreten des Lichtes die Augen wegwenden muss, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen können".

Der Dichter Vergilius.

Von Carl Weyman.

(Schluss.)

Wir gehen zum dritten Hauptwerke des Dichters über, zur Aeneis. In dem herrlichen Eingange zum dritten Buche der Georgika kündigt der Sänger ein Heldengedicht über die Kriegsthaten des Augustus an, und alsbald nach dem Abschlusse der Georgika schritt er an die neue Aufgabe. Aber eigenes richtiges Urtheil über seine Befähigung und Neigungen und der Rath des Augustus veranlassten ihn zur Änderung seines Planes, d. h. zur Verlegung der Handlung in die sagenhafte Vorzeit, und bereits um das Jahr 26 war es in den litterarischen Kreisen Roms bekannt, dass Vergilius an der Aeneis arbeite. In gespanntester Erwartung sah man dem Erscheinen des Werkes entgegen. Im Jahre 25 ließ Augustus, der in Spanien im Felde stand, den Dichter ersuchen, ihm doch etwas von der Aeneis zukommen zu lassen, Entwürfe oder Proben; aber Vergil, der wieder langsam und gewissenhaft arbeitete, eingehende Quellenstudien machte und, wie wir bereits gehört, das ganze Werk zuerst in Prosa entwarf, war damals nicht in der Lage, die Neugierde seines hohen Gebieters zu befriedigen. Wir können Vergil nicht nur mit dem geistigen, sondern auch mit dem leiblichen Auge an der Aeneis arbeiten sehen. Denn im Jahre 1896 wurde in Tunis ein vielleicht noch dem Ende des 1. nachchristlichen Jahrhunderts angehörendes Mosaik ausgegraben, welches den an der Aeneis dichtenden Vergil darstellt. Der Dichter sitzt auf einem Stuhle mit Rückenlehne, die Füße auf einem Schemel aufgestellt, ist mit einer weißen, blaugeränderten Toga bekleidet und hält auf dem Schoße eine offene Papyrusrolle, auf der einige Worte aus dem ersten Gesange der Aeneis zu lesen sind. Die rechte Hand auf die Brust gelegt, das Haupt erhoben, lauscht er den Eingebungen der beiden hinter ihm stehenden Musen, der Muse der Geschichte, Klio, und der Muse der Tragödie, Melpomene. Erst lange Zeit, nachdem Augustus den Wunsch, etwas von der Aeneis kennen zu lernen, geäußert, konnte ihm Vergilius in kleinem Kreise die drei zuerst fertig gewordenen Bücher vorlesen, das zweite, vierte und sechste. Als er beim Vortrag des letzten an die ergreifende Stelle kam, wo Aeneas im Elysium unter der Schar der zukünftigen Römer den Marcellus erblickt (860 ff.), den erst vor kurzem in der Blüte seiner Jahre dahin-

gerafften Schwestersohn des Augustus, der ihn zu seinem Nachfolger ausersehen, brach die unglückliche Mutter des jungen Mannes, Octavia, von Schmerz überwältigt, ohnmächtig zusammen. Obwohl Vergil über 10 Jahre, bis zu seinem Tode, an der Aeneis arbeitete, kam er doch mit ihr nicht ganz zu Ende. Die große Reise nach Griechenland und Asien, die der letzten Ausarbeitung zu gute kommen sollte, hat er zwar angetreten, aber nicht ausgeführt. Als hätte er eine Ahnung von seinem nahen Ende gehabt, trug er vor seiner Abreise aus Italien dem Freunde Varius auf, die Aeneis zu verbrennen, wenn ihm vor ihrer definitiven Vollendung etwas Menschliches passieren sollte. Natürlich gieng Varius nicht darauf ein, und als Vergil dann thatsächlich im Sterben lag, verlangte er wiederholt, aber gleichfalls vergeblich, nach seinem Manuscripte, um es eigenhändig zu vernichten. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Varius und dem Plotius Tucca, welchen beiden er seinen schriftlichen Nachlass vermachte, testamentarisch zu verbieten, etwas aus demselben herauszugeben, was er nicht bereits selbst veröffentlicht habe. Mit dieser Bestimmung wäre eine Veröffentlichung der ganzen Aeneis nicht vereinbar gewesen, höchstens hätte man die Bücher, die Vergil durch Vorlesen an eine wenn auch beschränkte Öffentlichkeit gebracht hatte, publicieren dürfen. Nun aber schritt Augustus ein und ordnete die Herausgabe der ganzen Aeneis an. Varius übernahm die delicate Aufgabe und führte sie in etwa anderthalb Jahren zu Ende. Denn das bei den Säcularspielen des Jahres 17 gesungene Festlied des Horatius setzt die Kenntnis der Aeneis bereits allgemein voraus. Feinsinnige neuere Forschung hat gezeigt, wie gewissenhaft und pietätvoll Varius seines Herausgeberamtes gewaltet hat. Nicht nur dass er das ausdrückliche Verbot des Augustus, irgend etwas hinzuzufügen, respectierte und auch die Halbverse unvollendet ließ, zu denen dem Dichter keine passende Ergänzung eingefallen war, er ließ auch Widersprüche zwischen einzelnen Büchern und sonstige Mängel, die Vergil bei der endgiltigen Revision wohl beseitigt haben würde, unangetastet bestehen. — Eine nur einigermaßen ausführliche Inhaltsangabe der Aeneis wird man an dieser Stelle nicht von mir erwarten — eine solche würde unverhältnismäßig viel Raum in Anspruch nehmen — und zum Verständnis meiner folgenden Ausführungen auch nicht benöthigen. Es wird genügen, wenn ich in ein paar Sätzen den Gang des Epos vorführe bezw. an denselben erinnere. Hat man sich doch im Schulunterricht des späteren Alterthums in der Zusammendrängung der zwölf Bücher in je sechs, je vier Verse, ja in je einen Vers oder gar nur in je einen Halbvers versucht!

Aeneas, der Sohn des Anchises und der Göttin Venus, mit dem greisen Vater und dem kleinen Sohne glücklich dem brennenden Troja

entronnen, befindet sich schon sieben Jahre lang auf der Fahrt nach dem ihm vom Schicksal bestimmten Italien. Ein Seesturm, damit setzt das 1. Buch ein, verschlägt ihn, nachdem er Sicilien verlassen, an die Küste Afrikas. Dido, die Herrscherin Carthagos, nimmt ihn freundlich auf, lauscht voll Theilnahme seinen Erzählungen von der Zerstörung Trojas und seinen bisherigen Irrfahrten und entbrennt in Liebe für ihren Gast. Juno, die alte Feindin der Troer, weiß es zu fügen, dass ein während einer großen Jagd ausbrechendes Unwetter die beiden zusammenführt; denn sie möchte den Aeneas gerne von der Verfolgung seines hohen Zieles ablenken. Aber der Göttervater mahnt diesen durch seinen Boten an seine Pflicht, und so reißt er sich von der armen Königin los, die sich im Übermaße des Schmerzes den Tod gibt. Abermals gelangen die Trojaner nach Sicilien, wo während des ersten Aufenthaltes der alte Anchises gestorben war, und ihm zu Ehren werden glänzende Leichenspiele abgehalten. Der Geist des Vaters fordert den Sohn auf, die Sibylle in Cumae aufzusuchen und mit ihr sich in das Schattenreich und das Elysium zu begeben. Aeneas gehorcht, und im Elysium zeigt ihm der Vater die Gestalten der Zukunft. Endlich erreichen die Trojaner Latium. Der König Latinus nimmt ihre Gesandtschaft voll Freude auf und erblickt in Aeneas, dessen Frau Kreusa bei der Flucht aus Troja auf wunderbare Weise verschwunden war, den ihm von einem alten Orakel verkündeten Gatten für seine Tochter Lavinia. Alles scheint gut zu gehen, da greift wieder Juno ein und sät Zwietracht und Kampf. Der Rutulerfürst Turnus, den die Gattin des Latinus, Amata, zu ihrem Schwiegersohne wünscht, zieht, von zahlreichen italischen Völkerschaften unterstützt, gegen die Trojaner zu Felde, die ihrerseits an dem auf dem Platze des späteren Rom hausenden Arkadier Euander und an den Etruskern Bundesgenossen finden. Nach blutigen Kämpfen, in denen auf trojanischer Seite das heldenmüthige Freundespaar Nisus und Euryalus sowie Euander's Sohn Pallas, auf Seite der Gegner der von seinen etruskischen Unterthanen wegen seiner Greuelthaten verjagte Mezentius mit seinem Sohne Lausus fallen, stellt sich Turnus, den seine Gönnerin Juno so lange als möglich beschirmt hatte, dem Aeneas zum entscheidenden Zweikampfe und wird von diesem getödtet.

Dass Vergilius seinen ursprünglichen Plan aufgab und sein nationales Epos — denn das sollte sein Gedicht werden und das wurde es auch — nicht in der hellbeleuchteten jüngsten Vergangenheit, sondern in der nebelhaften Vorzeit spielen ließ, war vom dichterischen Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt, warum er aber gerade die Aeneassage zur epischen Darstellung erkor, das muss mit einigen Worten erklärt werden. Der Keim der später so reich entwickelten Aeneaslegende darf in den Versen der homerischen

Ilias (XX. 300 ff.) erblickt werden, durch welche der sonst den Trojanern abholde Meergott Poseidon es motiviert, warum er den Aeneas aus den Händen des furchtbaren Achilleus retten wolle: nach dem Untergange des Priamus nämlich und seines Hauses müsste Aeneas und seine Nachkommen über die Trojaner herrschen. Aber erst der alte griechische Lyriker Stesichoros (um 640—555) ließ in seiner Zerstörung Trojas den Aeneas über das Meer auswandern, und allmählig verbreitete sich die Aeneassage Hand in Hand mit dem Kultus seiner göttlichen Mutter besonders in den Küstenstädten, indem man da und dort ein vorhandenes Heiligthum der Aphrodite, die nicht bloß Liebes-, sondern auch Meeresgöttin war und als solche gerne an den Küsten verehrt wurde, darauf zurückführte, dass ihr Sohn Aeneas auf seiner Wanderung die betreffende Stelle berührt und seiner Mutter ein Heiligthum gebaut habe. Als Ziel des Aeneas hatte Stesichoros bereits Hesperien, d. h. Italien angegeben. Später wurde die Aeneassage in directe Beziehung zu Rom gesetzt, indem die Römer als Nachkommen der Trojaner betrachtet wurden. Ein zur Zeit des Pyrrhos lebender Geschichtsschreiber lässt bereits den Aeneas sich in Latium ansiedeln, und nicht lange nach dem ersten punischen Kriege finden wir in einem Actenstücke die Blutsverwandtschaft zwischen den Römern und den Iliern oder Trojanern officiell anerkannt. Vergils Vorgänger, die alten römischen Epiker Naevius und Ennius, von denen jener sich noch des ungefügen altitalischen Versmaßes bediente, ließen gleichfalls den Aeneas sich in Latium niederlassen, aber sie betrachteten ihn als Großvater des Romulus, im Widerspruche gegen die einheimische Tradition, laut welcher der Gründer Roms der Sohn des Kriegsgottes Mars war. Vergil folgte einer Fassung der Legende, in der erzählt war, Aeneas habe nach seinem Siege Lavinium gegründet (so heißt die Stadt nach seiner neuen Gattin) und drei Jahre lang beherrscht, sein Sohn Ascanius aber habe nach 30 Jahren den Sitz der Regierung in das neuerbaute Alba longa verlegt, woselbst sein Geschlecht 300 Jahre gesessen, bis Rhea Silvia von Mars die Zwillinge Romulus und Remus gebar und die Gründung Roms erfolgte. In dieser Sagenversion waren auch die Kämpfe, die Aeneas auf italischem Boden zu bestehen hatte, ausführlich geschildert, wir können aber constatieren, dass Vergil hier starke, selbständige Änderungen vorgenommen hat, indem er z. B. alle Begebnisse von der Landung des Aeneas bis zum Tode des Turnus in weniger als einen Monat zusammendrängte und den König Latinus nicht im Kampfe fallen, sondern in einer Art von Neutralität verharren ließ. Auch die persönliche Eitelkeit hatte schon längst begonnen, aus der Sage vom trojanischen Ursprung der Römer Capital zu schlagen. Seit der sullanischen Zeit wurde es in den römischen

Adelsfamilien Mode, den Stammbaum auf irgend einen Genossen des Aeneas zurückzuführen, und der gelehrteste Mann der Republik, M. Terentius Varro, kam diesem genealogischen Sporte mit seiner Schrift über die trojanischen Familien entgegen, in der er fünfzig Adelsfamilien mit trojanischen Ahnherren versorgte. Vor allem aber legte das Haus der Julier Gewicht darauf, mit Aeneas und durch ihn mit der Göttin Venus verknüpft zu werden, und um diese hohen verwandtschaftlichen Beziehungen zu erklären bez. zu ermöglichen, muſste sich Aeneas' Sohn Ascanius oder Ilus zu Julus umtaufen lassen. Es liegt somit klar zu Tage, daſs Vergils Epos auch nach der Änderung des ursprünglichen Planes der Verherrlichung des Augustus und des julischen Hauses diente, aber die Verherrlichung ist decenter, weniger aufdringlich geworden, weil sie nur indirect dem lebenden Herrscher, direct seinem alten Ahnherrn gespendet wurde. Vergil fand reichen Stoff in der genannten Schrift des Varro und in den italischen Urgeschichten des alten Cato; auch der Epiker Naevius hatte ihm in einem Punkte vorgearbeitet, indem er bereits Aeneas und Dido in Verbindung gebracht, aber für die epische Gestaltung des ganzen Aeneas-Mythus konnte ihm kein anderer als Vorbild dienen als der unvergleichliche Homer, der Vater aller Dichter. In sein Studium hat sich nun auch Vergil aufs eifrigste vertieft, und im Ganzen wie im Detail, in Personen, Characteren, Situationen, Vergleichen, tritt die Nachahmung Homers zu Tage. Die Aeneis ist die lateinische Ilias und die lateinische Odyssee zusammen. Die erste Hälfte mit der Schilderung der Irr- und Wanderfahrten des Aeneas entspricht der Odyssee, die zweite mit der Darstellung der Kämpfe in Italien der Ilias. Die Folge davon ist leider, daſs der Held des Epos, der fromme und gutmüthige Aeneas, in der ersten Hälfte Züge des Odysseus, in der zweiten solche des Achilleus trägt, obwohl weder die eine noch die andere Rolle ihm recht zusagt, und zu einer schwankenden, zwitterhaften Erscheinung wird, die mitunter Mühe hat, sich die Sympathien des Lesers zu erhalten. Gleich der Anfang des ersten Gesanges mit seinem Seesturme versetzt uns in eine Situation, die der im 5. Buche der Odyssee vorgeführten nachgebildet ist. Wie Poseidon dem von der Nymphe Kalypso glücklich entlassenen Odysseus, so sendet Juno den von Sicilien abgefahrenen Trojanern den Seesturm. Angesichts des dräuenden Todes preist Odysseus die Griechen, Aeneas die Trojaner glücklich, die vor Troja gefallen sind (Odyss. V. 306 ff. Aen. I. 94 ff.). Wie Odysseus am Tische des Phäakenkönigs, so berichtet Aeneas bei dem von Dido veranstalteten Mahle von seinen bisherigen Schicksalen. Die groſsen Leichenspiele zu Ehren des Anchises (Aen. V.) entsprechen denen für Patroklos im 23. Buche der Ilias, aber, — wie denn Vergil überhaupt nicht als ein sich durchweg sclavisch

an sein Vorbild haltender Nachahmer betrachtet werden darf, — an die Stelle des durch das Terrain ausgeschlossenen Wagenkampfes tritt bei Vergil ein Wettfahren der Schiffe, eine Regatta. Wie Odysseus im 11. Buche zu seiner Mutter, so muss Aeneas im 6. Buche zu seinem Vater in die Unterwelt hinabsteigen, und beide treffen im Schattenreiche mit einem kurz vorher gestorbenen, noch nicht beerdigten Genossen zusammen, Odysseus mit Elpenor, Aeneas mit seinem Steuermanne Palinurus. Aber dass die vergilische Unterweltsschilderung kein bloßer Abklatsch der homerischen ist, zeigt schon die interessante „Ahnenschau", durch welche Anchises seinem Sohne einen Blick in die ferne und fernste Zukunft Roms gewährt. Die Aufzählung der zu Turnus haltenden italischen Streitkräfte (Aen. VII.) mit dem kleineren Seitenstück im 10. Buche bildet das Pendant zum Schiffskataloge der Ilias. Wie Achilleus durch seine Mutter Thetis, so erhält Aeneas durch Vermittlung der Venus eine neue Rüstung von dem göttlichen Waffenschmiede Vulcanus geliefert, aber die vergilische Beschreibung des Schildes des Aeneas (VIII. 626 ff.) hat gleich der Unterweltsschilderung die Eigenthümlichkeit, dass sie Zukunftsbilder entrollt. Auf dem Schilde des Achilleus, wie ihn Homer beschreibt (Il. XVIII. 478 ff.), ist für solche Reflexionsproducte noch kein Platz. Die herrliche Episode von Nisus und Euryalus (IX. 176 ff.) hat mehrere Züge mit der sogenannten Doloneia der Ilias (X.) gemein, aber hier wird man zugeben müssen, dass Vergil sein Vorbild übertroffen, dass er etwas edleres an seine Stelle gesetzt hat; denn während es sich in der Doloneia nur um Morden und Pferdestehlen handelt, führt uns der römische Dichter ein ergreifendes Bild der Freundestreue bis in den Tod vor, und ich kann es mir nicht versagen, dieses Bild hier zu entrollen. Die Rutuler haben nach dem ersten Angriffe auf das befestigte Lager der Trojaner an der Tibermündung einen starken Gürtel von Wachen und Wachfeuern um die Feinde gelegt, sprechen in guter Stimmung dem Weine zu und gedenken am folgenden Tage den Sturm mit Erfolg zu wiederholen. Auf trojanischer Seite versehen zwei innig verbundene Freunde, Nisus und der noch sehr junge, bildschöne Euryalus die Wache am Thore. Dem Nisus will der Gedanke nicht aus dem Kopf, er müsse etwas außerordentliches wagen. Die Beobachtung, dass die ihrer Sache sich sicher fühlenden Rutuler den Wachdienst lässiger zu versehen anfangen, veranlasst ihn zu dem kühnen Plane, durch das feindliche Lager hindurch den Weg nach Pallanteum zu suchen und den Aeneas, der sich dorthin begeben, um die Bundesgenossenschaft des Euander zu gewinnen, von der gefährlichen Situation der Trojaner zu benachrichtigen. Trotz der Einwendungen des Nisus, der seinen jungen Freund nicht in das gewagte Unternehmen verstricken will, betrachtet es Euryalus als selbstverständlich,

dass er die Expedition mitmachen werde, und so wecken sie denn die Kameraden, die nach ihnen die Wache zu beziehen haben, und melden sich beim trojanischen Kriegsrathe, der gerade darüber berathschlagt, durch wen man den Aeneas verständigen könne. Sie werden eingelassen, und Nisus entwickelt seinen Plan. Mit freudiger Bewunderung und Rührung besonders seitens des jungen, mit Euryalus etwa gleichaltrigen Ascanius wird das Anerbieten der Tapferen angenommen. Mit Waffenstücken beschenkt und von Segenswünschen begleitet, treten sie ihren gefährlichen Weg an, nachdem noch Euryalus dem Ascanius seine ahnungslose Mutter empfohlen, für den Fall, dass er nicht mehr zurückkehren sollte. Sie überschreiten den Graben und nähern sich in dunkler Nacht dem feindlichen Lager. Allenthalben liegen die Rutuler, von Schlaf und Wein übermannt, sorglos im Grase, und die beiden Trojaner richten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an, bis Nisus, der das Herannahen des Tages befürchtet, zur Fortsetzung des Marsches mahnt. Euryalus stülpt sich noch den schönen Helm eines feindlichen Führers auf, dann lassen sie das Lager hinter sich. Da naht sich von Laurentum her eine vom König Latinus an Turnus entsendete Reiterschar, 300 an der Zahl, befehligt von Volcens. Schon sind sie in der Nähe des Rutulerlagers angelangt, da werden sie durch den glänzenden Helm des Euryalus auf die beiden Trojaner aufmerksam, und der Reiterführer ruft sie an: Halt, ihr Männer, wer seid ihr? wohin geht ihr? Jene antworten nicht, sondern beschleunigen ihre Schritte und vermeinen, im Dunkel der Nacht und des sie aufnehmenden Waldes zu entkommen. Sofort umzingeln die Reiter den Wald und besetzen seine Ausgänge. Aber Nisus entrinnt, und erst nachdem er außer Gefahr ist, bemerkt er, dass Euryalus ihm nicht gefolgt war. Der junge Mann, durch die mitgenommene Beute belastet und durch Angst verwirrt, hatte sich im Walde verirrt, und als Nisus sofort wieder zurückkehrte, entdeckte er seinen jungen Freund in der Gewalt der feindlichen Reiter. Was sollte er zu seiner Befreiung unternehmen? Er fleht zur Mondgöttin, seine Hand glücklich zu lenken, und schleudert ungesehen seine Lanze aus dem Dickicht in den Haufen der Reiter. Sie dringt einem von ihnen tief in den Rücken, so dass er sich sterbend in seinem Blute wälzt, während sich alle vergeblich nach dem Schützen umsehen. Sofort folgt das zweite Geschoss des Nisus mit gleicher Wirkung. Da schäumt der Reiterführer Volcens vor Wuth: er donnert den unglücklichen Euryalus an: „So sollst du einstweilen mir mit deinem Leben das der beiden Kameraden bezahlen!" und geht mit gezücktem Schwerte auf ihn los. Entsetzt eilt Nisus aus seinem Versteck hervor und ruft so laut er kann: Ich bin der Thäter, gegen mich kehrt eure Schwerter! Jener hat nichts gethan, als dass er seinen unglücklichen

Freund zu sehr geliebt hat! Aber es war zu spät. Vom Schwerte des grimmen Volcens durchbohrt, war Euryalus zusammengesunken, einer Feldblume vergleichbar, über die der Pflug gegangen. Da stürzt sich Nisus unter die Feinde und bahnt sich den Weg zu Volcens, den seine Reiter vergeblich zu decken suchen. In des schreienden Führers Mund stößt er sein Schwert, dann wirft er sich über den Leichnam des Freundes und ruht auf ihm, mit ihm im Tode wieder vereint. „Glückseliges Paar!" ruft ihnen der Dichter nach, „wenn mein Lied etwas vermag, so werdet ihr nicht aus dem Gedächtnis der Nachwelt entschwinden, so lange das Geschlecht des Aeneas auf dem Felsen des Capitols hausen und der Allvater Jupiter herrschen wird!" — Ich kehre zur Betrachtung des homerischen Einflusses auf die Aeneis zurück. Da Aeneas, wie schon angedeutet, in der zweiten Hälfte des Epos als Achilleus figurieren muss, so muss selbstverständlich Turnus an die Stelle des Hektor treten. Er vertheidigt wie dieser seinen Heimatboden gegen Eindringlinge und behält gleich diesem die Oberhand, so lange sein tapferster Gegner am Kampfe nicht Theil nimmt. Aber neben diesen allgemeinen Übereinstimmungen der beiden Gestalten treten tiefe innere Unterschiede hervor, in denen sich die veränderte, die moderne Zeit ausspricht. Turnus macht mehrfach den Eindruck eines heutigen Officiers mit dem specifisch militärischen Ehrbegriff, der ihn gleich an Selbstmord denken lässt, nachdem ihn ein von seiner Freundin Juno entsandtes Schattenbild des Aeneas auf ein Schiff gelockt und dem Kampfe entführt hat (X. 680 ff.). Der ethische Gehalt des homerischen Hektor, der für Weib und Kind, nicht für die in Aussicht gestellte Braut kämpft, fehlt dem Turnus, dafür muss der biedere Aeneas, der ja eigentlich Achilleus sein soll, bevor er zum letzten entscheidenden Kampfe auszieht, plötzlich beim Abschiede von seinem Sohne (XII. 432 ff.) Hektor werden, denn ein Abschied à la Hektor durfte in der lateinischen Ilias nicht fehlen, und mit dem ledigen Turnus war nichts anzufangen.

Gerne würde ich Vergils Verhältnis zu seinem homerischen Vorbilde noch an weiteren Einzelzügen veranschaulichen, aber ich müsste dann die Aufmerksamkeit der Leser fast ebensolange in Anspruch nehmen, wie Aeneas in Carthago die seiner königlichen Zuhörerin. Ich möchte dafür lieber noch einen flüchtigen Blick auf die Aeneis als Ganzes werfen. Trotz der betonten Zwitterhaftigkeit im Charakter ihres Helden, trotz der massenhaften, von missgünstigen, boshaften Leuten schon im Alterthum eifrig gesammelten Entlehnungen aus griechischen und römischen Dichtern, trotz des vielfachen Ineinanderschillerns von Griechischem und Italischem, wie es durch die Übertragungen homerischer Situationen auf altitalischen Sagenboden entstehen musste, trotz der Vermengung von

Vergangenem und Gegenwärtigem, die uns z. B. in der Schilderung der Leichenspiele für Anchises entgegentritt, wo zum Schlusse Ascanius und seine Altersgenossen die besonders von Augustus gern veranstaltete Reiterquadrille, die Troja, aufführen (V. 545 ff.), trotz aller heterogener Elemente wirkt die Aeneis einheitlich, weil der Dichter allen ihren Gliedern das gleichmäßig verhüllende Gewand einer herrlichen metrisch-sprachlichen Form übergeworfen hat, die sich von der der Georgika entsprechend dem heroischen Inhalte durch mächtigere Rhythmen, größere Feierlichkeit und reichlichere Verwertung des alterthümlichen Sprachgutes unterscheidet. Es sind nach dem Urtheile des nun leider nicht mehr unter den Lebenden weilenden Leipziger Philologen Otto Ribbeck, eines der hervorragendsten Kenners lateinischer Poesie, die männliche Kraft, der heldenhafte Schritt und der erhabene Wohllaut der römischen Sprache, die in den Hexametern der Aeneis zur vollkommensten Geltung gebracht werden, und wenn wir aus dem Verse der Georgika «elicit illa cadens raucum per levia murmur saxa ciet» (I, 109 f.) das Murmeln des Baches zu vernehmen glauben, so vermeinen wir thatsächlich eine Cavalcade heransprengen zu hören, wenn der Vers der Aeneis «quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum» (VIII, 596) an unser Ohr dringt. Wir glauben der Aeneis ihren richtigen Platz anzuweisen, wenn wir sie zwischen die Bukolika und die Georgika stellen. So unzweifelhaft der Vergil der Aeneis gegenüber dem der Bukolika als Meister erscheint, so sicher ist es, dass die Aeneis als Ganzes hinter den Georgika rangieren muss: ich sage ausdrücklich, die Aeneis als Ganzes, denn einige Partien, wie das farbenprächtige Gemälde der Zerstörung Trojas, die rührende Schilderung von Didos Seelenkämpfen und ihrem tragischen Ende, die dem jungen Augustinus Thränen des Mitgefühles entlockte, die vorgeführte Nisus- und Euryalusepisode u. a. dürfen und müssen den Georgika als poetisch gleichwertig an die Seite treten. Im kaiserlichen Rom urtheilte man anders. Hier hat vor allem die Aeneis als das römische Nationalepos, welches die hohe Mission des weltbeherrschenden Römervolkes in so lapidaren Versen (VI. 847 ff.) verkündet, trotz etlicher giftiger Neider und Nörgler einen durchschlagenden Erfolg erzielt, und von der in der Geschichte der Litteratur einzig dastehenden Wirkung der vergilischen Poesie auf die späteren Jahrhunderte beansprucht die Aeneis infolge ihres Inhaltes und ihres Umfanges den Löwenantheil. Vergils Einfluss auf die Folgezeit auch nur in den Hauptzügen darzustellen, kann hier nicht unternommen werden. Ich beschränke mich daher auf wenige Andeutungen. Vergil ist nicht nur sehr bald nach seinem Tode der von seinem Freunde Horatius befürchteten Ehre, Schulschriftsteller zu werden, gewürdigt worden, sondern er ist Jahrhunderte lang der Schulschriftsteller par

excellence geblieben, in dessen Erklärung eine Reihe berufener und unberufener Grammatiker gewetteifert hat, und dessen Verse vielen Generationen so in Fleisch und Blut übergegangen sind, dass die Zahl der Vergilcitate und gar der bewussten oder unbewussten Vergilanklänge und -Reminiscenzen in der römischen Litteratur — etwa von Ovid angefangen — Legion ist. Ja, man hat treffend bemerkt, dass, wenn Vergils Werke nicht erhalten geblieben wären, man sie zum größten Theile aus den Citaten der Späteren hätte zusammensetzen können. Am eclatantesten tritt der Einfluss — das Wort im eigentlichsten Sinne genommen — der vergilischen Dichtung natürlich in den epischen Dichtungen zu Tage, und wenn wir lachen müssen über den biederen Silius Italicus, der unter Domitian ein langes und langweiliges Heldengedicht über den zweiten punischen Krieg verfasst und den ganzen Apparat der Aeneis (Waffenbeschreibung, Unterweltsschilderung, Feindschaft der Juno gegen die Römer als Abkömmlinge der Trojaner u. s. w.) auf sein historisches Epos übertragen hat, so dürfen wir nicht vergessen, dass auch die christliche Epik sich vollständig an Vergil gebildet hat. Der spanische Presbyter Juvencus, der unter Constantin die Evangelien — genauer: das Matthäusevangelium mit gelegentlicher Benützung der übrigen — in Hexameter umgoss, schließt sich auf Schritt und Tritt an Vergil an und verwendet u. a. Worte, mit denen bei diesem der Meergott die frechen Winde anfährt, für die Bußpredigt des Täufers Johannes (Aen. I. 132. Juv. I. 331), und unwillkürlich erinnere ich mich an das byzantinische Sprichwort „Aus demselben Holz wird das heil. Kreuz gezimmert und die Wurfschaufel“, wenn ich sehe, wie aus dem nämlichen geduldigen Materiale vergilischer Verse und Halbverse im 4. Jahrhundert der vom Christenthum allerdings nur sehr oberflächlich berührte Dichter Ausonius von Bordeaux die (im letzten Theile natürlich höchst bedenkliche) Schilderung einer Hochzeit von A bis Z, und die Dichterin Proba die biblische Geschichte vom ersten Capitel der Genesis bis zur Himmelfahrt Christi zusammenstoppelte. Man kann sich denken, zu welchen verzweifelten Umschreibungen und sonstigen Kunststücken die fromme Dame greifen musste, die ja beispielsweise keinen biblischen Namen im Vergil vorfinden konnte. Zur Bezeichnung des Kreuzes, an das der Heiland geschlagen wird, muss die von Aeneas für eine Trophäe verwendete und der Äste beraubte Eiche dienen. Christus am Kreuze spricht wieder mit den Worten des Meergottes, und er, der für seine Peiniger gebetet, muss hier ihnen drohen, dass sie in Zukunft nicht so leichten Kaufes davonkämen. Nicht bloß die litterarische oder Buchpoesie, auch die epigraphische oder Steinpoesie steht zum großen Theile unter dem Zeichen Vergils. Einige seiner Verse sind vollständig in Grabschriften — und zwar in heidnische wie in christliche — herübergenommen worden,

und wenn man aus den Epigrammen, mit denen zu Ende des 4. Jahrhunderts der Papst Damasus die Martyrergräber schmückte, alles Vergilische ausscheiden wollte, so bliebe thatsächlich nicht sehr viel übrig. Sogar in der christlichen Liturgie waren und sind Spuren des vergilischen Einflusses zu constatieren. Eine ältere Fassung des herrlichen Gesanges, unter dessen Vortrag am Charsamstag der Diacon die Osterkerze weiht, des praeconium paschale oder «Exultet», ist an der von der Biene handelnden Stelle mit unbefangenen, ein Philologenherz entzückenden Reminiscenzen an das vierte Buch der Georgika versetzt, und die ersten, die seligste Jungfrau begrüßenden Worte, mit denen der Introitus der Messe am Feste Mariä Geburt und mehrerer Votivmessen de B. M. V. anheben, «salve sancta parens» (Sei gegrüßt, heil. Mutter) stammen zwar aus dem Ostergedichte des im 5. Jahrhundert lebenden Dichters Sedulius, sind aber von diesem, mit Änderung eines Buchstabens, aus einem Verse der Aeneis (V. 80) entlehnt worden. Warum hätten sich auch die alten Christen gerade gegen den guten Vergilius spröde und ablehnend verhalten sollen! Enthielten doch seine Gedichte trotz alles heidnischen Götterwesens so schöne Gedanken, die jeder Christ acceptieren konnte, und wenn er auch in der 4. Ekloge nicht wirklich den göttlichen Welterlöser prophezeit hat, so lag es doch für Christen nahe genug, das Gedicht in diesem Sinne zu deuten und aus Vergil eine Art Vorläufer des Christenthums zu machen. In einem kirchlichen Weihnachtsspiele des Mittelalters legt nach Moses, Isaias, David u. s. w. auch Vergil für den kommenden Christus Zeugnis ab, und eine reizende Legende berichtet, der Apostel Paulus habe sich in Neapel an das Grab Vergils führen lassen und unter Thränen gesagt: „Was hätte ich aus Dir gemacht, wenn ich Dich noch am Leben getroffen hätte, Du größter der Dichter!" Aber nicht nur einen Vorläufer des Christenthums haben die späteren Generationen aus Vergil gemacht. Wie die Griechen in Homer, so erblickten die Lateiner schließlich in Vergil den Ausbund aller Weisheit und Gelehrsamkeit, man suchte und fand in seinen Werken alles Mögliche und Unmögliche, die immer dichter aufqualmenden Nebel der allegorischen Erklärung verhüllten seine Gestalt, hoben ihn über das menschliche Niveau empor, und aus dem Dichter Vergilius wurde der Zauberer Vergilius. Aber dieser soll uns nicht mehr beschäftigen. Der Mensch und Dichter ist es, den ich den Lesern näher bringen wollte, und ich denke, sie werden es nicht bereuen, seinem Andenken ein halbes Stündchen geschenkt zu haben. Denn gleich dem größten Dichter des Mittelalters, dem er als Führer durch Hölle und Fegfeuer voranschreitet, gehört auch Vergil zu den „Sternen der Weltlitteratur, die der Menschheit leuchten".

Wiener Kunstleben.

Von Joseph Neuwirth.

Die letzten Monate des eben abgelaufenen Jahres brachten dem kunstinteressierten Publikum der Kaiserstadt an der Donau eine ganz erstaunliche Fülle neuer Anschauungen und Anregungen. Begegnet auch nur vereinzelt wirklich Hervorragendes, so findet sich doch selbst unter dem nur auf Mittelniveau sich Haltenden manch' ansprechender Zug, manch' verheißungsvoller Ansatz zu Tüchtigem, dessen künstlerische Bewältigung noch nicht vollständig gelungen ist.

Es war in erster Linie überaus interessant zu beobachten, dass bei aller Vorliebe für die mannigfachsten Darbietungen der Moderne auch in weiteren Kreisen die Neigung nicht geschwunden ist, sich über die geschichtliche Entwicklung der Kunst und bestimmter Kunstzweige auf Grund reicher, sachverständig ausgewählter Anschauungsmittel unterrichten zu lassen. Dies lehrte kaum etwas so augenfällig als der Besuchszuspruch der Gutenberg-Ausstellung, welche für die Direction der k. k. Hofbibliothek wirklich einen vollen Treffer ins Schwarze bedeutet; der Erfolg der ersten Ausstellungsunternehmung wird den umsichtigen Leiter dieses großen Institutes gewiss dazu anregen, ab und zu mit einer ähnlichen Auswahl die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf bestimmte Abtheilungen der kostbaren Schätze der großartigen Sammlung zu lenken. Die Anknüpfung der Ausstellung an die 500. Geburtstagsfeier Gutenberg's war ein höchst glücklicher Gedanke, ebenso glücklich das Hinübergreifen der Ausstellungsgegenstände auf die nahe verwandten Gebiete der vervielfältigenden Kunst. So führte die Gutenberg-Ausstellung nicht bloß Druckproben, sondern eine Fülle kulturgeschichtlich wichtiger Denkmale von großer Mannigfaltigkeit vor, von dem Urkundenstempel auf der Papyrusurkunde aus dem Jahre 108 n. Chr. Geb. und von den arabischen Reiberdruckern angefangen bis zu den herrlichsten Bilderhandschriften, den so seltenen Schrotblättern und Teigdrucken, frühen Holzschnitten und Kupferstichen, Blockbüchern u. s. w. Die ausgestellten Objecte überraschten durchwegs durch den tadellos schönen Erhaltungszustand, der ihren hohen kultur- und kunstgeschichtlichen Wert doppelt zur Geltung kommen ließ. Nicht minder lehrreich war es, in der gleichzeitigen Ausstellung verschiedensprachiger Erst- und

Frühdrucke aus eigener Anschauung sich ein Urtheil über das Vordringen der Kunst Gutenberg's bei den verschiedenen Völkern Europas bilden zu können. Die Ausstellung erfreute sich einer ausgesprochenen Popularität und weitgehender Beachtung. Forscher und Kunstfreunde wurden von ihr ebenso angezogen wie breitere Bevölkerungsschichten, was in dem corporativen Besuche derselben durch Vereine und Schulen am augenfälligsten zum Ausdrucke kam. Und dass in der Besuchermenge die Arbeiterkreise nicht fehlten und Corporationen wie der „Verein jugendlicher Arbeiter“ sich für eine Ausstellung dieser Art interessierten, sei mit besonderer Genugthuung verzeichnet.

Fast zu derselben Zeit, in welcher der Prunksaal der Hofbibliothek der Gutenberg-Ausstellung eingeräumt war, öffnete die an Kunstschätzen überreiche Albertina wieder gastlich ihre Pforten durch Veranstaltung einer Rubens-Ausstellung, welche an den aus kostbaren Mappen hervorgeholten und ins rechte Licht gesetzten Handzeichnungen das Schaffen des großen Meisters verstehen und würdigen lernen sollte. Angesichts der Thatsache, dass die Anzahl der Rubenszeichnungen der Albertina von keiner zweiten Kunstsammlung Europas erreicht wird, erklärt sich die Wahl gerade dieses Meisters, dessen Entwicklung an diesem herrlichen Materiale vorzüglich studiert werden kann. Allerdings ist die Menge jener, welche die intimen Reize solcher Belege zu würdigen und aus ihnen klare Vorstellungen des Ringens und Werdens des großen Künstlers, seines Sieges und seiner Eigenart abzuleiten verstehen, durchaus nicht sehr groß. Denn selbst manchen Kunstfreund interessieren die Entstehungsphasen der Werke, für welche Handzeichnungen die wichtigsten Nachweise vermitteln, weniger als die fertigen Werke selbst, während nur der künstlerische Feinschmecker oder der Forscher in ihnen die wachsende Schöpferkraft, die Abklärung und Läuterung der Ideen wie der Persönlichkeit zu verfolgen vermag und durch sie dem Wesen des Künstlers immer näher kommt. So wird eine wenn auch nicht nach Tausenden zählende Besucherzahl von der Rubens-Ausstellung der Albertina viel Genuss und reiche Belehrung empfangen haben.

Die VIII. Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Österreichs „Secession“ hatte diesmal kein Zugstück hervorragender Art, aber immerhin neben viel Auffälligem, wenn auch nicht immer Gefälligem manches beachtenswerte Stück, das feines künstlerisches Gefühl und vornehmen Zug besaß. Die Raumgestaltung war von den Secessionsmitgliedern Leopold Bauer, Jos. Hoffmann und Koloman Moser geschmackvoll gelöst, und mancher Einzelnheit wirklich intimer Reiz abgewonnen. Die Bedachtnahme auf letzteres mochte wohl nicht zuletzt von dem Umstande mitbestimmt sein, dass die diesmalige Ausstellung besonders der Kunst im Handwerk galt, die

jetzt wieder mehr als ehedem mit den Bedürfnissen des modernen Menschen unmittelbare Fühlung gewonnen hat. Da ihre Erzeugnisse vorwiegend bestimmt sind, moderne Wohnungen zu schmücken, so wird eine ihrer Zwecke voll bewusste Anordnungscommission darauf bedacht sein müssen, zu zeigen, wie beschaffen Raum und Aufstellung sein sollen, um die Wirkung von Kunstobjecten zu heben und sie neuerdings in Alltagsräumen heimisch zu machen. Es ist erfreulich zu beobachten, an wie viel kleine Gegenstände alltäglichen Gebrauches sich wieder künstlerische Durchbildung heranwagt. Allerdings erscheint die Anzahl befriedigender Leistungen noch immer — und wahrscheinlich noch für längere Zeit — recht beschränkt. Vieles stößt jedoch noch direct ab. Was der Engländer Ashbee im Hauptsaale und in dem dahinter liegenden Cabinete bot, mag ja echt und streng englisch sein, wird aber in seiner plumpen, eckigen Wuchtigkeit und in der düsteren Farbenstimmung kaum so leicht das Gefühl der Behaglichkeit aufkommen lassen, das Gegenständen des Alltagsgebrauches förmlich ausströmen soll. Der Zustimmung vieler Ausstellungsbesucher ist gewiss die Behauptung sicher, dass uns ebensowenig der Schotte Makintosh anzusprechen vermag. Was er, seine Frau, sein Schwager Mac Nair und des letzteren Frau für die Ausstattung eines Ausstellungsraumes beigestellt haben, ist mit seinen schmalen, dürren, unnatürlich gestreckten Gestalten mehr schrullenhaft als geschmackvoll, mehr bizarr gesucht als echt künstlerisch empfunden. In dem Vielerlei der Dinge war nicht viel wirklich Beachtenswertes, wohl aber manches direct Verfehlte, wie z. B. der jämmerlich wirkende Spiegel. Ob es vom Standpunkte, das Publicum in und durch Ausstellungen für das Verständnis berechtigter Unterstützung der Moderne zu gewinnen, gerade angezeigt ist, eine solche Menge durchaus nicht nachahmenswerter Objecte auf einem Platze zu vereinigen, mag eine offene Frage bleiben. Jedenfalls sollte in einer Epoche des Gährens und heftigen Aufeinanderprallens ästhetischer Anschauungen vorwiegend nur wirklich Gutes geboten werden, um einmal durch die Ablehnung bedenklicher Experimente, bei denen Originalitätshascherei und blanke Absonderlichkeitsschaustellungen in erster Linie stehen, die künstlerische Selbstzucht mit unnachsichtlicher Strenge zu heben, das anderemal das Publikum nicht durch Vorführung willkürlicher Missbildungen gefährlichen Geschmacksverirrungen zuzutreiben. Letztere sind theilweise gar nicht zu vermeiden, wenn das Publikum sieht, dass Werke zweifelhafter Kunstgüte für ausstellungswürdig befunden werden, was ein Theil der großen Menge sofort mit „nachahmenswert“ identificiert. Weit mehr als Ashbee oder Makintosh zieht uns der Brüsseler Van de Velde an, einer der Führer auf modern-kunstgewerblichem Gebiete, der namentlich auf Berlin viel Einfluss gewonnen hat. Ihn verläßt bei den mannigfachsten Leistungen,

in denen ungemein reiche Erfindungsgabe sich überall mit Betonung ausgesprochenen Zweckgefühles anziehend versucht, nirgends einfache gesunde Logik. Sie lehnt entschieden unnatürlichen Schwulst ab und sichert trotz des augenfällig verstandesmäßigen Zuges oft überraschend knappe, anmuthige, ja reizvolle Formensprache. Sie kommt nicht zuletzt wirksamst und abwechslungsreichst zur Geltung in der Collection der Pariser «Maison moderne», in welcher Van de Velde mit der Kleinkunst der Franzosen Debain, Biais, Charpentier, Manuel Orazi, Dufrène wetteifert. Hier findet sich wiederholt ebenso elegante als eigenartige Form alltäglicher Gebrauchsgegenstände, die thatsächlich vom Geiste der Kunst durchdrungen oder wenigstens berührt ist. Sehr tüchtige Arbeiten haben die Wiener Künstler, allen voran J. Hoffmann und K. Moser, beigestellt. Trotz unleugbarer Beeinflussung durch englische Vorbilder und Van de Velde tritt doch in den meisten eine hochachtbare Selbständigkeit des Ausdrucksvermögens zutage, die mit den Geschmacksbedürfnissen des Wiener Bodens rechnet und so viel gefällige Anmuth zu erzielen weiß; letzterer haftet förmlich etwas vom Erdgeruche der Wiener Scholle, jener schon früheren Kunstepochen Wiens eigenen heiteren Sinnlichkeit an, welche jeder Ziererei und protzenhafter Schaustellung abhold ist und in der Farbenstimmung auch etwas von dem Volksnaturell nachklingen zu lassen versteht. Hier sind unbestreitbar manch schöne Ansätze einer neuen Entwicklung, die Vortreffliches bringen kann, wenn sie nicht auf abschüssige Bahnen eingebildeter Selbstherrlichkeit geräth, sondern mit der Gefühlsweise unserer Zeit in wahrhaft künstlerischer Wechselbeziehung bleibt.

Stehen im Gesammteindrucke der Secessionsausstellung Stühle, Tische, Schränke, Buffets, Vasen, Gläser, Töpfe, Bucheinbände u. dergl. im Vordergrunde, so hat man mit feinem Takte doch keineswegs Gemälde und Bildhauerarbeiten, welche nächst den Gegenständen des Alltagsgebrauches die vier Wände eigentlich erst behaglich und anheimelnd machen, von der Einbeziehung in die Ausstellung ausgeschlossen. Desgleichen entsprach der Absicht, in den Ausstellungsgegenständen hauptsächlich auf die Bedürfnisse unserer Wohnungen Rücksicht zu nehmen, die Beschränkung auf minder umfangreiche Bilder und plastische Arbeiten. Die Wahrnehmung beider Gesichtspunkte erleichterte die Zusammenstimmung der Einzelheiten der verschiedenen Räume in sich und zu einem Ganzen. Obzwar die Namen Böcklin und Menzel vertreten sind, läßt nur des letzteren „Maskenfest“ die Eigenart des Meisters etwas zu Worte kommen; für die Böcklincharakterisierung genügt die kleine colorierte Zeichnung „Ein Frühlingslied“ nicht. Edgard Degas und Fernand Piet stoßen trotz unverkennbar scharfer und guter Beobachtungen, die in ihren Werken stecken, direct ab. Ferdinand Andri, der dem Leben so fein zu lauschen versteht, wird in

der Gesichtsbehandlung, die in einen verschwommenen Farbenfleck zerfließt, zu breit und nachlässig. Ein vortreffliches Stück Berliner Lebens tritt auf Liebermann's „Straße im Schnee“ uns entgegen; wie hebt sich davon doch Raffaelli's prickelnde Farbengebung auf dem Straßenbilde des Boulevard St. Michel in Paris ab! Es erscheint eigentlich im Rahmen dieser Secessionsausstellung selbstverständlich, dass eine beträchtliche Anzahl von Landschaften, die als Schmuck der Wohnungen stets eine Rolle gespielt haben, Aufnahme gefunden hat. Zarte Empfindung zeichnet die Darbietungen Myrbach's und Eug. Jettel's aus, Kraft und Bestimmtheit ist jenen Auchentaller's eigen, der trotzdem einschmeichelnde Weichheit der Töne zu erreichen versteht. In dem Bilde „Aus Goisern“ bewährt R. v. Alt neuerlich seine rühmlich bekannte Meisterschaft, eine erstaunliche Frische und Aufnahmsfreudigkeit. Die zum Herzen gehende Schlichtheit des Legendentones erreicht Max. Liebenwein in seinen Darstellungen der heil. Genovefa, Margareta, Martin und Hubertus. Würdevoll, wenn auch nicht einwandfrei repräsentieren sich die Glasmalereicartons von J. Mehoffer in Krakau. Stofflich interessiert „Der kämpfende“ wie „Der sterbende Krieger“ von Ferd. Hodler, gewaltig erfasst, aber etwas brutal ausgeführt. Unter den Werken der Plastik fiel am meisten der sogenannte Minnebrunnen auf, der im allgemeinen mehr Verwunderung als Bewunderung erregt hat. Die Schwere des Unterbaues, die an Langweile streifende mehrmalige Wiederholung des Motives der auf dem Beckenrande knieenden nackten Jünglinge, deren Frösteln sich unwillkürlich dem Beschauer mittheilt, die von Härten nicht freie Hagerkeit der Körperbehandlung erwecken direct Unbehagen, das wir eigentlich bei der Betrachtung von Kunstwerken nicht empfinden sollen; sie lassen die nicht gerade zahlreichen Vorzüge gewisser Einzelheiten des Werkes gar nicht zur Geltung kommen. Und doch zeigen Minne's „Drei heil. Frauen“, die dem Grabe Christi gramgebeugt und angstvoll sich nähern, gleich einigen anderen Arbeiten eine hohe, mit schlichten Mitteln arbeitende Ausdrucksfähigkeit, deren Inbrunst ans Herz greift, wie sie aus dem Herzen emporquillt. Fernand Khnopff, dessen Bilder immer mehr einer Schablonisierung verfallen und bei aller Feinheit der Ausführung schon einer unbestreitbaren Inhaltsleere sich nähern, interessiert durch eine prächtige Marmorbüste. Über dem fein geschnittenen Frauenantlitz liegt ausgesprochene Anmuth und vornehme Empfindung; das Abschneiden der Schädeldecke ist eine merkwürdige Schrulle, deren Nachahmung kaum zu empfehlen wäre. Es bleibt sehr fraglich, ob durch eine solche augenfällig auf Effecthascherei ausgehende Behandlung der Allgemeineindruck nicht mehr gestört als die Concentration des Ausdruckes gehoben wird. „Die Plage“ und „Die Lastträgerin“ Szymanowski's athmen bei Originalität der Auf-

fassung und Darstellung, die bei dem „Kinderkopfe“ in lebenswarme Naivität übergehen, einen packenden Realismus. Beachtung verdienen die Arbeiten Alf. Canciani's. Elsa v. Kalmár trägt noch zu viel Ungeberdigkeit zur Schau, als dass ihre Arbeiten wirklich erfreuen könnten. Wie sehr weiß dagegen August Gaul in dem vorzüglich behandelten Marmorrelief „Römische Ziegen“ zu fesseln! Gegen die vorjährige Ausstellung wird man — im Ganzen genommen — die letzte Secessions-Ausstellung kaum einen besonderen Fortschritt nennen können. Sie enthielt gar manches, durch dessen Ausscheidung sie gewiss nur gewonnen hätte; man wird in Hinkunft ähnliche Missgriffe vermeiden müssen, um jenen Theil des Publicums, welcher der Förderung der Moderne freundlich gegenübersteht, nicht abzustoßen oder wenigstens vorübergehend kopfscheu zu machen. Gerade die Wiener haben ja Bewegungen auf kunstgewerblichem Gebiete zu verfolgen und auf ihre Berechtigung zu prüfen gelernt und brauchen angesichts der Thatsache, dass ihre derzeitigen Künstler Gegenwartsbedürfnissen jeder Art feinfühlig und geschmackvoll gerecht zu werden wissen, nicht jede wunderliche Auslandsleistung als bewunderswert mit Dank zu quittieren. Nur eine von ausgesprochenen Geschmacklosigkeiten sich freihaltende Kunstrichtung darf mit Recht Anspruch auf eine führende Rolle erheben.

Die Herbst-Ausstellung im Künstlerhause hatte in Wenzel Sochor's großem „Cavalleriekampf bei Střezetitz“ ein vielgenanntes und vielbewundertes Stück. Die Darstellung knüpft an jenen verhängnisvollen Moment der Schlacht bei Königgrätz an, in welchem die von Sadowa und Rechanitz vorgebrochene preußische Cavallerie sich an der Verfolgung der flüchtigen Österreicher betheiligen wollte. Da warfen sich die österreichischen Cavallerie-Divisionen Graf Coudenhove und Prinz Holstein den preußischen Schwadronen zwischen Střezetitz und Problus entgegen und wussten den Feind so lange aufzuhalten, bis der Rückzug der bereits in Unordnung gerathenen Infanterie gesichert war. Man geht wohl zu weit, wenn man dieser erfolgreichen Cavallerie-Intervention auch eine ausgesprochene politische Bedeutung insofern beimisst, als vielleicht sonst ein Theil der österreichischen Armee zur Capitulation gezwungen und das Ergebnis der Friedensunterhandlungen durch letztere beeinflusst worden wäre. Jedenfalls ist der ruhmvolle Reiterkampf bei Střezetitz, selbst wenn ihm eine so weit gehende politische Bedeutung nicht zukommt, eine Ehrenthat des österreichischen Heeres, zweifellos wert der Verewigung durch die Darstellung des bildenden Künstlers wie des Geschichtschreibers; sie durchbricht wie ein Lichtstrahl die Wolkenschatten des Unglücks, das damals auf Österreichs Fahnen sich niedersenkte. Ein Kunstwerk, das der Vorführung dieses bedeutungsvollen Augenblickes gilt, kann im vorhinein auf das Interesse weiterer Kreise rechnen; abgesehen

von jenen der Armee, an die es sich ja zum größten Theil direct wendet, ist ihm auch verständnisvolle Beachtung wahrer Vaterlandsfreunde sicher, denen die Erinnerung an eine Großthat aus jener trüben, noch nicht von Jedem verwundenen Zeit doppelt wohlthut. So wurde Sochor's Cavallerie-kampf bei Střezetitz schon durch den Darstellungsinhalt ein Hauptanziehungs-punkt der Künstlerhaus-Ausstellung. Es steckt auch eine außerordentliche Summe ernster künstlerischer Arbeit, zielbewusster Wollens und tüchtigen Könnens darin; gewissenhaftes Studium aller Einzelheiten des reichbewegten Schlachtenbildes, dessen Lebendigkeit alle Anerkennung verdient, ist unbestreitbar. Aber einen großen Augenblick in großen Verhältnissen durch die bildende Kunst zu behandeln, reicht noch nicht für ein wahrhaft großes Kunstwerk aus; den großen Darstellungsinhalt muss auch eine künstlerisch große Gestaltungskraft einheitlich bewältigen, nicht in eine lose zusammenhängende Anzahl sorgfältigst studierter Einzelnepisoden auflösen, mit deren gegenseitiger innigster Fühlungnahme und Wechselbeziehung die Einheitlichkeit des Kunst-werkes steht oder fällt. Sie ist von Sochor nicht ganz erreicht, aber mit viel Ernst offenkundig angestrebt. Eine neue Epoche unseres Schlachten-bildes setzt mit Sochor's Bilde noch nicht ein. Immerhin bleibt es aber höchst anerkennenswert, dass die Kunst unserer Zeit wieder der Pflicht gedenkt, das patriotische Fühlen durch den Hinweis auf Großthaten selbst einer im allgemeinen sonst trüben Vergangenheit anzuregen und zu heben. Von diesem Gesichtspunkte aus muss man es auch mit einer gewissen Genugthuung begrüßen, dass soeben eine Ausstellung des Sochor'schen Bildes in ver-schiedenen Provinzstädten, deren Reihe naturgemäß Königgrätz selbst eröffnete, im Zuge ist. Die lebhafte Anerkennung, welche das Werk hier in militärischen Kreisen fand, war ebenso begreiflich wie wohlverdient, jene vom Standpunkte der Kunst muss sich etwas mehr Beschränkung und Zurückhaltung auferlegen.

Die Künstlerhaus-Ausstellung bot außer Sochor's Werke noch eine Menge des Beachtenswerten, sowohl in der Gruppe der in größerer Anzahl erschienenen belgischen Künstler (Jung-Belgien) als auch in der Collection Willy Hamacher aus Berlin und in der Sonder-Ausstellung der Ver-einigung bildender Künstler „Manes“ aus Prag. In der ersteren lernte man eine Reihe von Meistern verschiedener Richtung des Bildnisses, der Landschaft, des Genre- und Stimmungsbildes, wirksamen Placates und bald humorvoll, bald bissig ironisierender Carricatur kennen, tüchtig in der Zeichnung und in der oft feingestimmten Farbe. Denkt man aber der großen geschicht-lichen Vergangenheit, die Belgien in der Entwicklung der Malerei sich errungen, so erscheint die Collection „Jung-Belgien“ nicht auf entsprechender Höhe. Géo Bernier, Jean Gouweloss, der nicht uninteressante Henri Meunier,

Sohn des berühmten Constantin Meunier, Emile Claus u. a. bieten eigentlich doch nur Mittelgut, das auf ausführlichere Behandlung und Erwähnung keinen berechtigten Anspruch erheben darf. Intensiver als mit den Belgiern, deren jeder nur durch einige wenige Werke vertreten war, konnte man sich mit Willy Hamacher beschäftigen, einem sehr bedeutenden Meister von ausgesprochener Eigenart, der seine Motive mit großem Geschick und erlesenem Geschmack zu wählen und farbentechnisch ebenso sicher wie wirkungsvoll zu behandeln versteht. Wie weiß er Abendsonne zu malen und Luftstimmung sowie Erde, Mauerwerk, Vegetation dabei zu nehmen! Welch' dämmernd Ahnen zittert über den Morgendämmerungen seiner Marinen! Großartig meistert er die Wogen, deren Heranrollen, Überstürzen, Aufschäumen ihm herrlich gelingt; anmuthig schaukeln die Lichtreflexe auf der bewegten Fläche, die durch sie doppeltes Leben gewinnt. Eine Fülle feinster Beobachtung steckt in der Art der Wiedergabe der im Wasser sich spiegelnden, schwangleich dahinziehenden Fahrzeuge. Das Jagen und Treiben, das Zusammenballen wie Auseinanderreißen der Wolken, deren Massen die Art der Farbenbehandlung mitunter grandios gestaltet, bewältigt Hamacher mit frappierender Sicherheit. Mit wie wenig Mitteln er viel zu erreichen weiß, lehrt seine „Einsame Fahrt". Er ist ein Meister, der dem Weben und Leben einer großen Natur lauschen gelernt hat und, von ihrem geheimnisvollen Odem begeistert, ihre erhebenden Schönheiten zu erschließen bemüht ist. Wo immer man ihm in Ausstellungen begegnet, wird er lebhaftes Interesse an seine Schöpfungen zu fesseln imstande sein. Ein solches verdient auch in hohem Grade die Sonder-Ausstellung bildender Künstler „Manes" aus Prag. Sie umfasst Leistungen eines Theiles der tschechischen Künstler, die allerdings nicht durchwegs gleichwertig, aber immerhin selbst in den schwächeren Werken beachtenswert sind. Man muss es im Hinblicke auf die Möglichkeit, wenigstens theilweise eine auf eigenes Urtheil gegründete Vorstellung über die Leistungsfähigkeit der ungemein rührigen tschechischen Künstler zu gewinnen, mit Befriedigung begrüßen, dass solche Sonder-Ausstellungen bestimmter österreichischer Künstlergruppen in die Künstlerhaus-Ausstellungen einbezogen sind. In der Manesvereinigung überragt seine Genossen um ein erhebliches Max Švabinský, der in Federzeichnungen, Lithographie und Ölgemälde seine Beherrschung des Bildnisses erweist; die „Arme Gegend" mit dem anziehenden Motive des im Vordergrunde sitzenden Mädchens zeigt ihn auch andern Aufgaben gewachsen und in der Farbe frei von Extravaganzen, denen sich Ant. Slavíček mit vollem Behagen, aber auch mit Verzicht auf wahrhaft künstlerische Wirkung hingibt. Letztere geht bei dem gleichfalls mit der Farbe etwas derb umspringenden Alois Kalvoda nicht ganz verloren. Achtbares leistet der Pilsener

Aug. Němejc, dessen „Pilsen im Winter“ näherer Betrachtung wert ist. Der Vorwurf seiner Lunette für das Museum in Pilsen, der in einer Huldigung für Seine Majestät den Kaiser gipfelt, erscheint mehr glücklich gewählt als künstlerisch ganz bewältigt. Prächtige Farbeneffecte erzielt Karl Špillar, poetischer Hauch verklärt die Bilder Anton Hudeček's. Auch Fr. Šimon bethätigt Verständnis für ansprechende Stimmung und Farbengebung, welche der „Bosnischen Weide“ besondern Reiz verleihen. J. Preisler fesselt namentlich durch hübsche Kohlenzeichnungen, in denen Rudolf Bém und Panuška sich gleichfalls mit Erfolg versuchen. Dass nicht rassentypische Besonderheiten ausreichen, um ein Motiv als künstlerisch gelöst erscheinen zu lassen, erkennt man am besten bei Nicolaus Aleš. Sonst ist unter den Bildern — auch Zdenka Brauner nicht ausgenommen — nur Mittelgut. Sehr Achtenswertes begegnet unter den Sculpturen. Stanislaus Sucharda hat in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht und mehrere sehr tüchtige Arbeiten beigesteuert. Das Motiv seiner „decorativen Füllung“ zeigt ihn als vortrefflichen Beobachter, sein „Schatz“ als einen phantasiereichen Meister, der den Geist des Volksmärchens ganz erfasst hat. Ein unbestreitbares Talent ist Franz Bílek, bald einem im engsten Anschlusse an die Natur arbeitenden Realismus huldigend, bald wieder symbolistischen Anwandlungen sich hingebend. In seiner Seele ringt der blutige Opfertod des Herrn mit den ihn begleitenden Momenten nach wahrhaft künstlerischer Gestaltung; daran hängt er mit einer Art religiöser Inbrunst und Hingebung, mit seiner ganzen Arbeitskraft und seelischen Vertiefung. Sein Gekreuzigter, dessen Körperbildung auf die dem Mittelalter geläufige Formensprache zurückgreift und in ihrer Naturwahrheit zugleich einen unverkennbaren Zug der Moderne zeigt, vermag das Herz aufs tiefste zu bewegen, wenn auch vielleicht die gerade im Tode siegreiche, den Tod selbst überwindende Gottheit weniger berücksichtigt ist, als sie besonders bei diesem Darstellungsaugenblicke berücksichtigt werden sollte. Die Verwendung der Hintergrundsplatte mit den mehr angedeuteten als herausgearbeiteten Passionsabzeichen steht gleichfalls vollständig auf dem Boden mittelalterlich symbolistischer Kunstanschauungen. Überaus poetisch ist der Carton zum Calvarienberg „Wie der Sonnenstrahl am Baume des Lebens abstirbt“. Gleiche Größe und Erhabenheit der Auffassung durchdringen die am Fuße des Lebensbaumes ihrem Schmerze sich hingebende Mutter des Herrn und den von der Wucht des Schmerzes gänzlich niedergeschmetterten Johannes. Die Leistungen Bílek's berechtigen vollauf zu der Hoffnung, dass die stark zurückgedrängte religiöse Kunst unserer Tage ihm noch manches Schöne und Erhebende zu danken haben wird. Seine Studienköpfe und Bildnisse geben ihm Gelegenheit, auch in diesem Kunstzweige seine Tüchtigkeit

zu zeigen; dagegen fallen seine Illustrationsversuche zu J. Zeyer's Roman „Amis a Amil" ab. Man muss nicht gleichzeitig ein guter Bildhauer und ein guter Illustrator sein. Im allgemeinen vermittelt die Manes-Ausstellung die Bekanntschaft mit einigen tschechischen Künstlern von offenkundiger — vereinzelt sogar hoher — Begabung, denen gewiss noch mancher verdiente Erfolg beschieden sein wird.

Die Wiener Künstler selbst haben für die Künstlerhaus-Ausstellung nicht gerade viel beigesteuert, was achtbare Durchschnittsleistungen überragt und durch Vorwurf wie Behandlung anzieht. Gern begrüßt man „Auf einsamer Halde" Aug. Schaeffer in Frühjahrsstimmung des Wiener Waldes oder Hugo Darnaut's „Dorfstraße in Niederösterreich". Von Hans Temple's Arbeiten muthet die „Hochzeit" freundlich an; die Interieurs desselben Meisters bekunden durchaus sorgfältige Auswahl. Sein Bildnis des Grafen Aug. Zichy erreicht nicht die Kraft der Charakterisierung, die Angeli's Miquel-Bildnisse und theilweise auch den Bildnissen von Sigmund Ajdukiewicz eigen ist. Dieselbe belebt nicht minder die von L. Horovitz ausgeführte Bildniszeichnung des Polizeipräsidenten Habrda. Eine Fülle anziehender Motive in virtuoser Behandlung zeigen die Blätter W. Unger's, der selbst in einem guten Selbstbildnisse sich an die Besucher wendet. Ludwig Hans Fischer erreicht besonders im „Sonnenuntergang bei Komorn" zart gestimmte Töne. Im Hinblicke auf ihren Sonderzweck kann man auch den Theater-decorationsskizzen von Hans Kautsky eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Gar manches Bild, dessen Maler offenkundig über eine beträchtliche technische Fertigkeit verfügt, lässt jedoch ganz kalt und verfehlt seinen Zweck, die Beschauer durch das Gegenständliche und zugleich auch durch die Art seiner Auffassung und Behandlung zu erfreuen. Unter den Sculpturen ragen Benk's ungemein tüchtige Büste für das Hügeldenkmal, Weyr's Huldigungsplaque der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens zum 70. Geburtsfeste Seiner Majestät des Kaisers und das Madonnenrelief desselben Meisters hervor; neben ihnen besteht Stephan Schwartz mehrfach in allen Ehren. Das Gesammtbild der Herbst-Ausstellung war im Künstlerhause schon wiederholt erfreulicher als diesmal, nicht so sehr hinsichtlich des von auswärtigen Künstlern Gebotenen als vielmehr hinsichtlich der Leistungen der einheimischen, die jedoch immerhin zum größeren Theile noch auf einer höheren Stufe stehen, als eine Seite der Kritik ihnen heute zugestehn will. Auch ein guter Boden, der schon viel und reich getragen, gibt ab und zu eine recht mäßige Mittelernte; nach ihr kommen neue Jahre gesegneten Ertrages, deren Wiederkehr jeder aufrichtige Kunstfreund gewiss allen Bestrebungen des Künstlerhauses wünschen muss.

Schönheit als Strafe.

Aus dem Spanischen.

Prinzessin Pulcheria, Kaiser Theodosius liebliche Tochter, war schon im jugendlichen Alter von dreizehn Jahren ein Wunder von Schönheit, Anmuth und Menschenliebe; aber ihre strahlenden Augen, um welche alle Damen von Constantinopel sie beneideten, versagten ihr jeden Dienst, denn Pulcheria war blind geboren.

Nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, vermählte sie sich im Alter von 15 Jahren mit dem Prinzen Faventius, der in heißer Liebe zu ihr um sie geworben hatte.

Die entzückende Schönheit der Prinzessin nahm täglich zu, und das Preisen derselben von Seiten ihrer Umgebung und des Volkes wurde täglich lauter. Umso größer wurde aber ihre Sehnsucht nach dem ihr versagten Augenlicht. Oft betete sie inbrünstig in stiller Andacht zu ihrer Mutter, sie möge im Himmel die Fürbitterin sein, dass ihr das Augenlicht durch Gottes Gnade gegeben werde.

Da erschien ihr einmal die verstorbene Kaiserin als lichtumflossener Engel und verkündete ihr: „Deine Bitte wird Dir erfüllt werden, aber mit einer Beschränkung: Du sollst alles sehen können, nur das, dessen Anblick Du am sehnlichsten wünschest, wird Dir bis zu Deiner Todesstunde unsichtbar bleiben; dafür aber wird Dir nach Deinem Hinscheiden die himmlische Seligkeit zutheil werden!“ Pulcheria fürchtete zwar, dass ihr der Anblick ihres Vaters oder ihres Gatten versagt sein werde, beschloss aber, sich resigniert dem Rathschlusse Gottes zu fügen. Als sie am nächsten Morgen inmitten ihrer Angehörigen saß, erfüllte sich das von ihrer Mutter versprochene Wunder: Pulcheria sah, sah zum erstenmal das Licht des Tages und sah mit entzücktem Staunen alle ihre Theuren.

Nun wollte sie auch sich selbst betrachten, aber der Spiegel brachte ihr eine furchtbare Enttäuschung: sie erblickte nur Kleider, Juwelen und Ge-

schmeide; von ihrem Körper konnte sie nichts, gar nichts entdecken, und als sie ihre Hand an die Stirne führte, wurde zwar der durch dieselbe verdeckte Theil ihres Diadems unsichtbar, aber die Hand selbst war nicht zu sehen.

Jetzt erkannte sie voll Entsetzen, daſs der eitle Wunsch, sich selbst bewundern zu können, in ihr am lebendigsten war und daſs sie für ihre Eitelkeit nun bestraft werde.

Es war eine harte Prüfung, eine Zeit des Leidens, das sich täglich steigerte, denn sie wurde immer schöner; das allgemeine Lob, das ihr gespendet wurde, diente nur dazu, ihr tiefes Weh zu vermehren, das Niemand kannte, Niemand ahnte.

Da wollte sie sich ihrem Gatten mittheilen, aber sie konnte die Worte nicht über die Lippen bringen; sie wollte ihm schriftlich ihr Unglück klagen, ihm von der harten Strafe, die sie betroffen, erzählen, allein der Brief verschwand unter ihren Händen, sowie er nur geschrieben war.

Nun wollte sie nicht mehr schön erscheinen und trug nur unscheinbare, ja schlechte Kleider, muſste aber hören, daſs diese ihre Schönheit nur erhöhten.

Endlich hegte sie die Hoffnung, daſs die Jahre doch ihre zerstörende Wirkung an ihr ausüben würden, aber auch das geschah nicht; sie war verurtheilt, eine Märtyrerin der Schönheit wie der unbefriedigten Neugier zu bleiben.

Da stellte sie an ihre Umgebung, ihren ganzen Hofstaat und an ihre Kammerfrauen, die Bitte, sie nicht mehr zu preisen, nichts mehr über ihre Schönheit zu sagen.

Wohl gehorchte man, aber den Enkel-Kindern konnte man es nicht wehren, wenn sie zeigten, daſs selbst in ihren kindlichen Augen Pulcheria eine außergewöhnliche Schönheit war.

Die alles heilende Zeit verwandelte allmählig den fressenden Schmerz, der die Prinzessin so lange gemartert hatte, in stille, mit ergebener Wehmuth gepaarte Resignation.

Sie trat wieder unter das Volk, das sie lange gemieden hatte, und kleidete sich wieder ihrem Range gemäß.

An ihrem fünfzigsten Geburtstage versammelte sie im Prachtsaale ihres Palastes alle die Ihrigen um sich. Kinder und Enkel drängten sich um sie und wetteiferten darin, sie zu schmücken. In ihrem Eifer rief da die älteste und schönste ihrer Enkelinnen mit einem Tone, in dem ihr wahres Entzücken lag: „Sieh' Dich doch im Spiegel an, Großmutter, Du bist noch immer schöner als wir alle!“

Und dem geliebten Kinde zu Liebe blickte Pulcheria in die dunkle, glänzend geschliffene Obsidianplatte, welche als Spiegel diente, und sah zu ihrem Erstaunen ein kleines Kind von wenigen Tagen; die Züge desselben nahmen allmählig die eines einjährigen Mädchens an, und so fort, so dass die Kaiserstochter die mannigfachen aber immer unvergleichlichen Grade von Schönheit bewundern konnte, die sie in jedem Abschnitte ihres Lebens besessen hatte.

Freudig überrascht, konnte sie ihren Blick nicht von dem Spiegel wenden und rief erstaunt: „Also ich bin das?"

Da hörte sie aus Himmelshöhe dieselbe Stimme die vor fünfunddreißig Jahren zu ihr gesprochen hatte, und sie vernahm die Worte: „Das warst Du, aber sieh', was Du bald sein wirst!"

Und als sie wieder in den Spiegel blickte, da zeigte sich ihr zwar wieder ihr Bild, aber verklärt in Engelsgestalt, umstrahlt von himmlischer Schönheit.

Mit einem seligen Lächeln ließ sie ihr Haupt in den Schoß ihrer Lieblingsenkelin sinken und hauchte ihre reine Seele aus.

Die Obsidianplatte sollte durch kein anderes Bild mehr entweiht werden, denn sie verlor hierauf ihren Glanz und auf ihr erschien in strahlenden Lettern der Brief Pulcheria's, der einst auf räthselhafte Weise entschwunden war, und enthüllte den staunenden Hinterbliebenen, was die Prinzessin gelitten und auch welchen Lohn sie eben im Himmel gefunden hatte.

Rundschau.

In den gegenwärtigen religiösen Bewegungen wird es gerathen sein, die Anschauungen einer protestantischen Autorität ersten Ranges zu hören. Paul de Lagarde schreibt in dem Aufsatz „Über einige Berliner Theologen, und was von ihnen zu lernen ist" im Jahre 1890 (Neuer Abdruck: Göttingen 1897) unter anderem Folgendes:

„Der erste Schritt zum Besseren muss die Einsicht sein, dass es mit dem Protestantismus vorbei ist." (S. 97.) — „Die Kirche der ‚Reformation' würde die sie jetzt Vertretenden ausstoßen." (S. 98.)

„Dass es mit dem Protestantismus in Deutschland endgültig vorbei ist, erhellt aber auch noch aus viel wichtigeren anderen Thatsachen. Das Volk ist nicht mehr protestantisch, vorausgesetzt, dass man den Namen Protestantismus in seinem ursprünglichen Sinne nimmt. Die Bibel wird als Ganzes nicht mehr gelesen. Die Gemeinde begnügt sich mit einzelnen, oft in ungehörigster und lächerlichster Weise aus dem Zusammenhang gerissenen und missverstandenen Sprüchen. Weil sie dies thut, lehnt sie sich nicht gegen Luther's ihr als Ganzes unbekannt bleibende Übersetzung auf, welche im 19. Jahrhundert ein Recht geduldet zu werden noch in erheblich geringerem Maße besitzt, als die in der Zeit des Humanismus angefertigten Übersetzungen classischer Werke der lateinischen Litteratur.

„Die Grundlehre Luther's, dass der Mensch gerechtfertigt werde ohne Werke, allein durch den Glauben, ist so weit vergessen, dass die ernsthafteren protestantischen Geistlichen nur durch gute Werke sich in ihren Gemeinden Duldung verschaffen. Sie nehmen sich der Armenpflege an: um die für diese nöthigen Mittel zu erwerben, heißen sie Lampenteller oder Strohdecken flechten, sammeln sie Apfelkerne, Postmarken, Cigarrenabschnitte, verkaufen sie Arzeneien gegen die Fallsucht, und Ähnliches. Auch die Krankenpflege des Katholicismus hat Aufnahme gefunden. Der ‚Glaube' verbleibt der Predigt: aus dem Leben ist er verschwunden.

„Diejenigen Geistlichen, welche nicht die guten Werke für sich in den Kampf führen, helfen sich mit der Pose und mit der Phrase: Pose und Phrase pflegen allerdings so unverändert dieselben zu bleiben, wie Collegienhefte eines pflichtvergessenen Professors, und helfen darum auf die Dauer so viel wie diese.

„Sehr gering ist die Zahl der Geistlichen, welche auf protestantischen Kanzeln wirksam predigen: aber keiner von ihnen gedenkt auch nur mit einer Silbe des Protestantismus und der Reformation: die Liebe solcher Männer gehört Zeiten und Ideen, welche weit vor der „Reformation" des 16. Jahrhunderts liegen.

„Der Protestantismus ist im Volke eine Macht nur, soferne er die dem Volke genehmen Stichwörter der Politik und Gesellschaft wiederholt, also nicht, weil er über, sondern weil er unter dem Volke steht: soferne er sich dazu hergibt, Anschauungen

und Menschen zu weihen, welche sich mit irgend welcher christlichen Frömmigkeit nicht vertragen und doch geweiht sein wollen. Er ist eine Macht nicht als Leiter des Volkes, sondern als Mundstück aller hinter den Anforderungen des Lebens zurückgebliebenen, werdefaulen und bedenklichen Reste früherer Tage. Der Cultus des Heros Luther ist die Maske für diese Bestrebungen.

„Der Protestantismus ist dem Volke so gleichgiltig, dass es die gleich zu schildernde Kirchenpolitik der Regierungen gar nicht als Tyrannei empfindet.

„Die Regierungen sehen in dem Protestantismus ein Material, das hier und da dienen kann, um irgend welche durch Wildwasser der politischen Entwickelung verursachte Deichbrüche zu stopfen.

„Sie haben daher dem Protestantismus so viele Päpste gesetzt, als es in Deutschland selbständige Kirchenverwaltungen gibt, und diese Verwaltungen sind gewöhnt, für Protestantismus stets das auszugeben, was höheren Ortes gerade gewünscht wird. Die Könige Friedrich der Zweite, Friedrich Wilhelm der Erste, Zweite, Dritte, Vierte haben sehr von einander verschiedene Protestantismen vertreten, die Minister Wöllner, Altenstein, Eichhorn, Ladenberg, Raumer, Bethmann-Hollweg, Mühler, Falk haben dasselbe gethan. Jeder dieser die anderen ausschließenden Machthaber findet in dem reichen Vorrathe Protestanten, den Deutschland beherbergt, sofort Personen, die zu seiner Hülfe angetanzt kommen, wann Hülfe verlangt wird. Sowie der Maschinenmeister klingelt, verschiebt sich die Decoration. Sydow und Websky verschwinden in der Versenkung, und Stöcker tritt aus den Coulissen. Oder aber umgekehrt. Einheit des Costüms der Protestanten ist höheren Ortes unerwünscht, da man für die verschiedenen Scenen auch verschiedene Staffage braucht. Die Leute stehn bereit und kommen auf das Stichwort. Ein ‚an die Wand drücken‘, wie es politischen Parteien gegenüber ab und zu nöthig wird, ist den kirchlichen Parteien gegenüber nicht erforderlich. Der Protestantismus frißt aus jeder Hand.

„Die Wissenschaft ist mit dem Protestantismus fertig.

„Die Bibel ist ihr nicht das irrthumlose Wort Gottes. Nur noch die „Missourier“ glauben in diesem Artikel dem lutherischen Bekenntnisse gemäß: sogar in Mecklenburg muss der rechtgläubige Pfarrer Brauer das Feld räumen. Selbst die nur wenig heller als die Missourier gefärbten Theologen Leipzigs holen als Ausleger des alten Testaments den Dänen Buhl, da Deutschland sogar in seinen gläubigsten Kindern kritisch ‚durchseucht‘ ist . . .

„Die Geschichte ist mit dem Protestantismus fertig. Denn wo der Protestantismus in Deutschland den Fuß hingesetzt hat, verarmten die Herzen . . . . Es ist durch den Protestantismus alles ordinär geworden . . .

„Weiter: der größeste politische Fehler unseres Jahrhunderts, die Gründung Kleindeutschlands, ist ein Werk protestantischer Furcht vor dem katholischen Österreich.

„Wenn es irgend möglich ist, darf die Kirchenpolitik Deutschlands den Fehler nicht wiederholen, welchen — vom eigentlich politischen schweige ich — die sogenannte Reformation begangen hat. Man muss die alten Formen nicht zerschlagen, sondern mit neuem Inhalte füllen . . .

„Protestantismus kommt bei der Theologie, so wie sie Wissenschaft ist, nicht heraus. Das muss ich meinen jungen Lesern stets aufs Neue wiederholen. Zum Reiche Gottes steht innerhalb des Protestantismus nur das in Beziehung, was entweder, wie ein Theil der Kirchenmusik, auf katholisches Leben zurückgreift, oder, wie

der Pietismus und Rationalismus — so lange beide echt waren —, einer Empörung gegen den amtlichen Protestantismus seinen Ursprung verdankte." (S. 105—117).

„Ich habe längst behauptet, dass die Heiligen der Kirche . . . Ergänzungen des christlichen Ideals sind. Dass in Maria das Weib neben Jesus den Mann gestellt worden ist, sah freilich noch ganz kürzlich sogar Harnack nicht ein, als er die Katholiken wegen der Lehre von der Himmelfahrt Mariens schalt." (S. 103.)

* * *

Der evangelische Pastor und Botschaftsprediger in Madrid Fritz Fliedner erzählt in einem eben erschienenen Werke „Aus meinem Leben" (I. Band), wie eines Tages, kurz vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, in den Cortes der Carlist Mella heftig gegen die Regierung donnerte und zuletzt ausrief: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist und dessen Regenten Weiber sind!" Natürlich rief diese Unverschämtheit in der Kammer die größte Entrüstung hervor. Der Kammerpräsident sagte erregt: „Sofort nehmen Sie das Wort zurück, ich hebe die Sitzung nicht auf, als bis Sie das Wort zurückgenommen haben!" Darauf erwiderte Mella unverfroren: „Das hat der Prophet Jesajas gesagt. Dann müssen Sie den Propheten Jesajas veranlassen, das Wort zurückzunehmen!" Die Sitzung wurde geschlossen und der Minister des Auswärtigen, Segismundo Moret, als der „Sprechminister" auserkoren, in der nächsten Sitzung zu antworten. — Pastor Fliedner hatte diese Episode in der Zeitung gelesen und sandte sofort an den ihm bekannten Minister ein Billet, worin er ihm mittheilte, dass die von Mella gebrauchten Worte im Jesajas nicht stünden, vielmehr würden dort 49, 23 die Fürstinnen gelobt. „Allerdings stehe in der hl. Schrift auch der erste Theil des Mella'schen Citats, nämlich im Buch des Predigers 10, 16, allein in diesem Falle könne er den Carlisten nur auffordern, das Capitel zu Ende zu lesen, denn der letzte Vers desselben heiße: Rede nichts Arges von dem Könige, auch nicht in deinem Herzen!" Der Minister bedankte sich bei dem Pastor und theilte ihm mit, dass er die zweite Stelle in der Bibel nicht habe auffinden können, er bitte um genaue Bestimmung, wo sie stehe. Da stellte sich heraus, dass der Minister im Buche Ecclasiasticus statt im Ecclesiastes nachgesehen und den citierten Vers natürlich nicht gefunden habe. „So scherzhaft aber auch diese Anekdote klingt," schließt Fliedner seine Erzählung, „sie hat einen bedeutsamen Hintergrund. Ein Diener des Evangeliums muss den Ministern der Königin die Waffen zu ihrer Vertheidigung gegen fanatische Römlinge liefern. Da wird die große Lüge zu Schanden, als ob Rom je eine Stütze der Throne gewesen sei." — Man kann sich an der Komik dieser Schlussfolgerung erfreuen: weil ein protestantischer Pastor die Bibelstellen genauer kennt als ein liberaler spanischer Minister, — darum ist es eine Lüge, dass die katholische Kirche je eine Stütze der Throne war!

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien

Novalis.

2. Mai 1772 bis 25. März 1801.

Studie von E. M. Hamann.

„Ich lebe hier in einem merkwürdigen Kreise: symbolistische Dichter und Maler — ästhetische Bewunderer des Katholicismus.“ Dies Wort, vor kurzem aus einer unserer kunstpflegenden Großstädte an mich gerichtet, hätte ebenso bezeichnend in einem der bekannten schöngeistigen Briefe zur Zeit der ersten Romantik stehen können, zur Zeit der Jahrhundertwende vor just einem Säculum. Ich sagte: „der ersten Romantik“. Denn eine andere folgt ihr eben jetzt, — wie es den Anschein hat, auf denselben Spuren. Damals wie heute ein Aufathmen unter schwerem Druck, ein Aufringen gegen geistige Tyrannei. Damals wie heute ein Schwingenregen der Psyche nach dem Lichtwege religiöser Sehnsucht, nach dem Frühlingsgarten zarter Gemütsbildung. Damals wie heute ein Sichhinsuchen nach der Urkirche, zugleich mit der unklaren Ausschau nach einem „Zukunftstempel“, einem „dritten Reich“. Und damals wie heute derselbe „Prophet“ des ästhetischen neuen Bundes, derselbe proclamierte „Führer“ auf einem Dämmergebiet der Kunst und Philosophie: Novalis. Gleich hier möge es betont werden: Novalis kann nie ein wirklicher „Führer“ für uns Neueren sein, ein lebensvoll anbahnender Voranschreiter in dem Entwicklungsgange der actuellen dichterischen Epoche. Denn seine Sehlinie lag in mehr als einem Hauptpunkte tiefer als die unsere. Aber als feststehender Wegweiser — einer unter vielen —, der die einzuschlagende Cardinalrichtung mit andeutet, mag er dienen, wird er dienen. Denn die großen Forderungen seiner Zeit hat er mit genialem Verständnis, mit nicht zu unterschätzender künstlerischer Bethätigung erfaßt, — und diese Forderungen waren vielfach verwandt mit denen unserer Tage. Eben deshalb konnte man 1898, genau hundert Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Novalis'schen „Fragmente“, an die Veranstaltung einer neuen, sorgfältig geordneten (und etwas vermehrten) Neuauflage der Gesammtwerke des Dichters gehen: ein Wagnis, das noch vor einem Decennium durchgängiger Verständnislosigkeit begegnet wäre, während es jetzt große, zum Theil sogar liebevollste An-

erkennung gefunden hat. — Eine einleitende Skizze zu dieser Liebhaberausgabe*) schloſs Dr. Bruno Wille in der folgenden charakteristischen Weise: „Wäre ein Forscher imstande, alle die feinen Entwicklungsfäden und strömenden Regungen der aus Völkern und Generationen gewobenen Universalseele zu schauen, . . . von so mancher Lichterscheinung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dürfte er sagen: Das hat Novalis ausgestrahlt! Mit seiner tiefsinnigen, keuschen Schwärmerei hilft dieser Johannes bereiten die von ihm verkündete ‚neue goldene Zeit, mit dunkeln unendlichen Augen', die wunderthätige, ‚wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit'. Schleiermacher ahnt das, wenn er vom hingeschiedenen Dichter sagt: ‚Nur schweigend — denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte — will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr, obwohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müſst, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemütes und bekennet, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Kunst des Frommsein und Christum lieben kennen werden wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten' — die Welt der Kunst und die der Wissenschaft. Liegt nun auch die Erfüllung solcher Prophetenträume in endloser Ferne, so ist es doch nicht überschwänglich, was Arnold Ruge von Novalis sagt: „Sein Geist enthält in poetischer Anschauung und lyrischer Erregung den ganzen Inbegriff dessen, was neben und lange nach ihm das deutsche Bewuſstsein in seinen Tiefen vorzugsweise beschäftigen soll, und trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit".

Ich habe so ausführlich citiert, weil diese Stelle das Kernwesen Novalis' sowie der ersten Romantik — und damit, wenn auch bedingungsweise, der heutigen — kund thut: positiv und negativ. Beide, die Romantik und ihr begabtester Dichter, waren auf den specifischen Universalismus veranlagt, auf jene individualistische Weltumfassung und All-Concentration, welche immer eine „Wirklichkeit" der Zukunft, ein utopistisches Ideal bleiben wird. Eben darum vermochte weder die Romantik noch ihr „Prophet" über das Fragmentarische hinauszukommen. Wäre Novalis ein längeres Leben beschieden gewesen: er hätte entweder eine andere, eine positive Richtung eingeschlagen

*) Novalis' sämmtliche Werke, herausgegeben von Carl Meißner, eingeleitet von Bruno Wille. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig 1898. Drei Bände. — Soeben ist eine andere Ausgabe von Ernst Heilborn nebst einer Novalis-Biographie desselben Herausgebers erschienen.

oder, ob auch in weißen Haaren, unausgereift sein Wirkungsfeld verlassen müssen. Und zwar als Dichter, wie als Philosoph. Doch hätte dieser jenem schließlich vielleicht den rechten Weg gewiesen. Denn was man dem Künstler Novalis absprechen muss: schöpferische Klarheit, plastische Gestaltungskraft, — der Denker Novalis besaß die Anlage zu der einen wie der anderen in hohem Grade. Ich betone: die Anlage. Wer seine Werke mit ausdauerndem Eindringen liest — man braucht deshalb noch kein „Fachmann“ zu sein —, der wird sich dieser Erkenntnis nicht verschließen, denn jedes rechte Eindringen setzt eine gewisse Objectivität voraus. Wenn je einem, so gilt Novalis gegenüber die Rahel'sche Forderung, dass man, um ein Buch zu verstehen, dessen Werdegang aus seiner Schöpfungsquelle im Innern des Autors heraus entwickeln, mit dem geistigen Auge den centralen Text, um den das ganze Werk „herumwächst“, zu erfassen streben solle. Nur weil sich seit einem Menschenalter so Wenige die Mühe gegeben hatten, darauf hin Novalis' Gesammtwerk zu erforschen, konnte die Mythe von dieses Dichterphilosophen rückgratloser Sentimentalität, von der mondsüchtig lyrischen Verhauchung seines Wesens entstehen. So unterschätzte man ihn lange Zeit hindurch genau so, wie man ihn in der Romantik, der ersten wie der letzten, zu überschätzen geneigt war, beziehungsweise ist. Schleiermacher's Zusammenstellung von Spinoza und Novalis ist hierfür sehr bezeichnend. Zugleich legt sie, ungewollt, den Finger auf eine der Hauptwunden des romantisch-philosophischen und darum auch romantisch-dichterischen Systems: mit einer so kühnen wie — selbstverständlich — erfolglosen Anmaßung versuchte dieses den lebendigen persönlichen Weltschöpfer und -Erhalter mit dem pantheistischen „Gott“, dem Sclaven seiner eigenen Gesetze, zu verschmelzen. — Aus naheliegenden Gründen machte denn auch der Junghegelianer Ruge in dem oben citierten Ausspruch sich der „Überschwänglichkeit“, die Bruno Wille bestreitet, thatsächlich schuldig. Novalis' „Geist enthüllt in poetischer Anschauung und lyrischer Erregung“ nicht den „ganzen“, sondern nur einen Theil-„Inbegriff dessen, was neben und noch lange nach ihm das deutsche Bewusstsein in seinen Tiefen vorzugsweise beschäftigen soll“, und nicht in „allen“, sondern nur in einigen — allerdings springenden — Punkten trifft er „ins Herz der Zeit“. Und dennoch hat Ruge dem innig Bewunderten nicht genug gethan. Viel näher wäre er der Wahrheit mit seinem Urtheil gekommen, wenn er Novalis' „poetischer Anschauung“ die philosophische zugesellt, sie vielmehr ihr vorangestellt hätte. Denn das ist vielleicht das unbewusst Tragischste in Novalis' Leben, dass er, der sich für einen berufenen Dichter halten musste, bezüglich dieser Annahme insofern irrte, als der Philosoph in ihm viel entwickelter, viel genialer veranlagt war als der Poet. Jener, nicht dieser

in ihm ließ ihn so rasch, so tief erfassend dem religiös und ästhetisch-ethischen Bedürfnisse seiner Zeit entgegen kommen. Dass es so intuitiv geschah, hatte er vor allem seinem Herzen zu danken. Denn weit mehr als der Philosoph des Verstandes war Novalis der Philosoph des Gemüths.

Mit demselben Rechte wie von einer Universalseele dürfte man von einem Universalgemüthe sprechen. Dieses hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Gewaltherrschaft des Rationalismus arge Vernachlässigung erfahren, nicht zuletzt in Deutschland — genau wie hundert Jahre später durch das eiserne Regiment des naturwissenschaftlichen Realismus, des Naturalismus. Damals, wie jetzt, begann sich ein zuerst schüchterner, dann immer kühnerer Widerstand zu regen; immer lauter erhoben sich Rufe nach Befreiung von dem auferlegtem Zwange, nach Anerkennung der Gemüthsrechte im Processe der allgemeinen Bildung. Mehr und mehr kam man zum Bewusstsein, dass das Beste, das Tiefste im Menschen eben in dem Boden wurzelt, dessen Dasein man hatte verneinen wollen, dass trotz aller, ja gerade infolge der consequenten Durchführung des norddeutschen Aufklärungssystems kein idealer Neuaufschwung ermöglicht werden könne, solange man der Gefühlswelt ihre Wirklichkeit, dem Gemüthe seine Hoheitsrechte bestreite. An die Spitze der Bewegung trat bald eine Schar junger Männer, die zuerst Goethe und Schiller umjubelten, deren Vorzüge in jenes helle Licht brachten, das jetzt noch ihre litterarhistorischen Gestalten umfließt, die sich aber von ihnen lösten, ja in bewussten Gegensatz zu ihnen setzten, je mehr sie die Classikerfürsten als Schüler des Rationalismus, als rückhaltlose, gehorsame Bewunderer des undeutschen Hellenismus erkannten. Das Persönliche wuchs immer deutlicher zum Hauptmoment in den Bestrebungen dieser Vertreter einer neuen religiös-künstlerischen Richtung empor; das Ich wurde den „Romantikern" zum Mittelpunkte alles ihres Seins und Thuns. Aber nicht das veräußerlichte, sondern das verinnerlichte, das Ich des ewigen Suchens nach der Verschmelzung mit dem ewigen Ich der Göttlichkeit. Nicht als ob sie Verschmäher alles concreten Wissens gewesen wären — im Gegentheil: sie wollten beides, Wissen und Empfinden, mit einander vereinen, aber so, dass jenes in diesem beschlossen ruhe.

Auf solchem Wege gelangten sie, wie Bruno Wille richtig bemerkt, allmählich zu dem ihnen eigenen Gemüths-Idealismus: „Das hinschweifende Gefühl, das sonst als bloßer Führer, als Mittel zum Zweck betrachtet wird, galt ihnen als Selbstzweck." Und weil ihnen die Gegenwart nicht bot, was ihr Herz verlangte, tauchte ihre Liebe und ihr Sehnen unter in den Geist des Mittelalters, während zugleich, wie schon angedeutet, ihr Blick wieder und wieder ausspähte

in eine nebelhafte Zukunft, die eine alles überwölbende neue Kirche erstehen sehen sollte. Das Wunder aber, das sie dort fanden und hier erwarteten, von dem sie sich überall umgeben glaubten und das sie tief im eigenen Innern ahnten, wurde ihnen der Inbegriff der Poesie, ohne dass sie seinen eigentlichen Begriff hätten anders charakterisieren können als den der unmittelbaren Beziehung zwischen der Erscheinung und dem Unendlichen. Das Märchen erkoren sie als die poetische Form des Wunderbaren; da sie dem letzteren aber die ganze Welt als Spielraum zuwiesen, mussten sie jenem das unbeschränkte Reich der Dichtung öffnen. Die Sprache galt ihnen, wie Ricarda Huch treffend bemerkt, als „das erste unmittelbare Werkzeug der Magie", — kein Wunder, dass sie ihnen nie für ihre Zwecke ausreichen wollte. In Fichte und Schelling begrüßten die Romantiker die Philosophen, in Schleiermacher den Theosophen ihrer Anschauungen, insofern sie überhaupt diese nicht jenen verdankten. Fichte stellte ganz offen das Ich als abstracte Wirklichkeit, die Welt als ein erkennendes (aber nicht empfindendes) Ich hin. Schelling gieng in seiner transcendentalen Naturphilosophie einen Riesenschritt weiter, indem er deren Hauptmoment nicht in das starre Sein, sondern in das schöpferische Werden verlegte, in den vom Kampfe zwischen Natur und Leben getragenen Entwicklungsprocess des Weltalls bis zur endlichen Auflösung aller Dissonanzen zu einer einzigen, allumfassenden Harmonie. Schleiermacher nannte das Gemüth den Zauberstab, dem sich alles aufthun müsse, bezeichnete es als den Ursitz aller die Natur und das Universum (das Unendliche) überbrückenden Vorstellungen. Die Religion, betonte er, könne allein dem Menschen wahre Universalität geben, da sie, das Subjectivste an sich, zugleich ein Haben des Universums bedeute. — Der begabteste der „romantischen" Dichter, Novalis, war ein „geborener Fichtianer", stand aber dennoch der Schleiermacher'schen „Herzreligion" am nächsten, in welcher er den „Herzschlag einer neuen Zeit" zu spüren vermeinte. Auch ihm war das Herz „das religiöse Organ," da es, sobald es sich „selbst empfinde, sich selbst zu einem idealischen Gegenstand mache, Religion" erzeuge. In ihm selbst verkörperte sich das romantische Ideal, die zum praktischen Ausdruck gekommene „Sehnsucht nach einem ungetrennten, friedevollen Leben, nach einer aus den Tiefen des Gemüths stammenden und das Gemüth voll befriedigenden Neugestaltung . . . des gesammten menschlichen Daseins". Das Gemüth erkannte er als allmächtig. Für ihn umfasste es die ganze Welt. „Schicksal und Gemüth" waren ihm Namen eines Begriffes: sein Leben sollte sich zum Beweise dieser Erkenntnis gestalten.

Friedrich Leopold von Hardenberg, der sich als Schriftsteller den latinisierten Namen einer Seitenlinie seines Geschlechtes beilegte, wurde am

2. Mai 1772 auf dem väterlichen Gute Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld als zweites unter elf Geschwistern geboren. Die poetisch-feinsinnige, etwas verschüchterte Mutter leitete hauptsächlich die Erziehung. Beide Eltern waren tief fromm, der Vater, eine heftige, aber edelfeste Natur, unterstand methodistischen, später herrnhutischen Einflüssen. Seine religiösen Anschauungen wurden den Kindern eingeprägt: ein wichtiges Moment für die spätere Entwicklung Friedrich's. Dieser galt für wenig begabt, unfleißig und träumerisch; selbst die leidenschaftliche Liebe zur Mutter vermochte ihn nicht aus der „Verworrenheit" zu wecken. Auf ihn selbst geht zweifellos eine bezeichnende Stelle seiner „Fragmente": „Je verworrener ein Mensch ist (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe), desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen. Sie dringen nur langsam ein; sie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber sind sie auch Herren und Meister auf immer . . Verworrenheit deutet auf Überfluss an Kraft und Vermögen bei mangelhaften Verhältnissen . . . Daher ist das Verworrene so progressiv, so perfectibel. . Durch Selbstbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmlischen Durchsichtigkeit, zu jener Selbsterleuchtung, die der Geordnete so selten erreicht. Das wahre Genie verbindet die Extreme: es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem ersten." An ihm sollte sich das, wenigstens nach der intellectuellen Richtung, bewahrheiten. Im neunten Jahre erkrankte er schwer an der Ruhr. Als er nach monatelangem Krankenlager genas, überflügelte er bald die ihm zuvor geistig und körperlich überlegenen Geschwister. Er studierte mit Vorliebe Geschichte; in den Mußestunden vertiefte er sich mit Lust — charakteristisch genug — in Gedichte und in Märchen. 1784 kam er, nachdem zwischen ihm und dem Vater eine gewisse Entfremdung eingetreten war, nach Lucklum auf das Gut seines Onkels Friedrich Wilhelm von Hardenberg, Landcomthurs der Deutschritter. Der vornehme Weltmann öffnete dem Knaben seine große Bibliothek und zog ihn in den lebhaft unterhaltenen Verkehr mit hervorragenden Männern. Nach einem Jahre schickte er ihn zurück. „Mein Haus ist für seinen jungen Kopf zu hoch gespannt," schrieb er; „er wird zu sehr verwöhnt, und ich sehe zu viele Leute und kann nicht verhindern, dass an meinem Tische viel gesprochen wird, was ihm nicht dienlich und heilsam ist." Das hier gestreute Samenkorn der Weltlust sollte später kräftig aufgehen. — 1787 zog der zum Director der sächsischen Salinen ernannte alte Hardenberg mit den Seinen nach Weißenfels; doch änderte sich dadurch nicht das seitherige streng abgeschlossene Leben der Familie. Die liebliche landschaftliche Umgebung aber half des Jünglings religiös-ideale Veranlagung fördern. — Die vom Oheim geweckte Eitelkeit

begleitete Friedrich auf das Gymnasium zu Eisleben, wo er Bürger und A. W. Schlegel besang, die Gedichte aber sorgfältig vor dem alle Schöngeisterei belächelnden Landcomthur verbarg. Im übrigen blieb er dessen lebensfrohen Grundsätzen hold, auch zunächst bei seiner Übersiedlung als stud. jur. nach Jena (Ostern 1790). „Ich gieng auf Akademien," gesteht er, „von den eitlen Hoffnungen meines Oheims voll und entzündet von dem Verlangen, die große Welt zu betreten. Eine reiche Partie, hofft' ich, sollte mir den Weg zu diesem Eldorado bahnen, und ich glaubte ein tiefes Studium der Jurisprudenz nicht eben nöthig zu haben."

Jena hatte den Ruf der ersten deutschen Universität. Unter den dortigen hervorragenden Lehrkräften gewannen Reinhold und Schiller (Fichte kam erst 1793) den tiefsten Einfluss auf Hardenberg. Jener, früher ein überzeugter Jesuitenzögling, den der Josephinismus seinem Orden für immer und gründlich entfremdet hatte, galt als bedeutendster Schüler Kant's, begann jedoch seine Hörer bereits über das System des Meisters hinauszuführen. Novalis hieng mit Begeisterung an ihm, noch mehr an Schiller, vor den er „mit seinem Ideal in der Phantasie hingetreten war, um das Ideal weit übertroffen zu erblicken." Des großen Mannes liebevolles Wesen hob den jungen Poeten in seinem dichterischen Bewusstsein und spornte ihn zugleich zu eifrigeren Fachstudien an. Novalis' Schwärmerei für ihn fand in späteren Briefen an Reinhold beredten, ja schwulstigen Ausdruck. „Ach! wenn ich nur Schillern nenne," heißt es unter dem 4. October 1791, „welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf, wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen, entzückenden Bilde Schiller's und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes! Er zog in meine Seele die sanften, weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die schärfsten Ecken zu weben und zu schwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen." „Wenn noch einst," heißt es an anderer Stelle, „meine Bewegung zur Thätigkeit, meine Reizbarkeit zu echtem Gefühl .... mein Sinn zu Charakter ... und meine Vielheit zur Einheit, meine Ahnungen zu System verschmelzen ... und Natur und Einfachheit meine Hausgottheiten werden ....: dann verdank' ich wenigstens Ihnen (Reinhold), Schillern und Schmiden (dem Philosophen) die dazu so nöthige Aufmerksamkeit und Beobachtung meiner selbst, ohne die alle Kämpfe fruchtlos, alle Mühen vergeblich sind." Dieser letzte, sehr bezeichnende Brief verräth eine solide Anlage zur Selbsterkenntnis, welche man an dem jungen Studenten, der jetzt (seit Herbst 1791) in dem prachtliebenden, „frivolen" Leipzig herumtollte, kaum hätte vermuthen sollen. Alle vornehmen Kreise standen ihm offen — und die anderen nicht

minder. Er genoss das Leben in vollen Zügen, machte Schulden und schloss Freundschaft mit Friedr. Schlegel, der hier gleichfalls studierte. Der greisenhafte (obwohl nur zwei Monate ältere) Schlegel erquickte sich an des Jünglings „sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen von herrlichem Feuer“, noch mehr an seiner „schnellsten Fassungskraft und Empfänglichkeit,“ an der — seelischen — Keuschheit seiner Empfindung. Die beiden Weltverbesserer erhitzten ihre Phantasie an den Vorgängen in Frankreich, schwelgten in poetischem Austausch, ästhetisierten, revolutionierten (theoretisch!), moralisierten, melancholisierten. Dass letzteres beides bei Novalis nicht gar so ernst zu nehmen war, zeigt sein Rath an den jüngeren Bruder Erasmus, Voltaire sei für diesen „der gesündeste, heilsamste Schriftsteller“, sowie Schlegels Bewunderung seines Optimismus: „Die schöne Heiterkeit seines Geistes drückt er selbst am besten aus, da er in einem Gedicht sagte, die Natur hätte ihm gegeben, immer freundlich himmelwärts zu schauen.“

Einstweilen zwang ihn sein Leichtsinn in Geld- und Liebessachen auf den ihm vom Vater streng vorgeschriebenen neuen Weg: im Frühjahr 1793 musste er nach Wittenberg, um dort eisern zu studieren und sich womöglich die Vater und Onkel gleich fatalen demokratischen Ideen für immer aus dem Sinne zu schlagen. Letzteres sollte zunächst noch nicht gelingen, ersteres desto besser, so dass das Examen nach reichlich einem Jahre bestanden werden konnte. Aber auch in Wittenberg lebte er „alle Stunden, die ihm nicht Beruf und Fleiß ausfüllte, in geselligem Genuss“. Der „herrliche Philisterstand“ ließ ihm Denk- und Empfindungsfreiheit genug, um an Erasmus schreiben zu können: „Glaube mir, trotz allen schalen Predigten, dass Leichtsinn nothwendig für den Menschen gehört, der leben will und sein Dasein nicht im Müßiggang vertrödeln. Ich bringe noch den ernsthaften Leichtsinn in ein System .... Mein Wesen besteht aus Augenblicken. Will ich diese nicht ergreifen mit männlicher Hand, so bleibt mir nichts übrig als eine unerträgliche Vegetation.“ Seine Arbeitsfreudigkeit, seine immerwährende Neigung zu kleinen — wohl harmlosen — „Amouren“ bewahrten ihn vor dem Stocken der inneren Lebenssäfte. Freilich schrieb er ein Jahr später: „Lieber Bruder, wenn man sich nach Krankheit und Tod zu sehnen anfängt und selbst beim Wahnwitz nicht mehr erschreckt, dann ist es weithinein böse. Da gehört ein guter Engel und eine glückliche Constitution dazu, um hier nicht zu unterliegen.“ Aber die andere Stelle lautet beruhigend: „Ich hätte mich, so wahr ich lebe, längst erschossen, wenn ich nicht immer ruhig auf die Stimmung des anderen Morgens gewartet hätte, wo ich dann gewöhnlich fand, dass es sich doch in dieser Erträglichkeit recht gut sein ließ.“ Wir sehen, er war durchaus nicht der schmachtende Hypersentimentalist, als den man ihn lange

Jahre verlacht hat. Die Neigung zum tiefsinnigen Ernst ließ ihn nie völlig los, aber er konnte das Leben auch kräftig froh, ja sogar derbsinnlich — nicht gerade im gröbsten Sinne — anfassen, wie das ja auch seine hinterlassenen „Entwürfe zu Novellen“ in etwa beweisen. — Wittenberg hatte ihm nach jeder Richtung hin gut gethan. Vor allem hatte er gelernt, sich „mit unangenehmen und mühsamen Gegenständen anhaltend beschäftigen zu können“, und dadurch seinen Charakter erheblich gestählt. Die Erfüllung von Friedr. Schlegel's Prophezeiung: „Es kann alles aus ihm werden — aber auch nichts!“ hatte sich auf die positive Seite hin geschlagen.

1794 kam Novalis nach Tennstedt, um sich von dem Kreishauptmann Just, seinem späteren Biographen, in die praktische Verwaltung des sächsischen Salinenwesens einführen zu lassen. Just konnte des jungen Mannes ideal-praktischen Berufssinn nicht genug loben: „Nichts trieb er oberflächlich, sondern alles gründlich. Dabei kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte und die Leichtigkeit, womit er alles betreiben konnte, vorzüglich zustatten.“ Die Mußezeit widmete der Dichter vor allem dem Studium der Fichte'schen Philosophie und „Wilhelm Meister's“: des Buches, das er später scharf bekämpfte, welches ihm aber jetzt so tief in sein Künstlergemüth drang, dass er es bald fast auswendig wusste. — Von Tennstedt aus fuhr er im November 1794 seinem „Schicksal“ entgegen: auf einem benachbarten Gute lernte er Sophie von Kuhn, die „Rose von Grüningen“, kennen. In mächtig aufflammender Leidenschaft warb er um das zwölfjährige Mädchen und gewann dessen Herz. Eine regelrechte Verlobung fand erst im Herbst 1795 statt. Sophie gewann nicht nur in Hardenberg, sondern auch in seinem Vater, seinen Freunden, in allen, die sie sahen, begeisterte Bewunderer. Tieck schreibt: „Alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes gekannt haben, kommen darin überein, dass es keine Beschreibung ausdrücken könnte, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dieses überirdische Wesen bewegte und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter, so oft er nur von ihr sprach.“ Später hat man ihre Unreife und Unbedeutendheit aus ihren unorthographischen Aufzeichnungen und Briefen feststellen wollen, — nun, derartiges findet man auch bei Lotte Schiller und, was mehr sagen will, bei deren Schwester Karoline. Jedenfalls zeigte Sophie die Charakterfestigkeit eines Mannes und den liebevollen Zartsinn eines voll entwickelten edlen Weibes in ihren bald ausbrechenden schweren Leiden. Denn Novalis' Glück war von kurzer Dauer: schon am 19. März 1797 starb Sophie nach langer, schmerzhafter Krankheit. „Das Blütenblatt ist nun in die andere Welt hinüber geweht,“ heißt es in einem Briefe Novalis' am

13. April desselben Jahres, „der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert.“ Hier haben wir den Kernpunkt seiner transcendentalen Anschauung: die „wirkliche Welt“ ist ihm das Universum: das Unendliche, das Ewige, in welches ihm die Heißgeliebte vorangegangen war und wohin er ihr kraft seines Willens, an dessen unbegrenzte Macht er — wie Fichte — glaubte, zu folgen beschloss: nicht durch äußere Mittel, durch Selbstmord im gewöhnlichen Sinne, sondern durch Sehnsucht. „Alles was ich noch thue, thue ich in ihrem Namen. Sie war der Anfang — sie wird nun das Ende meines Lebens sein!“ Er hat Wort gehalten, wenn auch das „wirkliche Leben“ im irdischen Sinne ihn zunächst noch an sich fesseln sollte, mit stärkeren Banden, als er selber zu ahnen vermochte.

Kurze Zeit nach Sophiens Tode war ihm auch sein Lieblingsbruder Erasmus gestorben. Diesem Doppelschlag begegnete er mit der stetig wachsenden Überzeugung von einer persönlichen Unsterblichkeit, sowie mit Arbeit: am Studiertische und im Amte. Eben hier war ihm sein Mangel an naturwissenschaftlicher Kenntnis immer peinlicher geworden. Er holte deshalb die Erlaubnis seines Vaters ein und bezog im December 1797 die Bergakademie zu Freiberg. Mit Eifer warf er sich auf das ersehnte Studium, dem er das der Philosophie treulich beigesellt hielt. Seine Gesundheit aber begann zu wanken. „Sein Gesicht“, schrieb Fr. Schlegel an Schleiermacher, „ist länger geworden und windet sich gleichsam aus dem Lager des Irdischen empor, wie die Braut von Korinth; dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos, geradeaus leuchten.“ Er selbst schrieb am 28. Mai 1798 in sein Tagebuch: „ . . . Auch hab' ich bemerkt, dass es offenbar meine Bestimmung ist: ich soll hier nichts erreichen; ich soll mich in der Blüte von allem trennen, erst zuletzt das Beste im Wohlgekannten kennen lernen. So auch mich selbst. Ich lerne mich jetzt erst kennen und genießen, — eben darum soll ich fort.“

Doch die Erde bot ihm noch ihre Kränze. Ende des Jahres 1798 verlobte er sich mit Julie von Charpentier, der Tochter des Freiberger Berghauptmannes, bei dem er viel verkehrte. Es ist wohl kein Zweifel, dass diesmal die Neigung nicht zuerst von ihm ausgieng. „Das Verhältnis, von dem ich dir sprach,“ berichtete er vor seiner Werbung an Fr. Schlegel, „ist inniger und fesselnder geworden. Ich sehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nicht geliebt worden bin. Das Schicksal eines sehr liebenswürdigen Mädchens hängt an meinem Entschlusse“. Er hatte den Schritt nicht zu bereuen: eine schöne, tiefe Liebe wuchs in ihm auf, ohne dass sein „religiöses“

Gefühl für Sophie darunter gelitten hätte. Nur dass er den Fuß jetzt fest auf den Heimatboden zu setzen wünschte. „Die Erde scheint mich noch viele Zeiten hindurch festhalten zu wollen", hatte er noch 1798 dem Freunde geschrieben; im Sommer 1799, nachdem er als Salinenassessor in Weißenfels angestellt worden war, heißt es: „Gestern abend kam das herrliche, gute Mädchen, und seit der Zeit weiß ich nicht, ob ich auf Erden oder im Himmel bin."

Und dennoch hat er erst nach seiner Verlobung mit Julie die am Grabe Sophiens im Geiste empfangenen und ihrem Andenken gewidmeten „Hymnen an die Nacht" künstlerisch ausgestaltet! Novalis selbst hat diesen Cyklus als seine wertvollste Dichtung bezeichnet. Gewiss ist auch seine Liebe zu Julie für die Reife seines Talents von Bedeutung gewesen; in hervorragender Weise war dies aber seine vom ersten Augenblicke an tiefinnerliche Freundschaft mit Ludwig Tieck, den er im Sommer 1799 kennen lernte. Dieses Verhältnis öffnete ihm „ein neues Buch" in seinem Dasein. Von da ab floss der Born seiner Poesie in ungeahnter Fülle, — aber der Quell seiner Lebenskraft sollte desto rascher versiegen. Der Keim der Auszehrung hatte sich unaufhaltbar in ihm entwickelt. In der sicheren Erwartung einer Amtshauptmannsstellung und in der Vorfreude auf seine nahe Vermählung traf ihn der Eiseshauch des Todes: im Herbst 1800 erkrankte er an Bluthusten, bald darauf an einem Blutsturz, den die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines jüngsten Bruders verursachte. Das Elternhaus nahm den unrettbar Dahinsiechenden auf. Die Liebe der Seinen, vor allem der Braut, verschönte ihm das letzte Scheiden; mit der Hoffnung der Schwindsüchtigen hieng er bis zuletzt an sonnigen Zukunftsplänen. Vom 18. März an, dem Sterbetage Sophiens, schwand er auffallend dahin. Am 25. März 1801, in der Mittagsstunde, schlummerte er sanft, wie ein Kind, hinüber, das schöne Antlitz überhaucht von mildestem Frieden. Auf dem Friedhofe zu Weißenfels liegt er begraben.

„Für das Innere unserer äußeren Existenz ist durch Hardenberg's Tod eine Lücke entstanden, die vielleicht nie ersetzt werden kann," klagte Tieck dem erschütterten Schleiermacher. Steffens, der ihn nur wenige Wochen kannte, berichtet in seinen „Erinnerungen": „Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck." Er schildert auch die Wirkung seiner dichterischen Persönlichkeit auf Menschen, die er (Steffens) erst in seinem späteren Leben kennen gelernt und die er noch ganz von Novalis beherrscht gefunden habe. Und Dorothea Veit hatte an Schleiermacher geschrieben: „Sie müssen ihn sehen, denn wenn Sie 30 Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, wie wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken." Das war es: dieser eminent persönliche Charakter wirkte alles durch seine Individualität, die er, wie nicht leicht ein anderer, aus

dem Leben in die Dichtung seiner Werke übersetzte. „Gewaltig war durch das ganze 18. Jahrhundert die Wertsteigerung des Individuums fortgeschritten," sagt sein neuerer Biograph Just Bing, „aber nirgendwo war sie zu einem höheren Punkte gelangt als bei Novalis. Sein magischer Idealismus ist die absolute Souveränitätserklärung des Menschengeistes. Der Mensch ist ihm ein Gotteskeim; er soll die Allnatur in sich fassen und sie in das Ebenbild seines göttlichen Geistes gestalten."

Und dieser überzeugungsfrohe Apostel der alles umschließenden Einheitlichkeit hat der Welt nichts als Fragmentarisches hinterlassen, die „Hymnen an die Nacht" ausgenommen, in denen er den überwundenen, wenn auch nicht begrabenen Schmerz um die Lichtsonne seiner ersten abgeklärteren Lebens- und Dichtungsperiode niederlegte. „Aufblitzende Enthusiasmusmomente. Das Grab blies ich wie Staub vor mich hin. Jahrhunderte waren die Momente. Ihre Nähe war fühlbar; ich glaubte, sie solle immer vortreten," lautete Novalis' Aufzeichnung in seinem Tagebuch unter dem 13. Mai 1797, und damit drückte er der zukünftigen Dichtung, deren Conception damals in ihm stattgefunden hatte, ihren Stempel auf. Fast ein Jahr später hatte er an gleicher Stelle bemerkt: „Abends in Young's ‚Nachtgedanken' geblättert." Die Anregung, die er hier vielleicht schöpfte, kann nur durch Stimmungsverwandtschaft bedingt worden sein, denn thurmhoch steht Novalis' Werk über dem ermüdenden, flachen des Engländers. Auch über jenes gehen die Ansichten von Autoritäten auseinander; doch neigen sich die meisten Haym's Urtheil zu, der die Hymnen „tiefsinnige, schwermuthvolle Laute klagender Verzückung und inbrünstigen Schmerzes" nennt, „mit nichts zu vergleichen, was unsere classische Poesie hervorgebracht hat, mit nichts auch, was wir bisher von der nachgoethe'schen kennen". Gleich der Anfang ist ein Meisterstück der auf das große Einheitsprincip zielenden Gegenüberstellung. Die Verherrlichung der Nacht wird eingeleitet durch eine großartige Lobpreisung auf das die Wunder der Erde enthüllende Licht. Von letzterem wendet sich der Dichter in unvermittelter Energie der Nacht zu, welche die innere Welt erschließt. Der Morgen weist ihn in das Tagewerk zurück (Hymne 2), in die „unselige Geschäftigkeit", welche nur der „heilige" Schlaf beglückend zu unterbrechen vermag. „Am dürren Hügel, der in engem dunkeln Raum die Gestalt seines Lebens barg," stärkt eine Vision (Hymne 3), „ein Schlummer des Himmels", seinen Glauben an die Ewigkeit, an eine neue, persönliche, „unergründliche" Zukunft. Nun steht er getröstet in Erwartung des letzten Morgens (Hymne 4), wo „der Schlummer ewig und nur ein unerschöpflicher Traum sein wird". „Auf dem Grenzgebiete der Welt" (dem Grabe), von wo er hinübersehen kann in „das neue Land", baut er sich

„Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht". Noch weckt das „munt're Licht den Müden zur Arbeit", flößt ihm „fröhliches Leben ein" (sehr bezeichnend!), aber „von der Erinnerung mosigem Denkmal" lockt es ihn nicht. Es selbst gieng ja auch hervor aus der Nacht, die es jetzt noch mütterlich trägt, auf daſs es „flammend die Welt" zeuge, aus derselben Nacht, in der es einst „voll Sehnsucht und Inbrunst" aufgehen wird — wie die Menschen, denen das Kreuz, „die Siegesfahne unseres Geschlechtes", während ihrer Erdenpilgerschaft führend, über alle Pein hinweghebend, „unverbrennlich steht". Die 5. Hymne ergiebt sich als — vielleicht nicht beabsichtigtes — Gegenstück zu Schiller's „Götter Griechenlands". Seine eigene Weltanschauung legt er hier in großen, kühnen Zügen nieder. Es ist die des Gemüths, das sich auf dem Boden des Christenthums entwickelte, das in der Auferstehung des Heilandes sich selbst bis in alle Unendlichkeit verewigt sieht. Die 6. Hymne verkörpert die Sehnsucht aus dieser Welt, die das „Alte", d. i. Christi Erlösungswerk, hintanstellt, hinweg in die „Heimat", um dort die „heilige Vorzeit" beschlossen zu sehen, hinweg „zum Vater nach Haus", zur „süßen Braut", „zu Jesus, dem Geliebten". Die letzte Hymne ist ausschließlich, die zweit- und drittletzte theilweise im Versmaß gehalten, während die übrigen, auf den ersten Blick, rhythmische Prosa aufweisen. Sieht man genauer zu, so lassen sie sich durchaus in Metrik auflösen, wie das ja auch Roman Woerner und Karl Busse überzeugend nachgewiesen haben. — Am bemerkenswertesten äußerte sich wohl zuerst Carlyle zu dem Gedankengange dieses merkwürdigen Werkes. „Ein erschöpfender Commentar zu den Hymnen der Nacht", sagt er, „würde eine Darstellung von Novalis' ganzem theologischen und sittlichen Glaubensbekenntnis bedeuten, denn ein solches, wiewohl in lyrischer und didaktischer Sprache, liegt darin beschlossen".

Zum größten Theile geht das auch auf die (wahrscheinlich vor den „Hymnen" entstandenen) dreizehn „Geistlichen Lieder": das Bruchstück eines von Novalis und Tieck unter Einwirkung der Schleiermacher'schen „Reden" geplanten Predigt- und Gesangbuches. Hier wie dort der Mangel eines absolut positiven Bekenntnisses — vielmehr der Niederschlag jener von Krause als „Panentheismus" bezeichneten Philosophie, die in Christus vor allem den „Messias der Natur" feiert.*) Dies kann aber nicht hindern, daſs einige der Lieder (wie: „Wenn

*) Z. B. im Hymnus vom hl. Geist, besonders in der 1. Hälfte der 8. und der 9. Strophe: „Die Augen sehn den Heiland wohl, Und doch sind sie des Heilands voll . . . Er ist der Stern, er ist die Sonn', Er ist des ew'gen Lebens Bronn, Aus Kraut und Stein und Meer und Licht Schimmert sein kindlich Angesicht" sowie, wenn auch unter verschobenem Gesichtswinkel, in der mystisch-sinnlichen Abendmahlshymne.

alle untreu werden“, „Was wär' ich ohne Dich gewesen“, „Fern im Osten wird es helle“, „Wenn ich ihn nur habe“, „Ich sag' es jedem, dass er lebt“, „Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt“) auf lange hinaus in positiv christgläubigen Gemeinden lebendig bleiben werden, denn eben die Gemeinden, die Bedingungen der zündenden, erhebenden Momenteindrücke, und Nachwirkungen auf sie hatte er bei Schaffung dieser Dichtungen im Auge. Die prachtvollen „Marienlieder“ („Wer einmal, Mutter, dich erblickt“, „Ich sehe dich in tausend Bildern“) haben Meißner und Wille, auf Grund einer Novalis'schen Notiz, besonders aber wegen ihres „katholisierenden Charakters“ und der Annahme, dass Tieck bei Herausgabe der Werke von einem katholisch gewordenen Bruder des Dichters zu stark beeinflusst worden sei, als „Stimmungsausdruck mittelaltlicher Pilger“ dem Ofterdingen-Torso zugewiesen, — die herrliche Strophe in der 5. Hymne an die Nacht: „Nach dir, Maria, heben schon tausend Herzen sich“ werden sie nicht ausmerzen können.

Die Höhe und Tiefe der Lyrik in den „Geistlichen Liedern“ und in den „Marien-Liedern“ (wenn man so trennen will) hat Novalis in den Gedichten aus „Heinrich von Ofterdingen“ und den „Vermischten Gedichten“ nicht erreicht, wiewohl sich auch hier, besonders in den ersteren, Perlen finden, z. B. „Das Lied des Bergmannes“, „Das Lied des Eremiten“, das schelmische „Mädchenlied“ und das berühmte Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren, der Gott, der uns den Himmel bringt“.

Novalis' Weltanschauung ist dichterisch am ausführlichsten in dem fragmentarischen Roman „Heinrich von Ofterdingen“ wiedergegeben; Just Bing hat sie trefflich folgendermaßen charakterisiert: „Das Individuum reicht über die Zeit hinweg, wird erst in der Ewigkeit vollendet. Gotterfüllt schreitet es durch das Leben, fasst in sich das Wirken und Weben der Allnatur, fasst in sich das immer vorwärtsstrebende Suchen der Menschheit in der Geschichte. In diesem Umfang führt es seine Individualität in seinen Lebenskreis hinaus, bestimmt so, ein magischer Idealist, sein Schicksal durch sein freies Wollen. Die Wunderwirkung ist ihm die natürliche. Immer geht es aufwärts von der Monotonie durch die Disharmonie in die freie Harmonie; jedes Leiden ist ihm ein Steigen in die höhere Welt, der Tod ein Erheben in die höchste: die verklärte Welt der Poesie.“ Der Held, der mittelalterliche Sänger Heinrich von Ofterdingen, zugleich der gesteigerte Novalis, ist die Personificierung dieser Weltanschauung und ebenfalls die Verkörperung der Poesie selbst. Die Sehnsucht, versinnbildlicht in der „blauen Blume“, dem Wappenzeichen der Romantik, lockt und treibt ihn zur Erreichung seines Ideals. Der Anlage nach scheidet sich der Roman in zwei

Haupttheile, von denen der erste vollendet wurde, der zweite nicht. Jener umschließt des Helden Entwicklung bis zur Reise; dieser sollte sie bis zur Verklärung fortführen, bis zu dem Punkte, wo Heinrich-Novalis, „der König der Verklärten, das Sonnenreich der Zeitlichkeit zerstört": wo Vergangenheit und Zukunft untergehen in der Gegenwart der Ewigkeit. Ein Riesen-Plan, ein vermessener Plan, ein nie auch nur annähernd zu verwirklichender Plan: das ganze Weltall in seinen sämmtlichen Äußerungen poetisch zu fassen und alle die leuchtenden, die unendlichen Strahlen in einer Apotheose der Poesie zu vereinen! Kein Wunder, dass dem Dichter unaufhörlich der Boden unter den Füßen schwand, dass ihm weder die Gestaltungskraft noch die Sprache standhielt für das so kühn — für das verwegen Gewollte. Es sind wundervolle Scenen in dem Werk, auch plastische, künstlerisch-greifbare; das Gefühl, die Phantasie nimmt oft einen hinreißenden Flug; die Sprache pocht immer und immer wieder an die Grenzen der Musik: an die Musik der reinen, harmonischen Naturlaute wie auch an die einer höheren, einer Sphären-Welt. Aber das Ganze zerfließt in märchenhaften Duft; eine gewaltige Traumseele erzeugt sich einen Traumkörper, der sich überall als unzureichend erweist. — Der Roman war angeregt durch die Freundschaft mit Tieck, stand unter dem Horoskop von dessen „Franz Sternbald's Wanderungen". Beabsichtigt war er als Gegensatz zu dem einst von Novalis bewunderten, jetzt getadelten „Wilhelm Meister", dessen „künstlerischem Atheismus" gegenüber (um seine eigenen Worte zu gebrauchen) er seine panentheistische Gottgläubigkeit zum „überwindenden" Ausdruck bringen wollte. Er hat sein Ziel nicht halb erreicht: weil er verschmähte, von Goethe das unbedingt Nothwendige herüberzunehmen. Ricarda Huch trifft so ziemlich das Richtige, wenn sie meint, dass eine Verschmelzung von Novalis' „Heinrich" und Goethe's „Meister" den schönsten aller Romane ergeben würde.

Neben „Heinrich von Ofterdingen" steht als interessanter, wenn auch minderwertiger Torso das ebenfalls romanhafte „Die Lehrlinge von Saïs", welches des Dichters naturphilosophische Anschauung in der zu Freiberg erzielten Beleuchtung umschließt. Die rein philosophische Darstellung seiner Weltanschauung finden wir in den „Fragmenten": „Über Ästhetisches, Ethisches, Philosophisches und Wissenschaftliches", „Dialogen", „Glaube und Liebe oder der König und die Königin" (wo sich, wie in den Gedichten „Blumen", die zu Freiberg endgiltig vollzogene Metamorphose des theoretischen Revolutionärs zu einem ideal-praktischen Reactionär kund thut), „Monolog" und vor allem „Die Christenheit und Europa". Letzteres ist der meist umstrittene Nachlass Novalis', sein philosophisch-historisches Testament, in dem er sich am sichtlichsten dem Katholicismus zuneigt, mit bewunderungswürdiger Objectivität

dessen ewige Wahrheiten zu ergründen sucht, den Erkenntnisweg bis zum Thore des Heiligthums verfolgt .— um dann stille zu stehen, den Blick zu wenden und sich in die selbst geschaffene Vision einer gestalt- und haltlosen Zukunftskirche zu verlieren. So ist Novalis auch hier der Fragmentist geblieben, hat auch hier vielleicht „das Beste im Wohlgekannten“ just dann erspäht, als er „fort sollte“ in das Reich des Lichtes, dem er stets so inbrünstig zustrebte, dem er auch mit seiner Sehnsucht und Liebe nahe gekommen, das ihm jedoch in seinem tiefsten Wesen nicht offenbar geworden war. Er selber steht wie eine Lichtgestalt in unserer Litteratur: in den Umrissen zerfließend, hin und her gebeugt von den Schwankungen der Zeit und des eigenen Ich, aber doch Strahlen werfend auf den Weg, der an seinem Ende zum Frieden führt, zum vollkommen verwirklichten Ideal der Wahrheit, Schönheit und Güte.

Und doch!

Von Franz Eichert.

Mein Tag ist hart und gramumsponnen,
Durch Rauch und Schwall nur bebt sein Licht.
Wie drängt der Geist nach fernen Sonnen
Und wandelt müd' den Weg der Pflicht.
Wie dumpfe Hämmer mich umdröhnend
Die Noth, der Streit, der Lärm des Tags;
Im Herzen alles übertönend,
Der Sorgen Mühlwerk gleichen Schlags.

Im Männerkampf, mit blankem Gere —
Mein Herz, da wär' es leicht zu steh'n,
Doch dieses Alltags dumpfe Schwere
Läßt auch den Stärksten untergeh'n.
Und doch erhebt der Sehnsucht Lohe
Zum Himmel meine müde Hand,
Wie laut und schrill die Sorge drohe, —
Viel lauter schallt mein Sang durch's Land!

Und wenn die Schlote wirbelnd dampfen
Und Nächte spei'n in meinen Tag
Und tausend Feinde mich umstampfen, —
Ich will mich wehren, Schlag um Schlag!
Auf meinem Helme blitzt der Morgen, —
Und wenn zerhau'n mein Stahl auch liegt —
In meinem Herzen flammt verborgen
Der Glaube, der die Welt besiegt!

Neue Wendungen in der Leichenverbrennungsfrage.

Von Heinrich Swoboda.

Man hat diese Frage eine brennende genannt, und mit Recht, denn sie wird geschürt. Es hätte niemand dafür oder dagegen sich aufgeregt, wenn nicht die Art und Weise ihrer Behandlung dazu geführt hätte. Eine Nothwendigkeit aber ließe sich ruhig und sachlich am besten erörtern.

Wir wollen nicht den persönlichen Edelmuth und die subjective Überzeugung einzelner Crematisten verkennen, denen antireligiöse oder antikirchliche Tendenzen fern liegen oder gleichgiltig sind, und die ihrer Meinung nach auf diese Weise die Todtenbestattung ordnen wollen. In dieser, wie in jeder anderen Agitation kann aber ein gewisses, auf die Dauer auffälliges Bestreben, abgebrauchte Gründe zurückzustellen und durch neue Sensationen zu ersetzen, constatiert werden. Uns scheint jedoch, die Wahrheit habe ihren Beweis in sich und ihre wirksamste Vertheidigung sei ihre Existenz.

Bald nach dem Auftreten dieser Agitation ums Jahr 1870 suchte man die auf ihre Gesundheit mit Recht bedachte Mitwelt, philiströse Menschen und solche, die diesen im Lichte des Brennofens gleich gehalten werden, durch das Motiv der „sanitären Forderung" zu gewinnen. Es klang nicht wissenschaftlich maßvoll, wenn der damalige Führer im Streite, Medicinalrath Dr. Küchenmeister, die Feuerbestattung schon auf dem Titelblatt seines Werkes als „die beste Sanitätspolizei des Bodens und den sichersten Cordon gegen Epidemien" pries. Diese Übertreibungen, die man noch durch „ästhetische" Gründe verstärkte, wurden aber bald und immer mehr von anerkannten Capacitäten in der Hygiene zurückgewiesen. Die natürliche Empfindung stimmte den Männern der Wissenschaft und der Analyse des Friedhofwassers gerne zu und lehnte diesen „gewaltsamen zweiten Tod des Leichnams" ab.

Die angeblich ästhetischen Gründe feiern ihre Auferstehung höchstens in Scioptikonbildern, mittelst welcher man die Verwesungs-Vorgänge im Grabe ans Licht zerrt, wohlweislich aber Momentphotographien aus dem Brennofen nicht projiciert.

Fast gleichzeitig, wenn nicht schon vor Beginn der internationalen Agitation, wurde ein bewusst antikirchliches Kampfmotiv hinausgegeben, respective hineingetragen, wie dies L. Schütz im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (2. Aufl., VII. Band, S. 1684 f.), bisher sachlich unwiderlegt, nachgewiesen hat. Nach mehr als einem Decennium antwortete die Kirche durch Verschärfung ihrer disciplinären Bestimmungen auf diesen nicht ohne Wirkung gebliebenen, absichtlich provocierenden Schlachtruf. Mögen nun objectiv denkende Crematisten einen taktischen Missgriff ihrer eigenen Freunde auch als schwere Schädigung ihrer Sache verurtheilen, so dürfen sie doch dessen oft unwillkürliche Nachwirkung bis in die Gegenwart hinein nicht verkennen.

Diese Unklugheit konnte auch durch das späterhin besonders betonte „ökonomische Interesse" nicht mehr gut gemacht werden, das nunmehr in den Vordergrund trat und statistisch gewiss discutabel wäre. Freilich entsprach es der allgemeinen natürlichen Pietät sehr wenig, den Todten vorzurechnen, wie viel Getreide oder Erdäpfel auf dem Areale des Leichenfeldes gebaut werden könnten, und so ist es begreiflich, dass auch diese wirtschaftlichen Motive nicht die rechte Zugkraft übten, umsoweniger als unsere größeren Communen in den Friedhöfen ein lebendiges, höchst ertragsfähiges Capital sehen. Da ferner selbst nach Einführung der facultativen Leichenverbrennung die Platzfrage bezüglich der Friedhöfe von Millionenstädten bestehen bleibt, kann diesem Motive keine bessere Zukunft vorhergesagt werden.

Darum wohl mahnt Dr. Vix neuestens in einer auf große Verbreitung berechneten Schrift*) die Freunde der Verbrennung, sie mögen sich nicht „auf das theologische, sanitäre, finanzielle Gebiet hinüberlocken" lassen, „wo die Entscheidung der Streitfrage nicht liegt und sie ohne genügende Vorkenntnisse und Vertrautsein mit dem Gegenstand nicht selten in Redegefechten den Kürzeren ziehen".

Dieser jüngste Rufer im Streite sieht nun seinerseits die Entscheidung auf einem schon von früheren Autoren berührten Gebiete, indem er mit aller Entschiedenheit die Rechtsfrage aus dem Hintergrunde holt und sich zum allgemein gehörten Interpreten einer Forderung macht, die nicht mehr petitionieren, sondern gegen den „Rechtsbruch" protestieren will! Das sind scharfe Waffen, zu gewaltigen Streichen ausholend, auch gegenüber dem „von den Regierungen begangenen Einbruch in das Rechtsgebiet der Einzelnen, wie in das öffentliche Recht". In diesem Vorgange der Regierungen sieht Vix eine Verletzung der Gewissensfreiheit, „sofern das Gewissen Einzelner die

*) Die Todtenbestattung in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit in Gegenwart und Zukunft. (Reclam's Universal-Bibliothek 3551/52) — s. S. 162.

Einäscherung vorschreibt". Wir fürchten sehr, auch Dr. Vix könne mit dieser Auffassung von „Gewissen" in Gefahr kommen, in einem Redegefecht den Kürzeren zu ziehen, abgesehen davon, dass sich hinter dem Ausdruck Gewissen, falls er überhaupt in diesem weiteren Sinne zulässig ist, wenigstens die von ihm früher zur Seite geschobenen sanitären, finanziellen und vielleicht sogar theologischen „Beweise" verbergen.

Doch die „richtige" Formulierung dieser „Grundsätze der Gleichberechtigung und Duldung", die von den Regierungen verletzt wurden, sollen folgende Sätze des hessischen Landvereines für Todteneinäscherung geben:

1. Die Ausübung der Todteneinäscherung ist an erster Stelle eine Sache des Rechtes, und zwar sowohl des Privat-, wie des öffentlichen Rechts.

2. Es ist nicht zu billigen, durch Bittschriften um Zulassung der Todteneinäscherung einzukommen, da letztere schon jetzt und von jeher jedermann als Recht zusteht.

3. Wo der Todteneinäscherung gesetz- und verfassungswidrige Hindernisse bereitet werden, ist mit Klage, Rechtsverwahrung, Protest ꝛc. vorzugehen.

Dr. Heil schließt sich diesem Grundgedanken an, indem er (ebenda, S. 165) fordert: „Vor allem muss die Betonung und Vertretung des Rechtsstandpunktes... in der gleichen nachdrücklichen eindeutigen Weise geschehen. Nicht dürfen die einen petitionieren, wo die anderen protestieren"...

Außer dieser scheinbar neuen Motivierung aus Rechtsprincipien heraus hat man sich zu guterletzt noch auf die christliche Antike geworfen und herausgefunden, dass „erst die Kirchenväter des fünften Jahrhunderts" und nach ihnen Karl der Große autoritativ die Feuerbestattung verboten hätten, und nach einer neueren Variante soll nur die „Kirche", nicht aber „die Christen" der ersten Zeit gegen die Leichenverbrennung sich ablehnend verhalten haben.

So schienen sich in dieser doppelten Neubegründung der Cremation das ehrwürdigste Alterthum und der modernste Individualismus zu ergänzen und wechselseitig für diese Zukunftsfrage zu stützen.

I.

Das Vielerlei von Beweisen ist ein Zeichen der Schwäche. Und in Wirklichkeit versagt auch dieser nunmehr endlich als entscheidend angeführte Grund vom Selbstbestimmungsrecht schon bei der Frage, ob solch ein angebliches Recht auf Verbrennung als allgemein und unbeschränkt gelten soll.

Kein Unbefangener wird der Selbstbestimmung diese Ausdehnung geben können. Gewiss lehnen auch die Crematisten jene Gefahren und Unordnungen ab, welche drohen, wenn wir dem Einzelnen das uneingeschränkte Recht über seinen lebendigen Leib und seinen Leichnam gewährt denken. Ganz abgesehen von religiösen Gründen, würden Gefahren der öffentlichen Sittlichkeit dies schrankenlos zuzugestehen hindern und, besonders was den Leichnam anbelangt, auch scandalöse oder lächerliche Verfügungen, um nicht auf sanitätswidrige eigens hinzuweisen, hier entschieden abmahnen. Demokrit hat ja den Vorschlag gemacht, die Leichen in Honig aufzubewahren, und wirklich soll, nach Küchenmeister's nicht immer verlässlichen Angaben, die Leiche Alexanders des Großen in Meth conserviert worden sein. Wenn also jemand nach seinem Tode den Leichnam in Spiritus conservieren wollte und denselben derart aufzubewahren verfügt, hätte er in aller Form das Recht hiezu und die Überlebenden wären verpflichtet, in der vollen Strenge dieses Wortes — für beständige Erneuerung des Alkohols zu sorgen?

Aber nicht nur wegen dieser rhetorischen deductio ad absurdum, sondern noch mehr erscheint das Princip in sich logisch falsch. Der Lebende hat über seinen Leib wohl ein wahres, aber kein volles, und über seinen zukünftigen Leichnam überhaupt kein Eigenthumsrecht. Letzteres nehmen, so weit wir die Litteratur übersehen können, alle Juristen gleichmäßig an. Geld, Kleider, Möbel besitzen wir ja auch in einem ganz anderen Sinne als unseren Leib. Ich kann eine Münze, die ich aus meiner Tasche nehme, und wäre sie noch so kostbar, als Zielscheibe einer Pistolenkugel verwenden, darf aber mit derselben Kugel nicht ebenso willkürlich meine Stirn durchlöchern. Kant wirft dem Selbstmörder vor, dass er das Subject der Sittlichkeit vernichte, und dass dies so viel heiße, als die Sittlichkeit selbst, soviel sie beim Menschen stehe, vertilgen.

Der moderne Staat ist — wenigstens bei uns — inconsequent, da er das Mordattentat bestraft, den Selbstmordversuch aber ungeahndet lässt. Die Antike in ihrem Feingefühl für das Ebenmaß der Kräfte dachte darüber fast christlicher, denn der hellenische Ahnherr der Scholastik spricht den Selbstmörder von einem Unrecht, das er am Gemeinwesen begehe, nicht frei. (Nicom. Ethik V. 11.) Uns berührt es freilich merkwürdig, wenn es in manchen griechischen Staaten den Lebensmüden nur erlaubt war, sich zu tödten, falls sie zuvor von der Obrigkeit die Erlaubnis hiezu erhalten hatten. Es sind interessante Belegstellen, die Karl Werner in seiner Ethik gesammelt hat (III. S. 282), dass z. B. das Gesetz in Athen wie das rechtfertigende Motive verlangte Vorzeigen eines verstümmelten Körpers, den Nachweis einer unheilbaren Krankheit, gänzliche Vermögenslosigkeit oder tiefschmerzenden Kinderverlust. Valerius Maximus versichert, Ähnliches in den Institutionen der

Insel Keos gefunden zu haben, und berichtet weiter, dass in der griechischen Colonie Massilium das Gift für Selbstmörder von der Obrigkeit aufbewahrt worden sei, um einerseits unnöthige Selbstmorde zu verhüten und andererseits denjenigen, die es gerecht begehrten, die Erfüllung ihres Wunsches zu ermöglichen. Nicht aus dem stoischen Rechtfertigungsversuche, sondern aus einem unleugbaren Verfall geistiger Kraft erklärt sich die Selbstmordmanie in weniger blühenden Zeiten der späteren Antike wie der Gegenwart. Nicht zu vergessen des *πρῶτον ψεῦδος*, dass der Selbstmörder an sich kein Unrecht begehe.

Aber selbst wenn jemand das, was wir als Lebensdogma gerne glauben, bezweifeln wollte, muss doch der spitzfindigste Logiker zugeben, dass der Lebende kein Eigenthumsrecht auf seinen Leichnam habe. Nehmen wir an, er hätte es bei der Geburt erworben, dann verliert er es doch sicher durch den Tod. Erwerben aber durch den Tod ist unmöglich, weil darnach das Rechtssubject fehlt. Insofern aber das Verfügungsrecht auf dem Eigenthumsrechte beruht resp. ein Theil desselben ist, existiert auch dieses bezüglich des Leichnams nicht. Die rechtswissenschaftliche Litteratur findet auch Schwierigkeiten, den Ursprung eines solchen „Verfügungsrechtes" anzugeben. Uns scheint es mehr eine natürliche Concession der Pietät zu sein, nicht ein Recht im eigentlichen Sinne. Freilich besteht ein unleugbarer Zusammenhang zwischen Leichnam und lebenden Leib, aber keine Identität der beiden, insbesondere nicht im juristischen Sinne, wo der Leichnam im Gegensatz zum Leibe als „Sache" bezeichnet wird. Darum kann der Lebende seine Grabstätte wählen, sein Grab als vollstes Eigenthum erwerben, nie erwirbt er aber seinen Leichnam. Er trägt wohl hinter dem heiter blickenden Antlitz seinen eigenen Todtenkopf mit sich, — jedoch nicht als „Sache", sondern als unverfügbare Voraussetzung seines Lebens, — aber er besitzt auch diesen lebenden Leib nur in einem unvollkommenen Sinne: es ist wohl sein Leib, gehört ihm sammt seinen Kräften, aber denselben zerstören darf er nicht, ihn vertauschen kann er nicht. Um wie viel weniger kann ein unbeschränktes Verfügungsrecht des Einzelnen über seinen Leichnam zugegeben werden, wie es die Behauptung vom Einbruch des Staates in das Recht des Einzelnen voraussetzt! Da sich aber ein geordnetes Gemeinwesen auf wechselseitige Rechte und wechselseitige Pflichten gründet, deutet jene moderne Forderung der Crematisten, insoferne sie eine staatlich geregelte Leichenbehandlung verlangen gewiss einen Wahrheitsgehalt an. Aber es kann aus der Idee eines solchen wohlgeordneten Gemeinwesens mehr nicht gefolgert werden, als dass der Einzelne von den ihn Überlebenden zu fordern berechtigt sei, dass seinem Leichnam irgend eine anständige Bestattungsform zutheil werde. Welche unter den verschiedenen historischen und denkbaren Formen zu wählen ist, bestimmt allein

die Rücksicht auf die Allgemeinheit, und staatlich wird jene Bestattungsart zu wählen sein, welche den naturgemäßen Forderungen der Lebenden und den Bedingungen der Möglichkeit am besten entspricht, und innerhalb dieser Grenzen haben sich auch Verfügungen über den Leichnam zu bewegen, falls sie respectiert werden wollen.

Es wirkt daher komisch, im Zeitalter der Staatsomnipotenz von Seite Jener, die für den Modernismus Feuer und Flamme sind, das Recht des modernen Staates, dass er die Form der Erd-Bestattung vorziehe, geläugnet zu sehen. Wie man z. B. dem Staate gegenwärtig das Recht vindiciert, so und so viele junge Männer einfachhin zum Kriegsdienste zu verpflichten, kann man der heranwachsenden männlichen Jugend nicht mehr gleichzeitig das Privatrecht zuschreiben, sich dem Kriegsdienst zu entziehen. Ja, würde der Einzelne dieser Candidaten des militärischen Berufes es vorziehen, in einer weniger gefährlichen Art die seiner Überzeugung oder seinem „Gewissen" besser zusagende Form der Vaterlandsvertheidigung zu wählen, wird er einfach erschossen. Welchen Sinn aber hat es, auf ein nicht bestehendes Recht zu pochen und etwas zu fordern, was man gleichzeitig principiell leugnet!

Die Verpflichtung eines Kulturstaates auf eine Bestattung, die den Überlebenden nicht schädlich und für den Verstorbenen nicht schändlich ist, wird also ausgeführt mit Rücksicht auf die öffentliche, natürliche Ordnung. Die Kirche, von der wir zunächst nicht sprechen, hat ihr übernatürliches und historisches Recht geltend zu machen, das sie in Bezug auf ihre Mitglieder erwirbt. Wenn also der Staat sagt, er habe criminalistische Bedenken gegen die Leichenverbrennung, so prävaliert für jeden Unbefangenen das bonum commune über das vermeintliche, aber jedenfalls relative Privatrecht. Und selbst wenn wir neben dem unhaltbaren Eigenthumsrecht auf den Leichnam ein bedingtes Verfügungsrecht über denselben zugeben, bleibt es immer eine praktische Leugnung des modernen Staatsbegriffes, wenn die Anhänger der Cremation nicht mehr petitionieren, sondern dem angeblichen Rechtsbruch gegenüber nur mehr fordern wollten. Kein Staat kann das Belieben des Einzelnen als Rechtsquelle anerkennen, und ein Recht auf Verbrennen existiert naturrechtlich ebenso wenig als ein Recht auf Begraben, Aussieden, Mumificieren ꝛc. besteht. Daher ist auch eine testamentarische Bestimmung auf Cremation vor dem Forum des Staates an sich, insbesondere eines Staates, der die Cremation nicht gesetzlich anerkannt hat, keine rechtskräftige Forderung, sondern wesentlich eine Petition an die Lebenden, so dass z. B. in Österreich die testamentarische Verfügung, seinen Leichnam nach Gotha zur Verbrennung zu überführen, nur soweit in Frage kommen kann, als es gesetzlich zulässig ist, den Transport seiner Leiche bis an die Reichsgrenze anzuordnen.

In diesem Sinne fassen wir Cramer's (Die Behandlung des menschlichen Leichnams im Civil- und Strafrechte. Zürich, 1885, S. 65) erbrachte Ansicht auf, dass „letztwillige Verfügungen (die nicht privatrechtlicher Natur sind) über den Leichnam vollkommen giltig sind, wie: ich wünsche, dass mein Leichnam verbrannt wird". Hiebei ist es von Interesse, dass Gareis, der zuletzt unter den Juristen über die rechtliche Stellung des Leichnams geschrieben hat und unsere Frage (S. 92 ff.) mehr indirect aber ebenfalls in einschränkendem Sinne behandelt (Festgabe der jurist. Facultät Königsberg für J. Th. Schirmer 1900), sogar (S. 67) an der Verpflichtung der Erben zweifelt, die Kosten einer Leichenverbrennung zu tragen, selbst wenn diese für die Beerdigungskosten sicher aufzukommen haben. Es muss doch ein Unterschied sein zwischen dem Verfügungsrecht über meinen Leichnam, der trotz des „Persönlichkeitsrechtes" nie mein Eigenthum war, und einem Verfügungsrecht über 500 Gulden, die im Leben mein vollstes Eigenthum waren und die ich nach meinem Tode einem Krankenhaus vermache. Der Erbe hätte dieses Legat zweifellos durchzuführen und würde im verneinenden Falle eine strafbare Rechtsverletzung begehen. Wenn er aber den Leichnam des Testators nicht verbrennen läst, erfüllt er sicher nicht dessen Wunsch, verletzt aber an sich kein positives Recht desselben und wäre auch auf Grund dieses Thatbestandes allein nicht strafbar.

Wenn der Leichnam, vom Utilitätsstandpunkte aus gewiss ein zweifelhaftes Gut, schon einen irdischen Herrn, um nicht zu sagen Eigenthümer haben soll, kann dies nur eine höhere, über ihm stehende, lebensberechtigte Gemeinschaft sein. Man wende nicht die allgemeine, unklare Vorstellung von einem Recht über seinen Leichnam ein, wie wenn jemand eine deformierte Nase oder eine besonders schön tätowierte Haut bei Lebzeiten an ein Museum verkauft. Es hat ein solcher Vorgang wohl die Form eines Contractes, die besonders dadurch gewahrt oder betont zu sein scheint, dass der „Verkaufende" schon bei Lebzeiten die ihm gegebene Summe verzehren kann; als Rechtsgeschäft kann die Sache aber nur innerhalb jener gesetzlichen Bestimmungen bestehen, welche die Verwendung von Leichen zu anatomisch-wissenschaftlichen Zwecken regeln.

Will ja doch die neuere Rechtsschule vom Naturrecht, ob öffentlich oder privat, überhaupt nichts anderes wissen, als dass es bestehe, wenn es schriftlich oder mündlich festgelegt ist. Darnach bestünde das Privatrecht auf Verbrennen überall und nur dort, wo es dem Einzelnen vom Staate ertheilt ist, und das öffentliche dort, wo die Cremation gesetzlich zulässig ist, — letzteres wäre aber die Bedingung des ersteren. Von der Kirche sehen wir hier noch deshalb ab, weil der vernünftig und pietätsvoll geleitete Staat ihrer Mithilfe, wo es sich unzweifelhaft um eine res mixta handelt, und außerdem schon aus Opportunitätsgründen nicht entrathen kann. Sehr schön begründet Cramer

die Strafbarkeit einer am Leichnam begangenen verbrecherischen Handlung (S. 47) mit den hieher gehörigen Worten: „Gemäß seiner Natur hat der menschliche Leichnam überhaupt nur eine Bestimmung: seine ihm gebürende Todtenruhe zu finden. Religion und Sitte des Menschen geben ihm sowohl für die Zeit vor als nach seiner Bestattung eine geweihte, alles Profane von sich abweisende Stellung.“ Die Kirche aber hat, abgesehen vom traditionellen Recht, durch ihre Sacramentalien ein Recht dem Leichnam gegenüber, sowie sie ein Recht hat auf den vernünftigen Gehorsam ihrer Kinder.

Für die Staaten und insbesondere für unsere Monarchie waren bisher mehrere Erwägungen bestimmend, nicht nur die obligatorische sondern auch die facultative Feuerbestattung abzulehnen. Schon dass niemand die erstere zu verlangen wagt, gibt zu denken, auch wenn man die letztere nicht als Umweg zur obligatorischen anstrebt. Es scheint sich also das so vorsichtig Verlangte zum bonum commune nicht zu eignen. Mit einer besonnenen Inconsequenz plant niemand die obligatorische Verbrennung, noch lässt man sich hiebei von der Parallele mit der facultativen und obligatorischen Civilehe oder den Civilmatriken verführen. Letztere Maßnahmen sind überall dort überflüssig, wo eine geordnete Religionsgenossenschaft dem hiebei obwaltenden Staatsinteresse genügt, wie es bei uns die auch kirchlich vorgeschriebene Matrikenführung in der menschenmöglichsten Art leistet. Nachdem man aber die Friedhöfe schon verstaatlicht, resp. verstadtlicht hat und die allgemeine Verbrennung auf geradezu unübersteigliche Hindernisse stoßen müsste, würde auch der Vergleich des Feuergrabes mit Civilehe oder Civil-Matriken doppelt hinken.

Je weniger sich aber eine viel gepriesene Nothwendigkeit allgemein durchführen lässt, desto weniger wird sich der objective Geist der Gesetzgebung dafür exponieren. Umso stärker ist dies zu betonen, als für die Staatsraison die geringe Zahl bisheriger Exhumierungen zu criminalistischen Zwecken eher ein schlagender Beweis gegen die Cremation ist. Denn nur, wenn trotz der Gefahr, das Gift nach Jahren noch in der Leiche zu constatieren, zahlreiche Exhumierungen vorkommen würden, könnte der von den Crematisten gewünschte Beweis darin gesucht werden. So aber arbeiten die Agitatoren eigentlich gegen sich, wenn sie die Seltenheit solcher Fälle betonen, und sie verkennen völlig den Zweck resp. die volkspädagogische Absicht, wenn sie die relative Unzulänglichkeit solcher Untersuchungen beweisen. Sind denn die Herren Giftmörder lauter Doctoren der Chemie, die zwischen vegetabilischem und mineralischem Gifte zu wählen verstehen? Oder hat jemand das Begraben für ein absolutes Gegenmittel gegen das Morden hingestellt? Das für den Juristen zwingende Moment liegt bloß darin, dass die Erwartung des Gift-

mörders, man werde an der Leiche seines Opfers jetzt und niemals eine verrätherische Spur finden, irritiert werde. Irgend eine Zeitungsnotiz, dahin lautend, dass man dort und dort eine solche gerichtliche Ausgrabung gemacht habe, genügt, und ungezählte böse Pläne können abgelenkt werden. Und gerade der raffinierte Giftmörder, der die Todesumstände vorausberechnet oder sie förmlich — und zwar unauffällig — leitet, hat weniger den Todtenbeschauer als den Todtengräber zu fürchten, da meist erst nach langer Zeit, nach zufälligem Selbstverrath, Aufkommen verborgener Umstände, Gerüchte &c. ihm Gefahr zu drohen pflegt. Von all diesen Ängsten fühlt sich aber die Verbrecherseele, die in solchen günstigen Vorausberechnungen einen geistigen Genuss empfindet, mit einem Schlag befreit, wenn es gewiss ist, dass das Feuer mit dem Opfer auch den einzigen Ankläger auf immer stumm macht. Also ein ganz ausgesprochenes Rechtsbedenken gegen die Cremation, und zwar ein bedeutendes und insbesondere gegen die facultative Cremation, findet sich in der Rücksicht auf das allgemeine Wohl eher als ein privatim oder öffentlich begründbares Recht auf dieselbe. Eine Verschärfung der Todtenbeschau nützt hier nichts und wäre ein Misstrauensvotum gegen die jetzt geübte Art derselben.

Ebenso leicht wie die criminalistische kann eine andere, die traditionelle Seite der Frage und ihr Gewicht für den Staat unterschätzt werden. Und doch dürfte eine weise Rücksicht auf die ins Volksbewusstsein übergegangene thatsächliche Vorstellung nicht zu den staatlich wertlosen Imponderabilien gehören. Wie weit und breit der Strom dieser Tradition sei, werden wir später sehen.

Sehen wir ab von der Frage, wie es bei zahlreicheren Verbrennungen mit einer Belästigung durch den Geruch steht. Versicherungen werden nach beiden Richtungen im Vorhinein gegeben, wer wird Recht behalten? Vielleicht jene Besorgnis, welche den internationalen Crematistencongress in Dresden veranlasste, seinen Punkt 4 aufzustellen, wornach von Erfindern neuer Öfen verlangt wird, dass keine „die Nachbarschaft belästigenden Verbrennungsproducte, übelriechende Gase, Dämpfe &c. auftreten?" Sollte diese Species von Geruch auch sicher vermieden bleiben, mag aus eigener Erfahrung angeführt sein, wie auf dem Mailänder Friedhof einen Tag nach einer Verbrennung ein intensiver Spitalgeruch von der Desinfection (Lysol?) bei der betreffenden Verbrennung zu verspüren war. Wie wird das erst den Tag vorher gewesen sein! Oder sollen wir — weniger für die facultative Verbrennung, als für ihre Anwendung bei Seuchen oder gar im Kriege — die beanspruchten Wagenladungen von Feuerungsmateriale erwähnen, nachdem ja die Herren Crematisten selbst so unzart waren, die wirtschaftliche Seite zu berühren? Erde hat man überall und auch Kalk ist schneller beschafft als eine Summe von 1500 Kilogramm Kohle, welche nach dem System

Siemens bei achtstündiger Anheizung und $2^1/_4$ stündiger eigentlicher Verbrennung für eine Leiche gefordert wurden, für eine direct anschließende Verbrennung noch 250 bis 300 Kilogramm Kohle. Beim System Klingenstirna (Heidelberg) bestand ein Coaksverbrauch von 280 Kilogramm und für jede direct anschließende Verbrennung 100 bis 150 Kilogramm, während von demselben Materiale in Hamburg (System Schneider) 525 Kilogramm für die erste und 275 Kilogramm für jede folgende benöthigt erschienen. Welche Transportkosten und -Schwierigkeiten ergeben sich da, wenn solche oder bei andern Systemen selbst stark herabgeminderte Mengen rasch an einen Ort concentriert werden sollten!

Ich sage nicht, dass man für allgemeine sanitäre Zwecke nicht bedeutende Summen aufwenden solle. Im Gegentheil ist es das lebendigste Staatsinteresse, dass dies geschehe. Viel größere Summen möchten wir gerne bewilligt sehen, um eine rationelle Prophylaxis gegen Seuchen zu schaffen. Wir haben es vor Kurzem in Wien erlebt, dass die Seuche nicht aus den Gräbern der Pestopfer stieg, sondern dass die mangelnde Vorsicht derjenigen, die zur Verhütung solcher Dinge berufen wären, die Gefahr heraufbeschwor. Gewiss aber ist es, dank unserer hochentwickelten Wissenschaft, besonders der Hygiene, auch voraussichtlich, dass die Seuchen in der Zukunft nicht mehr so heftig wie in früheren Jahrhunderten auftreten werden. Man saniere die Arbeiterwohnungen, bahne den vernünftigen Forderungen der Reinlichkeit und Hygiene den Weg bis in die äußersten Stadtviertel, in die unreinlichsten Kellerwohnungen, das wird ein sichrerer Cordon gegen Epidemien sein als Dr. Küchenmeister's kostspieliges Aschen-Recept. Wo wird sich denn auch gleich eine Communität finden, die einen solchen Riesenseuchenofen anlegt und sich dabei dem tröstenden Gedanken hingibt, dass er wohl ohnedies nicht benützt werde. Wie groß soll er werden? Wie viel Opfer wird die Seuche fordern? Wann wird sie an die Stadtthore pochen? Wird sie überhaupt kommen? Man möchte unwillkürlich an den Dorfschulzen denken, der die Feuerspritze immer zwei Tage vor dem Brande in Stand zu setzen befiehlt. Lieber entziehe man den Seuchen die Grundbedingungen ihres Auftretens, und es werden jene müßigen Fragen Niemanden quälen. Wem wäre um die paar Millionen leid gewesen, wenn die von der Pest inficierte „Berenice“ und ihre kostbare Schiffsladung mit Kaffee und Ratten vor Jahresfrist in die Tiefe des Meeres versenkt worden wäre! Mit solchen Maßregeln beruhigt man die Bevölkerung, mit Brennöfen aber nicht.

Eine auffallende Erscheinung in der Crematistenlitteratur ist es aber, dass ihr überwiegendes Interesse der Einzelverbrennung zugewendet erscheint, obwohl man auf dem Titelblatt der Bewegung den sichersten Cordon

gegen Epidemien versprach. Die unschuldigen Leichen aller bis jetzt verbrannten einzelnen Feuerenthusiasten geben gar keine lehrreichen Versuchsobjecte für jene staatlich wichtigen Zwecke ab. Machte man aber für die Seuchengefahr wenigstens am Thierofen Vorstudien, so steht es mit dem Problem der Verbrennungen auf dem Schlachtfeld wesentlich schlimmer. Und doch wäre beim Beginn der Agitation für diese praktischen Zwecke sogar Anregung genug an den Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges gegeben gewesen. Nach der Darstellung der Crematisten würden jene nach der Schlacht bei Sedan gemachten peinlichen Erfahrungen für den Kriegsofen sprechen. Freilich hat Wernherr in seinem Werke über die Bestattung der Todten (S. 172) einschneidende Correcturen gegen die Übertreibung von Créteur gebracht. Darnach wären es nicht die Miasmen der Gefallenen, sondern die realistisch dargestellten Folgen des Zusammenseins so vieler Lebender, insbesonders bei einem stehenden Lager, was derart verderblich wirkt. Gerade die Eröffnung der sechs Monate bestehenden Massengräber bei Sedan, ohne dass neue Seuchen in der Umgebung entstanden, gäbe zu denken und scheint die ganze Argumentation für das Feuergrab neuerdings arg zu erschüttern.

Doch nehmen wir die beliebte Darstellung der Crematisten, wie sie trotz der Richtigstellung Wernherr's sich noch immer findet, als wenigstens subjectives Motiv der Feuergrabfreunde und fragen wir nach den Resultaten der Agitation. Dann scheint es doch, dass die Verbrennungsfrage für diesen Fall, den Krieg nämlich, ernstlicher discutabel wäre. Die Seuchen sind, so hoffen wir, durch ernste Prophylaxis fast besiegt. Die Kriegswissenschaft gibt uns aber keine beruhigenden Aussichten, dass die nächsten Kriege weniger Opfer fordern.

Hier können Cadaver, Menschen- und Thierleichen binnen wenig Stunden in großen Massen gehäuft und wenigstens nach der Auffassung der Crematisten für die Überlebenden und Umwohnenden ein Verhängnis werden, und sicher würde die Cremationsfrage sich viel ernster darstellen, wenn die Urtheile der eigenen Leute über diesbezügliche Vorstudien und Vorschläge nicht so bescheiden und zaghaft gewöhnlich am Schlusse des Capitels nachhinken würden. Die Agitation ist jetzt 30 Jahre alt, aber ein solches, von Allen anerkanntes technisches Hauptwerk, welches das Problem des Kriegsofens siegreich und praktisch gelöst hätte, — existiert nicht! — Damit hätten sich alle internationalen und nationalen Crematistencongresse zuerst befassen, dafür Preise ausschreiben müssen; und die colossalen Geldopfer jener Agitation würden auf mehr als eine solche Publication mit Tafeln, Tabellen und Berechnungen als ihre stolzeste Leistung im Interesse des gemeinsamen Wohles hinweisen können. Die Herrn haben ihre eigene Taktik verfehlt und vielleicht deshalb so wenig

Fühlung mit den Berufs-Strategen genommen. Und doch wäre hier so schön Gelegenheit gewesen, das eigene Ingenium an diesem schwierigsten Problem zu zeigen, denn wenn die Kriegsfurie schon ihre Fackel schwingt, ist es zu spät, einen Ofen zu erfinden. Leichter ist es freilich, über endemische Verdummung in bequemen Friedenszeiten zu schimpfen, als diesem Gespenst Gelegenheit zu geben, vor einer wirklichen Geistesthat die Flucht zu ergreifen.

Was bietet uns aber hier die Crematistenlitteratur? Man stellt die Verbrennung nach der Schlacht bei Sedan so dar, als wäre sie wirklich eine Art der gewünschten Cremation. Nach französischen Berichten war aber die Sache so, dass die angeblichen 45.000 Leichen in den Gruben verbrannt wurden und dass man mit dem über Kohlen und Leichen hineingegossenen und angezündeten Theer mehr eine, die Miasmen luftdicht abschließende Schichte schuf, statt eine regelrechte Verbrennung mit Feuerung in Anwendung zu bringen, zu der in den Gruben natürlich schon die Zuglöcher fehlen mussten. Wenn weiters die afrikanischen und ostasiatischen Kriegsschauplätze angeführt werden, bleibt nur die Wahl: entweder es waren Massenverbrennungen, die bei civilisierten Völkern eine Zukunft haben, oder nicht. Im ersteren Falle fragt es sich, warum die Sache nicht genauer studiert wurde und das Ergebnis dieser Studien mit Tafeln, Plänen, Berechnungen den hier allerdings sehr kritischen Fachkreisen nicht zugänglich gemacht wurde. Wir haben eine viel zu hohe Meinung von der menschlichen Erfindungskunst, als dass wir hier an ein unlösbares Problem glaubten. Wenn es aber unlösbar ist, dann hat die Cremation ihre letzte Zukunft verloren.

Niemand anderer als Dr. Vix selber sagt in dieser Beziehung, dass die Feld-Crematorien von Rey und Kuborn und überhaupt alle mobilen Crematorien „das in keiner Weise leisten, worauf es nach großen Schlachten ankommt". Gegen Gorini's Vorschläge wurden von ihm „Angaben über die Menge und Herbeischaffung des nothwendigen Heizmateriales von Kohlen und Coaks vermisst". Wie pflegt man aber einen Vorschlag zu nennen, der seine fundamentalen Vorbedingungen klar zu stellen vergisst? Das von Siemens vorgeschlagene Verfahren ist „nicht weiter als bis zu Vorschlägen gediehen, und die Möglichkeit, sehr große Mengen von Leichen auf diesem Wege rasch und ohne Benützung besonders construierter und bereit gehaltener Apparate einzuäschern, nicht glaubhaft nachgewiesen". Darauf folgt ein selbstständiger Vorschlag, der eine Art japanisches Patent „Siemens-Vix" genannt werden könnte, für welchen aber vorläufig nur ein Artikel des Phönix vom Jahre 1891 einsteht und wovon der eigene Autor bloß mit „einiger Zuversicht" eine bessere Zukunft hofft. Somit ist eine Agitation, die durch

mehr als ein Vierteljahrhundert aufs intensivste betrieben wurde, dort angelangt, wo sie am Anfang sein konnte: beim japanischen Crematorium. Wir erheben also einen harten, aber rein sachlichen und gerechten Vorwurf, dass die Crematistenbewegung auf dem Gebiete, wo sie einem so großen Übelstande hätte angeblich abhelfen können, relativ am wenigsten, eigentlich nichts geleistet hat. Man hat eben auch hier mehr Agitation als wissenschaftliche und technische Geistesarbeit beliebt. Und damit ist sogar dort, wo vielleicht noch ein Interesse der Allgemeinheit für die Cremation zu finden gewesen wäre, kein für den Staat wirksames Motiv geboten. Ein Recht auf Verbrennung wäre hier ein Recht auf eine actuelle Unmöglichkeit.

Wir leugnen es nicht, dass uns auch der „neueste“ Rechtsstandpunkt nicht als ein wissenschaftlich begründeter, sondern als ein agitatorischer erscheint. Er ist mehr eine scheinbar juristische Umprägung aller bisher schon ins Feld geführten Motive, auf die man wieder zurückkommen muss, wenn man die tiefere Begründung jenes „Rechtes“ besonders bei den „öffentlichen Rücksichten“ sucht, und dann beginnt der nutzlose alte Streit vom neuem. Für den Staat aber liegt darin natürlich noch weniger ein Motiv, seinen bisherigen Standpunkt aufzugeben.

(Schluss im nächsten Heft.)

Hellas und Österreich.

Von Richard von Kralik.

Für einen Mann, der die Weltgeschichte noch vor dem allerdings sehr wichtigen Zeitpunkt seiner eigenen Geburt beginnen läſst, gibt es kaum ein größeres und schöneres Schauspiel, als zu verfolgen, wie sich etwa seit dem Jahre 1000 vor Christus, seit Homer und der mykenischen Epoche aus orientalischen, ägyptischen, nordischen Motiven das heraus bildet, was man die classische griechische Kultur nennt, wie dann nach einem halben Jahrtausend der Vorarbeit die Entdeckung des absoluten Kanons der Schönheit und des Wissens durch Phidias und Polyklet, durch Sokrates, Platon und Aristoteles erfolgt, damit zugleich die Entdeckung des Menschen und seiner Würde, die Aufstellung socialer Ideale. Wie dann wieder nach einem halben Jahrtausend, nämlich zu Beginn unserer Zeitrechnung, das, was bisher fast mehr nur Geheimlehre einiger philosophischer Cirkel, einiger Prophetenschulen und einiger Ateliers war, durch zwei welthistorische Mächte, durch das römische Weltreich und das Christenthum, der ganzen Welt übermittelt wird. Die ganze Welt von Britannien bis Indien, von den Säulen des Herakles bis nach Armenien und Parthien hin war damals Ein Athen, und die Philosophie stieg, wie ein Kirchenvater sagt, zu den Bauern selber herab und machte sie zu Philosophen.

Und wieder nach einem halben Jahrtausend sehen wir das auch politisch mächtiger als je dastehende Griechenthum von Byzanz aus eine großartige Erbtheilung vorbereiten. Den Westen, wo sich die Römer nur als vorübergehende Statthalter hellenischer Herrlichkeit bewährt haben, überläſst es den nordischen Völkern, den Osten, den die macedonischen Dynastien nur halb hellenisieren konnten, überläſst es den Muhammedanern. Aber merkwürdig, die ganze weitere Kulturentwicklung im Westen wie im Osten geht nicht etwa wieder auf Alteinheimisches zurück, nein, die Kraft des hellenischen Kulturelementes ist so groß, daſs fast ausschließlich aus seinen Kunstformen und Wissensformen heraus sich in geradezu scholastisch getreuer Weise das entwickelt, was wir orientalische und occidentalische Kunststile nennen. Der Kölner Dom

und die persischen Moscheen haben kein Motiv, das nicht organisch aus der hellenischen Formensprache hervorgegangen ist. Davon, daſs sogar die ost-asiatische Kunst nach neuesten Entdeckungen auch ganz auf hellenische Anregungen zurück geht, will ich hier schweigen. Noch kein christlicher oder muhammedanischer Gelehrter, ob er nun Idealist oder Atomist sei, hat seitdem in anderen Geistesformen als in griechischen seine Gedanken niederlegen können.

Unsere ganze Kulturgeschichte ist seitdem eine periodische Renaissance der Antike gewesen. Eine solche Renaissance in Kunst, Litteratur, Wissenschaft, Politik war die Karolingerzeit, eine solche Renaissance war die Zeit der Ottonen, eine solche Renaissance war die Zeit Barbarossa's und des folgenden, dreizehnten Jahrhunderts, bis wir endlich zu der uns allen bestbekannten und mit Vorzug so genannten Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts kommen. Aber noch ist die Kraft zu Wiedergeburten nicht erstorben, jedes der folgenden Jahrhunderte bringt einen immer edleren Sprößling hervor, bis endlich, hauptsächlich durch die deutschen Romantiker, die Quellen des unverfälschten Griechenthums geöffnet werden und man von Cicero auf Platon, von Virgil auf Homer, von Plautus auf Sophokles, vom Forum auf die Akropolis wieder zurückgeht. Und diese letzte, hellenische Renaissance ist eigentlich die Hauptarbeit des 19. Jahrhunderts gewesen. Wir können heute nach hundertjähriger Arbeit sagen, daſs wir endlich wieder an der Hand der alten Griechen gelernt haben, was Kunst, was Poesie, was Wissenschaft, was Politik, was ein Epos, was ein Drama u. s. w. ist, und was es nicht ist.

Nun mögen sich aber zwei Fragen erheben: Ist ein solches fortgesetztes Wiederkäuen erfreulich und richtig? Und zweitens: Wo hinaus soll das noch führen? Antwort auf die erste Frage: Nachdem einmal die Griechen so glücklich waren, den Kanon des Schönen und Wahren zu finden, wäre es geradezu Thorheit und Wahnsinn, aus Originalitätssucht das Minderschöne und Minderwahre zu erstreben. Und für die Wahrung der berechtigten Eigenthümlichkeiten jeder Zeit und jedes Volkes ist schon von der Natur mehr als genügend gesorgt. Man kann daher als Stilprincip Folgendes ausrufen lassen: Chinesen oder Yankees! Skandinavier oder Indier! wollt ihr so stilvoll als möglich, so national als möglich, so modern als möglich sein, so befolgt möglichst rein den natürlichen Kanon der Schönheit und der Logik, ohne euch daran zu stoßen, daſs nicht ihr ihn entdeckt habt, sondern die Griechen. Euer Auge, eure Hand, eure Nerven u. s. w., das alles wird schon genug des Individuellen, des Originalen dazu thun. Ihr werdet aber nie weniger originell, national und modern erscheinen und sein, als wenn ihr kindischerweise mit bewuſster Bosheit originell zc. sein wollt.

Und die Antwort auf die zweite Frage wird damit zusammenhängend also lauten: Ihr fragt, wo wir noch hinaus kommen sollen? Ja, glaubt ihr denn, trotz löblicher Versuche und Anfänge, schon so weit zu sein? Wo ist auf irgend einem Gebiete die Leistung, die sich mit der Meisterschaft der Griechen nur vergleichen ließe? Wer hat denn schon den Homer, Sophokles, Pindar aus dem Feld geschlagen? Wo ist der Baumeister, der Bildner, der Maler, der in gleicher monumentaler, nationaler und dabei über jeden Zeitgeschmack erhabener Weise irgend eine unserer Städte so geschmückt hat, dass wir sagen müssten, die Griechen hätten es auch nicht besser gemacht? Die Thatsache, dass wir als Schüler der Griechen nur Anfänger sind, geht schon daraus hervor, dass wir uns mit geringen Ausnahmen bisher noch nicht an Originalarbeiten gewagt haben, dass wir eben noch nicht unsere eigene Individualität, unsere Nationalität, unseren Stil, unsere Hand frei gemacht und entdeckt haben. Denn die „Iphigenie" des Euripides zu verbessern oder die „Ilias" fortzusetzen, das sind eben nur Studien, aber keine Thaten. Die Hauptsache, die wir von den Griechen zu lernen haben, die ist uns noch vorbehalten, wir müssen erst von ihnen lernen, wir selbst zu sein, und der Natur, der Wahrheit, der Schönheit gerade so rein und logisch ins Auge zu sehen wie sie, unsere Geschichte, unsere Sage, unser Land, unsere Heiligthümer, unsere Traditionen, unser Volksthum geradeso treu zum Gegenstand unserer productiven Kulturarbeit zu machen wie jene, unserem Volke das Leben geradeso zum ästhetischen Feste zu erhöhen, wie jene es thaten. Wir in unserer Halbbildung wollen zu viel lehren und verwirren daher das Volk. Aber eine absolute Kunst wie die der Hellenen hat es eben nur mit der Wahrheit zu thun, mit dem, was ist und lebt, wenn auch manche von uns es nicht gerne sehen und es wegdeuten wollen. Es ist etwas Sociales und Demokratisches in dieser Kunst, mehr als die Socialdemokratie sich träumen lässt. Denn sie soll nur der Herold jenes Volkskernes sein, der vielleicht weniger Geschmack an der Wahlmaschine hat, aber dafür um so kräftiger den Bestand des gesellschaftlichen Organismus sichert. Wie denn thatsächlich es nur die unzerstörbaren Principien der althellenischen Kultur waren, die das hellenische Volksthum trotz der unglaublichsten Verheerungen erhalten hatten.

Wenn ich für diese Arbeit des 20. Jahrhunderts besonders von unserem Österreich etwas erhoffe, so ist es nicht bloß der Localpatriotismus, der mich dazu anregt, sondern die historische Beobachtung, wie viele Fäden zwischen österreichischem und hellenischem Wesen hin und her spielen. Wir sollten doch auch nicht ganz vergessen, dass Herakles dreimal auf österreichischem Boden war, dass er von den Quellen des Ister (nämlich von der

Save, dieweil man im Alterthum den Danubius für einen Nebenfluss des Ister hielt) den wilden Ölbaum nach Olympia verpflanzt hat, wie Pindar rühmend singt. Die Argonauten sind denselben Weg gezogen. Die Phäaken haben mehr mit Österreich zu thun, als Schiller's Spott ahnte. Von trojanischen Venetern aus ist Wien gegründet worden u. s. w., was ich alles ausführlichst in meiner vielleicht demnächst vorzulegenden österreichischen Sagengeschichte ausspinnen werde. Aber auch der historische Theodorich hat sein ostgothisches Österreich von Byzanz aus gestiftet. Mit Byzanz waren die Babenberger aufs engste verbunden und verschwägert. Ist doch wahrscheinlich die Prachtburg Leopolds des Heiligen auf dem Leopoldsberg von griechischen Künstlern erbaut worden, und ich hoffe noch fest, dass mein lange gehegter Lieblingswunsch, der Wiederaufbau dieser Burg, als Wartburg und Walhall Österreichs, sich wenigstens im 20. Jahrhundert verwirklichen und den Anlass bieten wird, das zu zeigen, was wir unserem Volke zur Erhebung, der Nachwelt zur Befriedigung zu zeigen haben.

Als dritthalb Jahrtausende nach Minos und Agamemnon Byzanz und die politische Macht des Hellenenthums endlich fiel, da war es Österreich, das dieses Erbe ohne Beneficium übernahm, d. h. den von den Griechen seit Troja und den Thermopylen mit den Barbaren des Ostens vererbten Kampf nun für Jahrhunderte auf sich nahm. Ob Österreich will oder nicht, es wird diesen Kampf solange fortsetzen müssen, bis Konstantinopel wieder seinen alten Herren, den Hellenen gehört, und bis die Kulturländer Vorderasiens wieder dem Barbarenthum entrissen sind. Vielleicht müssen wir diesen Zeitpunkt abwarten, um auch jene von uns ersehnte echteste Renaissance des Hellenenthums für die Welt zu schauen.

Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

I.

Aus dem October des Jahres 1848.

(Fortsetzung und Schluss.)

10.

Am 15. morgens war auf dem Olmützer Bahnhofe ein großer schwerer langsamer Zug von Prag angekommen, ein Militärtrain. Mannschaft und Pferde wurden auswaggoniert, das große Geschütz vorsichtig herabgerollt, es war eine Abtheilung der „böhmischen Armee", die gegen Wien zog. Der Bahnhof und dessen nächste Umgebung boten ein Bild von Wallenstein's Lager. Die Soldaten sangen das „Gott erhalte", ließen den Kaiser hoch leben; sie waren kampflustig, sie lechzten darnach, den Tod ihres Kriegsministers zu rächen, — Klänge und Kundgebungen, die den Olmützer Radicalen grausam in die Ohren gellten und der Aufregung, die seit den letzten Tagen unter ihnen gährte, neue Nahrung zuführten.

Letzteres war vor allem bei den Studenten der Fall, welche der gestrige Erlass des Festungs-Commandanten aufs äußerste gereizt hatte. Vor Baron Sunstenau erschien eine Deputation, die von ihm geradezu verlangte, er solle seinen Erlass zurücknehmen; wenn nicht, so würden sie den Wiener Reichstag bitten, dass die Universität nach Brünn verlegt werde; sie forderten überdies Satisfaction für die Misshandlung, welche einer der Ihrigen gestern bei der Ankunft des Hofes von einem Soldaten erfahren habe. Sunstenau schlug alle diese Forderungen ab und erklärte, dass die academische Legion, falls sie sich die geringste Unbotmäßigkeit zu schulden kommen lasse, nur sich selbst zuzuschreiben haben werde, was daraus erfolgen könne. Es war dies die letzte Amtshandlung des greisen Festungs-Commandanten. Noch am selben Tag bat er aus Gesundheitsrücksichten um Enthebung von seinem Posten; er wies dabei auf den eben in Olmütz anwesenden FML. Heinrich Wezlar von Plankenstern, welchem sodann das Festungs-Commando übertragen wurde. Sunstenau blieb jedoch in Olmütz. Nach der schmählichen Übergabe von Venedig im März 1848 war der Festungs-

Commandant FML. Ferdinand Graf Zichy vor ein Kriegsgericht gestellt worden, das in Olmütz unter dem Vorsitze Sunstenau's die Untersuchung zu pflegen hatte. Zichy saß seit dem 6. April in der neuen Spitalskaserne.

Als Brauner und ich unseren Gasthof verließen, um uns fürs erste in der Stadt umzusehen, war der erste, welchem wir begegneten, der Bischof Wierzchlejski von Przemysl. Er sprach sogleich von dem kaiserlichen Manifest, das am heutigen Morgen überall zu lesen war, und von dem üblen Eindruck, welchen es auf die Mitglieder der Reichstags-Deputation, sowie auf alle Freunde verfassungsmäßiger Freiheit gemacht habe. Aus diesem Manifeste spreche ganz und gar die treulose Politik Metternich's, der alte sündhafte Macchiavellismus. Von der Freiheit des Bauernstandes spreche es, von der allgemeinen politischen Freiheit sage es nichts. Sollte etwa das Landvolk gegen die Städter aufgewiegelt, sollte Zwietracht unter die verschiedenen Classen der Bevölkerung gesäet werden? Wolle man das Spiel des Absolutismus von neuem beginnen? Was aber zunächst die galizischen Abgeordneten betraf und was Wierzchlejski am stärksten hervorhob, das war die unheilvolle Wirkung, die das Manifest, wie sie fürchteten, in ihrem Lande haben könne. Heiße das nicht geradezu die »chłopi« gegen die »szlachcici« zu den Waffen rufen, wie im Jahre 1846, sie zu Raub und Mord hetzen, wie sie damals gethan haben? Denn wie anders solle der galizische Bauer, der in dem Edelmann seinen geschworenen Feind erblicke, es verstehen, wenn man ihm zurufe: „Wer etwas wider Deinen Kaiser hat, den sieh als Verräther an und benimm Dich darnach!“?!

Die Deputation war für 10 Uhr vormittags zu Wessenberg beschieden. Sie überreichte ihm eine Abschrift ihrer Adresse und empfieng den Bescheid, dass sie der Kaiser um halb sieben Uhr abends empfangen werde. Wierzchlejski machte den Sprecher. Die Adresse war, wie früher erwähnt, in einem anständigeren Tone gehalten als jene vom 12. in Seelowitz, und so war auch die Antwort, welche der Kaiser ablas, viel friedlicher als damals: Er ersehe „mit Vergnügen“, dass der Reichstag „das Gesammtwohl aller Völkerschaften des Kaiserstaates vor Augen habe“; Er zolle den Bemühungen desselben, „der drohenden Anarchie entgegenzuwirken“ Seine „volle Anerkennung“; Er Seinerseits werde „alles aufbieten, um die so nöthige Ruhe und Sicherheit in der Hauptstadt wieder herzustellen und dem constituierenden Reichstage die möglichste Garantie für seine ferneren ungestörten Berathungen zu verschaffen.“ Die kaiserliche Antwort wurde von den Deputierten mit sichtlicher Befriedigung aufgenommen; besonders der Schluss derselben zerstreute jene Befürchtungen, welche das kaiserliche Manifest von heute Morgen in ihnen erregt hatte.

Abends kamen Brauner und ich mit unseren Wiener Collegen zusammen; es war in einem Privatlocale, ich erinnere mich leider nicht, in welchem. Die gegenseitige Begrüßung war eine herzliche. Auch der Vice-Präsident des mährischen Guberniums Graf Leopold Lažansky, der jetzt am kaiserlichen Hoflager weilte, und der „schwarze Mayer“, der sich aus dem unruhigen Brünn „unter die Kanonen von Olmütz“ geflüchtet hatte, befanden sich in unserer Mitte. Aus den vertraulichen Mittheilungen der Deputierten erfuhren wir manches, was in Wien hinter den Coulissen vorgieng. Es war keinem recht wohl in Wien, und weitaus die meisten hätten sich am liebsten dort befunden, wo der Pfeffer wächst. Wenn es zu Deputationen an das kaiserliche Hoflager kam, wollte jeder mit, um nur unter einem schicklichen Vorwand aus der Stadt hinauszukommen. Aloys Fischer erzählte zu unserer großen Erheiterung, dass er vor seinem Abgange aus Wien den Dr. Gredler besucht habe; er habe ihn im Bette getroffen, aber dieser wäre, meinte Fischer, sogleich gesund geworden, wenn es sich hätte machen lassen, dass Gredler sich der Deputation anschließe. Auch die jetzigen Mitglieder der Deputation reisten keineswegs sogleich nach Wien zurück, obwohl ihre Aufgabe ja eigentlich erfüllt war. Fischer begnügte sich, in ihrem Namen die Antwort des Kaisers an den Präsidenten Smolka zu telegraphieren, und blieb vorderhand gleich den anderen in Olmütz. Ja es kamen am nächsten und in den folgenden Tagen bald mehrere nach: Anton Beck, Lasser, Szábel, Wagner aus Schönberg, Wiser aus Linz.

11.

Am selben Tage, da sich die erzählten Vorgänge in Olmütz abspielten, hatte Fürst Windisch Grätz seinen Abgang von Prag zur Armee beschlossen. Trotz der bis dahin ungestörten Ruhe in der Stadt war er nicht ohne Besorgnisse. Sein Töchterchen Mathilde, nun ihrer Mutter beraubt, blieb unter der Obhut der Fürstin Schönburg, ihrer Tante, auf dem Prager Schlosse zurück.*) Er traf die Anordnung, dass zwei vollständig gepackte Reisewagen fortwährend in Bereitschaft standen, um die Seinigen, falls die Dinge eine schlimme Wendung nähmen, über die Grenze zu schaffen. Nicht minder besorgt waren die Fürstin Schönburg und das Prinzesschen um ihn. Konnten nicht die Schienen aufgerissen, die Eisenbahn abgegraben werden?

Nachdem er alles versorgt, von den Seinen rührenden Abschied genommen, — seit dem plötzlichen Tode seiner Gemahlin war er viel weicher gestimmt, als es sonst in seinem Charakter lag, — fuhr er im Wagen vom

*) Die verstorbene Fürstin Maria Eleonora Windisch Grätz war aus dem Hause Schwarzenberg, Krumauer Linie; ihre nächstjüngere Schwester Maria Pauline hatte den Fürsten Schönburg zum Gemahl.

Hradschin, von einer Escadron begleitet, um die Stadt herum zur ersten Eisenbahnstation hinter Prag. In Běchowitz, wohin ihm sein Stab auf der Eisenbahn vorausgefahren war, bestieg er den Zug und traf ohne Hindernis oder schlimme Wahrzeichen irgend einer Art abends in Olmütz ein. Er beruhigte seine Familie auf telegraphischem Wege über seine glückliche Ankunft. Von dieser erfuhr er, dass in Prag niemand eine Ahnung von seiner Abreise hatte; noch am 16. hatte man darüber im Publicum nur unsichere Nachrichten.

Windisch Grätz quartierte sich in Olmütz im Gebäude der Festungs-Commandantur ein. Fürst Felix Schwarzenberg verließ nun seine Gasthofwohnung am Oberring, siedelte gleichfalls in die Wohnung Sunstenau's über und bezog ein Zimmer, das an jenes seines Schwagers stieß.

Wozu Windisch Grätz da war und was er sollte, das wurde bald aller Welt klar. Das erste war ein kaiserliches Handschreiben vom 17. October, das ihn als Feldmarschall-Lieutenant mit Überspringung des Ranges eines Feldzeugmeisters unmittelbar zum Feldmarschall beförderte. Das zweite, dass er zum „Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen, mit Ausnahme der unter dem Feldmarschall Radetzky stehenden Armee“ ernannt und zugleich ermächtigt wurde, „alle jene militärischen Maßregeln zu treffen“, die ihm geeignet erscheinen würden, „in der kürzesten Frist die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.“

Mit dem Eintreffen des Fürsten Windisch Grätz änderte sich sogleich sowohl das Aussehen als das innere Leben der Stadt. Die Studenten fanden es nicht länger gerathen, in Olmütz zu bleiben; sie sahen, dass es mit ihrer Herrlichkeit vorbei sei, Vorlesungen wurden keine gehalten, und so verließen sie einer nach dem andern die Stadt. Das Gebäude der Universität wurde von Militär belegt. Der demokratische Verein, der erst vor wenigen Tagen, am 12., zusammengetreten war, konnte seines Lebens nicht froh werden, er starb unbemerkt und unbeweint dahin.

In Olmütz bestand seit einigen Jahren eine neue Buchhandlung, von einem sehr thätigen Prager, Eduard Hölzel, gegründet. Ich kannte Hölzel von meinem Freunde Dr. Hugo Caspar her und machte ihm gleich am ersten Tage einen Besuch. Ein liebenswürdiger Mann mit freundlichen angenehmen Manieren, aber tief in den mährischen Städte-Liberalismus eingetaucht. Er erzählte mir mit einer Art Stolz, dass in ganz Mähren kein Journal einen so freien Ton anschlage als das seine: „Die neue Zeit, Blätter für nationale Interessen.“ Hauptarbeiter des Journals war ein ehemaliger k. k. Officier, dann radicaler Journalist, Jacob Ritschner, der in Wien verhaftet und nach Olmütz in kriegsgerichtliche Untersuchung geschafft worden

war und hier mit Hölzel „Die neue Zeit" begründet hatte; sie war erst zweimal in der Woche erschienen, später dreimal. Da wurde, kaum dass Windisch Grätz vierundzwanzig Stunden in Olmütz war, um 2 Uhr nach Mitternacht Nitschner aus dem Schlafe geweckt, man hieß ihn seine Habseligkeiten zusammenpacken; vor dem Hause stand eine Kutsche, ein Corporal mit aufgepflanztem Gewehr saß darin, ihm gegenüber musste Nitschner Platz nehmen, und fort gieng es auf den Bahnhof, wo nach drei Stunden der Wien-Prager Zug ankam; mit diesem bis Pardubitz, von da auf der Achse in die Festung Königgrätz, innerhalb deren Mauern Nitschner drei Monate abzusitzen hatte.

So war es mit dem Fürsten Windisch Grätz!

Was war es aber mit seinem Schwager, dem zweiten Fürsten, der neben ihm in der Festungs-Commandantur weilte? Davon hatte, außer den Hofkreisen, niemand eine Ahnung; man wusste eben nur, dass Felix Schwarzenberg Gesandter in Neapel gewesen war, dass er dann als General unter Radetzky in Italien gefochten und zuletzt im Lager von Wien sich aufgehalten hatte. Zu welchem Zweck er nach Olmütz gekommen, wusste vielleicht selbst Wessenberg nicht genau. Wessenberg war de jure et de facto noch immer Minister des Äußern und Minister-Präsident, — Präsident mit einem einzigen Minister unter ihm, Krauß in Wien. Wessenberg amtierte als solcher mit den auswärtigen Gesandten und mit den k. k. Gesandtschaften an den fremden Höfen, er correspondierte mit Krauß, er contrasignierte die kaiserlichen Manifeste. Allein er fühlte, wie ihm unter den Händen die Macht entschlüpfte, wie andere Elemente mehr vermochten und mehr durchsetzten als er, und wie er in vielen und den wichtigsten Angelegenheiten nur das Werkzeug einer unsichtbaren Regierung war, welche das eigentliche Heft in Händen hatte.

Und noch eines dritten Fürsten muss gedacht werden. Der k. k. Generalmajor Fürst Joseph Lobkowitz fungierte seit Monaten als Erster General-Adjutant des Kaisers. Aber auch die Stelle des Ersten Obersthofmeisters war nicht definitiv besetzt; der Stellvertreter desselben, der k. k. Oberstkämmerer Graf Moriz Dietrichstein, weilte in Baden bei Wien, und so versah Fürst Lobkowitz die zwei wichtigsten Ämter um die Person des Kaisers in militärischer Richtung und in Bezug auf den gesammten Hofstaat. Während der Fahrt der kaiserlichen Familie von Schönbrunn nach Olmütz war Lobkowitz alles in allem, er leitete den Zug, er traf alle Anordnungen für die Unterkunft und Verpflegung des Hofes und dessen Begleitung; er entschied über alle Deputationen, ob sie zuzulassen oder nicht zuzulassen waren; er führte die Correspondenz mit dem Fürsten Windisch Grätz, mit dem mährischen Statt-

halter Grafen Lažansky, mit dem Commandierenden von Mähren Fürsten Reuß, mit dem Festungs-Commandanten von Olmütz. Seit der Ankunft des Fürsten Schwarzenberg aus dem Lager von Wien und jetzt seit der Ankunft des Fürsten Windisch Grätz in Olmütz war zwar ein großer Theil dieser Geschäfte auf diese beiden Herren übergegangen; aber die wichtige Stellung unmittelbar um die Person des Kaisers blieb ihm. In dem jetzigen Fürsten-Collegium zu Olmütz war Lobkowitz der dritte, ohne jedoch, wie es scheint, in Fragen der hohen Politik entscheidend einzugreifen; das war und blieb Sache der geheimen Regierung.

Ja wohl, geheime Regierung! Wenn im Publicum seit den Märztagen 1848 mit dem Ausdruck „Camarilla“ Missbrauch getrieben worden war, wenn die Radicalen die Camarilla als Schreckgespenst gebraucht hatten, um damit die Furchtsamen einzuschüchtern, — jetzt in Olmütz war sie leibhaftig da: die förmliche Regierung war bloßer Schein, Wessenberg gab ihr seinen Namen, die wirkliche Regierung war nach außen unsichtbar, aber in Wahrheit war sie alles. Die geheime und allmächtige Regierung waren Windisch Grätz und Schwarzenberg, und als dann Windisch Grätz zur Armee nach Wien abgieng, Schwarzenberg allein!

12.

Für Brauner und mich hatte es am 15. nichts zu thun gegeben: der Tag war durch die Verhandlungen mit der Reichstags-Deputation in Anspruch genommen. Wir hatten die Zeit theils im Umgang mit unseren Wiener Collegen, theils in der Gesellschaft Jarosch' zugebracht, der uns mittheilte, was er in Erfahrung gebracht und die in Olmütz anwesenden Persönlichkeiten bezeichnete, von denen man meinte, dass sie von Einfluss sein könnten. Fürst Felix Schwarzenberg war nicht darunter: Jarosch kannte ihn nicht, wusste von ihm nichts.

Da begannen wir denn am 16. October unseren Rundgang. Einer der Ersten den wir aufsuchten war Hofrath Franz Seraph Erb, Cabinets-Secretär des Erzherzogs Franz Karl. Er machte auf uns keinen vortheilhaften Eindruck. Er hatte ein scheues misstrauisches Wesen, er zeigte sich sehr zurückhaltend in dem, was er zu uns sprach. Als wir unsere Befürchtung aussprachen, man werde den constituierenden Reichstag auflösen wollen, gab er uns „als ehrlicher Mann“ die Versicherung, dass man nie daran gedacht habe; Brauner und ich aber hielten uns überzeugt, dass man gar sehr daran gedacht hatte, mit dem Reichstage ein Ende zu machen. Was man aber eigentlich vor habe, wurde uns auch aus den Reden der anderen Personen, bei denen wir uns einfanden, nicht recht klar. Selbst Wessenberg gab uns darüber keinen Aufschluss. Er versicherte uns, was wir ihm gern

glaubten, dass er für seine Person an der Constitution festhalte; allein er ließ uns merken, dass er sich in einem Conflict mit gewissen Einflüssen befinde, die in den höchsten Kreisen in entgegengesetzter Richtung zu wirken suchten.

Aus den verschiedenen Gesprächen, die man mit uns an diesem Tage führte, ergab sich im allgemeinen folgendes: Gesetzt, man halte an dem Grundsatze fest, dass der Reichstag fortbestehen solle, so sei doch sehr die Frage, ob man mit diesem Reichstage zu einem befriedigenden Ende kommen wolle. Wenn man so viele der gestellten Anträge, so manche der gehaltenen Reden erwäge, so sei doch nicht zu leugnen, dass in dem gegenwärtigen Reichstage geradezu furchtbare Elemente walteten. Was die Intelligenz betreffe, so seien doch nur einige Länder, namentlich Böhmen, gehörig vertreten; aus den meisten anderen habe man eine große Anzahl von Abgeordneten geschickt, denen man jede richtige Einsicht und Beurtheilung politischer Angelegenheiten absprechen müsse. Es scheine daher unausweichlich, den gegenwärtigen Reichstag in dieser zweifachen Richtung zu „purificieren". Aber lasse sich nicht auch mit Grund fragen, ob es bei dem Einkammer-System verbleiben könne? Man denke dabei durchaus nicht an eine Pairs-Kammer, die aus aristokratischen Elementen zusammengesetzt sei, sondern an einen Senat, gebildet aus Capacitäten, die von allen Classen der Bevölkerung aus gewissen Kategorien gewählt würden. . . .

Diesen Andeutungen, die man uns mit großer Vorsicht und Behutsamkeit machte, setzten Brauner und ich entgegen, dass der bestehende Reichstag zur Herstellung der Verfassung einberufen sei, und dass es darum nicht angehe ihn aufzulösen, bevor er dieses sein Werk zustande gebracht habe. Dabei machten wir aber zwei wichtige Zugeständnisse: erstens, dass der Reichstag, um seine Berathungen ungestört fortsetzen zu können, an einen Ort außerhalb Wiens verlegt werden müsse; und zweitens, dass alles, was der unvollständige und unserer innersten Überzeugung nach beschlussunfähige Reichstag seit dem 6. October beschlossen habe, als ungiltig und unwirksam zu betrachten sei. Diese zwei Bedingungen ließen sich die Herren, mit denen wir zu thun hatten, sehr wohl gefallen; sie griffen so zu sagen mit beiden Händen darnach.

Unsere Bemühungen sollten einigen Nachdruck durch eine neue Deputation erhalten, die an diesem Tage in Olmütz eintraf. Im Prager Stadtrathe hatte man nämlich beschlossen, gleichfalls sich an das kaiserliche Hoflager zu wenden. Der Antrag war von der radicalen Partei ausgegangen, die in der bevorstehenden Bezwingung Wiens die größte Gefahr für die politische Freiheit erblickte. Slavik hatte, um dieser Strömung entgegenzuwirken, die Einwendung erhoben, man möge doch vorerst die anwesenden Reichstags-

Abgeordneten der Stadt Prag — Strobach, Pinkas, Palacký — befragen; allein die Mehrheit hatte davon nichts wissen wollen, und so hatte man die Stadtverordneten Dr. Frič, Fiedler und Hamburský gewählt, die am 15. um 5 Uhr nachmittags von Prag abgefahren und mit dem Morgenzuge des 16. in Olmütz eingetroffen waren. Sie wurden noch am selben Tage zur Audienz zugelassen. Die Adresse, die sie dem Kaiser überreichten, drückte vorerst „im Auftrage der Hauptstadt Böhmens" die „Versicherung innigster Ergebenheit, Anhänglichkeit und Pflichttreue" aus und knüpfte daran die „vertrauensvolle Erwartung", dass Se. Majestät „in den Ihren Völkern gemachten Allerhöchsten Zugeständnissen keine Einschränkung werde eintreten lassen". Sie baten zugleich, dass Prags „Schwesterstadt Wien nicht mit Maßregeln der Strenge, sondern mit väterlicher Huld und Milde auf den ihr als Kaiserstadt angewiesenen Standpunkt" möge zurückgeführt werden; die Abgeordneten Prags boten für diesen Zweck ihre „Vermittlung" an, „falls Eure Majestät diese zu genehmigen für gut erachten". Die Antwort des Kaisers lautetete: Er verkenne nicht die edle Absicht ihres Vorschlages; allein die Zustände in Wien seien solche, dass zur Herstellung der Ruhe und Ordnung alle Mittel angewendet werden müssten; es sei Sein sehnlichster Wunsch, dass hiezu Seine väterlichen Ermahnungen hinreichen möchten und es nicht des Aufwandes gewaltsamer Maßregeln bedürfe. . . .

* * *

Das wichtigste Ereignis für uns war das Erscheinen Stadion's, der Prag gleichfalls am gestrigen Tage verlassen hatte und, wie er versprochen, mich sogleich seine Ankunft wissen ließ. Wir setzten ihn sogleich in Kenntnis, welch üblen Eindruck das kaiserliche Manifest vom gestrigen Tage gemacht, die argen Besorgnisse, die es erregt habe; wir knüpften daran den Wunsch, dass es sobald als möglich durch ein anderes ersetzt werde. Stadion war durchaus unserer Meinung und forderte uns auf, einen Entwurf zu machen, wie wir uns die neue Kundmachung etwa dächten. Brauner und ich machten uns ohne Verzug an die Arbeit. Unser Aufsatz, in der Form eines kaiserlichen Manifestes stellte den Satz an die Spitze, dass der constituierende Reichstag in dieser seiner Eigenschaft unauflösbar sei, so lang das Werk, für dessen Ausführung er berufen worden, nicht vollendet sein werde. Dann folgte aber die Bemerkung, dass „die ungefährdete Freiheit seiner Glieder, die Unabhängigkeit seiner Berathungen und Beschlüsse" die erste und unerläßliche Bedingung sei, unter welcher sein Wirken einen gedeihlichen Fortgang zu nehmen vermöge; diese Freiheit und Unabhängigkeit seien aber unter den gegenwärtigen Umständen in Wien nicht gesichert und es bleibe daher nichts übrig, als den Reichstag an einen anderen Ort zu

verlegen. Die Wahl sei, so sollte es im Manifeste weiter heißen, auf „Unsere königliche Hauptstadt Brünn in Mähren“ gefallen, und dahin würden demnach die Mitglieder des Reichstages berufen, um ihre „am 6. October unterbrochenen Arbeiten“ wieder aufnehmen zu können. Mit diesem letzteren Satze gaben wir, wie kaum erinnert zu werden braucht, unserer zweiten Forderung Ausdruck: dass nämlich alle seit dem 6. October gefassten Beschlüsse als null und nichtig angesehen würden. Stadion übernahm unseren Entwurf und hatte im wesentlichen nichts dagegen einzuwenden. Wir erwarteten nun, dass an einem der nächsten Tage ein kaiserliches Manifest erscheinen werde, das, wenn nicht mit unserem Wortlaute, aber im Wesen der Sache dasjenige verkünden werde, was wir angegeben hatten. . . .

Noch einer persönlichen Angelegenheit habe ich zu gedenken. Unter den galizischen Abgeordneten waren es zwei, mit denen ich in einem Verhältnisse stand, das auf Sympathie und gegenseitiges Vertrauen gegründet und deshalb ein wahrhaft freundschaftliches zu nennen war: Fürst Georg Lubomirski, der langjährige Freund des P. Wenzel Štulc, und Graf Zdzislaw Zamoyski; sie waren im Reichstage Sitznachbarn. Sie waren beide nach dem 6. October in Wien geblieben. Zu Lubomirski's Nachtheil! Denn seine empfängliche, reizbare Natur war den Aufregungen, die jetzt ein Tag nach dem andern brachte, nicht gewachsen. Er gehorchte seiner Pflicht, als Abgeordneter unter seinen Landsleuten im Reichstage auszuharren, während sein Rechtsgefühl jede gesetzliche Unordnung, geschweige denn Arten sinnloser Grausamkeit und Zerstörungswuth beklagte und auf's tiefste verabscheute. Da kam der 12. October, an welchem das Volk einen auf das gräslichste verstümmelten Leichnam in die Stadt brachte; es hieß, man habe denselben im Schwarzenberg-Garten, welchen die Truppen des FML. Grafen Karl Auersperg am Tage zuvor geräumt hatten, gefunden, und offenbar seien es die Soldaten gewesen, welche diese Unthat verübt. Unter wildem Geschrei, unter Ausbrüchen grimmigsten Hasses, unter lauten Verwünschungen bewegte sich der Zug auf den Josephsplatz, wo vor dem Eingange in das Gebäude des Reichstages Halt gemacht wurde. Lubomirski befand sich in einem Ausschusszimmer, aus dessen Fenster er auf den Josephsplatz gerade in dem Augenblicke hinabsah, als das Volk die Hülle von dem Leichnam hob, dessen Verstümmelung einen entsetzlichen Anblick bot. Das war zu viel für seine erregten Nerven; eine plötzliche Sinnesverwirrung bemächtigte sich seiner, er ergriff ein in der Nähe liegendes Instrument — Messer oder Papierscheere — und würde sich getödtet haben, wenn ihm nicht andere in den Arm gefallen wären; doch trug sein rechter Arm entweder durch das Instrument oder durch das Ringen mit jenen, die ihn am Selbst-

mord hindern wollten, nicht unbedeutende Verletzungen davon. Er wurde sogleich in Gewahrsam gebracht und ärztliche Hilfe herbeigerufen; in wenig Tagen war er so weit beruhigt, dass er Wien verlassen konnte und sich auf den Rath der Ärzte nach Gräfenberg bringen ließ.

In Olmütz traf er am 16. ein; sein treuer Genosse Graf Zamoyski und sein Secretär begleiteten ihn. Als Zamoyski meine Anwesenheit erfuhr, sandte er zu mir und ließ mich bitten, den armen Kranken zu besuchen. So benützte ich denn einen freien Augenblick, um diesem Wunsche, dessen Erfüllung für mich selbst Herzensbedürfnis war, nachzukommen. Ich fand Lubomirski im Lehnstuhl, er erhob sich nicht, sondern streckte mir nur seine Hand entgegen, die ich lebhaft ergriff und drückte. Er war, wie sich denken lässt, körperlich sehr herabgekommen, aber auch die Frische seines Geistes war getrübt; sonst lebhaft in seinem Vortrage, sprach er jetzt matt und mit schwacher Stimme. Gleichwohl nahm er an allen Erscheinungen des Tages Antheil; das Manifest vom 15. beurtheilte er ganz so wie sein Landsmann Bischof Wierzchlejski. Da konnte ich ihn nun versichern, dass alle Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, es werde die kaiserliche Kundgebung vom gestrigen Tage durch eine andere ersetzt werden, die hoffentlich den übeln Eindruck der früheren verwischen werde. Ich las ihm unseren Entwurf vor und theilte ihm mit, dass Stadion es auf sich genommen habe, denselben zu befürworten. Lubomirski nahm diese Mittheilung mit sichtlicher Befriedigung auf, er dankte mir dafür; das sei ihm, meinte er, ein wahrer Trost für seine Fahrt nach Gräfenberg. Als wir uns verabschiedeten, gab er mir einen Gruß an Wenzel Štulc auf, den er ersuchen lasse, er möchte nach Gräfenberg kommen und ihm dort einige Zeit Gesellschaft leisten.

* * *

So war denn der 16. October 1848 für mich ein sehr bewegter Tag. Wichtiger noch konnte der folgende werden, wo Brauner und ich vor dem Kaiser erscheinen sollten. Wir mussten die Ansprache, die wir halten wollten, schriftlich aufsetzen, und eine Abschrift in der kaiserlichen Kammer abgeben. Brauner und ich beschlossen, als dritten den Jarosch beizuziehen, der ja so großen Eifer in unserer Angelegenheit bewies. Den Sprecher sollte ich machen; ich gehörte dem Centrum an, ich war ein ausgesprochener Conservativer und das würde, meinten Jarosch und Brauner, bei Hof den besseren Eindruck machen.

13.

Als ich am 17. erwachte, war Brauner schon außer Bett. Er machte ein verdrießliches Gesicht. „Helfert, gib acht,“ sagte er, „heute gibt es Verdruss, mir hat von Feuer geträumt und das bedeutet Unglück. Als

kleiner Bub habe ich einmal einen solchen Traum gehabt und bekam am Tage darauf Schläge. Seitdem glaube ich daran."

Vormittags hatten wir Audienz bei den Majestäten. Wir fanden uns, wie sichs geziemte, einige Zeit vor der anberaumten Stunde im Audienzsaale ein; wir wurden gebeten zu warten, Fürst Lobkowitz sei noch nicht da. Wir bemerkten, dass eine Thüre, jener, durch die wir gekommen waren, gegenüber, zeitweise halb geöffnet und dann wieder zugemacht wurde. Endlich erschien Lobkowitz in Eile, grüßte uns, entschuldigte sich bei uns, dass er sich etwas verspätet habe, und schritt auf jenen Saal zu, dessen Thüre wiederholt sich gelüftet hatte. Gleich darauf wurden beide Flügelthüren geöffnet und heraus schritten der Kaiser und die Kaiserin, hinter ihnen der Fürst. Wir machten eine tiefe Verbeugung, und ich hielt meine Ansprache. Ich war als Professor an freies Reden gewöhnt, ich hatte als Abgeordneter wiederholt, und ich darf wohl sagen mit Ehre und mit Erfolg, das große Wort geführt. Aber es war zum erstenmal, dass ich als Führer einer Deputation den Sprecher machen sollte, und zum erstenmal, dass ich vor kaiserlichen Majestäten stand: links vor mir die Kaiserin, in düsterem Gewande wie Trauerkleider, in der Mitte der Kaiser in schwarzem Anzug ohne alle Abzeichen, zur Linken des Kaisers, also rechts von uns und etwa einen halben Schritt zurück, Fürst Lobkowitz. Trotz meines constitutionellen Selbstgefühls und trotz des kleinen schwächlichen tief bekümmerten Mannes vor mir fühlte ich mich befangen. Ich sprach unsere Adresse aus dem Kopfe; bei einer Stelle verlor ich den Faden und gebrauchte andere Worte, als sie in dem schriftlichen Aufsatze standen, den wir am Tage vorher bei Hofe abgegeben hatten; der Schluss meiner Ansprache war dann wieder ganz wortgetreu. Sie lautete:

Euer Majestät!

Von den sämmtlichen gegenwärtig in Prag anwesenden Reichstags-abgeordneten, als den freigewählten Vertretern und Vertrauensmännern des größten Theiles des Königreiches Böhmen, ist uns der ehrenvolle Auftrag ertheilt worden, Euer Majestät die bestimmteste Versicherung der unerschütterlichen und unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit der Böhmen an ihre angestammte Dynastie und den constitutionellen Thron ehrfurchtsvoll zu wiederholen, zugleich aber die treugehorsamste Bitte an den Stufen des Thrones vorzubringen, Euer Majestät geruhen, damit das weltbekannte, feierlich ertheilte kaiserliche Wort zur völkerbeglückenden That werde, den durch ein höchst bedauerliches anarchisches Treiben im Innern und die Entfaltung militärischer Kräfte von Außen in seiner Berathung gestörten, jedoch unauflösbaren constituierenden Reichstag von Wien in eine andere, bessere Garantien der ruhigen, freien Berathung desselben bietende Stadt

zu verlegen. Unsere Committenten gewärtigen mit Zuversicht, dass Euer Majestät väterliche Sorgfalt geruhen werde, dieses unter den drohenden Gefahren der Gegenwart einzig mögliche, dem Gesammtstaate heilbringende Mittel binnen der kürzesten Zeit in Ausführung zu bringen.

Der arme Kaiser hatte während meiner Ansprache nicht aufgeschaut, bald an seinem Anzuge herumgetastet, bald die Arme wieder sinken lassen. Nachdem ich geendet, griff er in die Brusttasche seines Rockes und zog aus derselben, wobei ihm die Kaiserin und Fürst Lobkowitz behilflich waren, das für uns bestimmte Papier heraus — es war nach uns eine zweite Deputation angesagt, für die er gleichfalls die schriftliche Antwort bei sich hatte — und las herab, wie folgt:

Ich vernehme mit Vergnügen die Zusicherungen, welche Mir die Deputierten von Böhmen überbringen.

Ich werde dafür Sorge tragen, dass dem Reichstage jene Sicherheit gewährleistet werde, welche nöthig ist, um seine Arbeiten ungehindert fortsetzen zu können, indem es Mein Wunsch ist, dass derselbe sich ununterbrochen mit dem Verfassungswerke beschäftige, zu welchem er einberufen ist.

Der Kaiser gab sodann das Papier dem Fürsten Lobkowitz. Eine tiefe Verbeugung von uns dreien, ein gutmüthiger Gruß des Kaisers, eine wehmüthig gedrückte Neigung des Hauptes der Kaiserin, und die Audienz war zu Ende. Die Majestäten zogen sich in den Saal zurück, aus welchem sie gekommen waren.

Fürst Lobkowitz trat gleich darauf zu uns und übergab mir die schriftliche Antwort des Kaisers; er drohte mir dabei lächelnd mit dem Finger, dass ich mich nicht genau an den Wortlaut gehalten hatte. Er ließ sich dann in ein Gespräch mit uns ein und erklärte uns, wie es gekommen sei, dass gerade er der Audienz beigewohnt habe; der Hof, sagte er, habe stets, sowohl in Innsbruck als in Wien und jetzt in Olmütz, daran gehalten, dass, so oft eine Deputation aus Böhmen angesagt sei, alle die mit derselben in Berührung kommen, von den Dienern und den Thürhütern angefangen bis zum Beistand bei der Audienz, Böhmen seien, gleichsam um durch die That zu sprechen: „Wir haben ja lauter Böhmen um uns!“ Dann erzählte er uns, was hinter jener Thüre vorgegangen sei, die wir wiederholt halb öffnen und wieder schließen gesehen: der gutmüthige Kaiser habe nämlich keine Ruhe gehabt, dass wir so lang warten mussten, und habe alle Augenblicke nachschauen lassen, ob denn Fürst Lobkowitz noch nicht da sei; als er endlich gekommen, habe der Kaiser ihn gefragt, ob er nicht doch lieber die Marschalluniform anziehen solle; Lobkowitz beschwichtigte seine Scrupeln und es blieb

beim schwarzen Anzug. Der gütige Monarch! Die Vorsehung hatte ihm manches versagt, aber ein Herz hatte sie ihm gegeben wie lauteres Gold! Und dieses Herz musste solche Zeiten erleben, solche Prüfungen überstehen! . . .

Von Lobkowitz erfuhren wir auch, — er war offener gegen uns als gestern der Hofrath Erb, — dass man sich in den allerhöchsten Kreisen allerdings eine zeitlang mit dem Gedanken getragen habe, dem Reichstag ein kurzes Ende zu machen, dass man aber später diesen Plan aufgegeben habe. Was man eigentlich vorhabe, sagte er uns nicht, — wahrscheinlich weil er selbst es nicht wusste. Brauner und ich aber durften uns fragen, ob die Stelle in der Antwort des Kaisers, welche die ungehinderten Arbeiten des Reichstages betraf, nicht schon eine Folge jenes Entwurfes sei, den wir am gestrigen Tage dem Grafen Stadion übergeben hatten.

Im ganzen war von dem Feuer, das Brauner im Traume gesehn, bisher nichts zu verspüren.

Nachdem wir mit dem freundlichen Fürsten etwa ein Viertelstündchen verplaudert hatten, empfahlen wir uns. Wir machten dem Erzherzog Franz Karl unsere Aufwartung. Da war keine einstudierte Ansprache, keine einstudierte Antwort. Der Erzherzog hob in schlichten Worten „die Treue der Böhmen“ hervor, nannte uns „die einzige Stütze des Thrones“. Alles Vertrauen der kaiserlichen Familie sei auf Böhmen gerichtet; der Hof beabsichtige, sich in einigen Wochen nach Prag zu begeben; Fürst Windisch Grätz habe versichert, der Hof könne sich auf Prag verlassen. Die Regierung beabsichtige keine Reaction, nur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung . . .

Die Art des Erzherzogs war milde und freundlich; was er gesprochen, war für uns und unsere Committenten recht angenehm, sogar schmeichelhaft; allein das, was uns eigentlich am Herzen lag, die Fortdauer des constituierenden Reichstages, hatte er mit keinem Worte berührt. Noch weniger war dies bei seinem Oberst-hofmeister der Fall, den wir gleich darnach aufsuchten. FML. Graf Eugen Falkenhayn empfieng uns höflich, aber zurückhaltend und gemessen. Aus dem, was er uns antwortete, entnahmen wir nichts, was unsere Erwartungen befriedigen konnte; was er verschwieg, erfüllte uns mit Besorgnissen. Wir hatten darin vielleicht Unrecht; denn eben seine Stellung zur Seite des Erzherzogs legte ihm die Pflicht auf, in seinen Äußerungen höchst vorsichtig zu sein.

Es begann für uns aus Brauner's Traume ein leichter Rauch aufzusteigen.

Um uns zu beruhigen, eilten wir zu Baron Wessenberg. Uns bangte wegen unserer Proclamation. Wir stellten ihm dringend vor, wie nothwendig im gegenwärtigen Augenblicke eine entschiedene und offene Sprache sei; „nur

jetzt," beschworen wir ihn, „nach dem ersten Missgriff keinen zweiten!" Wir meinten das Manifest vom 15. — Brauner sagte: „Wie legt man sich diese Proclamation im Publicum aus?! Ja, euch Bauern wollen wir lassen, was euch versprochen worden, euch brauchen wir; mit den Anderen wollen wir schauen, wie wir fertig werden!" Wessenberg suchte uns zu beruhigen; doch ließen der Ton und die Fassung seiner Worte merken, dass er selbst nicht beruhigt war. Man sei ja, sagte er uns, mit unserem Entwurfe einverstanden, Schwarzenberg und Lobkowitz hätten nur wenig daran geändert. Wir erwiderten, er werde uns doch nicht für so eitel halten, dass wir auf dem Wortlaut unserer Proclamation bestünden; aber darauf müssten wir Wert legen, dass in der Sache selbst das ausgesprochen werde, was wir der augenblicklichen Zeitlage, der Stimmung der Gemüther, die wir ja doch kannten, für entsprechend, was wir für geeignet hielten, gefährliche Besorgnisse und Zweifel zu beschwichtigen. „Nein, nein," erwiderte Wessenberg, „ich habe nicht ein Wort daran geändert." Dieses „ich" konnte uns sehr wenig beruhigen, nachdem er früher Schwarzenberg und Lobkowitz genannt hatte. Ich drang mehr in ihn: „Sie sind ja doch gegenwärtig der einzige Rath der Krone, der sich um die Person des Kaisers befindet!" „Ja, wenn ich der einzige wäre, der Sr. Majestät zu rathen hat!" entfuhr es ihm unwillkürlich. Wir baten ihn noch inständigst, er möchte es möglich machen, dass wir das neue Manifest zu sehen bekämen, bevor es hinausgegeben werde, und entfernten uns dann in sehr trüber Stimmung.

Der Rauch stieg dichter und schwärzer auf, Brauner's Traumfeuer drohte jeden Augenblick auszubrechen.

Sehr herabgestimmt begaben wir uns in das Gasthaus „zum Goliath", wo wir speisten. Dort trafen wir den Grafen Stadion. Ich gieng auf ihn zu und erzählte ihm, wie es uns ergangen; er versprach, uns das Manifest zu verschaffen. Nach dem Speisen ließen wir uns ein Zimmer im ersten Stockwerke des Gasthauses aufsperren, wo wir uns versammelten. Es waren wohl alle in Olmütz anwesenden Abgeordnete des Reichstages: Hagenauer von Triest, Lasser von Werfen, Turco von Trient, Alois Fischer von Salzburg, Herzig von Reichenberg, Mayer von Brünn, Anton Beck von Wittingau, Szábel von Olmütz, Selinger von Sternberg, Wierzchlejski von Przemysl, Wagner von Schönberg, Wiser von Linz, Brauner und ich. Nach einer kleinen Weile kam Stadion und brachte das Manifest. Es war vom 16. datiert, gedruckt und zur Hinausgabe bereit; es war vom Kaiser unterzeichnet, von Wessenberg gegengezeichnet. Es war, so meinten Brauner und ich, unsere Proclamation, von welcher Wessenberg kein Wort gestrichen, an welcher Lobkowitz und Schwarzenberg nur wenig geändert hatten.

Die Verlesung begann in der lautlosen Versammlung. Doch schon nach den ersten Worten fieng es an unter uns zu gähren; halbunterdrückte Ausrufe, unwillkürlich herausgestoßene Worte wurden zeitweise vernehmbar; eine steigende Aufregung ergriff den Vorleser wie die Zuhörer, viele hielten mit Mühe an sich, um nicht lauten Widerspruch zu erheben. Wir waren gefasst auf gewisse Halbheiten, auf eine unentschiedene Sprache mit dem Hintergedanken: Zeit gewonnen, alles gewonnen! Aber was war das?! Ein Soldat mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet über die Streitkräfte der ganzen Monarchie, Italien und die südlichen Küstenländer allein ausgenommen; das Recht des Krieges und Friedens in seine alleinige Hand gelegt. Wir waren alle darüber einig, dass der Anarchie in Wien ein rasches und entschiedenes Ende gemacht werden müsse; wir beklagten die Verblendung so Vieler, die aus Brünn, aus Linz, aus Graz, aus Salzburg, der empörten Hauptstadt zu Hilfe zogen. Aber es waren zum größten Theile regelmäßige Nationalgarden dieser Städte, und im Manifest wurden sie als zügellose Horden bezeichnet und mit gemeinem raubsüchtigen Gesindel auf eine Linie gestellt. Dazu im ganzen Manifest kein freundliches Wort zur Beruhigung der loyalen Freunde der Gesetzlichkeit und Ordnung, kein Wort über den Fortbestand des Reichstages, ja nur überhaupt der constitutionellen Regierung; nur im vorletzten Absatz eine Zusage, die uns den Eindruck machte, als ob man es allenfalls auf berathende Reichsstände abgesehen habe.

Jetzt war Brauner's Traum zur vollen Wahrheit geworden, jetzt war Feuer im Dach, jetzt leckten die Flammen zu allen Thüren und Fenstern heraus.

Kaum war die Vorlesung geendet, als sich die allgemeine Aufregung, der Unmuth, die Erbitterung in schonungslosen Ausrufen Luft machte. „Das ist die Militär-Dictatur!“ rief der eine. „Das ist der Belagerungszustand über die ganze Monarchie“, sagte ein anderer. „Das ist Windisch Grätz von Anfang bis zu Ende“, bemerkte ein dritter. „Das ist Karl Liechtenstein nach der Weißenberger Schlacht!“ stieß Brauner hervor. „Eine solche Sprache“, warnte ein fünfter, „ist geeignet, die Revolution in Länder zu tragen, die bisher ruhig geblieben sind.“ „Nach einem solchen Manifest“, meinte der vorsichtige Mayer, „bleibt nichts übrig, als dass jeder handle, wie er es mit seinem Gewissen ausmachen kann.“ Ich behielt einige Ruhe und beschwor die Aufgeregten, um Himmelswillen keinen verzweifelten Entschluss zu fassen; man möge eher alles versuchen, dass die Gefahr abgewandt werde. Das lenkte den Gedanken zu der Frage: was zu thun sei. Das Manifest darf nicht hinausgegeben werden, war die allgemeine Forderung. Stadion bemerkte, dass es wohl nicht angehe, eine Kundgebung rückgängig zu machen, die bereits von Sr. Majestät unterschrieben, von dem verantwortlichen

Minister contrasigniert sei; sein Antrag gieng dahin, das Manifest zu lassen wie es einmal sei, aber darauf zu dringen, dass gleichzeitig ein zweites erscheine, welches die in unserem Entwurfe ausgedrückten Gedanken enthalte. Ich gab Stadion recht, dass es kaum möglich sein dürfte, eine vom Kaiser unterfertigte Urkunde ganz zu unterdrücken; aber sollte es nicht angehen, einige Stellen auszulassen, andere zu ändern?! So wie es jetzt vorliege, könne es ohne unberechenbare Gefahren nicht veröffentlicht werden, darüber seien wir alle einig; doch ebenso unmöglich sei es, zwei Manifeste nebeneinander hinauszugeben, von denen das eine berathende Reichsstände verspreche, das andere die Fortdauer des constituierenden Reichstages garantiere.

Es erhob sich Widerspruch von mehreren Seiten, da viele durchaus darauf bestanden, das ganze Manifest müsse unterdrückt werden. Allmählig sahen aber doch alle ein, dass Stadion recht habe und dass eine vollständige Zurücknahme des Manifestes nicht zu erhoffen sei, und zuletzt lief es, ohne dass ein förmlicher Beschluss gefasst wurde, doch auf das hinaus, was ich vorgeschlagen hatte. Das Manifest wurde nochmals vorgelesen; Lasser bezeichnete die Stellen, die geändert und gemildert werden sollten. Und nun fort zu Wessenberg!

Während wir uns zum Aufbruche anschickten, entfernte sich Stadion, ohne jemandem zu sagen warum, selbst mir nicht, der ich sein volles Vertrauen besaß. Wir anderen hatten bereits den Oberring hinter uns und befanden uns auf dem Wege zu den Häusern der Domherren, in deren einem, jenem des Archidiacon Philipp Grafen Szapary, Wessenberg wohnte, als uns Stadion nachkam, mit noch einem Herrn, — er hatte sich Succurs geholt. Es war Fürst Felix Schwarzenberg, den wir wohl alle zum erstenmale zu Gesicht bekamen; es stieg in mehr als einem von uns die Ahnung auf, dass dieser wohl der Mann der nächsten Zukunft Österreichs sein dürfte. Dagegen hatten wir einen Mann aus unserer Mitte verloren: den Bischof Wierzchlejski, der sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, von uns getrennt hatte.

Wir traten bei Wessenberg ein. Es war ein mäßig großes Zimmer, dasselbe, in welchem ein paar Stunden früher Brauner und ich mit dem Minister, in einer Fensternische stehend, conferiert hatten. An der Wand zwischen diesem und einem zweiten Zimmer stand ein Tisch mit einer Lampe, die das Zimmer erhellte. Unser gedrängter Haufe, Stadion unter uns, füllte in schräger Linie ungefähr die Hälfte des Zimmers; am Tische stand Wessenberg, ihm zunächst pflanzte sich Schwarzenberg auf, er war in Campagne-Uniform mit Mütze und Säbel. Stadion trat gegen die beiden heran und leitete die Verhandlung ein, indem er Wessenberg in schonender Weise

aufmerksam machte, dass sich gegen die Textierung des Manifestes verschiedene Anstände erhoben hätten und dass man daher meine, es sollten einige Stellen geändert werden. Doch das war nicht der Ton, der zu der Aufregung passte, in der wir uns befanden. Darum nahm Lasser dem Grafen das Wort und setzte in sehr nachdrücklicher Weise die Gründe unserer lebhaften Verstimmung auseinander. Ihn löste Mayer ab, der womöglich noch schärfer sprach, und dann Brauner, der auf den Fürsten Windisch Grätz ohnedies nicht gut zu sprechen war. Darauf ich: „Wir seien nicht gekommen um zu drohen, sondern um zu warnen; eine Armee könne sehr wohl operieren, wenn sie in ihrem Rücken sicher sei, aber nicht, wenn sie zu besorgen habe, dass hinter ihr ein Feuer sich erhebe; um nur von meiner Heimat zu sprechen, so sei Böhmen jetzt ruhig; ob es aber so bleiben werde, wenn ein Manifest solchen Inhaltes und solcher Form hinausgehe, sei sehr zu bezweifeln." Ähnlich sprach Alois Fischer von seinem Tirol: „Er habe vor kurzem das Land durchreist, es sei viel Stoff zur Unzufriedenheit vorhanden, die Universität sei schwankend, in Innsbruck habe man blaue Cocarden erblickt, es bedürfe nur eines geringen Anstoßes und das Land werde bayerisch."

Und so kam einer nach dem andern an die Reihe, der nachfolgende Sprecher gewöhnlich erregter als der vorhergehende. Die Hitze des kleinen Raumes, in welchem so viele erregte Lungen athmeten, mochte das ihrige dazu beitragen. Wessenberg, bedrängt und gehetzt, hörte zu und warf nur selten ein Wort hinein, setzte seine Brille auf und nahm sie wieder von der Nase, nahm das Manifest in die Hand und legte es wieder auf den Tisch, sah mit seinen zweifelhaften Augen bald vor sich hin, bald blickte er den Sprecher und dessen Genossen an. Was ihm aus aller Verlegenheit helfen konnte, durfte er nicht sagen: „Aber, meine Herren, was fallen Sie über mich her? Ich bin ja unschuldig an der Sache. Ich habe meinen Namen hergegeben, und weiter nichts!" Schwarzenberg stand steif und gerade wie ein Soldat, verzog keine Miene, sprach kein Wort, machte nur den Beobachter. Doch bald wurde auch ihm schwül, er lüftete seine Halsbinde, knöpfte seinen Rock auf, löste die unteren Knöpfe seiner Weste, bald musste er sich setzen. Wessenberg gieng in das anstoßende Zimmer hinaus, kam zurück, verlor sich wieder; es fiel mir Pilatus beim Verhöre Christi ein.

Auf die allgemeine Besprechung folgte die Kritik einzelner Stellen. Jetzt mischte sich Schwarzenberg in die Verhandlung, er kam dem armen alten Herrn, dem wir so arg zusetzten, zu Hilfe. Schwarzenberg wollte in den Worten durchaus nicht das finden, was jeder von uns aus denselben herauszulesen meinte; er wollte nicht zugeben, dass es nicht darauf ankomme, was sich der Verfasser des Manifestes gedacht, sondern darauf, wie er es aus-

gedrückt habe und wie es daher auf den Empfänger wirke. Hatten wir früher gegen Wessenberg gekämpft, so hatten wir es jetzt mit Schwarzenberg zu thun. „Welches kann der Zweck der Kundmachung sein?" fragte ich, „welches die Absicht der kaiserlichen Ansprache den Anarchisten gegenüber und den loyalen Staatsbürgern gegenüber? Den Revolutionären gegenüber: Ernst zu zeigen, mit Gewaltmaßregeln zu drohen; nun, dieser Zweck ist in dem Schriftstück zum Übermaße erfüllt! Aber die friedliebende Bevölkerung, liegt es im Sinn der Regierung, sie zu beruhigen oder sie aufzureizen? Das Manifest, wie es jetzt lautet, ist ganz geeignet, das letztere zu bewirken! Es ist wahr, im gegenwärtigen Zeitpunkte kann die Regierung keinen Schritt thun, kein Wort sprechen, das nicht einer böswilligen Deutung ausgesetzt wäre. Aber um so gebotener, um so dringender ist es deshalb, nicht eine Schrift zu veröffentlichen, die nicht bloß hundertfachen Anlass zu Missdeutungen gibt, zu Missdeutungen im gefährlichsten Sinne, sondern deren Fassung, deren Wortlaut selbst den bestgesinnten Bürger erschrecken, mit bangen Ahnungen erfüllen müsste." Brauner: „Eure Durchlaucht! Wenn die Proclamation, wie wir sie beantragt haben, hinausgegeben wird, und einer wagt es, Verdächtigungen daran zu knüpfen, Misstrauen erwecken zu wollen und ich stehe dabei, so kann ich den Leuten zurufen: Steiniget ihn, denn er ist ein böswilliger Aufreizer! Kommt aber dieses Manifest heraus und es wird in meiner Gegenwart ausgelegt wie wir es jetzt auslegen, und ich versuche es in Schutz zu nehmen, dann laufe ich Gefahr, gesteinigt zu werden." Mayer: „Durchlaucht! Wenn ich die Wahl hätte zwischen der Regierung vor dem dreizehnten März und der Regierung, die aus diesem Manifest herausleuchtet, ich würde keinen Augenblick anstehen, mir das absolute Regiment von ehedem auszubitten." Szábel: „Nach diesem Manifest habe ich nichts anderes zu thun, als mein Mandat zu zerreißen; denn diesen Grundsätzen gegenüber kann ich nicht länger mit Gewissen und Überzeugung die Aufgabe erfüllen, die meine Wähler voll Vertrauen in meine Hände gegeben haben."

Die Ereiferung der Abgeordneten war in fortwährendem Steigen. Die haarsträubendsten Bilder und Beweggründe wurden hervorgeholt, um die Befürchtungen, von denen wir selbst ergriffen waren, auch den beiden Staatsmännern, mit denen wir zu thun hatten, einzuflößen, und sie zu bewegen, dass das unheilvolle Schriftstück zurückgenommen oder doch wesentlich verbessert werde. Abwechselnd Wessenberg und Schwarzenberg wurden haranguiert und bedrängt. Jeder von uns glaubte sein Scherflein beitragen zu müssen. „Es hat uns sehr gewundert," betheuerte Turco dem schweigenden Wessenberg, „dass Sie Ihren Namen unter ein solches Manifest setzen konnten."

„Die Anarchisten werden jubeln über diese Urkunde," versicherte Selinger; „sie arbeitet ihren Zwecken geradezu in die Hände. Durch eine solche Sprache werden die Männer zur Wuth, zum Widerstande der Verzweiflung getrieben werden." Am unermüdetsten waren Lasser, Mayer und Brauner. „Bis jetzt", sagte Lasser in seiner trockenen Weise, „habe ich es stets bezweifelt und widersprochen, dass man ernstlich Reactionsgelüste hegen könne; nunmehr bin ich der erste, der daran glaubt." „Jetzt ist der Moment da," wandte sich Mayer an Wessenberg, „wo es darauf ankommt, ob Ihr Name in der Geschichte Österreichs mit Ruhm bedeckt oder mit Fluch beladen fortleben soll." „Machen wir keine Umschweife," warf wieder Lasser hinein, „sagen wir es offen heraus: dieses Papier stellt den Thron auf eine Nadelspitze." „Einem General", rief Brauner aus, „wird unbedingte Macht gegeben, nach eigenem Ermessen Frieden zu stiften, in seine Hände legt man mit schrankenloser Vollmacht die Herstellung der constitutionellen Freiheit, die Wiederbringung von Ordnung, Vertrauen, Sicherheit. Allen Respect vor dem persönlichen Charakter des Fürsten Windisch Grätz als Soldaten, als ehrenhaften Mannes, als treuen Anhängers der Dynastie. Aber ich kann unmöglich die Eigenschaften, welche das Werk des Friedens und der Beruhigung erfordert, bei einem Manne voraussetzen, der in Prag drei Monate lang das Gespenst einer weitverzweigten Verschwörung vor sich gesehen hat, deren Fäden nirgends zu finden waren. Fürst Windisch Grätz hat es in Böhmen gezeigt, dass er am wenigsten geeignet ist, die Stimmung eines Landes gehörig zu würdigen." „Ich kann mir sehr wohl denken," ergriff noch einmal Mayer das Wort, „wie man bei Abfassung dieses Schriftstückes zu Werke gegangen ist. Man hat beide Lager gemessen; wer steht auf dieser Seite, wer auf der andern? Hier stehen die in ihrem Interesse bedrohte Aristokratie, Bureaukratie, Geistlichkeit. Die Bauern aus unserem Lager hat man durch die Versicherung vom 15., wo nicht hinübergezogen, aber doch neutral gemacht. Die Intelligenz und der bürgerliche Mittelstand, für die bisher noch gar nichts geschehen ist, stehen isoliert da. Aber wie lange wird das dauern? Die gewaltsame Herstellung der Ordnung wird Soldaten verlangeu, ihre Erhaltung wird Geld brauchen. Das Geld werden nicht die Aristokratie, Bureaukratie und Geistlichkeit, nicht bloß der Mittelstand hergeben, man wird es auch vom Bauer verlangen müssen. Das ist die schwächste Seite des Bauern, es werden ihm die Augen aufgehen, er wird zur Einsicht kommen, dass er trotz der Versicherung vom 15. nicht besser daran ist als er vordem war, die Intelligenz und der Bürgerstand werden nicht mehr isoliert stehen." Zum Schlusse fasste er unsere Meinung in die Worte zusammen: „Wenn Se. Majestät mit uns zu Gericht gehen will, so möge es doch geschehen, wie in der

heiligen Schrift geschrieben steht: die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken. Findet Se. Majestät für gut, ein drohendes Manifest gegen seine widerspenstigen Unterthanen zu erlassen, so möge es geschehen; nur nicht in der Weise und mit den Ausdrücken, wie es hier geschieht. Aber daneben möge Se. Majestät auch Ihrer loyalen Unterthanen eingedenk sein, und durch ein zweites Manifest diesen die Beruhigung geben, dass Er sie mit jenen nicht nach einem und demselben Maßstabe behandeln wolle."

Mayer war ein Mann, der sich in jede Stimmung hinaufschrauben konnte, die im Augenblick gerade erwünscht und nöthig schien: eine sophistische Gewandtheit ohne sichere moralische Überzeugung, ein kalter Verstand ohne Gemüth und Gefühl. Wo entschieden die eine oder die andere Seite die Oberhand hatte, da war er mit seinem Mundwerk am Platze und redete der herrschenden Partei zu Gefallen. Wo aber die beiden Wagschalen einander das Gleichgewicht hielten, da war es ihm darum zu thun, es mit keiner Seite zu verderben und sich keiner Seite gefangen zu geben. Das größte Kunststück dieser Art hatte er vierzehn Tage zuvor auf dem Marktplatze von Brünn geliefert, als er nach dem 6. October, vou vielen Seiten gedrängt sich über die letzten Vorgänge auszusprechen, eine Rede hielt, die so meisterhaft gefasst war, dass kein Mensch mit Sicherheit entscheiden konnte, ob der Redner den Tod des Grafen Latour als Mord verdamme oder als Triumph der Freiheit preise.

Was bei Mayer auf künstlichem Wege erzeugt, das war bei uns anderen durch einen natürlichen psychologischen Process hervorgebracht worden. Wir alle waren überreizt. Wir hatten uns selbst in die aufgeregteste Stimmung hineingeredet. Wir sahen die furchtbaren Gespenster, weil wir sie sehen zu müssen glaubten. Ich selbst gehörte noch zu den minder erregten; vielleicht weil ich aus Überzeugung conservativ war und diese Gesinnung im Laufe der letzten Monate, nach den Wahrnehmungen die ich darin gemacht, meinen jugendlichen Liberalismus in bescheidene Grenzen zurückgewiesen hatte; vielleicht weil mir die Nothwendigkeit gewaltsamen Einschreitens im gegebenen Zeitpunkte allem anderen voranstand und weil ich nicht so viel Misstrauen hatte, um für den Bestand alles Gewonnenen zu befürchten; denn dass vieles von dem, was man zu den Errungenschaften zählte, zurückgenommen werden könne, war mir nichts weniger als unlieb.

Wir hatten lange genug die Luft erschüttert; wir alle waren erhitzt, ermüdet, heiser; es war Zeit, dass wir uns zurückzogen und den armen alten Mann, dem wir zwei Stunden lang, wenn nicht mehr, so unbarmherzig zugesetzt hatten, von unserer Gegenwart befreiten. Noch im Abgehen versicherte ihn Selinger, wir seien bereit, augenblicklich zum Erzherzoge zu

gehen, falls er dies für nöthig oder doch ersprießlich halte. Wessenberg wies dies zurück; er selbst wolle das möglichste thun, um unsere Wünsche zur Geltung zu bringen, und er gebe die Hoffnung nicht auf, es zu erreichen. „Sagen Sie bei Hofe," so bestärkte ihn Selinger in seinem Vorhaben, „dass Freiheit und Leben von 180 Volksvertretern, von ungezählten Anhängern und Freunden der Dynastie auf dem Spiele stehe, wenn dieses Manifest, wie es jetzt ist, und für sich allein hinausgegeben wird. Vergessen Sie das nicht, Excellenz, es wird Wirkung machen, denn die Mitglieder des Kaiserhauses haben gute Herzen. Sollten Sie außer Stand sein, es durchzuführen, so rufen Sie uns; wir kommen alle Ihnen zu Hilfe, wir werden nichts unversucht lassen, um eine schreckliche Gefahr von uns abzuwenden." *)

Es war ziemlich spät, als Brauner und ich in unseren Gasthof zurückkehrten. Sehr ermüdet, abgespannt von den Aufregungen des Tages, zuletzt von den stürmischen Verhandlungen bei Wessenberg, giengen Brauner und ich zu Bette. Wir wünschten uns gute Nacht. Ich aber setzte hinzu: „Lieber Freund, träume heute nachts von allem was Du willst, nur um alles in der Welt nicht wieder vom Feuer!"

14.

Vom Philosophen Schopenhauer wird erzählt, er habe sich ein Nachmittagsschläfchen angewöhnt, bloß zu dem Zwecke, um das Vergnügen des Erwachens binnen 24 Stunden zweimal zu genießen. Dieses Vergnügen habe ich kaum je gekannt, in jüngeren Jahren schon gar nicht. Wenn ich erwachte oder geweckt wurde, hätte ich mich immer lieber auf die andere Seite gelegt und weiter geschlafen. Da doch einmal aufgestanden sein musste, habe ich es nie herausgebracht, wie lang ich eigentlich schlafen könnte, um davon genug zu haben. So kam es in den Olmützer Tagen, dass immer, wenn ich morgens die Augen aufschlug, Brauner bereits aus dem Bette und halb angekleidet war und ich an seinem Gesichte ablesen konnte, ob bei ihm heiteres oder trübes Wetter war. Wenn Brauner übler Laune war, war er unausstehlich, mürrisch, alles ärgerte ihn, auf alles schimpfte er, er konnte dann sehr derb sein. War er dagegen gut aufgelegt, so hatte man einen andern Menschen vor sich, er war voll der besten Einfälle, er wusste eine schnurrige Geschichte nach der andern zu erzählen, sein Witz sprühte Funken

*) Da meine Collegen am andern Tage in Erfahrung brachten, dass ich daran gehe, die Phasen der Zusammenkunft bei Wessenberg in perpetuam rei memoriam zu Papier zu bringen, so kamen mir von mehreren von ihnen Aufzeichnungen dessen zu, was sie ihrerseits zu der großen Wortschlacht beigetragen hatten. Dadurch war ich in die Lage versetzt, ein möglichst getreues Bild jenes aufgeregten Zwischenfalles zu liefern.

nach allen Seiten. An diesem Morgen sah ich ein freundliches, lustiges Gesicht. Er kämmte sich gerade und hatte Mühe, sein während des Schlafes zerzaustes dichtes Haar in Ordnung zu bringen. „Weißt Du, Helfert," sagte er, „wie der Bub gesagt hat: Ich begreif' nicht, wie sich die Leute alle Tage kampeln können; ich kampl' mich nur einmal in der Woche, und das thut mir niederträchtig weh. Ich lachte, dass die Bettstatt zitterte, Brauner lachte über seine Geschichte und noch mehr über mich, so dass er sein Kämmen unterbrechen musste. Dann kamen die gestrigen Vorgänge an die Reihe. Über was wir uns gestern geärgert hatten, das machte ihm heute nur Spass. „Der Winda, der Winda!" sagte er mit einem komischen Seufzer; „jetzt wird es anders hergehen als früher. Die Schildwachen werden rufen: Wer da? und die Patrouille wird antworten: Constitution vorbei!" Dann erinnerte er sich an den Reichstag in Wien. „Der Borrosch wird eine Blasenentzündung bekommen". „Wie so?" „Na, weil er nicht auf die kleine Seite gehen kann". Borrosch war von dem vierten oder, wie wir, um ihn zu ärgern, zu sagen pflegten: „letzten" Bezirke Prags, der Kleinseite, gewählt und war der einzige von den Prager Abgeordneten der in Wien verblieben war; es war, wie man sich erzählte, ein Misstrauensvotum seiner Wähler im Zuge.

Das Kaffeehaus in einem Eckhause am Oberring war der Ort, wo wir unser Frühstück einzunehmen pflegten; dort trafen wir mit den anderen Abgeordneten, die jetzt in Olmütz weilten, zusammen. Stadion war an diesem Tage nicht da. Er war sonst so viel als möglich mit uns in Berührung und machte, wie wir nun schon wiederholt hatten wahrnehmen können, den Vermittler zwischen uns und jenen uns unbekannten Persönlichkeiten, von denen die letzte Entscheidung abhieng. Wir alle sahen in ihm den künftigen Minister, und es war mir drollig zu beobachten, wie sich jetzt die Sprache geändert hatte. In Wien war er nur „der Abgeordnete Stadion" gewesen, nur im Privatkreise hatte man gewagt, ihn „Graf Stadion" zu nennen. Jetzt sprachen sie ihn nie anders als „Euer Excellenz" an, und bald wurde ihm der Titel „Erlaucht" gegeben, obwohl man wusste, dass er sein Erstgeburtsrecht und damit seine Stellung als Chef des Hauses an seinen jüngeren Bruder Rudolf abgetreten hatte.

Wir anderen beschlossen, heute unsere Bemühungen, dem constituierenden Reichstage grundsätzliche Anerkennung zu verschaffen, fortzusetzen. Wir theilten uns in Gruppen, von denen die verschiedenen Persönlichkeiten, die auf die Sache Einfluss nehmen könnten, aufgesucht und bearbeitet werden sollten. Die ganze Stadt nahm stillschweigend an unseren Schritten theil, man ahnte, um was es sich handle und betrachtete uns als die Retter in der Noth.

Wo wir an Schildwachen der Nationalgarde vorbeikamen, präsentierten sie vor uns das Gewehr.

Es war abermals ein recht beschwerlicher Tag. Wir wurden von Pontius zu Pilatus geschickt, niemand war zu treffen, wir mussten zwei-, dreimal denselben Weg machen, überall verschlossene Thüren. Ich glaube wir waren unser drei, die im Vorzimmer des Erzherzogs Franz Karl bereits einige Zeit warteten; wir wollten uns von ihm eine Gesammt-Audienz erbitten. Da erfuhren wir, beim Erzherzog befinde sich soeben Fürst Felix Schwarzenberg, den wir bereits wiederholt aufgesucht hatten. Unser Entschluss war gefasst: „Der wird abgefangen!" sagte Lasser kurz und trocken. „Aber verzeihen Sie," entgegnete man uns, „der Fürst wird da und da erwartet." „Thut nichts, er wird abgefangen!" Indess trat Schwarzenberg heraus und eilte, uns erblickend und grüßend, mit seinem leichten Schritt dem Ausgang zu. Doch Lasser war schneller als er, schob sich wie einen Riegel zwischen den Fürsten und die Thüre und legte die Hand auf die Klinke. Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der Dienerschaft ob des unerhörten Wagnisses. Doch Erfolg hatte das Manöver keinen, wir erfuhren von Schwarzenberg nichts, er wollte oder konnte uns nichts sagen.

Unter den Persönlichkeiten, an die wir uns zu wenden hätten, war uns Hofrath Karl v. Czillich genannt worden, damals, wenn ich nicht irre, dem Erzherzog Franz Karl zugetheilt. Den trafen wir an und wurden sogleich vorgelassen. Nachdem er erfahren, was wir bei ihm suchten, sagte er: „Meine Herren, ich bin ein ehrlicher Mann und diene meinem Herrn; Politik ist nicht meine Sache; wenn Sie mich in einer solchen Angelegenheit aufsuchen, dann sind Sie nicht zum Rechten gekommen." Darauf Brauner: „Sind Sie ein ehrlicher Mann, dann sind Sie der, den wir suchen, und gerade darum kommen wir zu Ihnen." Wir begannen nun, ihm unsere Leidensgeschichte zu erzählen; er hörte sie ruhig an, blieb aber zuletzt bei dem, was er gleich anfangs gesagt hatte.

Als wir uns zu Mittag beim „Goliath" zusammenfanden, gab es nur verdrießliche Gesichter. Den andern war es nicht besser gegangen als Brauner und mir. Keiner hatte etwas ausgerichtet, keiner etwas gewisses erfahren. Dagegen fehlte es nicht an Gerüchten aller Art: es hätten heute Verhandlungen stattgefunden; Wessenberg habe für ein Manifest in unserem Sinne gesprochen, sei aber damit nicht durchgedrungen; Windisch Grätz wolle, dass es beim Manifeste vom 16., das von ihm allein ausgegangen, sein Verbleiben habe; Wessenberg habe seine Entlassung erbeten u. dgl. m.

Wir waren nach dem Speisen in Mittheilungen solcher Art begriffen, als sich uns ein schönes Schauspiel bot. Aus den Fenstern des Speisesaales sahen wir eine Abtheilung berittener Hanaken über den Platz reiten. Sie

kamen von der Residenz her, an der sie in ihrer heiteren Landestracht, geschmückt mit bunten Bändern und Fahnen, auf ihren munteren Rösslein vorbeigezogen waren, um dem Kaiser und der kaiserlichen Familie, die ihnen vom Balkon herab zuwinkten, ihre Huldigung zu bezeugen. Solcher Aufzüge gab es jetzt Tag für Tag, oft mehr als einen im Tage, die Männer hoch zu Ross, die Weiber in sehr kurzen weißen Röcken, weiten Ärmeln, scharlachrothen Strümpfen zu Fuß ihnen zur Seite, und wohl war dem gütigen Monarchen, der in den letzten Wochen so Betrübendes erfahren hatte, diese herzerfreuende Erquickung zu gönnen. Wohl gab es selbst unter den Gutgesinnten solche, welche diese Kundgebungen loyaler Anhänglichkeit nicht ohne Bedenken gewahrten. Der Hof, meinten sie, werde dadurch in eine Sicherheit gewiegt, von Hoffnungen erfüllt, die dem Ernst der allgemeinen Lage nicht entsprächen; der frohe Anblick dessen, was der Kaiser vor sich habe, trübe ihm den Blick für die Gefahren, von denen er bedroht sei. Die Übelwollenden hatten für diese Bauernaufzüge nur Spott und Hohn: „Wie viel Orden und Kreuze mag das kosten! Das sieht wie freiwillig aus, aber es ist von oben angeordnet und befohlen. Das Kunststück ist gelungen, aber man kennt den Künstler. Es war ganz rührend anzusehen, wie die Bauern, als der Kaiser in Olmütz einfuhr, die Pferde ausspannten und den Wagen in die Residenz zogen. Allein es war reine Komödie. Regisseur derselben war ein Hofrath, dessen Bedienten man unter den beglückten Zugthieren sehen konnte!“ ...

Gegen sechs Uhr abends hatten wir Alle Audienz beim Erzherzog Franz Karl. Der freundliche Herr hörte uns gelassen an, warf manchmal ein Wort dazwischen, ließ uns aber meist selbst reden, ohne sich in irgend eine Erörterung einzulassen. Mittlerweile gieng im Rücken des Erzherzogs die Thüre auf und herein kam der kleine Prinz Ludwig Victor; er schmiegte sich an seinen Vater und sagte ihm etwas leise hinauf. Gewiss war er von den Damen des Hauses abgeschickt, denen die Unterredung mit den gefürchteten Männern des Reichstages zu lang dauerte, oder die wohl gar fürchten mochten, es könnte Scenen geben, wie gestern bei Wessenberg, wovon man ihnen ohne Zweifel erzählt hatte. Doch das war durchaus nicht der Fall, wir waren durchaus nicht stürmisch, wir trugen unsere Anliegen bescheiden und ehrerbietig vor, wie es sich vor einer so hohen Persönlichkeit geziemte. Wir wurden freundlich entlassen; es waren aber nur allgemeine Redensarten, mit denen uns der Erzherzog verabschiedete; einen sicheren Bescheid hatten wir nicht zu erlangen vermocht.

Etwa eine Stunde später waren Mayer, Lasser und ich zum Fürsten Schwarzenberg beschieden, also drei Minister-Candidaten; denn auch Mayer und Lasser wurden unter jenen genannt, die das künftige Cabinet

bilden sollten. Die Conversation wurde nicht wie gestern stehend geführt; wir saßen um einen runden Tisch in einer Ecke des Saales, nächst einer Thüre, die in ein anstoßendes Gemach führte. Der Fürst war nicht steif und kalt wie gestern; er sprach anmuthig und heiter, und suchte uns in seiner leichten Weise über unsere Besorgnisse zu beruhigen. Wir aber waren noch immer die alten, nur dass wir nicht in den heftigen Ton von gestern verfielen, sondern unsere Sache in höflicher Weise und ruhigem Tone vortrugen. Der Inhalt dessen, was wir sprachen, war ganz derselbe wie bei der gestrigen Verhandlung und es fehlte auch nicht an kräftigen Äußerungen. „Euer Durchlaucht," sagte Lasser unter anderem, „ich gestehe ganz offen, dass ich jetzt selbst anfange, Misstrauen zu hegen. Wenn das Manifest, wie es geplant ist, erscheint und kein zweites daneben, das unsere Befürchtungen zerstreut, dann bin ich der erste, der in seine Berge geht und zu seinen Wählern spricht: Rüstet euch!" „Oho", sagte der Fürst lächelnd, „das werden Sie wohl nicht thun." „Ich werde es thun," erwiderte Lasser trocken, „und wenn unser einer so ein Wort spricht, dann wirkt es." Schwarzenberg blieb uns gegenüber auf seinem Standpunkt: in dem Manifeste vom 16. liege nicht das, was wir darin zu finden glaubten; es gehe wohl nicht an, zwei Manifeste neben einander herauszugeben; überhaupt vertrage es sich nicht mit der Würde des Thrones, zu viele Kundmachungen erscheinen zu lassen, u. dgl. m. Während dieser Verhandlungen hatten wir im Nebenzimmer Schritte vernommen, es wurde hin und her gegangen, wobei einzelne Worte fielen; einmal war die Thüre ein wenig geöffnet worden, wie um dem Fürsten ein Zeichen zu geben. Es geschah ein zweitesmal und jetzt erhob sich Schwarzenberg, um uns zu verabschieden. Denn das anstoßende Gemach, wie wir später erfuhren, war das des Fürsten Windisch Grätz, der noch denselben Abend zur Armee vor Wien abgehen sollte. Fürst Schwarzenberg begleitete uns zur Thüre und sagte dann mit freundlicher Miene: „Seien Sie unbesorgt, meine Herren, was Sie wünschen, wird geschehen!" . . .

Was war das?! Also hatte er eine Stunde lang mit uns nur gespielt, wie die Katze mit der Maus! Also hatte er uns eine Stunde lang alle unsere Bedenken und Einwürfe nur wiederholen lassen, um uns zuletzt zu versichern, unsere Befürchtungen und Warnungen hätten keinen Grund mehr? Immerhin, unser Ziel war erreicht, und der Eindruck, den uns die Conversation mit dem Fürsten zurückließ, war kein ungünstiger.

Und er hatte wahr gesprochen. Am 20. hatten wir ein kaiserliches Manifest, datiert, vom 19., in Händen, das zwar nicht im Wortlaute dasselbe war, das Brauner und ich entworfen hatten, das aber im Ton der Milde und Versöhnung gehalten war und in der Hauptsache dasjenige aussprach, was wir

gewünscht hatten. Es war darin die Versicherung gegeben, dass die constitutionellen Rechte und Freiheiten ungeschmälert bleiben sollen. Es war der kaiserliche Wille ausgedrückt, dass es bei den vom constituirenden Reichstage gefassten und bereits sanctionierten Beschlüssen verbleiben solle. Es war endlich die Verheißung ausgesprochen, dass der Kaiser dafür sorgen werde, dass der constitutionelle Reichstag das Verfassungswerk, zu welchem er berufen worden, zu Ende bringen könne.

Das kaiserliche Manifest vom 16. wurde nicht zurückgezogen, es wurde auch nichts daran geändert, und das konnte wohl, wie uns Stadion gleich anfangs bemerkt hatte, an einem Schriftstücke nicht geschehen, das einmal Se. Majestät unterzeichnet und der verantwortliche Minister contresigniert hatte. Allein es wurde uns versprochen, dass das Manifest vom 16. nicht weiter, als es bereits geschehen war, verbreitet, sondern durch das vom 19. ersetzt werden sollte. Es waren von ersterem tausende von Exemplaren abgezogen, aber nur wenige davon vertheilt worden; einen ganzen Pack hingegen hatte Windisch Grätz mit sich nach Lundenburg genommen. Von Olmütz aus wurde es amtlich nicht verlautbart, nicht an den Reichstag geschickt, nicht in der „Wiener Zeitung" abgedruckt. Das war die Folge unserer energischen Einsprache. Das Manifest vom 19. hingegen wurde von Olmütz aus in jeder Weise kund gemacht, dem Bureau des constituierenden Reichtages mitgetheilt, wo es Samstag den 21. eintraf und in der „Wiener Zeitung" (Abend-Beil. Nr. 190 vom 21. und Hauptblatt Nr. 290 vom 22.) veröffentlicht wurde.

15.

Wenn ich in späteren Jahren das Manifest vom 16. in die Hand nahm, war ich sehr erstaunt, nicht darin zu finden, was mich und meine Genossen damals in Olmütz so ungeheuer in die Hitze gebracht hatte.*) Es wird auch jedem anderen Leser so ergehen, der mit ruhigem Blute den Inhalt und Wortlaut desselben prüft. Es beweist das, wie vor allem der Politiker nöthig hat, Ruhe und Mäßigung zu bewahren, sich nicht von Aufregungen hinreißen, nicht von der Leidenschaft verirren, ja verblenden zu lassen. Allerdings waren wir alle damals ziemlich junge Leute, — ich, der jüngste, hatte noch nicht das achtundzwanzigste Jahr zurückgelegt, — und die Umstände, unter denen wir handelten, gewiss beunruhigend, wie nur je. Es waren wahrhaftig keine Gespenster, vor denen wir uns schreckten, es waren Gefahren der ärgsten Art

*) Man könnte allerdings an den Fall denken, dass noch in der Nacht nach unserer Unterredung gewisse, von uns am stärksten abgelehnte Ausdrücke eliminiert und durch andere ersetzt worden wären. Allein von einem solchen Vorgange hat in unseren Olmützer Kreisen nicht das geringste verlautet, und ich halte ihn aus mehr als einem Grunde für unwahrscheinlich.

die wir vor uns sahen: Revolution in Wien, drohende Revolution in Ungarn, in Galizien, gefährliche Spannung in allen Ländern, die Nothwendigkeit militärischer Maßregeln in größtem Maßstabe, und dazu die mögliche, ja, wie uns Lobkowitz gestanden hatte, bei Hof bereits in Aussicht genommene Auflösung des Reichstages, wo dann die Zurücknahme verfassungsmäßiger Freiheit nicht lang ausbleiben konnte!

Doch kommen wir auf das Manifest vom 16. zurück!

„Zügellose Horden als Hilfszüge nach Wien", „ein Feldherr mit dem Rechte über Krieg und Frieden betraut", „berathende Reichsstände" — das waren die Schlagworte, die uns gleich nach der ersten Lesung beim „Goliath" den Kopf heiß gemacht hatten und mit denen wir dann bei Wessenberg und noch am anderen Abend, obwohl in anständigerem Tone, bei Schwarzenberg herumgeworfen hatten.

Stand etwas davon im Patente vom 16.?

Die Sprache des Manifests war allerdings eine sehr entschiedene, und das konnte wohl nicht anders sein. Seit dem März hatten die Dinge von Monat zu Monat eine bedrohlichere Gestalt angenommen, mit dem Ausbruche am 6. October in Wien war es die Anarchie, die an Stelle der Gesetzlichkeit getreten war, Ungarn stand in Waffen gegen seinen gesetzlichen Monarchen, es musste nach fast acht wirrevollen Monaten einmal ein Ende gemacht, es mussten die revolutionären Kräfte gebändigt, es musste der Gesetzlosigkeit ein Ende gemacht werden. Das war der ernste, der strenge Inhalt der kaiserlichen Ansprache.

Aber der Ausdruck „zügellose Horden", womit die Zuzüge der Brünner, Grazer, Linzer und Salzburger Nationalgarden bezeichnet wurden, kam im ganzem Schriftstücke nicht vor.

Einem Feldherrn war allerdings volle Macht gegeben, Ruhe und Ordnung in der Monarchie wieder herzustellen, das Werk des „Friedens" im ganzen Reiche nach eigenem Ermessen in möglichst kurzer Zeit zu vollbringen, — aber das hieß doch nicht, die Entscheidung über Krieg und Frieden sei in die Hand eines Soldaten gelegt.

Im letzten Absatze war gesagt, das Ministerium habe „im Einklang mit den Mitgliedern des constituierenden Reichstages" die Gesetze über die Presse, über das Vereinsrecht, die Nationalgarde zu regeln, — waren das „berathende Reichsstände"?

Richtig war nur das eine — und darin hatten wir also Recht —: die Fortdauer des constituierenden Reichstages war nicht ausgesprochen, von dem Zustandebringen der Verfassung, wofür er berufen worden war, war kein Wort gesagt.

Dieser eine Punkt nur war es, — und dieses war der Erfolg unserer Bemühungen, war unser Sieg! — in welchem sich das Manifest des 19. von jenem des 16. wesentlich unterschied. Die beiden ersten Absätze sprachen am 19. nur in milderem, ich möchte sagen weicherem Ton dasselbe aus, wie früher am 16.: die Nothwendigkeit außerordentlicher militärischer Maßregeln zur Wiederherstellung der Ruhe und Sicherheit im weiten Umfange des Reiches. In den folgenden Absätzen aber wurden mit klaren Worten diejenigen Grundsätze ausgesprochen, die im Manifeste vom 16. in Zweifel gelassen waren: keine Schmälerung der constitutionellen Rechte, Fortdauer des constituierenden Reichstages, Beendigung des Verfassungswerkes. Das Manifest vom 16. war Windisch-Grätz, das Manifest vom 19. war Felix Schwarzenberg und Franz Stadion.

In der That war Windisch-Grätz in Stammersdorf und dann in Hetzendorf sehr betroffen, als er das neue Manifest zu Gesichte bekam, und er verhehlte seinem Schwager in Olmütz seinen Missmuth darüber nicht, dass man von dem abgegangen sei, was er im Geiste seiner Mission dem Kaiser vorgeschlagen hatte. Ihm und seinen Officieren sagte die geharnischte Sprache vom 16. viel mehr zu, als die versöhnliche vom 19.; sie hielten sich, da ja beide die Unterschrift des Kaisers und die ministerielle Contrasignatur trugen, an das frühere und ließen das spätere ganz unbeachtet. Im Hauptquartier des Feldmarschalls wurde dafür gesorgt, dass das Manifest vom 16. recht oft abgedruckt, selbst ins böhmische übersetzt*) und möglichst im Lande verbreitet wurde.

Auch nach Wien gelangten auf diesem und jenem Wege einige Exemplare des Manifestes vom 16., und zwar einige Tage später, nachdem das Manifest vom 19. bereits bekannt geworden war. Und da zeigte es sich, dass wir doch nicht so ganz Unrecht gehabt hatten, als wir behaupteten, dass die schroffe Sprache vom 16. den übelsten Eindruck machen müsse, ja nur höchst gefährliche Aufregung erzeugen könne. Die Radicalen waren schon über das Manifest vom 19. außer Rand und Band gerathen. „Der Kaiser" schrieben sie, „hat in der Nacht vom 6. zum 7. höchst eigenhändig versprochen**), die nächsten Schritte zum Wohle der Gesammt-Monarchie nur

*) In meiner Sammlung befinden sich folgende Abdrücke: 1. Ohne Druckort mit lateinischen Lettern; 2. ebenso mit Schwabacherschrift, deutsch und böhmisch; 3. und 4. Wiener Neustadt bei Heinrich Liebergesell; 5. Skarnitzl in Olmütz; 6. A. Leykam's Erben in Grätz. Auch die größeren Wiener Blätter druckten es ab, nur Zang's „Presse" nicht, „weil es dem Reichstage und dem Volke nicht officiell bekannt gegeben worden ist."

**) Ipsissima verba des „Gerad' aus" Nr. 129 vom 24. October.

in Gemeinschaft mit einem sogleich zu bildenden volksthümlichen Ministerium zu übernehmen. Wo ist dieses volksthümliche Ministerium? Wo sind diese Schritte? Oder glaubt der Hof, dass er sein zu Schönbrunn gegebenes Versprechen in der ‚Festung' Olmütz nicht zu halten brauche?" rc.

Als nun aber gar das frühere Manifest vom 16. in Wiener Kreisen bekannt wurde, da war man erst sprachlos vor Erstaunen und vor Schrecken. Konnte sich doch Pillersdorff im Wiener Rumpfparlamente nicht enthalten zu erklären, „dass nicht leicht ein Minister einen Monarchen so bloßgestellt hat, als derjenige, der seine Signatur zu dem höchst bedauerlichen Erlasse gegeben". Nun aber erst die Zeitungen! Die Worte, die wir am 17. bei Wessenberg gesprochen, so entschieden, so scharf und heftig sie mitunter waren, jetzt musste man sie für mild, für bescheiden, für schüchtern erklären, im Vergleich zu den Ausbrüchen von Entrüstung, von Zorn und Wuth, die man nun zu vernehmen bekam. „Dieses beispiellos freche, aller Freiheit hohnsprechende Manifest, das überall vertheilt wird, wo die Gewalt herrscht, ist wie eine Bombe, die uns Seine fürstlichen Gnaden in die Stadt schleudert. Es überträgt die absolute Gewalt an einen gefürchteten und verhassten Heerführer, an einen in Belagerungszuständen groß gewordenen General. Das Manifest setzt die Würde des Thrones auf die Spitze der Bajonnette. Es ist der nackte Absolutismus, der aus diesem Schriftstücke spricht. Man setzt die Krone ein gegen das Volk; wohlan, es ist ein — Kaiserspiel". Bei Franz Edlem von Schmid erschien ein Placat „An das souveräne Volk von Wien", welches mit diesen Worten begann: „Der Central-Ausschuss der demokratischen Vereine von Wien übergibt dem freien Volke von Wien ein Actenstück der Olmützer Hofpartei, welches den öffentlichen Verrath derselben an den durch die März- und Mai-Revolution errungenen Rechten zeigt."

Die friedlichen Bürger, die einsichtsvollen Männer, die ruhig überlegenden Personen fassten die Sache so auf, wie sie war. Sie hielten sich an das spätere Manifest, das offenbar bestimmt war, zu beruhigen, wie das frühere nur bestimmt zu sein schien, zu drohen. In dem constituierenden Reichstag sahen sie die Bürgschaft der constitutionellen Freiheit, von ihm erhofften sie das Zustandebringen einer Verfassung, die den Verhältnissen und Forderungen der Zeit entsprechen würde. Über diese beiden Punkte konnten sie jetzt beruhigt sein: der Kaiser selbst hatte sein Wort darauf gegeben.

Wiener Kunstleben.

Von Joseph Neuwirth.

(Schluss.)

Außer der Secession und der Herbstausstellung im Künstlerhause hatte Wien im abgelaufenen Vierteljahre noch eine dritte Ausstellung größeren Stiles, nämlich die Winter-Ausstellung im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Es ist eine nun schon ziemlich weit zurückreichende Gepflogenheit dieses vornehmen Kunstinstitutes, vor der Weihnachtszeit einen Überblick über hervorragende Leistungen des einheimischen Kunstgewerbes zu ermöglichen und in der Kaufgelegenheit dem kunstfreundlichen Publicum die Förderung der Kunst nahezulegen. Stand die Ausstellung des Jahres 1899 unter der Herrschaft der Moderne, so hält die derzeitige — der Stellung und Tradition des Museums taktvoll entsprechend — einen Mittelweg ein, läſst historischen Stilen ihr wohlerworbenes Recht der Beachtung und hat neben ihnen den Platz voller Gleichberechtigung für Arbeiten der modernen Richtung. Die Gegenstände der retrospectiven Abtheilung zeigen die Leistungsfähigkeit der Gegenwart den schwierigsten Aufgaben der Louis Quinze- und Louis Seize-Zeit gewachsen. Es war ein glücklicher Gedanke, dass den Ausstellungsobjecten dieser Gruppe, denen im linken Flügel des ersten Stockwerkes eine Flucht von acht Zimmern eingeräumt war, der Plan einer vornehmen Wohnungseinrichtung zugrunde gelegt wurde. Unter der Führung von Friedrich Otto Schmidt haben mehr als 30 einheimische Kunstgewerbetreibende diese Räume äußerst geschmackvoll eingerichtet. Acht Zimmer im rechten Flügel des ersten Stockwerkes und der prächtige Säulenhof standen den Leistungen der Moderne zur Verfügung. Die Firmen Julius und Jos. Herrmann, Sigmund Oppenheim, Aug. Ungethüm, Sigmund Jaray, J. W. Müller, Niedermoser, Joh. Seidl, F. Schönthaler und Söhne, Ant. Pospischil haben nach Entwürfen von Rudolf Tropsch, von Erwin Puchinger und Otto Prutscher, H. Schlechta, Max Jaray, W. Mayer, Rudolf Hammel u. a. Interieurs ausgestellt, deren Einzelheiten vielfach den Vergleich mit trefflichen Leistungen früherer Kunstepochen durchaus nicht zu scheuen brauchen. Überall tritt eine lebensvolle Schaffensfreude, die

das Bedürfnis der Gegenwart trägt und anregt, mit einem beachtenswerten Maßhalten zutage. Manch glückliche Form des Möbels gelingt, die Zweckmäßigkeit und Gefälligkeit vereinigt, neue eigene Ausdrucksmittel tauchen auf. Nicht nur die Möbelindustrie, sondern auch andere Zweige des heimischen Kunstgewerbes nehmen sie auf und gewinnen für die Anfertigung von Entwürfen Künstler von Ruf, wie Myrbach, Mucha, Christiansen. Die Teppiche von Ginzkey, Backhausen, Philipp Haas und Söhne, Glaswaren von Lobmeyr, Bakalowits, Graf Harrach, v. Spaun, die keramischen Objecte der Fachschule wie der Firma Wahliss in Teplitz, die Eosinfayencen von Zsolnay, Juwelierarbeiten von Hauptmann, Rozet und Fischmeister, Silberwaren von Bannert und Alf. Pollak, Bronzegegenstände von Dziedzinski und Hanusch oder von Arthur Rubinstein, getriebenes Kupfer von Georg Klimt und Franz Siegl, Stickereien von Isabella Kaufmann und Ludwig Nowotny, die Fenster der Tiroler Glasmalereianstalt, eine Menge verschiedenartiger Holzschnitzereien, Schlosser- und Schmiedearbeiten halten innige Fühlung mit den Anschauungen der Moderne aufrecht, deren Formen unsere kunstgewerbliche Production nicht bloß einfach nachahmt, sondern wiederholt mustergiltig mitbestimmt. Und dass es dabei nicht an geschmackvollen Einzelheiten fehlt, die man direct als einen österreichischen, ja oft geradezu als einen Wiener Einschlag bezeichnen kann, ist doppelt erfreulich. Die Winterausstellung im österreichischen Museum zeigt unser Kunstgewerbe den Aufgaben mannigfachster Art, ob sie nun an die Sprache weit zurückliegender Kunstepochen oder an die Forderungen der Gegenwart anknüpfen sollen, gleich gewachsen; vorwiegend meisterhafte Handhabung der Technik, Geschmack und Arbeitsfrische, die zusehends an den Aufgaben wachsen, nicht ermatten. Kein Zweifel, unser Kunstgewerbe bewegt sich trotz der volkswirtschaftlich schweren Zeiten künstlerisch wieder in aufsteigender Linie und ist sich dessen voll bewusst, was es seinem alten Rufe schuldet und zugleich der Jetztzeit zu geben hat. Auf diesen Grundton hat die der Moderne mit vollem Verständnis gegenüberstehende Museumsdirection die diesjährige Winterausstellung zu stimmen gewusst, deren Einzelheiten manches in der Secession Gebotene ergänzen und wiederholt zu einem Vergleiche der Darbietungen beider anregen, bei dem das österreichische Museum und seine Aussteller nicht zu kurz kommen.

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie stellte auch für die Veranstaltung kleinerer Sonder-Ausstellungen bereitwillig seine Räume zur Verfügung. In der ersten Novemberhälfte wurde daselbst die „Zweite Wander-Ausstellung künstlerischer Photographien“ eröffnet, bei welcher man thatsächlich anerkennen musste, dass gar manchen Amateurleistungen ein künstlerischer Zug eigen sei. Besonders lehrreich waren die

Aufschlüsse über die Fortschritte der Technik, die man an den Ausstellungsobjecten vergleichen und studieren konnte. Der Textilsaal wurde einer Ausstellung von Renaissance- und Barockstickereien eingeräumt, unter welchen außer prächtigen Kirchengewändern und einer Cassette mit den Initialen Heinrichs II. von Frankreich und Dianas von Poitiers namentlich vier figurale Stickereien in burgundischer Technik nach einem Umbro-Florentiner des beginnenden 16. Jahrhunderts interessierten.

Auch die Kunstsalons entwickelten eine große Rührigkeit in der Veranstaltung von Sonder-Ausstellungen, welche beim Publicum viel Anklang fanden. Bei Miethke, der eine Sammlung von mehr als 20 Werken des hochbetagten Generals a. D. Jos. v. Berres vorführte, erregte viel Aufsehen und fand großen Beifall der Tscheche Jóža Uprka aus Hroznová Lhota, ein auch im Künstlerhause mit drei Arbeiten vertretenes Mitglied der Manesgruppe. In seinen ausgesprochen impressionistischen Bildern behandelt er auf höchst anziehende Weise Motive aus dem Leben der südmährischen Bevölkerung und ihre namentlich für Costümwirkung ungemein malerischen Typen. Nicht alles ist gleich gelungen; das Gewimmel bunter Farbenflecke gibt nicht durchwegs schon ein gutes, einheitlich geschlossenes Werk. Wer aber irgend einmal vorübergehend oder länger sich in jenen Gegenden aufgehalten hat, die das Arbeitsgebiet Uprka's bilden, wird der Farbenfreude des Künstlers das Zeugnis nicht versagen können, dass er ebenso treu als stimmungsvoll zu beobachten weiß. Als ein bereits mehr ausgereiftes Talent, das Treffliches erhoffen lässt, stellte sich darauf bei Miethke ein zweiter tschechischer Maler, Wenzel Radimsky, mit nahezu 100 Bildern vor. Er liebt Sonne, Licht und warme duftige Töne; an Wasserläufen findet sein geschultes Auge reizende Stellen. Die Pracht des wilden Mohns fesselt ihn ebenso wie der Wellenschlag bei drohendem Gewitter. Den Farbenwerten der untergehenden Sonne im Sumpfe weiß er in gleicher Weise wie jenen des aufgehenden Mondes gerecht zu werden; das flirrt und flimmert ganz köstlich. „Im Dorfgarten" zeigt feinfühligen Sinn fürs Idyllische, „Nachmittagsschatten" volle Beherrschung schlicht großzügiger Linien. Leicht und anmuthig tanzen die Reflexe auf den Wasserflächen, die den Künstler immer aufs neue anziehen. Der Normandie, deren Dorf und Bauernhof ihn interessieren, dankt er manch schönes Motiv. Selbst Rübenfelder und Rübenhaufen gewinnen unter Radimsky's Pinsel bestimmte Reize. Seine Arbeiten beherrschen ein ziemlich ausgedehntes Stoffgebiet mit Sicherheit, vernachlässigen nicht die Zeichnung und halten sich bei allem Zusammenhange mit der Moderne in Motiv und Farbe frei von effecthaschenden Extravaganzen. Was er gesehen, gestaltet er mit viel Geschmack und Verve zu überwiegend guten Gemälden.

Seine Art ist ruhiger und ausgeglichener als die ab und zu etwas ungeberdige Uprka's, ohne dass man ihr Temperament absprechen kann. — Der Kunstsalon Pisko hat schon durch die sehenswerte Neuausstattung, welche unter Friedrich Otto Schmidt's Leitung im modernen Wiener Decorationsstile durchgeführt wurde, eine erhöhte Anziehungskraft gewonnen. Hier vermittelte zunächst eine neue Collection von Original-Zeichnungen aus dem „Simplicissimus" viel Köstliches, Eigenartiges und Geistreiches, dem man sich gern mit viel Behagen hingibt, selbst wenn man sich für den Grad der Bissigkeit des modernen Witzes nicht ganz erwärmen kann. Echt deutscher Humor, ein unerbittlicher Ernst und scharfe Beobachtungsgabe, der herbe Wahrheit gut ansteht, reichen einander in diesen oft eines wirklich poetischen Zuges nicht entbehrenden Schöpfungen die Hand; es ist eine nicht bloß in Verzerrung der Linien und menschlicher Schwachheiten oder Fehler arbeitende Kunst, sondern weit mehr geistreiche Beweglichkeit und Natürlichkeit. Gleichzeitig mit dieser Collection erschien bei Pisko eine Anzahl von Bildern des tschechischen Malers Ant. Hudeček in Prag, der ebenfalls zur Manesgruppe zählt und auch im Künstlerhause zwei recht anziehende Stücke ausgestellt hat. Er ist eine weiche, feinem Stimmungsreize zuneigende Natur, die sich mitunter schwärmerischer Schwermuth hingibt und wirklich poetisch werden kann; wie zart bringt er manchmal die Farbe in den Dienst der Empfindung! Weniger aufdringlich als Uprka verzichtet er auf die nicht immer gut wirkende Hervorkehrung rassentypischer Sonderheit und bekundet auch dadurch im Vergleiche zu manchem seiner Connationalen, denen es mehr auf letztere als auf wahre Kunst ankommt, seinen überlegenen Geschmack. In der zweiten Novemberhälfte stellte im Salon Pisko der in Berlin sich weiterbildende Zumbuschschüler Alexander Jaray, ein begabter, junger Bildhauer, eine Reihe seiner Arbeiten aus, an denen man gern eine Menge gefälliger Einzelheiten wahrnahm; aus allem erhellt eine unleugbare Begabung und Findigkeit für ein plastisch wirksames Motiv. Aber es fehlt dem Künstler noch an Vertiefung, so dass sich derzeit auch nicht ein einziges seiner Werke als vollständig gelungen bezeichnen läſst. Nach diesen Darbietungen brachte der Kunstsalon Pisko die Collectiv-Ausstellungen von Franz von Pausinger und A. L. Mielich, die sich eines zahlreichen Besuches auch aus den höchsten Kreisen der Residenz erfreuten.

Mit diesen Ausstellungen der beiden bekanntesten Kunstsalons ist die Ausstellungszahl noch nicht voll. Von anderen Ausstellungs-Unternehmungen sei genannt die am 16. November eröffnete Ausstellung des Albrecht-Dürer-Vereines oder die zur Weihnachtszeit von der Kunsthandlung S. Kende veranstaltete Gemälde-Ausstellung im Schönbrunnerhause, die Werke von Alt, Gauermann, Lenbach, Waldmüller u. a. umfasste

Die Weihnachts-Ausstellungen des Wiener Kunstgewerbevereines, der Wiener Schlossergenossenschaft und der bosnischen Kunstgewerbe vervollständigten den Überblick über die kunstgewerblichen Leistungen. Die Erzeugnisse der kunstgewerblichen Ateliers von Sarajewo, Foca und Livno fanden hierorts ebenso viel freundliche Anerkennung als bei der Pariser Weltausstellung.

Mit einer ganz auffälligen, aber nur anerkennenswerten Regsamkeit haben sich an einigen der besprochenen Ausstellungen tschechische Künstler — einmal in einer geschlossenen Gruppe, dreimal mit Entfaltung ihres Sonderwerkes — betheiligt. Ihre Werke sind ein neues Zeugnis des großen kulturellen Wetteifers ihrer Nation und zeigen mehr als einmal ein sehr achtbares, wenn auch nicht gerade etwas Außergewöhnliches leistendes Können. Aus ihnen lernt man mehrere recht tüchtige tschechische Künstler, aber noch nicht eine tschechische Kunst kennen, deren Eigenart und Ideenreichthum aus dem Fühlen und Denken des Volkes selbst emporquillt und von hochbegabten Meistern desselben in seiner sonst nirgends wiederbegegnenden Weise mit genialem Griffe in unvergänglichen Werken festgehalten wird. Für eine solche reichen auch die Ansätze Uprka's mit allen Werken von Brozik, Hynais u. a. lange nicht aus. Aber manche Einzelheit der uns hier zugänglich gewordenen Schöpfungen tschechischer Künstler hat unstreitig rassentypische Reize von Interesse, die viel Beachtung gefunden haben.

Die letzten Monate des 19. Jahrhunderts haben der Reichshauptstadt eine wesentliche Vermehrung ihres Denkmälerschmuckes gebracht. Am 20. October wurde an der Seitenfaçade des Künstlerhauses in der Dumbastraße gegenüber dem Musikvereinsgebäude das überlebensgroße Marmorstandbild des Leonardo da Vinci aufgestellt, das Ed. von Hofmann auf Kosten des Unterrichtsministeriums mit Berücksichtigung besonderer Eigenthümlichkeiten des Meisters glücklich löste. Während das Denkmal in seiner innigen Verbindung mit dem Bauwerke sich nicht selbständig geltend macht, sondern in einen bestimmten Rahmen einfügt, gewähren drei andere als Freistandbilder bestimmten Punkten Wiens erhöhten Reiz. Mit dem am 15. December enthüllten Goethedenkmale, einem wirklich hervorragenden Werke Meister Hellmer's, löste die Kaiserstadt an der Donau immerhin spät ihre Dankesschuld gegen den großen Dichterfürsten ein, an dessen unsterblichen Schöpfungen Tausende ihrer Einwohner im Laufe des Jahrhunderts sich gebildet und erhoben haben. Dem rührigen Wiener Goethe-Verein ist die Vollendung dieser künstlerischen Unternehmung auf einem besonderen Ehrenblatte zu verzeichnen. Hellmer's Goethe hält sehr taktvoll die Mitte zwischen geschichtlich treuer, realistischer Auffassung und idealisierender Behandlung. Behaglich sitzt der in einfachen Schoßrock gekleidete Dichter in

einem breiten Stuhle, auf dessen Lehnen die Arme mit den lässig herabhängenden Händen leicht aufruhen. Dem Ganzen ist ebensoviel Ruhe als Hoheit eigen. Den besonders im Profil wirksamen schönen Kopf zeichnet edler Ausdruck aus, der sinnender Betrachtung glücklich angepasst erscheint. Der Bequemlichkeit des Beschauers kam der Meister dadurch entgegen, dass er das Denkmal ziemlich niedrig stellte und den Sitzenden in einen bequemeren Sehwinkel der vor dem Monumente Stehenden rückte, als es sonst bei der Denkmalsaufstellung üblich war. Gerade daraus spricht die Feinfühligkeit des Künstlers, der sich dessen bewusst ist, dass das gewaltsam über die Augenlinie des Beschauers hoch hinaufgerückte Denkmal eines Sitzenden in solcher Aufstellung viel verlieren muss, weil der vor ihm Stehende dem hoch oben Thronenden nicht ungezwungen ins Auge blicken kann. Hellmer bringt mit künstlerisch genialer Berechnung uns seinen Goethe dadurch näher, dass er von der sonst eingehaltenen Aufstellungsgepflogenheit abgeht und mit Glück einen neuen Grundsatz der Denkmalsaufstellung zur That macht. Dagegen wird sich darüber streiten lassen, ob die Aufstellung des Goethedenkmales nicht durch ein Zurücktreten auf das hinter ihm liegende Plätzchen, das für ein Denkmal wie geschaffen ist, an intimen Reizen gewonnen hätte, indem es durch einen Zug des An- und Einschmeichelns unmittelbarste Fühlung mit der künstlerisch wirksamst ausnutzbaren Umgebung gewinnen musste, von der es durch das Hineinschieben in die Ringstraße eigentlich losgelöst ist. — Die künstlerische Verwertbarkeit eines solch köstlichen, an sich unscheinbaren Fleckchens ist voll ausgenützt bei der Aufstellung des am 17. December enthüllten Gutenbergdenkmals, das für den gemüthlichen kleinen Platz des „Lugeck“ wirklich wie geschaffen erscheint. Hans Bitterlich hat mit diesem Denkmale ein Werk vollendet, das gleich dem Goethedenkmale Wien zur Zierde gereicht; er wählte für die Statue des aufrecht Stehenden, an welchem das Auge emporgleitet, ein hohes Postament. Die Linke ruht auf einer Druckerpresse, der weltbewegenden Erfindung des großen Mannes, der mit leicht gesenktem Haupte der Verwertung und Ausgestaltung seines genialen Gedankens nachzusinnen scheint. Schlichte Vornehmheit der würdigen Erscheinung, leichter, in großen Linien gehaltener Faltenwurf der Gewandung, breite Behandlung des traditionell lang herabwallenden Bartes zeichnen das vortreffliche Werk aus. Die ungemein zart modellierten Sockelreliefs, welche die Bedeutung der That Gutenbergs symbolisch andeuten, verrathen ebenso eigenartige Empfindung wie taktvoll unaufdringliche Ausführung, die von der Hauptsache nicht zu sehr abzieht. Trotz alles Festhaltens an der conventionell gewordenen äußeren Erscheinung Gutenberg's liegt auch der Hauch der Moderne im guten Sinne des Wortes über dem höchst wirkungsvollen Standbilde. —

Goethe und Gutenberg hat sich in der Zahl der öffentlichen Denkmäler Wiens nur wenige Tage später eine Schöpfung moderner Plastik in Arthur Straßer's „Marc Anton" angeschlossen. Dieses im Staatsauftrage gegossene Broncewerk, dessen definitive Aufstellung im Zusammenhange mit der zu erbauenden „modernen Galerie" — innerhalb derselben oder in ihrer nächsten Umgebung — geplant ist, fand vorläufig auf einem meterhohen Ziegelpostament neben dem Secessionsgebäude einen Ruheplatz. Die Längsaxe des Werkes steht senkrecht auf der Seitenfront des Hauses. Indem man aus der Noth eine Tugend machte, hat man hier zum erstenmale den Grundsatz verwirklicht, hervorragende Sculpturen als Schmuckstücke eines Stadtbildes zur öffentlichen Aufstellung zu bringen, ohne sich an einen bestimmten politischen oder bürgerlichen Denkmalszweck zu binden. Man muss diesen Ausweg doppelt freudig begrüßen, weil er Gelegenheit bot, durch ein wirklich sehenswertes Werk moderner Plastik unsere Residenzstadt zu verschönern und dasselbe gleichzeitig vor dem traurigen Schicksale bewahrte, an irgendeinem schwer zugänglichen Aufbewahrungsorte der erlösenden Vollendung der „modernen Galerie" harren und eine mehrjährige Gefangenschaft über sich ergehen lassen zu müssen. Wenn auch kaum in der vom Meister selbst geplanten Weise, so kommt doch die Straßer-Schöpfung jetzt schon frei und mächtig zur Wirkung und trägt bereits das Ihre zur künstlerischen Ausbildung der Wiener Stadtphysiognomie bei.

Ein anderes Werk der Plastik hat eben das für die Ausführung wichtigste Vorstadium durchlaufen. Unter den Entwürfen, welche für die Errichtung eines Mozartbrunnens im vierten Bezirke eingereicht wurden, errang den ersten Preis jener des Bildhauers Karl Wollek und des Architekten Otto Schönthal, den zweiten und dritten die Entwürfe der Bildhauer Jos. Breitner und Leopold Scholz; vollständig befriedigende Lösung bietet eigentlich keiner derselben. Fast gleichzeitig erfolgte die Ausschreibung eines anderen Wettbewerbes, nämlich für die Herstellung einer allegorischen Gruppe aus wetterbeständigem Materiale vor dem anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers errichteten und darnach benannten Kinderspitale. Die plastische Ausschmückung des Parlamentsgebäudes, dessen Rampe durch die Aufstellung des Figurenschmuckes im abgelaufenen Jahre die nothwendige Belebung erhielt, soll nach einem Beschlusse des Ministeriums des Innern fortgesetzt werden. Die Bildhauer Karl Schwerzek, Richard Kauffungen, Eduard v. Hoffmann, Josef Beyer, Hugo Härdtl, Franz Koch, Arthur Kaan und Josef Lax wurden mit der Ausführung von Skizzen für Statuen des Lykurg, Solon, Themistokles, Aristides, Sophokles, Sokrates, Perikles und Demosthenes für den Sitzungssaal des Herren-

hauses betraut. Numa Pompilius, Cincinatus, Qu. Fabius Maximus, Cato, Cajus Gracchus, Cicero, Manlius Torquatus, Augustus, Seneca, Constantin sollen den Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses schmücken und von Emerich Swoboda, Jos. Kassin, Th. Charlemont, Hans Bitterlich, St. Lewandowski, Karl Sterrer, Wilh. Seib, Anton Brenek, Schwartz und Joh. Scherpe ausgeführt werden. Außerdem sind für die beiden Giebel der großen Säulenhalle die Darstellungen der „Vaterlandsliebe" und „Einigkeit" und als ausführende Meister derselben Hugo Härdtl und Karl Sterrer in Aussicht genommen. Wien erweist sich nach den Erscheinungen des letzten Vierteljahres immer noch als ein Boden, auf welchem der Monumentalplastik auch heute noch manch dankbare Aufgabe harrt. Von den Schöpfungen der Wiener Medailleurkunst sei besonders die von A. Scharff ausgeführte große goldene Medaille erwähnt, welche die Verfassungspartei des Herrenhauses ihrem Senior dem Geheimen Rath Dr. Ignaz Edlen v. Plener anlässlich der Vollendung seines 90. Lebensjahres überreichte; an ihr wird die wunderbare Naturtreue und Lebendigkeit des im Profil genommenen Kopfes gerühmt.

Viele Glückwünsche und Sympathiebeweise weiter Kreise nahm Prof. v. Zumbusch an seinem 70. Geburtstage entgegen, zu welchem ihm die gegenwärtigen Schüler aus der Specialschule für Bildhauerei eine kunstvoll in Silber gearbeitete große Plaque mit Widmungsinschrift überreichten. Die Secession widmete ihrem Ehrenpräsidenten Rudolf v. Alt, dem hochbetagten Altmeister der Wiener Künstlerschaft, eine Nummer ihrer Zeitschrift «Ver Sacrum», deren Illustrationen einen interessanten Einblick in die 70jährige Thätigkeit des noch immer rüstig Schaffenden gewähren.

Unter den Vortragsunternehmungen nahm der Vortrag über den „Begriff des Modernen in der Kunst", den Hofrath Dr. Max Burckhard am 18. November im Bösendorfer-Saale hielt, auf eine Menge actueller Fragen des modernen Kunstlebens Bezug. So geistreich derselbe im Aufbaue und in der Ausführung war, fehlte doch mancher Einzelheit die scharf umrissene Prägung; immerhin brachte vieles Vielen die gewünschte Aufklärung und weitergreifende Anregung.

Die Herausgabe der neuen Zwanzig-Kronen-Banknoten hat sowohl die Künstler-Genossenschaft als auch die Vereinigung der bildenden Künstler Österreichs zu einer die Interessen der Kunst wahrenden Stellungnahme veranlasst. Oberbaurath Otto Wagner hat derselben in der am 6. October abgehaltenen Sitzung der ständigen Kunstcommission des Unterrichtsministeriums Ausdruck gegeben und die ganz unkünstlerische Zeichnung der beiden Köpfe sowie die Mängel der coloristischen Ausstattung scharf getadelt. Man wird ihm auch darin beistimmen müssen, dass die Noten

geschmacklos und ihre technische Ausführung, die zum Theil im Auslande erfolgte, mit Recht mehrfach zu beanstanden sei. Dieser öffentliche Tadel hatte zur Folge, dass die österreichisch-ungarische Bank anlässlich der Preisausschreibung zur Erlangung künstlerischer Banknotenentwürfe der Jury eine Anzahl von Künstlern beider Gruppen beizog. Leider wurden dieselben vorübergehend zum Austritte aus dieser Jury dadurch veranlasst, dass einige wichtige Bestimmungen der erwähnten Ausschreibung für Künstler unannehmbar erschienen. Doch erfolgte bald die im Interesse der Sache wünschenswerte Beilegung der Differenzen. Man kann dem Standpunkte, dass eine künstlerisch so regsame Zeit wie die unsere der Herstellung ihrer Wertzeichen die gebürende Beachtung schenke, die Zustimmung nicht versagen. Wie die kunstgeschichtliche Forschung heute aus der Beschaffenheit der Münzen gewisse Schlüsse zieht, die für die Formulierung ihrer Ergebnisse manchmal hohen Wert erlangen, so soll die Gegenwart nicht aus dem Auge verlieren, dass spätere Zeiten einmal einen ähnlichen Standpunkt einnehmen und sich staunend fragen können, wie eine neuen Zielen zustrebende Kunst sich nicht auch das Recht auf Beachtung bei der Anfertigung ihrer Wertzeichen zu wahren wusste. In der Behandlung dieser Frage waren die Hauptgruppen der Wiener Künstlerschaft solidarisch. Umsomehr überraschte es, als anlässlich der Neuwahlen in der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens der Austritt des derselben angehörigen Künstlerbundes „Hagen“ erfolgte. Hoffentlich gelingt es dem Takte des neuen Vorstandes, des k. k. Baurathes Andreas Streit, der dem verdienstvollen Rud. Weyr in der Leitung der Künstler-Genossenschaft gefolgt ist, wieder eine Einigung herbeizuführen. Denn ein weiteres Secessionieren, ein fortschreitender Zerfall der Künstlerschaft Wiens in eine noch größere Anzahl von Sondergruppen wäre aufs tiefste zu beklagen und würde dem Kunstleben der Kaiserstadt an der Donau auf die Dauer durchaus nicht zum Segen gereichen. Jedes berechtigte Neue muss soviel Kraft in sich haben, alle, die es ehrlich mit der Kunst meinen, zur Geltendmachung seiner Anschauungen beisammenzuhalten.

Bei dem hohen Stande unserer kunstgewerblichen Production, welche die zusehends innigere Fühlungsnahme mit der großen Kunst adelt und fördert, ist die in den Kreisen der Wiener Kunstgewerbetreibenden heranreifende Idee vollauf verständlich, eine Reihe von Sonder-Ausstellungen des österreichischen Kunstgewerbes während der nächsten Jahre in den bedeutendsten Städten Europas zu veranstalten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass die Durchführung dieses weit aussehenden Projectes der Entwicklung des österreichischen Kunstgewerbes zum Segen gereichen kann. In voller Erkenntnis der hohen Bedeutung, welche eine glückliche Ver-

wirklichung dieses vortrefflichen Planes für eine neuerliche Blüte unserer kunstgewerblichen Production haben muss, ist das Handelsministerium im Vereine mit allen an der Lösung der Frage gleich interessierten Factoren bereits der Angelegenheit vorberathend näher getreten. Es wurde beschlossen, im Jahre 1902 die erste Sonder-Ausstellung des österreichischen Kunstgewerbes in London zu veranstalten.

Die Wende des Jahrhunderts findet das Wiener Kunstleben in recht bewegtem Flusse. Schöpfungen fremder und einheimischer Meister, der modernen wie einer mehr conservativen Richtung, künstlerische Unternehmungen verschiedener Art vereinen sich zur Hebung des allgemeinen Interesses am Schönen. Mögen im neuen Jahrhunderte alle Kräfte zu neuem Aufschwunge der Kunst in Wien zusammenstehen!

Ein rauschendtiefer Bronnen —

Von Franz Eichert.

Ein rauschendtiefer Bronnen,
Erquillt mein singend' Herz
Voll tausend, tausend Wonnen,
Voll tiefem, tiefem Schmerz.

Viel tausend Quellen blinken,
Zum Meer nur eine zieht.
Viel tausend Wonnen winken, —
Nur eine wird zum Lied.

Ein Märchen aus dem Ruthenischen.

Von **Albertine Ilg.**

Sagt das weiße Mädchen in dem fieberheißen Bettchen: „Liebe Mutter, heute Nacht noch werd' ich sterben, werden Rosmarin die Mädchen streuen mir zu Häupten und zu Füßen und mir winden um das Kreuz in meinen Händen." Sagt die Mutter: „Närrchen, Rosen werdet ihr selband im Sommer winden." Spricht's und neigt das Antlitz vor dem Blick der Tochter. — Sangen d'rauf die Mädchen, als die Sonne hüllte sich aus Morgenwolken, sangen schöne leise Lieder, flochten Rosmarin ums Kreuzlein, sangen: „Fahre wohl, Du junge Schwester." — Kam das Mägdlein d'rauf, das weiße, zu der großen Himmelsthüre: „Mach mir auf, Du gold'ner Engel!" Sah der Engel stehn die reine junge Seele. „Komm herein o Xenia aus dem Dorfe von Bitkowce, aus dem Lande der Ruthenen, — wenn die Seelen irrten, böse Wege, lange Wege, in der Nacht, der schwarzen, müssen wandeln sie als Sühne." Spricht da Xenia aus dem Dorfe: „Freilich weiß ich's, goldner Engel, kennst wohl auch von uns den geiz'gen todten Müller, der das Mehl zu flach gestrichen, mahlen muss und schaffen er des Nachts in seiner einst'gen Mühle, bis das Mehl er tausendfach gemahlen, das er stahl den armen Leuten". Lächelt leis der Engel: „Xenia, weil Du treu gedient der Mutter, sorglich halfst der ältern Schwester, weil Du treu im Denken Deinem Bräutigam, dem fernen, will ich dreimal Dir die Flügel leihen, willst Du niedersteigen zu der Deinen Wohlfahrt!" — Also sang das Mägdlein aus Bitkowce mit den Sphären, Gott lobpreisend, schmückt sich mit des Himmelsgartens Rosen, aber manchmal von der abendgold'nen Wolke lugt es abwärts, was wohl Bräutigam und Mutter treiben!

Als im Lande der Ruthenen sie zu Grab gebracht das weiße Mägdlein, Mohn zu streuen rasch beginnt die Schwester, dass sie nachts nicht büßend wandeln müsste. Sprach die Mutter: „Lass das Tochter, Xenia's reine Seele wird Dir nie des Nachts erscheinen." Spielt das Kind der Schwester einst am Fluss im Dorfe von Bitkowce, nah' der Mühle, die des Nachts auch mahlet, blühen weiße Blüthendolden, nah o nah dem schlummerstillen Spiegel, — denkt das kleine Mägdlein: „Will mich zieren mit den Blumen, und im Wasser schauen sie im dunkeln Haar mir." Beugt sich tief das Kind und tiefer — streckt die Nixe aus die grünen Arme: „Schönes Mägdlein, nahmst mir Blüten,

musst mir nun im Perlenschlosse strählen meine rothen Flechten all' die Jahre, da die Mutter oben um Dich trauert." Schlingt den Arm um's Mädchen, — sprach der Engel, der vom Himmel kam geflogen: „Grüne Nixe, lass das Kind Du meiner Schwester, weichen muss der Macht, die ich vom Himmel bringe, Deiner Fluthen kalte Tücke." Sinkt das Nixlein, dass es gurgelt, und das Kind enteilt zur Mutter; „Engel stieg für mich hernieder."

Kam die Flamm' zum Wald gegangen, hatt' aus einer Pfeife sich ins dürre Laub geschlichen, kam zum Wald mit Riesenschritten, Feueraugen und der pfeifend hellen Stimme: „Musst ein lustig' Tänzlein wagen." Bog der Wald sich todt in Gluten, schüttelt wild das Haupt, das alte, will entflieh'n der rothen Dirne, legt sie fester noch um ihn den Arm, und mit dem andern greift sie kichernd nach dem Thurm der Kirche, darein zu Bitkowce beten fromme Seelen. Greift auf's Dach von Haus und Scheuer leis' und sachte, dass die Schläfer unter ihm nicht hören, wie der Tod schon wetzt die Sense. Klopft's an's Fensterlein, das kleine: „Mutter!" — Fährt vom Schlafe auf die Alte: „War das nicht wie einst gepocht hat Xenia?" Einen weißen Flügel sieht sie strahlen durch das Meer von rothen Fluten. „Feuer, auf, das Leben rettet!"

Fern dem Dorfe von Bitkowce dehnt sich weit ein Feld voll Ginster. Geister wohnen in den grauen Büschen. Ei, die schauen todte Leiber und gefall'ne Pferde, und sie hören wilde Zwiesprach, donnergleiches Schlachtentoben, lauten Fluch und leises Beten. Seh'n sich an die Ginstergeistchen. „Warum liegt da einer roth im Blute?" Angstschweiß perlt ihm auf der fahlen Stirn und Wange, mühvoll will die Hand, die ganz zerschoss'ne, betend falten sich mit der gesunden, wie im fernen Dorfe von Bitkowce es alltäglich that der Knab' und Jüngling, wie's der Miska that im wehen Schmerze, als vom Dorf ihm kam die Kunde, dass die Xenia ihm gestorben. Hat sich oft gewünscht, sie mög' ihm kommen als Vampyr, als Trude, hätt' sie gern auch so geschaut nur einmal! Doch die Xenia starb ja rein von Sünde. Hätt' der Miska Xenia nie vergessen in der sündenvollen Großstadt, müsst' er heute nicht verzweifeln, dass ihm Gott auch ein Erbarmer, Richter nicht nur! Hebt der Sterbende die Rechte: „Herr und Heiland, darf ich büßen all' mein Fehle, o dann sende mir die Xenia, dass sie falte mir die Hände, wie es mich gelehrt die Mutter in dem Dorfe von Bitkowce!" Geht ein Rauschen durch die Lüfte wie des Aveglöckleins Klingen, sank herab ein weißer Engel, neigt sich über Miska mit den gold'nen Flügeln, faltet ihm die todesstarren Hände: „Miska! Xenia sendet Dir herab der Heiland, führet Dich zu Seinem Throne, wollen dort selbander beten wie dereinst im Dorfe von Bitkowce."

Rundschau.

Orthographische Ungeheuerlichkeiten in liturgischen Büchern. Unter den «Orationes pro opportunitate sacerdotis ante celebrationem et communionem dicendae» steht an erster Stelle die «Oratio sancti Ambrosii episcopi.» Am Schlusse des auf die dies Dominica entfallenden Theiles derselben werden dem auf die hl. Feier sich vorbereitenden Priester folgende Worte in den Mund gelegt: «Per virtutem tanti mysterii et per manum sancti Angeli tui repelle a me et a cunctis servis tuis durissimum spiritum superbiae et caenodoxiae, invidiae et blasphemiae, fornicationis et immunditiae, dubietatis et diffidentiae». Ich habe die Stelle nach den Pusteter und Kemptner Ausgaben hergesetzt. Man fühlt sich versucht zu fragen, was doch «caenodoxiae» besagen solle. Zunächst denkt man an ein Synonym zu superbiae, wie ja auch die zwei letzten Glieder (fornicationis et immunditiae, dubietatis et diffidentiae) stets den nämlichen Begriff durch zwei Worte ausdrücken. Das zweite Glied (invidiae et blasphemiae) dessen zweiter Bestandtheil analog dem ersten, in Rede stehenden Gliede ebenfalls ein griechisches Wort ist, besteht freilich aus zwei nicht streng synonymen Theilen, so dass auch für das erste kein zwingender Grund vorläge, caenodoxiae als identisch mit superbiae aufzufassen. Gäbe es ein griechisches Wort *καινοδοξία* (bei Josephus Flavius kommt das Verbum *καινοδοξέω* in der Bedeutung „nach Neuerungen streben" vor; das entsprechende Substantiv aber ist nirgends nachweisbar), so müsste es etwa bedeuten „Neuerungsruhmsucht" und wäre somit dem Genus (superbia) eine Species angehängt.

Doch ziehen wir das kleine Mechliner Missale Romanum vom Jahre 1862 zu Rathe. Dieses muthet dem Priester zu, um Abwendung des spiritus superbiae et coenodoxiae zu beten! Ich stehe rathlos da, was ich mir darunter denken soll; ein *κοινοδοξία* können wir ebensowenig als ein gebräuchliches griechisches Wort nachweisen und die entsprechende Bedeutung „gemeinschaftliches Rühmen" könnten wir vollends nicht brauchen. — Doch da fällt mir nachträglich ein, dass in nicht philologischen Kreisen statt caenum (Schmutz) auch oft mit unrichtiger Orthographie coenum geschrieben wird. Wer weiß, ob nicht so mancher Beter gar schon ein griechisch-lateinisches Wort in dem fraglichen caenodoxiae-coenodoxiae gewittert und bei diesem mixtum compositum an ein „Rühmen ob schmutziger Dinge" (vgl. das dritte Glied fornicationis et immunditiae) gedacht hat?

Aber — risum teneatis, amici! — es kommt noch ärger. Das Mechliner Diurnale vom Jahre 1870 hat mit den vorstehenden Lesearten gründlich aufgeräumt und der wohl geistliche Überwacher der Ausgabe hat allerdings bewiesen, dass er wenigstens über das Wort nachgedacht; nur hat er den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben. Man entsetze sich nicht über diesen Ausdruck; er ist vollkommen berechtigt. Oder ist es etwa nicht eine infernalische Insinuation an den Priester, dass er um Hintanhaltung des durissimus spiritus .... xenodochiae „des recht hartnäckigen Geistes der Gastfreundlichkeit" (denn das würde *ξενοδοχία* bedeuten) beten solle?

Das Heilmittel für diese wunde Stelle ist äußerst einfach. Es muss heißen: durissimum spiritum superbiae et cenodoxiae. *Κενοδοξία* bedeutet „eitle Ruhmrederei" und kommt bei Kirchenschriftstellern öfter vor, wie aus jedem größeren Lexikon der griechischen Sprache zu ersehen ist.

Es würde, meine ich, gerade keine Hochfahrt sein, wenn die Verleger der Missalien, Breviere und ähnlicher hieher gehöriger Bücher, beziehungsweise ihre geistlichen Gewährsmänner sich die richtige Orthographie der besprochenen Stelle ad notam nehmen wollten.

Wien. Professor Dr. Michael Gitlbauer.

* * *

An Herrn Ludwig Gall, den Verfasser der im ersten Jahrgang, Heft 2 und 3 der „Kultur" erschienenen Studie über „Walter Crane", ist ein Schreiben dieses hervorragenden Künstlers und Schriftstellers, ddo. London, 10. März, gelangt, in welchem derselbe in warmen Worten den Dank für die Würdigung seiner Arbeiten auf der kürzlich geschlossenen Wiener Ausstellung seiner Werke, sowie dieser überhaupt ausspricht. Unter anderem sagt der Meister in diesem Briefe:

„Es bereitet mir eine besondere Befriedigung, zu fühlen, dass mein Werk von Männern von Sympathie und Bildung in Ihrem Lande so wohl verstanden und anerkannt wird.

Der beste Lohn, den sich ein Künstler wünschen kann, ist der, dass seine Arbeiten erkannt werden und seine Botschaft eine Heimstätte findet, besonders in anderen Ländern als seinem engeren Vaterlande.

Bleibt doch stets das, was der Künstler erreicht, weit hinter dem zurück, was er anstrebt, und immer erfreulich ist es daher für ihn, zu empfinden, dass er nicht vergeblich an das Urtheil Anderer appelliert hat."

* * *

Im 2. Hefte der „Kultur" (II. Jahrgang) ist ein Aufsatz Jahn's aus der Allgem. Zeitung reproduciert worden, in welchem nachzuweisen versucht wurde, dass „es ein Kirchenfürst, ein Bischof ist, dem wir die Rettung und Fassung dieses herrlichsten Juwels deutscher Dichtung (des Nibelungenliedes) zu danken haben". — Wie viel man von der deutschen Sage, und dass sie sich bis auf unsere Tage erhalten konnte, der (katholischen) Geistlichkeit verdankt, das geht aus der Einleitung hervor, die Richard Kralik seinem „Deutschen Götter- und Heldenbuch" (Allgemeine Bücherei, Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft, Nr. 4—8, Stuttgart und Wien, Jos. Roth) vorausgestellt hat. Es heißt dort (S. 3 ff.) u. a.: „. . . Von einer Gegnerschaft der Kirche gegen die Sage besteht keine Spur. Die Sage war ja von Anfang an christlich; gegen den poetischen Gebrauch der Mythologie herrschte niemals ein Bedenken, wie wir ja aus der Edda und Skalda ersehen. In der That haben sich der Sage am eifrigsten die Mönche, Priester, Bischöfe und Erzbischöfe angenommen. Ohne deren Bemühungen würden wir das meiste verloren geben müssen. Auch die angebliche Abneigung Kaiser Ludwig des Frommen bezieht sich nicht auf die deutschen Heldensagen, sondern auf die heidnischen römischen Classiker, mit denen er in seiner Jugend geplagt worden war. . . . Zu Anfang des 10. Jahrhunderts übersetzt der St. Galler Mönch Ekkehart I. die Rhapsodien von Walther Starkhand ins Lateinische zur Übung. Am Ende desselben Jahrhunderts erinnert sich der Quedlinburger Annalist an die

Lieder von Thiderik von Berne, die er wahrscheinlich als Jüngling bei den Bauern hörte. Damals ließ auch der Bischof Pilgrim von Passau (971—991) die Nibelungenlieder durch seinen Schreiber Meister Konrad aufzeichnen. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts arbeitet der Mönch Ekkehart IV. in St. Gallen den Walther seines Vorgängers aufs neue um. Um 1061 interessiert sich der Erzbischof Siegfried von Mainz für Amalung, Attila und andere Sagengestalten fast mehr als für Augustinus und Gregorius. . . . Gegen 1130 kennt der ‚Pfaffe‘ Lamprecht die Sage von Hilde und dem Wülpenwerder. . . . (Der Hug- und Wolfdietrich) ist uns, wie die Handschriften sagen, durch die Sorge eines Bischofs und einer Äbtissin von Eichstädt erhalten. — Gleichzeitig wird auch im Norden der Sagenschatz gesammelt. Nachdem schon Saxo († 1208), der Schreiber des Erzbischofs Absalon von Lund, die ganze Götter- und Heldensage für seine dänische Geschichte ausgiebig benützt hatte, stellt Snorri Sturluson († 1241) in Island die jüngere ‚Edda‘ zusammen. . . . Der isländische Bischof Brynjulf Sveinsson findet 1643 die Handschrift der Edda und erkennt sie in ihrem Wert.“ Und daſs es erst den Bemühungen der Romantiker — Schlegel, Tieck, Görres — gelang, die Schätze der altdeutschen Heldensage dem Volke aufs neue verständlich zu machen (nachdem Bodmer und Myller 1757 und 1782 erfolglose Versuche in dieser Richtung gemacht hatten), daſs es ihrem Bemühen zu danken ist, daſs sich das deutsche Volk seiner vergessenen Schätze aufs neue bewuſst wurde, ist ja allbekannt.

* * *

Die Bibel Peters des Großen. — In dem von ihr herausgegebenen „Frankfurter Bücherfreund“ (1901, Nr. 2) zeigt die Firma Joseph Baer u. Co. in Frankfurt a. M. eine seltene Bibel an, die Peter dem Großen ihre Entstehung verdankt. Dazu gibt sie (nach P. Pekarski, der in seinem Werke „Wissenschaft und Litteratur in Rußland unter Peter dem Großen“, Bd. II, S. 404—408, ausführliche bibliographische Mittheilungen über dieses Bibelwerk bringt) eine Beschreibung, der wir das Folgende entnehmen:

„In den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Czar den Entschluſs gefaſst, die Bibel in holländischer und slavonischer Sprache von den Druckern Johannes van Duren im Haag und Daniel van Leeuwen in Amsterdam herstellen zu lassen, um in seinem Reiche die Erlernung des Holländischen zu fördern. Auf Anordnung des Czaren sollte die ganze Heilige Schrift mit Zugrundelegung einer holländischen Ausgabe in der Weise hergestellt werden, daſs jedes Blatt links den holländischen Text und rechts die slavonische Übersetzung aufnehmen sollte. Die rechte Hälfte der Blätter sollte vorläufig frei bleiben, um in Ruſsland später für die Aufnahme des slavonischen Textes zu dienen. In den Jahren 1717—21 wurde dieses Bibelwerk eifrig gefördert, und im Jahre 1721 konnte der Druck des holländischen Textes zum Abschluſs gebracht werden, der nun in sechs Folianten zur Versendung nach St. Petersburg bereit lag. Das Alte Testament wurde in Amsterdam gedruckt, während das Neue Testament im Haag aus der Officin Joh. van Duren's hervorgieng. Die ungefähr 600 Exemplare umfassende Auflage wurde auf dem Seewege nach Ruſsland befördert, wobei ein Theil der Exemplare durch Wasser stark beschädigt wurde. In St. Petersburg wurde die Sendung, soviel bekannt, im Alexander-Newski-Kloster untergebracht, wo sie ungefähr drei Jahre liegen blieb. Erst im Jahre 1724 sollte dieses so mühsam hergestellte Werk der Vervollständigung näher gebracht werden.

Am 30. August 1724 besuchte der Czar das Alexander-Newski-Kloster und verordnete, dass unverzüglich mit der Ergänzung des Werkes begonnen werden sollte. Demgemäß erhielt der Drucker Gabriel Buschinski den Auftrag, die in Holland zur Hälfte freigelassenen Blätter mit slavonischem Texte zu bedrucken, der in bei weitem kleineren Typen ausgeführt wurde. Wie bereits bemerkt, hatte das Werk beim Transport sehr gelitten, und es musste Buschinski beim Zusammenstellen der Exemplare die unangenehme Wahrnehmung machen, dass ein großer Theil davon defect war. Mit Mühe brachte man vollständige Exemplare zusammen und begann zunächst den Druck des Neuen Testaments in russischer Sprache. Dieser Theil der Arbeit war fast vollendet, als wieder neue Hindernisse in den Weg traten. Der Heilige Synod, die oberste kirchliche Behörde Russlands, erklärte, dass die auf Grund einer protestantischen Bibel bearbeitete Übersetzung nicht mit den Canones der griechisch-orientalischen Kirche vereinbar sei, außerdem sei der Mangel der Apokryphen ein Hauptgrund, den Weiterdruck des Werkes zu sistieren. Die Beschlüsse des Synods fanden die Billigung des Czaren, der Druck wurde eingestellt, und so blieb das Werk Torso. Die Exemplare des Neuen Testamentes mit holländisch-slavonischem Texte sollten vernichtet werden, wanderten aber zum Theil in das Archiv des Synods, wo sie bis zum Jahre 1740 liegen blieben. Um diese Zeit sollte ein Akademiker das noch Erhaltene sichten; dieses unterblieb jedoch, da sich ein des Holländischen mächtiges Mitglied der Akademie damals nicht fand. Später scheint der ganze Vorrath makuliert worden zu sein. Im Jahre 1862 konnte Pekarski nur noch neun vollständige und drei unvollständige Exemplare namhaft machen. Sopikow bemerkt (in seinem „Versuch einer russischen Bibliographie"), dass vor dem Jahre 1812 sich in Moskau drei Exemplare befanden, von denen eines beim Brande Moskaus untergieng. Außerhalb Russlands werden ein Exemplar in der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel und das Exemplar der Bibliothèque Nationale in Paris citiert. Hierzu kommt das oberwähnte Exemplar Jos. Baer's. Es figuriert daselbst mit folgendem Titel:

3083. Het nieuwe | Testament, | ofte | alle boecken des nieuwen verbondts | onses Heeren | Jesu Christi. | Gedruckt door last van | zyn Czaarise Majesteyt | Petrus den Eersten, | Keyser van groot en kleyn Russlandt | enz. enz. enz. | In's Gravenhage | By Johannes van Duren, Boeckverkoper | MDCCXVII | Fol. (39 : 25 cm.). Pbd. (353 statt 450 Bll.) In 2 Columnen mit Versalien gedruckt. 800 Mk.

Das Pariser Exemplar hat Dibdin beschrieben, der es durch Wasser stark beschädigt und zum Theil „in erbärmlichstem Zustande" fand. Dieser Umstand ist es wohl gewesen, der den phantasievollen Bibliographen zu der Annahme verleitete, dass fast die ganze Auflage auf der See untergegangen sei. (Vgl. Dibdin, A bibliographical Tour in France and Germany 1821. II, 258.) In Wahrheit waren nach Ankunft der Sendung in Petersburg noch 543 Exemplare gezählt worden, die allerdings durch das Wasser stark gelitten hatten. Die große Seltenheit des Werkes ist also nicht einem Schiffbruche zuzuschreiben, sondern der geringen Sorgfalt, mit der man die durchnässten Bogen aufbewahrte, und der großen Strenge, mit der der heilige Synod die kleine Auflage mit slavonischem Texte unterdrückte." B. B. B.

* * *

Paul Heyse veröffentlichte im vorigen Jahrgange der „Deutschen Rundschau" seine „Jugenderinnerungen", deren zweites Capitel, „Münchener Anfänge" überschrieben, König Max und das alte München, insbesonders die litterarisch-künst-

lerischen Verhältnisse darstellt. Dabei erzählt der Verfasser auch von Dingelstedt, mit dem er aber „kein freundschaftliches Verhältnis" gewann. „Obwohl er es an äußerlicher Höflichkeit auch mir, dem jüngsten ‚Günstling' gegenüber, nicht fehlen ließ, wußte ich doch, daß er es schwer ertrug, zu den Symposien (König Max') nie hinzugezogen zu werden. Für den König war er nur der Intendant, nicht der Dichter, und seine Person so wenig wie seine Poesie hatten den politischen Nachtwächter bei König Max in Gunst bringen können. Kein Wunder, daß der Monarch, in dessen Wesen nicht ein Hauch von Frivolität war, durch Dingelstedt's zur Schau getragenes Witzeln und Höhnen über mancherlei, was ihm in dem alten München krähwinkelhaft erschien, wie auch durch die vormärzlichen Tendenzen seiner Lyrik abgestoßen wurde. Wer den „langen Franz" näher kannte, wußte, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Die demagogische aber wurde mehr und mehr durch die aristokratische unterjocht. Es wurde der höchste Ehrgeiz dieses Freiheitskämpfers, in seinem Auftreten es jedem hochgebornen Dandy gleichzuthun, und man erzählte sich, daß, schon ehe er geadelt wurde, sein Friseur ihn Herr Baron nennen mußte . . . Trotz all seiner Sünden und Schwächen aber konnte man sich eines mitfühlenden Bedauerns nicht enthalten, daß so viel geistige Vorzüge durch einen haltlosen Charakter um ihre erfreuliche Entfaltung gekommen waren. Die Gattin Dingelstedt's, die ehemalige berühmte Sängerin Jenny Lutzer brachte noch ihrerseits einen Ton ins Haus, der zuweilen stark an die Bohème erinnerte. Ich entsinne mich eines Abends, wo sie uns durch herrlichen Gesang entzückt hatte. Als wir begeistert Beifall klatschten, wandte sie sich von dem Flügel, an dem sie sich sebst begleitet hatte, um, und streckte ihren Gästen die Zunge heraus."

In diesen Äußerungen erblickten die Kinder des Freiherrn v. Dingelstedt Beschimpfungen des Andenkens ihrer Eltern, zogen Paul Heyse und den Herausgeber der „Dtsch. Rdsch.", Jul. Rodenberg, vor dem Schöffengericht in Berlin zur Verantwortung und beschuldigten sie zugleich, daß sie unwahre Thatsachen wider besseres Wissen verbreitet hätten. Vor Gericht wies Heyse jedes egoistische Motiv zurück und bestritt die Absicht der Beleidigung. Als er in seiner „Rückschau" auch von seinem Verhältnis zu Dingelstedt Rechenschaft ablegen wollte, habe er sich der strengsten Objectivität befleißigt und sich bemüht, das Bild dieser so vielfach widerspruchsvollen Persönlichkeit sine ira et studio zu zeichnen. Eine falsche Pietät habe ihn aber nicht verpflichten können, bei dieser Charakteristik die Schattenseiten zu verhehlen. Was die verstorbene Mutter der Kläger betreffe, so habe er die geniale Künstlerin durch die harmlose kleine Erzählung keineswegs verunglimpfen wollen. Das Wort „Bohème" bedeute nur die gesellschaftliche Ungebundenheit, wie sie unter den Mitgliedern des Theaters zu herrschen pflege und die auch der warmblütigen, temperamentvollen Frau anhaftete, ohne ihrer Liebenswürdigkeit Eintrag zu thun. Auch Rodenberg wies den Vorwurf, daß er das Andenken Dingelstedt's hätte beschimpfen wollen, zurück. Er berief sich darauf, daß er in seinen „Heimaterinnerungen" (1882) den ersten litterarischen Kranz auf Dingelstedt's Grab gelegt, von den jetzigen Klägern Zeichen höchster Dankbarkeit erhalten und in „Franz Dingelstedt, Blätter aus seinem Nachlaß mit Randbemerkungen" nicht wenig dazu beigetragen habe, das allgemeine Urtheil über Dingelstedt günstig zu beeinflussen, so daß ihm Erich Schmidt ein selten gewordenes Schriftchen Dingelstedt's mit der Zuschrift: „Dingelstedtii sospitatori" (dem Retter Dingelstedt's) dediciert habe. — Heyse wie Rodenberg wurden denn auch freigesprochen.

In der Buchausgabe seiner „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse", die unlängst bei W. Hertz in Berlin erschienen sind, hat Heyse trotzdem die von den Kindern

Dingelstedt's zumeist beanstandete Stelle, die über deren Mutter, Dingelstedt's Frau, handelte, und ebenso den Passus, dass sich der Dichter schon vor seiner Erhebung in den Adelsstand von seinem Friseur „Herr Baron" nennen ließ, weggelassen.

* * *

Zu dem Aufsatz „Die Physiologie in der Astronomie" in Heft 4 der „Kultur" möchte der Verfasser mehrere ergänzende Bemerkungen anfügen. Zuerst wäre richtig zu stellen:

Fig. 2 und Fig. 3 sind miteinander zu vertauschen; S. 289 Z. 12 v. u. ist auf Fig. 3 hinzuweisen vergessen worden; — S. 281 Z. 15 v. o. ist zu lesen: fast alle; — S. 291 Z. 10 v. u.: als statt für.

S. 284 zu dem zweiten Abschnitt wäre hinzuzusetzen: Da diese Bestimmungen an den Gestirnen gemacht sind, die Sterne aber die Gestalt der Sphäre nicht total bestimmen, so darf man nicht übersehen, dass jene Gestalt nur der Sphäre zukommt, die man sich durch die Sterne gelegt denken kann, nicht dem eigentlichen Himmelsgewölbe. Wie wichtig diese Unterscheidung ist, beweist die Thatsache, dass die Sterne vor dem Himmelsgewölbe zu stehen scheinen, womit ja noch die alte Bezeichnung stellae fixae zusammenhängt.

S. 285 Z. 2 v. o. ist nach Fixsternen einzuschieben: oder auf Lichtbrechung in den Linsen des Fernrohres.

S. 287 ist zu der letzten Anmerkung hinzuzusetzen: Eine ausführlichere Darstellung bei Wundt, Phys. Psych. Leipzig 1880 I. S. 348 ff. Das Gesetz ist übrigens ein Idealgesetz, das in Wirklichkeit stets durch mannigfache äußere und innere Umstände modificiert wird.

S. 291, Anm. zu dem zweiten Abschnitt: Ich weiß wohl, dass die Young-Helmholtz'sche Dreifarbentheorie: roth, grün, violett (besser blau) bei sehr vielen Psychologen von der Hering'schen Theorie (weiß-schwarz, gelb-blau, roth-grün) verdrängt ist; darum soll auch auf den obigen Beweis kein Nachdruck gelegt sein, zumal da andere Gründe entscheidend gegen die physiologische Erklärung Fechner's sprechen. Was die sachliche Berechtigung angeht, so darf man nicht vergessen, dass die Helmholtz'sche Theorie ihren festen Grund in der Physik hat. Selbst wenn wir die Verbesserungen ablehnen, die in neuerer Zeit König und v. Kries an ihr angebracht, um sie physiologisch möglich zu machen, so fällt zu ihren Gunsten doch die Thatsache schwer in die Wagschale, dass sie die Herstellung farbiger Photographien gestattet, wofür die Theorie Hering's bisher noch nichts geleistet hat.

S. 291 ist nach dem zweiten Abschnitt in den Text einzuschieben: Eine äußerst merkwürdige Erscheinung, die sich an ganz einfachen Zeichnungen allerdings leicht demonstrieren läst, in der Natur aber sehr selten vorkommt, ist die Umkehrung der Tiefenverhältnisse. Wenn Luftschiffer in einer gewissen Höhe über der Erde an Stelle einer Wölbung eine kesselförmige Vertiefung unter sich erblickten, so ist das eine Erscheinung dieser Art. Aus dem Gebiete der Astronomie ist mir nur eine einzige derartige bekannt, nämlich die Umkehrung des Mondreliefs. Es wird wenige Astronomen geben, die sich rühmen können, sie gesehen zu haben, da das natürliche Relief gewöhnlich nicht allzu deutlich hervortritt.

Aloys Müller.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien

Die Leo-Gesellschaft 1891—1901.

Von Dr. F. M. Schindler, Wien.

Am 9. Juni 1901 sind zehn Jahre des rechtlichen Bestandes der Leo-Gesellschaft vollendet, deren Statuten am genannten Tage des Jahres 1891 die staatsbehördliche Genehmigung erlangt hatten. Von da bis zur constituierenden Versammlung der neuen Gesellschaft (am 28. Jänner 1892) vergiengen zwar noch einige Monate; doch wurden dieselben von dem vorbereitenden Ausschusse zu Vorarbeiten für die Wirksamkeit der Gesellschaft so gut ausgenützt, dass diese nach ihrer Constituierung sofort an die Verwirklichung mehrerer bedeutungsvoller Aufgaben schreiten konnte. Mit vollem Recht kündigt deshalb die Leo-Gesellschaft die diesjährige Generalversammlung am 9. und 10. Juni zugleich als Feier ihres zehnjährigen Bestandes an, und wir sind in der Lage, heute „Zehn Jahre Leo-Gesellschaft" vor unseren Augen vorüberziehen zu lassen. Sie werden den Erweis erbringen, dass die Leo-Gesellschaft ihre Aufgaben und Ziele in anerkennenswertem Maße schon jetzt erfüllt und sich den vollen Anspruch auf Achtung und Beachtung erworben hat.

Die statutenmäßigen Aufgaben der Leo-Gesellschaft sind so bekannt, dass sie hier kaum mehr erwähnt zu werden brauchen. Mit Ausschluss aller politischen Ziele setzt sich die Gesellschaft den Doppelzweck: die auf dem Boden des Christenthums stehenden Gelehrten und Künstler, zunächst in Österreich, zur gegenseitigen Anregung und zu gemeinschaftlicher Inangriffnahme von Aufgaben der Wissenschaft und Kunst zu verbinden; sodann die Freunde christlich-wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen zu sammeln und auf die vereinte Förderung derselben hinzuleiten. Versammlungen, Veranstaltung und Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Unternehmungen, Einleitung von Vorträgen, Verbreitung zweckentsprechender Schriften, Ausschreibung von Preisen für die Lösung bestimmter wissenschaftlicher und Kunst-Probleme sind die satzungsmäßigen Mittel, welche jenem Doppelzwecke dienen sollen.

Sehen wir nun, bis zu welchem Maße die Leo-Geselschaft nach Ablauf ihrer ersten 10 Lebensjahre die ihr vorgestellten Ziele erreicht, in welchem

Umfange und mit welchem Erfolge sie in dieser Zeit ihre selbstgewählten Mittel zur Anwendung gebracht hat. Daraus werden sich Schlüsse auf ihre Zukunft ziehen und Winke mannigfacher Art für ihre weitere Thätigkeit gewinnen lassen.

Von den katholischen Gelehrten und Künstlern, sowie den Freunden christlicher Wissenschaft und Kunst in Österreich haben sich bereits unerwartet Viele um das Banner der Leo-Gesellschaft geschart; ihre Namenslisten weisen nahezu 2400 Förderer (65), Mitglieder (2030) und Theilnehmer (276) am Schlusse des ersten Decenniums auf, von denen ungefähr 200 auf auswärtige Staaten kommen. Unter den österreichischen Ländern zählt Nieder-Österreich mit Wien allein über 600 Mitglieder und Theilnehmer. Dem österr. Stammlande folgen zunächst die beiden Länder Tirol und Vorarlberg, für welche seit 1892 ein eigener Zweigverein der Leo-Gesellschaft besteht, der rund 450 Mitglieder und Theilnehmer vereinigt; sodann Ober-Österreich, Böhmen, Steiermark u. s. w. Betrachtet man die alljährlich veröffentlichten Mitgliederverzeichnisse vom Gesichtspunkte des Standes und der Lebensstellung der Mitglieder, so fällt vor allem angenehm die ansehnliche Zahl von Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses auf, voran Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I., deren Namen (16) die Listen der Gesellschaft zieren. Der katholische Adel Österreichs ist durch Persönlichkeiten von hervorragendem Ansehen und klangvollem Namen, verhältnismäßig aber doch erst schwach vertreten. Hoch- und Mittelschullehrer bilden einen erheblichen, obschon noch sehr steigerungsfähigen Theil der Mitgliederzahl. Vom Clerus finden sich aus einzelnen Diöcesen, wie zum Beispiel Wien, Brixen, Salzburg, Mitglieder in ansehnlicher Zahl verzeichnet, andere Diöcesen stellen nur erst wenige, einige gar keine. Bisher ist es auch nicht gelungen, durch die Bildung von Diöcesancomités der Leo-Gesellschaft speciell im Clerus die erwünschte ausgreifendere Verbreitung zu verschaffen. Die mehrfach damit gemachten Versuche haben bis jetzt nur in dem Breslauer Antheil Österreichisch-Schlesiens einen theilweisen Erfolg zu verzeichnen. In den gebildeten Laienkreisen zählt die Gesellschaft vielerorts Mitglieder aus den verschiedensten Berufszweigen; dass jedoch hier noch sehr Vieles gethan werden kann, zeigt schon ein Blick in die Liste der Wohnorte der Mitglieder. Sehr erfreulich ist der rasche, stetige und hoffentlich treue Zuwachs, den die Gesellschaft aus den Kreisen der academischen Jugend seit dem Zeitpunkte erhalten hat, wo sie denselben für die Mitgliedschaft besondere Begünstigungen einräumte, die ihrer geringeren materiellen Leistungsfähigkeit entsprechen. Es ist bemerkenswert, dass die vorwiegend slavischen Länder Österreichs mehr durch einzelne hervorragende Namen als durch ansehnliche Ziffern in den Namenslisten der Gesellschaft vertreten erscheinen. Dies gilt nicht nur von den rein slavischen Landestheilen, wo mehrfach

besondere slavische Vereine zur Förderung christlicher Wissenschaft bestehen, sondern auch in auffallender Weise von den deutschen Gebieten derselben, — eine Erscheinung, die nach mehr als einer Richtung zu denken gibt. Alles in allem hat die Leo-Gesellschaft, so anerkennenswert schon jetzt ihre Mitgliederzahl ist, die sie den größten ähnlichen Vereinigungen in anderen katholischen Ländern an die Seite stellt, noch ein fast unermesslich weites Feld vor sich, das ihrer Ausbreitung erst zu erschließen ist.

Für die Verbreitung der Leo-Gesellschaft erwiesen sich größtentheils recht wirksam die Generalversammlungen an verschiedenen Orten der Monarchie außerhalb Wiens. Die Städte Linz, Innsbruck, Salzburg, Graz, Klagenfurt, Meran, Marburg waren nacheinander die Sammelpunkte für die Mitglieder der Leo-Gesellschaft aus den verschiedenen Theilen der Monarchie, und es bot sich die Gelegenheit für immer neue Kreise, der Leo-Gesellschaft und ihren Bestrebungen näher zu treten. Diese Versammlungen förderten auch ganz besonders die in Österreich vorher fast nicht gepflegten persönlichen Beziehungen zwischen den Jüngern und Freunden christlicher Wissenschaft und Kunst in den verschiedenen Ländern und gaben zu mancher litterarischen und freundschaftlichen Verbindung wirkungsvollen Anlass. Nicht minder suchte der Zweigverein für Tirol und Vorarlberg durch seine Generalversammlungen an den Hauptorten beider Länder: Innsbruck, Bregenz, Brixen, Feldkirch die Ziele der Gesellschaft in seinem Vereinsgebiete mehr und mehr bekannt zu machen.

Der rüstig fortschreitenden Ausbreitung der Gesellschaft entspricht die Summe der Geldmittel, welche sie für ihre Zwecke in steigend erhöhtem Maße aufzuwenden in der Lage ist und die in den 10 Jahren zusammen bereits eine Viertelmillion Kronen nicht unbedeutend übersteigen. Dazu hat sie aus einzelnen größeren Zuwendungen und aus den Beiträgen der Förderer und lebenslänglichen Mitglieder einen kleinen Kriegsschatz von 63.000 Kronen bereitgelegt, der als Einsatz für große und außerordentliche Aufgaben dienen kann und dessen Zinsungen schon jetzt dem langjährigen verdienten Zahlmeister der Gesellschaft, Regierungsrath Louis List, das Gleichgewicht der jährlichen Einnahmen und Ausgaben leichter sichern helfen.

Wissenschaft, Litteratur und Kunst sind die Thätigkeitsgebiete, auf deren Pflege, abgesehen von den eigentlichen Verwaltungskosten, die im Durchschnitt der letzten drei Jahre um 30.000 Kronen jährlich betragenden Einnahmen der Leo-Gesellschaft verwendet werden. Diesen Gebieten sind die Arbeiten der Sectionen zugewendet, deren die Gesellschaft jetzt 5 zählt und denen es im Verein mit dem Directorium unmittelbar obliegt, die geistigen Ziele der Gesellschaft zu wahren und deren Erreichung zu fördern. Die Sectionen sind: die philosophisch-theologische unter der Leitung des Domprälaten Dr. H. Zschokke,

Gesellschaft für die Sections- und Rechtswissenschaften, geleitet vom Universitäts-Professor Dr. F. M. Schindler; die Section für Geschichtswissenschaften mit dem Universitäts-Professor Dr. Josef Hirn als Vorstand; die Section für Litteratur mit dem Obmanne Universitäts-Professor Dr. M. Gitlbauer; endlich die jüngst von der Litteratursection losgelöste Section für bildende Kunst unter der Führung des Universitäts-Professors Dr. H. Swoboda. Eine eigene Section für Rechtswissenschaften, die mit den vier zuerst genannten bei Beginn der Leo-Gesellschaft gebildet worden war, konnte als selbständige Abtheilung nicht erhalten werden; sie wurde nach zweijährigem Bestehen mit der Abtheilung für Gesellschaftswissenschaft vereinigt. Die von Anfang geplante Section für Naturwissenschaften zu errichten gelang bisher trotz mehrmaligen Anlaufes noch nicht. Eine Abtheilung für musikalische Kunst mit besonderer Betonung der Kirchenmusik zu bilden wurde vor Kurzem neuerdings angeregt.

Auf dem Gebiete der Wissenschaften sind es zunächst die zahlreichen und theilweise umfassenden Publicationen, welche bei der Übersicht über die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft im ersten Jahrzehnte ihres Bestandes ins Auge fallen. Mit den eben im Drucke befindlichen Schriften zählen wir 87 Bände und Bändchen wissenschaftlichen Charakters, von denen 12 allgemein wissenschaftlichen, 6 philosophischen, 14 theologischen, 3 pädagogischen, 19 social- und rechtswissenschaftlichen, 29 geschichtlichen, 1 musikgeschichtlichen, 1 bibliotheks-wissenschaftlichen, 2 naturwissenschaftlichen Inhaltes sind. Weit über die Hälfte dieser Veröffentlichungen erschien als Theil großer fortlaufender Gesammtpublicationen, von welchen zwei: das „Österreichische", seit 1899 „Allgemeine Litteraturblatt" (redigiert von Dr. F. Schnürer, jetzt 10. Band) und die „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Sprache und Litteratur Österreichs und seiner Kronländer" (redigiert von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell, jetzt 8. Band im Erscheinen) bald nach dem Entstehen der Leo-Gesellschaft in Angriff genommen wurden, während die übrigen: „Sociales Wirken der katholischen Kirche in Österreich" (7. Band im Druck), „Vorträge und Abhandlungen" herausgegeben von der Leo-Gesellschaft (14. u. 15. Heft im Druck) „Apologetische Studien" (4 Bände), „Katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild" (redigiert von Dr. P. M. Baumgarten, 3. Band im Erscheinen), „Commentar zu den Büchern des Alten Testamentes" (geleitet von Dr. B. Schäfer, 2. u. 3. Band im Druck), „Die Kultur" (redigiert von Dr. F. Schnürer, 2. Band im Erscheinen) nach und nach folgten.

Beachtenswert erscheinen beim Überblick über die wissenschaftlichen Publicationen der Leo-Gesellschaft zwei Thatsachen: die verhältnismäßig große

Zahl von österreichischen Schriftstellern, deren Namen in diesen Veröffentlichungen zum erstenmale erscheinen — ein Zeichen, dass es der Gesellschaft schon jetzt gelungen ist, die christlich-wissenschaftlichen Kräfte Österreichs in ansehnlichem Maße zu wecken; ferner die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche, abgesehen von den eigentlichen periodischen Publicationen („Allg. Litteraturblatt" und „Die Kultur"), in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft behandelt werden, — ein Beweis für die vielseitige Anregung, welche dem geistigen Leben in Österreich zu geben ihr schon bislang vergönnt war. Hingegen mag auf die auch anderswo wahrgenommene Erscheinung hingewiesen sein, dass allgemeine Einladungen zur Behandlung von wissenschaftlichen Problemen, selbst wenn besondere Honorare in Aussicht gestellt wurden, nur ausnahmsweise Erfolge hatten.

Eine mehr auf wissenschaftliche Zukunftserfolge berechnete Bethätigung der Leo-Gesellschaft und ihres Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg, die in immerhin bedeutendem Maße geübt wurde, bestand in der Unterstützung junger christlicher Gelehrten und Forscher zu Studienreisen und archivalischen Forschungen. Eine dieser Unterstützungen führte zu dem Plane, die Rechnungsbücher der Apostolischen Kammer aus der avignonesischen Zeit, eine namentlich für die Kultur und Sittengeschichte jener Periode wichtige Quelle, im Verein mit der Görresgesellschaft zu veröffentlichen, ein Plan, an dessen Verwirklichung bereits von Seiten beider Gesellschaften gearbeitet wird. Damit stellte sich die Leo-Gesellschaft in die Reihe jener Körperschaften, welche die noch ungehobenen Schätze der römischen, namentlich der vatikanischen Archive zu heben und für die Geschichte fruchtbar zu machen anstreben.

Eine ungemein reiche Thätigkeit entfaltete die Gesellschaft Jahr um Jahr ihres Bestehens durch Veranstaltung wissenschaftlicher Vorträge und Vortragscyklen. Bei den Generalversammlungen und in den zahlreichen Sectionssitzungen wurden fachwissenschaftliche Vorträge aller Art gehalten, von denen ein namhafter Theil außerhalb der Publicationen der Leo-Gesellschaft veröffentlicht wurde. Daran schlossen sich durch mehrere Jahre öffentliche apologetische und gemischte Vortragscyklen in Wien und Innsbruck, sowie in den letzten drei Jahren akademische Vorträge für Damen in Wien, endlich seit fünf Jahren regelmäßige Vorträge an den Montagsabenden der Gesellschaft in Wien.

Auf den Gebieten der Litteratur und Kunst sind es wieder zuerst die Publicationen, die Erwähnung verdienen. Wir zählen in der schönen Litteratur 9 größere und 46 kleinere, im Gebiete der Kunst 4 größere und 3 kleinere Veröffentlichungen. Von jenen sei zunächst auf die „Allgemeine Bücherei" hingewiesen, die in ihren 2 Serien (die 1. redigiert von Dr. M. Gitlbauer,

die 2. von Dr. F. Schnürer) Neues und Altes vorzüglich aus den Dichtungen der verschiedensten Völker und Zeiten für Haus und Schule bietet. Die Kralik'schen „Mysterien von der Geburt dem Leben und Leiden des Heilands" gaben den Anstoß zur Durchführung der Mysterienspiele, welche die Leo-Gesellschaft durch drei Jahre in Wien selbst veranstaltete und die seither an vielen Orten Nachahmung fanden. Auf sie ist auch die erste Anregung zu den großen Calderon'schen Festspielen zurückzuführen, welche im Arkadenhof des neuen Wiener Rathhauses unter der Ägyde der Leo-Gesellschaft durchgeführt wurden, wie auch die mehrmaligen Aufführungen des Oratoriums „Christus" von Liszt in Wien von da ihren ersten Ausgang nahmen. Im Gebiete der Kunstpublicationen ragen die unter Leitung Domanig's herausgegebenen „Classischen Andachtsbilder" hervor, deren 3. Serie eben vorbereitet wird. Sie sind bestimmt, zur Hebung einer arg vernachlässigten religiös-populären Kunstgattung beizutragen, indem aus dem Schatze der religiösen Kunst aller christlichen Völker das Beste und der Andacht Förderlichste ausgewählt und mit Benützung aller Fortschritte moderner Reproductionstechnik vervielfältigt, zu möglichst billigem Preise dem Volke dargeboten wird. Seit der jüngsten Zeit ist die Leo-Gesellschaft im Anschluss an eine von ihr angeregte Action des österreichischen Cultusministeriums bestrebt, durch Aussetzung von Preisen für Gegenstände der religiösen bildenden Kunst belebend und fördernd auf dieselbe unmittelbar einzuwirken.

Was hier von der bisherigen Thätigkeit der Leo-Gesellschaft berichtet wurde, betrifft nur wirklich Ausgeführtes, ganz oder theilweise Vollendetes. Daneben wurde Vieles geplant, was der Zeiten Ungunst bis jetzt durchzuführen nicht gestattete; manches Begonnene muſste fallen gelassen werden, weil noch die Kräfte zur Vollendung gebrachen; Anderes wird vorbereitet und harrt erst der Zeit, in welcher es für die Öffentlichkeit reifen soll. Aber auch das schon ganz und halb Vollendete läſst das Auge mit einiger Befriedigung auf den ersten „Zehn Jahren Leo-Gesellschaft" ruhen und gestattet, von ihrer zukünftigen Thätigkeit das Beste zu hoffen, wenn es gelingt, die Wärme und Begeisterung für ihre Ziele wie bisher in den Mitgliedern wach zu erhalten.

Die Leo-Gesellschaft gibt seit ihrem Bestehen in regelmäßig erscheinenden „Jahresberichten" und seit 1896 in zwanglos herausgegebenen „Mittheilungen" ihren Mitgliedern alljährlich vier- bis fünfmal Kunde von dem, was in ihren Sectionen gearbeitet und vorbereitet und unter Leitung des Directoriums ausgeführt wurde. Neben den regelmäßigen Versammlungen erweisen sich diese Berichte als ein vortreffliches Mittel, die Kräfte zusammenzuhalten und Alle für die Arbeiten und Aufgaben der Gesellschaft zu interessieren. In der allen Mitgliedern als „Gabe" zugewendeten Zeitschrift „Die

Kultur" ist überdies ein Organ vorhanden, durch welches ihnen für Verfolgung und Verständnis der wissenschaftlichen und socialen, litterarischen und künstlerischen Fragen der Gegenwart stetige und mannigfache Anregung gemäß den Zielen der Gesellschaft zugeführt wird. Diese Bindemittel werden ihre zusammenschließende Kraft ohne Zweifel auch in Zukunft bewähren und immer zahlreichere Mitglieder zur begeisterten Mitarbeit an dem Wirken einer Gesellschaft bewegen, die sich schon in ihren ersten Lebensjahren der mannigfaltigsten Anerkennung erfreuen durfte.

Eine solche ist zunächst in der fast durchaus günstigen Beurtheilung zu erblicken, welche sowohl die wissenschaftlichen und litterarischen Publicationen als die künstlerischen Unternehmungen der Leo-Gesellschaft von Berufenen bisher erfahren haben. Für mehrere ihrer Publicationen wurde die Gestattung zur Übersetzung in andere Sprachen erbeten, einzelne ihrer Unternehmungen sind zu Vorbildern zahlreicher Nachahmungen geworden. Ihr Wirken gab geradezu Anlass zur Bildung oder Anbahnung ähnlicher Gesellschaften in Österreich und über dessen Grenzen hinaus. Mit den wissenschaftlichen katholischen Gesellschaften Belgiens, Frankreichs, Italiens steht die Leo-Gesellschaft in ehrenden Beziehungen; mit der Deutschländischen Görresgesellschaft ist sie von ihrem ersten Werden an in freundschaftlicher Verbindung, die jüngst auch zur gemeinsamen Inangriffnahme eines großen wissenschaftlichen Unternehmens geführt hat; mit der k. Academie der Wissenschaften in Krakau pflegt sie wie mit anderen gelehrten Körperschaften gegenseitigen Schriftenaustausch. Der Leo-Gesellschaft ist wiederholt das wärmste Lob durch den Stellvertreter Christi auf Erden, Papst Leo XIII., dessen Namen sie trägt, zu Theil geworden.

Es möge ihr gegönnt sein, dieses Lobes und jener Anerkennungen stets würdig zu bleiben und Größeres noch als bisher zu schaffen zu Gottes Ehre, dem zuhöchst Dank und Ehre gebürt für Alles, was Menschenkräfte Gutes und Ersprießliches wirken!

H. St. Chamberlain's Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts.

Eine Kritik.

Von **Albert Ehrhard.**

Unter dem obigen Titel hat Herr Houston Stewart Chamberlain im Jahre 1899 ein von Wien datiertes und dem damaligen Rector unserer Universität, Herrn Hofrath Prof. Dr. Julius Wiesner, dem hochverdienten Physiologen, gewidmetes Buch*) herausgegeben, das bereits die 2. Auflage erlebt hat und das unstreitig zu den hervorragendsten Schriften gehört, die das hinsterbende 19. Jahrhundert theils zur Selbstkritik, theils zur Selbstverherrlichung ins Leben gerufen hat. Mancher, der die tausend eng gedruckten großen Seiten des Buches aufmerksam gelesen hat, wird sogar behaupten, es sei die hervorragendste unter den Schriften fin de siècle, die bisher erschienen sind.

Trotz seiner Ausdehnung ist Chamberlain's Buch nur eine Einleitung zu einer Geschichte des 19. Jahrhunderts, die mit Ungeduld erwartet wird und höchst interessant zu werden verspricht. Der Verfasser hat eben als gründlich gebildeter Mann das Bedürfnis gefühlt, zunächst Klarheit zu gewinnen über die Grundlagen des Jahrhunderts, dessen Leistungen und Mängel er sich zu schildern vorgenommen hatte, und sah sich bei diesem Versuche gezwungen, folgerichtig bis zum ersten Jahre unserer Zeitrechnung zurückzugreifen. Der Aufbau des Werkes ist durchaus klar und übersichtlich. Der erste Theil stellt das Erbe der alten Welt fest, betrachtet sodann die Erben derselben, das Völkerchaos des zum Tode verurtheilten römischen Kaiserreiches, die Juden, und als eigentliche Träger der Zukunft die Germanen, und schildert endlich den Kampf zwischen diesen Erben um Religion, Weltanschauung und Staat bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts, das dem Verfasser als die Entstehungszeit einer neuen Welt erscheint. In dem 2. Theil bestimmt er die Germanen als die Schöpfer dieser neuen Welt und wirft sodann einen Gesammtblick auf die wesentlichen Erscheinungen dieser neuen

*) Das XIX. Jahrhundert. Erster Band: Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts. München 1899, XVI und 1032 S. gr.-8° in zwei Hälften; 2. Aufl. 1900, XVI und 1032 S. — Ich citiere nach der 1. Auflage, da sie fast wörtlich mit der zweiten übereinstimmt. Der Verfasser hat darin nur einige thatsächliche Irrthümer und stilistische Ungleichheiten verbessert.

Kultur selbst, auf die Entdeckungen von Marco Polo bis Galvani, auf die Entwicklung der Wissenschaft von Roger Bacon bis Lavoisier, auf die Industrie von der Einführung des Papieres bis zu Watt's Dampfmaschine, die Wirtschaft vom Lombardischen Städtebund bis zu Robert Owen, dem Begründer der Co-operation, auf Politik und Kirche von der Einführung des Beichtzwanges 1215(!) bis zur französischen Revolution, auf die allmählige Entwicklung der neuen Weltanschauung und der germanischen Religion von Franz von Assisi bis zu Immanuel Kant, endlich auf die germanische Kunst von Giotto bis Goethe. Aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht man zur Genüge, dass der Verfasser es unternommen hat, ein schier unabsehbares Material zu gestalten; dieser Versuch ist ihm dank einer glücklichen Geistesanlage, die überall den Kern der geschichtlichen Erscheinungen herauszuschälen weiß, von seinem Standpunkt aus wirklich gelungen. Es ist allerdings ein durch und durch subjectives Bild, das sich hier unseren Augen entrollt; da jedoch der Verfasser diesen Charakter seiner Betrachtung selbst hervorhebt, so darf er ihm nicht zur Last gelegt werden. Nur hätte Chamberlain das Recht subjectiver Betrachtungsweise nicht so weit übertreiben sollen, dass er sich dazu berechtigt fühlen konnte, die Objectivität als „Lüge" zu brandmarken. Von „objectiven Phrasen" hat allerdings die Welt nichts (S. 647); darf aber der wahre Geschichtsschreiber auch auf „objective Urtheile" so leicht verzichten, wie Chamberlain es thut, ohne Gefahr zu laufen, selbst ein luftiges Phantasiebild statt eines historisch-treuen Gemäldes zu bieten?

Es ist nun nicht meine Absicht, auf Schritt und Tritt den allerdings nicht originellen, aber ungemein anregenden Ausführungen des Verfassers zu folgen. Ich glaube nicht der Einzige zu sein, dem er eine Fülle von Belehrungen gebracht hat. Namentlich ist mir der hohe Wert der Beachtung der verschiedenen Menschenrassen bei dem Studium der Weltgeschichte niemals so klar geworden, als bei der Lectüre dieses Buches. Was er ausführt über die hellenische Kunst und Philosophie, das römische Recht und die Erscheinung Christi, worin er die drei Elemente des Erbes der alten Welt erblickt, ist sehr beachtenswert, wenn auch nicht immer einwandfrei. Das gilt besonders von dem Abschnitt über Christus (S. 189—260), der ein seltsames Gemisch von Dichtung und Wahrheit darstellt und von dem Gedanken beherrscht ist, die Erscheinung Jesu Christi könne ebensogut von jeder ihr innewohnenden übernatürlichen Bedeutung getrennt werden, wie man Physik auf rein materialistischer Grundlage treiben kann und muss, ohne darum zu wähnen, man habe die Metaphysik von ihrem Throne gestürzt (S. 191). Die Schilderung des Völkerchaos im römischen Kaiserreiche, welches er für die theilweise Zerrüttung des Erbes der alten Welt verantwortlich macht, ist in

mancher Beziehung zutreffend. Besonderer Beachtung empfehle ich das Capitel über den Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte, worin die Judenfrage in ihrer modernen Bedeutung leidenschaftslos gewürdigt, eine sehr interessante Erklärung der Entstehung der jüdischen Rasse geboten und eine Würdigung derselben versucht wird, die wohl in den Rassenantisemitismus einmündet, aber sehr lebhaft zum Bewusstsein bringt, welche enorme Gefahren uns von Seite dieses „fremden Volkes" drohen. Das Capitel über den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte ist für die Kenntnisse der Auffassungsweise Chamberlain's grundlegend; noch wichtiger ist aber dafür die Zeichnung des Kampfes um Religion und Staat: ein Stichwort, unter welchem der Verfasser die europäische Geschichte von dem 4.—13. Jahrhundert zusammenfasst. In den erwähnten Capiteln, mit Hinzuziehung des Abschnittes über die Germanen als die Schöpfer der neuen Kultur, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts in die Welt trat, hat Chamberlain seine Grundanschauungen niedergelegt. Der bereits erwähnte geschichtliche Überblick vom 13.—19. Jahrhundert, den er selbst als einen Nothbrückenbau bezeichnet, enthält nichts wesentlich Neues und bildet bloß eine Art Illustration zu den grundsätzlichen Ausführungen der früheren Capitel, indem er den augenscheinlichen Beweis zu führen sucht, dass in diesem Zeitraume von sechs Jahrhunderten die Geschichte in Wirklichkeit den Weg gieng, den sie auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse des concreten Erbes der alten Welt und der specifischen Eigenschaften ihrer Erben selbst gehen musste. Damit will ich jedoch das Verdienst, das in diesem Versuche selbst liegt, das Wissen, die Civilisation und die Kultur von sechs Jahrhunderten in ihren treibenden Kräften und bleibenden Resultaten im Zusammenhange darzustellen, durchaus nicht schmälern.

Chamberlain betont wiederholt, dass er kein Fachgelehrter sei; was er aber nicht betont, dass ist sein immenses Wissen und seine Virtuosität in der Darstellung und inneren Verknüpfung der Kenntnisse, die er den ersten Autoritäten auf den verschiedenartigen Gebieten, die er zu behandeln hatte, entlehnte. Das Buch ist darum in erster Linie als typisches Beispiel der Geschichtsauffassung und der Weltanschauung, die hochgebildete Laien unserer Tage auf Grund der Resultate der philosophischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung im weitesten Sinne des Wortes sich zu bilden veranlasst werden. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet ist sein Buch ungemein lehrreich*), für den Katholiken aber zugleich sehr wenig erfreulich; denn

*) Sehr lehrreich auch in der Richtung, dass es zeigt, welche Fehler gutzumachen, welche Thätigkeit zu entfalten und welche Forderungen an die Vertreter des katholischen Christenthums zu stellen sind, wenn die gebildeten Kreise zumal in Österreich für die katholische Kirche erhalten bleiben, bezw. wiedergewonnen werden sollen. Auf diese Gesichtspunkte werde ich in einem anderen Zusammenhange näher eingehen.

Chamberlain, dem „die wünschenswerte Gabe der Lüge nicht zutheil wurde“ (S. 647), gelangt zu dem Resultate, das er wohl hundertmal klipp und klar ausspricht, die katholische Kirche und das katholische Christenthum sei der eigentliche Feind des germanischen Wissens, der germanischen Civilisation und der germanischen Kultur, unter welcher er die Weltanschauung, die Religion und die Kunst zusammenfasst. Das ist eine harte Anklage, die mich tief ergriffen hat und die nicht verfehlen wird, eine bekannte religiös-politische Bewegung in Österreich mächtig zu fördern; der Heißhunger, mit dem das Buch auf unserer Universitätsbibliothek und, wie der Erfolg des Buches beweist, in ungezählten Familien verschlungen wird, ist ein sicheres Symptom dafür. Chamberlain begnügt sich nämlich nicht damit, die Anklagen zu formulieren; er zieht auch die Folgerungen daraus. Diese Folgerungen gipfeln aber darin, dass die römische Kirche den verhängnisvollsten Einfluss auf die bisherige Entwicklung des Germanenthums ausgeübt habe, dass sie nebst dem Judenthum den dem Germanenthum fremdesten Bestandtheil des Erbes darstelle, das 18 Jahrhunderte dem 19. hinterließen, dass daher alles aufzubieten sei um den Feind, der „in allen Feinden des Germanenthums geborene Verbündete finde“ (S. 645), für die Zukunft unschädlich zu machen. Ich muss auch gestehen, dass die harte Anklage vernichtend wäre, wenn man sie als wissenschaftlich berechtigt anerkennen müsste. Glücklicherweise ist sie nun das keineswegs. Um das nachzuweisen, müsste ein ganzes Buch demjenigen Chamberlain's entgegengestellt werden, und ich wünsche lebhaft, dass dieses Buch geschrieben werde. In diesem Rahmen ist der Versuch naturgemäß undurchführbar. Ich halte mich aber für verpflichtet, wenigstens die Hauptirrthümer Chamberlains als solche aufzudecken.

Dazu gehört zuerst und in erster Linie seine Wahnvorstellung von einer germanischen Religion. Ich stimme der hohen Wertschätzung des Germanenthums, die das ganze Buch wie ein schwarzrothgoldener Faden durchzieht und die sich oft in wahren Dithyramben ausspricht, dem wesentlichen Inhalte nach vollständig zu. Chamberlain hat übrigens dem Begriff „Germane“, dessen specifische geistige Kennzeichen er in der Verbindung persönlichen Freiheitsdranges mit unerschütterlicher Treue zu einem untrennbaren Bunde erblickt, eine so mächtige Erweiterung gegeben, dass dieses Wort die nationalbeschränkte Bedeutung, die ihm gewöhnlich anhaftet, fast ganz verliert und zum Synonym von Homo europaeus wird im Unterschiede von dem stammverwandten Indoeranier, Hellenen und Römer und im Gegensatze znm Homo syriacus und Homo arabicus. Um diesen erweiterten Begriff auszudrücken, hat er sogar ein neues, recht undeutsches Wort geschaffen: der Slavokeltogermane. Offenbar will er damit die wesentliche

geistige Verwandtschaft der neuen Völker ausdrücken, die sich aus dem jugendfrischen Völkerwanderungschaos in Westeuropa herausgebildet haben, im Gegensatze zum hinsterbenden Völkerchaos des römischen Kaiserreiches. So aufgefasst hat das unschöne Wort wenigstens einen wahren Sinn und bedeutet eine gesunde Reaction gegen das radicale Deutschthum der Gegenwart. Der Erweiterung des Begriffes stellt aber unser Verfasser alsobald eine eigenthümliche Beschränkung desselben gegenüber. Die physischen Merkmale des Germanen, den Langschädel, das blonde Haar und die blauen Augen, läſst er nicht als sicheres Kennzeichen desselben gelten; dieses liegt vor allem und wesentlich in seiner geistigen Physiognomie nach Paul de Lagarde's Ausspruch: „Das Deutschthum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüthe." Wir werden gleich sehen, zu welchen Consequenzen diese Beschränkung Chamberlain's führt und nach welcher Richtung sie sich zuspitzt. Es unterliegt nun keinem Zweifel, dass die abendländische Völkergemeinschaft, die das Erbe des römischen Kaisers angetreten hat, — das ist die Trägerin des Keltoslavogermanenthums Chamberlain's, — eine specifische Bildung, eine bestimmte Civilisation und eine eigene Kultur geschaffen hat, und es ist eines der Verdienste unseres Autors, die charakteristischen Züge dieser neuen Kulturwelt im Gegensatze zur indischen, hellenischen und römischen kräftig herausgemeißelt zu haben. Indem er nun aber für die neue germanische Welt auch eine eigene germanische Religion beansprucht, zeigt er zunächst, dass er das Wesen der Religion gänzlich verkennt. Schon der allgemeinste, verschwommenste Begriff der Religion weist gebieterisch über die Grenzen jedes Nationalismus, also auch des germanischen hinaus. Aufgabe der Religion ist es ja doch, den Menschen aus den kleinmenschlichen, realbedingten und naturhaften Verhältnissen hinauszuheben in das Reich des Idealen und Absoluten, worin der Mensch seine wahre Heimat instinktiv sucht nnd wo er allein seine höchsten Güter findet. Das war das Bestreben aller Religionen, deren exacte Kenntnis uns zu erschließen die vergleichende Religionsgeschichte in der Gegenwart emsig beschäftigt ist, mag das Streben in seiner concreten Erscheinung noch so tief im Naturhaften stecken, — und in seinen verschiedenartigen Gebilden noch so weit hinter dem geträumten Ideal zurückgeblieben sein.

Dass wahre Religion erst durch Christus in die Welt getreten sei, erkennt nun Chamberlain selbst an und er hat über die Erscheinung und die Lehre Christi wahrhaft ergreifende Seiten geschrieben. Diese Erscheinung bedeutet ihm, vom welthistorischen Standpunkte aus, nichts weniger als die Erscheinung einer neuen Menschenart; ja er anerkennt die Religion Jesu sogar ausdrücklich als die Religion schlechthin. Damit verwickelt er sich aber in einen Selbstwiderspruch; denn, ist die christliche Religion die absolute

Religion, so hat neben ihr eine germanische Religion keinen Platz. Ein weiterer Widerspruch liegt darin, dass Chamberlain der germanischen Religion, der er das Wort redet, eine wahre Selbständigkeit abspricht, da er sie dennoch wesentlich an das Christenthum binden muss. Mag das nun auch ein „geläutertes" Christenthum sein, das Christenthum Luther's und Kants, für die jetzige Frage ist diese nähere Bestimmung gleichgiltig; denn eine wahrhaft germanische Religion müsste von den Germanen geschaffen worden sein, dürfte daher ihre eigentliche Lebenskraft nicht von außen erhalten. Nun lässt er aber sogar Kant auf Christus hinweisen mit den Worten: „Seht! hier habt ihr eine vollständige Religion! hier erblickt ihr das ewige Beispiel." (S. 943). Und er selbst erklärt die Erscheinung Christi als die alleinzige Grundlage aller sittlichen Kultur (S. 207) und freut sich darüber, dass unsere gesammte Kultur noch unter dem Zeichen des Kreuzes auf Golgatha steht (S. 250).

Wer sich in so bestimmter Weise zum Christenthum bekennt, kann doch unmöglich für die christlichen germanischen Völker eine eigene Religion fordern, sondern nur eine eigene Religiosität. Hätte sich nun Chamberlain auf diese Forderung beschränkt, so könnte ich ihm vollkommen beistimmen. Denn wie alle übrigen psychologischen Anlagen, so besitzt auch die religiöse bei jedem Volke ihre Eigenart, und die Erfahrung beweist, dass auch das Christenthum bei jedem Volke den specifischen psychologischen Ausdruck findet, der mit der ganzen nationalen Physiognomie des betreffenden Volkes übereinstimmt. An einer germanischen Religiosität innerhalb der christlichen Religion kann daher kein Anstoss genommen werden. Sie offenbarte sich wohl niemals in würdigerer, innigerer und herzerquickenderer Weise als zur Zeit der deutschen Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts. Sie kann sich auch heute entfalten, wenn sie auch manchmal zugunsten specifisch nichtdeutscher Frömmigkeitsäußerungen in kurzsichtiger Weise zurückgedrängt wird. Von der römischen Kirche wird ihre Existenzberechtigung auf keinen Fall in Abrede gestellt, und es ist daher von vornherein verfehlt, sie als die Feindin der religiösen Kultur der Germanen hinzustellen. Wenn Chamberlain das thut, so liegt der eigentliche Grund dafür in seinem Religionsbegriff. Bei der näheren Betrachtung desselben wird sich herausstellen, was er eigentlich unter Religion versteht. Hier galt es nur, das Widersinnige und Widerspruchsvolle seiner Forderung einer germanischen Religion, die er zugleich als christliche hinstellt, hervorzuheben.

Eine zweite Grundanschauung Chamberlains, die ebenfalls als irrig bezeichnet werden muss, ist der von ihm behauptete Gegensatz zwischen Universalismus und Nationalismus. Dieser Irrthum ist ebenso verhängnis-

voll wie der erste, denn indem die katholische Kirche als die Trägerin des nationenfeindlichen Universalismus erscheint, das Bestreben der germanischen Völker aber von Anfang an auf die Ausbildung geschlossener nationaler Eigenart gerichtet war, kann die Schlussfolgerung nicht ausbleiben, dass die katholische Kirche die Feindin der germanischen Nation ist, gerade wie der germanischen Religion. Die beiden Gegner charakterisiert Chamberlain in folgender Weise: „Die politische Situation während des ersten Jahrtausends, von Constantin an gerechnet, ist trotz des unübersehbaren Wirrsals der Geschehnisse durchaus deutlich, deutlicher vielleicht als die heutige. Auf der einen Seite die bewusste, wohl durchdachte, aus Erfahrung und aus vorhandenen Verhältnissen entlehnte Vorstellung einer imperial-hieratischen, unnationalen Universalmonarchie, auf Gottes Gebot von den römischen Heiden (unbewusst) vorbereitet, nunmehr in ihrer Göttlichkeit offenbart und daher allumfassend, allgewaltig, unfehlbar, ewig, — auf der anderen Seite die naturnothwendige, durch Rasseninstinkt geforderte Bildung von Nationen seitens der germanischen und der mit Germanen in meinem weiteren Sinne vermischten Völker, zugleich eine unüberwindliche Abneigung ihrerseits gegen alles Beharrende, die stürmische Auflehnung gegen jede Beschränkung der Persönlichkeit. Der Widerspruch war flagrant, der Kampf unausbleiblich" (S. 660).

In diesem Kampfe, so fährt er fort, sei nun Rom auf der ganzen Linie geschlagen worden (S. 676). Trotzdem, behauptet er, sei dieser Kampf in Wahrheit noch heute nicht beendet; denn wenn auch das Princip der Nationen gesiegt habe, die Macht, welche das entgegengesetzte Princip vertritt, habe nie entwaffnet, sei heute in gewisser Beziehung stärker als je, verfüge über eine weit besser disciplinierte, mehr bedingungslos unterworfene Beamtenschar als in irgend einem früheren Jahrhundert, und warte nur auf die Stunde, wo sie rücksichtslos hervortreten kann (S. 669). Chamberlain weiß nun auch Thatsachen und Aussprüche von Päpsten, wie sie ja das Mittelalter in Hülle und Fülle bietet, so geschickt zu combinieren und seine These aussprechen zu lassen, dass man es versteht, wie er in dem Tone der ehrlichsten Überzeugung ausrufen kann: „Ich habe nie verstanden, warum gebildete Katholiken sich bemühen, die Thatsache zu leugnen oder hinweg zu deuten, dass die römische Kirche nicht allein eine Religion, sondern auch ein weltliches Regierungssystem ist, und dass die Kirche als Vertreterin Gottes auf Erden eo ipso in allen Dingen dieser Welt unbeschränkte Herrschaft beanspruchen darf und allezeit beansprucht hat (S. 669) . . . . Wäre ich römischer Katholik, ich würde, weiß Gott, anders Farbe bekennen und mir die Mahnung Leo's XIII. zu Herzen nehmen, dass man nicht wagen solle, Unwahres zu sagen, noch Wahres zu verschweigen. Und die Wahrheit ist,

dass die römische Kirche von Anfang an, also von Constantin an, der sie begründete (!), stets die unbedingte, unbeschränkte Herrschaft über die weltlichen Dinge beansprucht hat" (S. 670). Er fügt hinzu, es sei stets gelehrt worden, dass der Kirche die höchste weltliche wie religiöse Gewalt als einer göttlichen Institution innewohne, und diese Lehre bilde ein so grundlegendes Axiom der römischen Kirche, dass das ganze Gebäude einstürzen müsste, wenn sie je diesen Anspruch im Ernste aufgeben wollte. Ja, er weiß sich für diese Lehre sogar zu begeistern: „Gerade dies ist ja," fährt er fort, „der bewundernswerteste — und sobald er sich in einem schönen Geiste spiegelt — heiligste Gedanke der römischen Kirche. Diese Religion will nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart sorgen, und zwar nicht allein, weil das irdische Leben nach ihrer Meinung für den Einzelnen die Schule des ewigen Lebens bedeutet, sondern weil sie Gott zu Ehren und als Vertreterin Gottes schon diese zeitliche Welt zu einem herrlichen Vorhof der himmlischen gestalten will. Wie der Tridentinische Katechismus sagt: Christi regnum in terris inchoatur, in coelo perficitur: Das Reich Gottes erreicht im Himmel seine Vollendung, doch beginnt es auf Erden. Wie flach muss ein Denken sein, welches die Schönheit und unermessliche Kraft einer derartigen Vorstellung nicht empfindet. Und wahrlich, ich erträume sie mir nicht; dazu besitze ich nicht die Phantasie. Doch ich schlage Augustinus De civitate Dei Buch 20, Cap. 9 auf und lese: »Ecclesia et nunc est regnum Christi regnumque coelorum« (S. 671).

Ich wollte Chamberlain ausgiebig zum Worte kommen lassen, einmal um seine Grundanschauung ungetrübt wiederzugeben, sodann auch um eine Probe seiner Darstellungskunst zu geben.

Wahrlich! er macht seinen Gegnern die Widerlegung nicht leicht, und man begreift es, was er selbst erzählt, dass ein sehr begabter Dominikaner, mit dem er zu discutieren pflegte, einmal in voller Verzweiflung ausrief: Aber Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! Nicht einmal der hl. Thomas von Aquin könnte mit Ihnen fertig werden! (S. 648.) Bei einem Manne, der ein solches Selbstbewusstsein von seiner Stärke besitzt, ist ein Bekehrungsversuch wohl nicht aussichtsreich! Doch hier handelt es sich um die Sache, nicht um die Person! Wenn ich nun zur Widerlegung der mitgetheilten Sätze zu zeigen versuchte, dass Universalismus und Nationalismus in der Geschichte trotzdem keine absoluten Gegensätze sind, weil sie sich auf verschiedenen Feldern bewegen und in irgend einer Form sich in jedem Kulturleben vorfinden, ja das Kulturleben geradezu bedingen, weil alle wahren Kulturaufgaben über das Engnationale hinausstreben und einen universalistischen Charakter nothwendig an sich tragen, so würde Chamberlain solche

Ausführungen, um mit ihm selbst zu sprechen, „als Windeier“ erklären, „gelegt von einer geschichtsphilosophischen Henne“ (S. 662). Und doch kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, dass er sich von mehr als einer geschichtsphilosophischen Henne Windeier in sein Buch hat legen lassen. So sehr er sich nämlich zu wiederholten Malen dagegen sträubt, Geschichtsphilosophie in seinem Buche zu treiben; sein ganzer Abschnitt über den Kampf zwischen Universalismus und Nationalismus gleicht geschichtsphilosophischen Constructionen wie ein Ei dem andern. Das leuchtet sofort ein, wenn man sieht, wie er einen Ausspruch Goethe's, der einmal von der lebendig-beweglichen Individualität schreibt, sie werde sich selbst gewahr „als äußerlich begrenzt, innerlich grenzenlos,“ als eigentlichen Beweis für den behaupteten Gegensatz ganze Seiten hindurch (S. 662—687) in panegyrischer Weise paraphrasiert und daraus das „Gesetz der Begrenzung“ construiert. Daraus mache ich ihm keinen Vorwurf; denn allgemeine Urtheile über eine unabsehbare Summe von Thatsachen und allgemeine Werturtheile über Inhalt, Bedeutung und Tragweite von Thatsachensummen lassen sich eben nur durch die Geschichtsphilosophie gewinnen. In der innigen Verknüpfung von objectiven Thatsachen und subjectiven Werturtheilen liegt nun Chamberlain's Stärke; um ihn zu widerlegen, muss daher diese Verknüpfung gelöst werden, und ich löse sie, indem ich folgendes feststelle: Es ist zunächst logisch und philosophisch unrichtig, dass aller Universalismus den Antinationalismus und Anti-Individualismus als nothwendiges Correlat postuliert. Das hängt doch wesentlich von dem Inhalte des Universalismus ab, der sehr verschiedenartig sein kann. Wie bereits angedeutet, wäre Chamberlain's Auffassung nur dann berechtigt, wenn der Universalismus sich auf demselben Gebiete bewegte, wie der Nationalismus, wenn also die katholische Kirche die Bildung einer universellen Nationalität anstreben würde. Das wäre allerdings der tolle Versuch, das nothwendig Begrenzte mit dem Grenzenlosen zu identificieren! Den Inhalt des katholischen Universalismus bilden nun aber Wahrheit, Sittlichkeit und Religion. Gibt es nun etwa eine nationale Wahrheit oder Sittlichkeit? Wer das behauptet, zerstört dadurch den Begriff der Wahrheit und der Sittlichkeit selbst; denn diese Begriffe sind wesentlich universalistisch. Nun kommt noch hinzu, dass Chamberlain das Absolute einfach mit dem äußerlich Unbegrenzten gleichsetzt, was durchaus irrig ist; denn es gibt nichts Bestimmteres, oder in Goethes Sprache ausgedrückt, nichts „innerlich Grenzenloseres“ als Wahrheit, Sittlichkeit und Religion. Also ist es logisch unstatthaft, das innerlich Grenzenlose als nothwendig äußerlich begrenzt hinzustellen. Goethe spricht von der lebendigen Individualität. Sein Ausspruch darf auch mit Recht auf das lebendige Volksthum ausgedehnt werden:

beide sind äußerlich begrenzt. Auf Ideen angewandt, fällt dieser Gegensatz als gegenstandslos weg; denn Ideen können zugleich innerlich und äußerlich „grenzenlos“ sein. Chamberlain thäte daher gut daran, mit Goethe'schen Aussprüchen vorsichtiger umzugehen.

Es ist sodann theologisch unrichtig, dass die Lehre von der unbedingten und unbeschränkten Herrschaft der Kirche über die weltlichen Dinge, zu der sich ja einzelne Theologen in aufgeregten Kampfeszeiten haben hinreißen lassen, ein grundlegendes Axiom, also ein Dogma der katholischen Kirche sei. Wenn Chamberlain glaubt, dies aus einigen Aussprüchen von Gregor VII, Gregor IX, Innocenz IV, Bonifacius VIII erschließen zu müssen, so bekundet er damit nur einen Mangel an Verständnis sowohl für die theologische Beweisführung als für den wahren Sinn der betreffenden Aussprüche selbst, über den man sich bei einem so unterrichteten Mann billig wundern muss. Ebenso untheologisch sind die Folgerungen, die Chamberlain aus der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung zieht.

Drittens ist es historisch unrichtig, dass die römische Kirche die Idee des weltlichen römischen Imperiums übernommen und zu einem göttlichen Imperium erweitert habe, so dass der Universalismus, den die katholische Kirche thatsächlich vertritt, sich von dem antikrömischen nicht seinem specifischen Inhalte nach unterschiede, sondern nur durch den Anspruch auf göttlichen Ursprung. Das Ideal des theokratischen Weltstaats mag augustinisch sein, es mag sogar von mittelalterlichen Päpsten aufgegriffen und vertreten worden sein, damit ist noch lange nicht erwiesen, dass es zum eisernen Bestande der katholischen Kirche gehört. Damit habe ich einen vierten Grundfehler der Geschichtsphilosophie Chamberlain's berührt. Er verwechselt nämlich persönliche Auffassungen und zeitgeschichtliche Bestrebungen mit sachlichen Grundsätzen und absolut giltigen Normen. Dieser Verwechslung gegenüber muss auf das entschiedenste betont werden, dass nicht maßgebend ist, was von irgend einer kirchlichen Persönlichkeit, mag sie noch so hoch gestellt sein, als von einer historischen bedingten und in zeitgeschichtlichen Verhältnissen festgebannten Person, gethan, gesprochen oder verfügt wurde; maßgebend sind einzig und allein die Grundsätze, nach welchen die Personen auch in der katholischen Kirche sich zu richten haben. In der concreten Vertretung der Principien muss daher immer wieder unterschieden werden zwischen dem, was die Grundsätze selbst legitimieren, und dem, was auf die Rechnung sowohl der allgemeinen Zeitauffassungen als der jeweiligen Individualität zu setzen ist.

Wer diesen richtunggebenden Gesichtspunkt, der zugleich die richtige Würdigung einer großen Reihe von bedauernswerten geschichtlichen Vorkommnissen und Irrungen nahelegt, scharf im Auge hält, wird ohne Mühe

erkennen, daſs Chamberlain nur deshalb zu den Behauptungen, die ich angeführt habe, gelangen konnte, weil er Thatsachen und Aussprüche, deren zeitgeschichtlicher Charakter sich klar erkennen läſst, sobald sie in die Zeit hineingestellt werden, in der sie vorkamen oder durch die sie hervorgerufen wurden, umwandelt in absolute Dogmen und unwandelbare Ansprüche. Nun steht aber die Kirche in ihrer concreten Wirksamkeit und Erscheinung nicht über den Zeiten, sondern in dieser Zeitlichkeit, und deshalb entstehen in jeder Periode ihres Wirkens verschiedenartige Verbindungen zwischen Grundsätzen ewiger Geltung und Momenten wechselnder Berechtigung, Verbindungen, die gelöst werden müssen, um zu erkennen, was in einem und demselben kirchlichen Thatcomplexe absolute Geltung beansprucht und was nur relative Bedeutung besitzt. Der „heiligste Gedanke der römischen Kirche“ muſs darum, sobald er als grundlegendes Axiom, als unwandelbarer Anspruch aufgefaſst und auf die unbedingte, unbeschränkte Herrschaft über die weltlichen Dinge zugespitzt wird, wie Chamberlain es thun muſs, um die römische Kirche als ein weltliches Regierungssystem zu brandmarken, in Wahrheit als ein Phantasiegebilde bezeichnet werden. Chamberlain besäße wahrlich Phantasie genug, um diese Vorstellung zu erträumen, wenn er das auch nicht zugeben will. Es ist aber richtig: er hat diesen Traum nur nachgeträumt. Ein Traum wird aber nicht zur Wirklichkeit, mag er noch so oft und noch so schön geträumt werden!

Was ich aber vorhin seiner Auffassung entgegenhielt, das ist die Frucht einer Betrachtungsweise, die ich nicht erfinde, um die von Chamberlain behauptete Thatsache „hinwegzudeuten“, sondern die sich nach den Gesetzen allen geschichtlichen Werdens und Wirkens normiert und auf das geschichtliche Wirken der katholischen Kirche ebenso nothwendig angewandt werden muſs, als auf jede geschichtliche Macht im Rahmen des menschlichen Kulturlebens. Chamberlain wurde offenbar durch die Wahnvorstellung, als sei die katholische Kirche ein starrer Mechanismus, an der Anwendung dieser Betrachtungsweise verhindert. Das mag seiner confessionellen Voreingenommenheit zu gut gehalten werden; auf einem anderen, ihm näherliegenden und verständlicheren Gebiete hat er es aber auch daran fehlen lassen, und das gibt mir eine weitere Waffe gegen ihn in die Hand. Das ist seine Auffassung von dem geschichtlichen Kampfe zwischen der katholischen Kirche und den germanischen Völkern selbst. Diesen stellt er so dar, als ob von Anfang an die germanischen Völker Rom als eine Last empfunden hätten, deren Abschüttelung „ihr Gedanke bei Tag und bei Nacht“ gewesen wäre, und als ob zu jeder Zeit die Vertreter des Germanenthums sich als Gegner Roms gefühlt hätten. Das ist eine geschichtsphilosophische Construction, die an Einfachheit und

Durchsichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, die aber den Schwerpunkt der ganzen abendländischen Geschichte wenigstens bis zum 16. Jahrhundert vollständig verrückt und das Verständnis für einen wesentlichen Factor ihrer Entwicklung vermissen läßt, nämlich für den allgemein kulturellen. Kulturkampf, Kampf des Geistes gegen das Naturhafte in ihrem eigenen Ich: das ist die Signatur der Entwicklung der germanischen Völker nicht bloß bis zum 13. oder 16. Jahrhundert, sondern bis zur Gegenwart, wie er die Signatur aller menschlichen Fortschrittsarbeit ist, dem Kampf zwischen Licht und Finsternis vergleichbar, der die ganze Naturwelt beherrscht, nicht der Kampf gegen Rom. Die Verwechslung dieser beiden grundverschiedenen Größen ist allerdings so tief in Mark und Bein gewisser deutscher Kreise eingedrungen, daß der jüngste Kampf gegen Rom geradezu als „Kulturkampf" bezeichnet werden konnte. Diese Kreise haben jedoch nicht das Recht, weder sich mit dem Germanenthum zu identificieren, auch wenn man dieses Wort viel enger faßt als Chamberlain es bekanntlich thut, noch ihre Tendenzen für die eigentlichen Kulturkräfte der germanischen Völker auszugeben. Zeugnis der Geschichte ist es, daß die Germanen durch die römisch-katholische Kirche in die Kulturwelt eingeführt wurden, und es darf nach der Analogie anderer Volksentwicklungen mit Sicherheit geschlossen werden, daß ohne die Berührung mit der Kirche ihre Kulturentwicklung nicht bloß wesentlich langsamer vor sich gegangen, sondern auf einer wesentlich geringeren Wertstufe einzuschätzen wäre.

Zeugnis der Geschichte ist es, daß die intensive Herrschaft, welche die katholische Kirche über die Germanen ausübte und die nicht durch ihre Eigenschaft als Vertreterin des Christenthums, sondern als Spenderin der Kultur ihren eigenartigen Charakter und ihre einzigartige Bedeutung im Mittelalter erhalten hat, daß diese Herrschaft jahrhundertelang als eine Wohlthat empfunden und mit dem Zoll echt germanischer Treue und Anhänglichkeit beantwortet wurde. Die Geschichte berichtet nun aber auch über einen inneren Vorgang bei den Germanen im weitesten Sinne des Wortes, als dessen Ziel immer deutlicher die Ausbildung von Völkerindividualitäten hervortritt, zu dem später das weitere Streben nach der Befreiung des Einzelindividuums selbst hinzukam. Dieser Proceß ist wesentlich ein kultureller und wäre auch eingetreten, wenn der Kampf gegen Rom niemals die germanische Seele berührt hätte. Daraus ergibt sich mit aller Bestimmtheit, daß, wenn nun auch der Kampf gegen Rom sich wirklich eingestellt hat, dieser Kampf nicht den Grundton der germanischen Geschichte, sondern nur eine Begleitnote derselben bildet und zwar erst in einem späten Stadium.

Nun ist es allerdings leicht, das Verhältnis umzukehren, wenn man nämlich alle diejenigen Männer, an deren Namen wesentliche Kulturfortschritte

der germanischen Völker sich knüpfen, als Gegner Roms hinstellt. Ich bedaure es, dass Chamberlain in diesen groben Fehler verfallen ist. Mit Staunen erblickt man in dieser Ehrenhalle Antiroms Karl den Großen, Scotus Erigena, Abälard, den heil. Bernhard, Dante, Duns Scotus, Occam, Savonarola, sämmtliche Vertreter der Mystik, die als die „rechte hohe Schule der Befreiung von hieratisch-historischem Zwang“ gepriesen wird, Franciscus von Assisi, den Meister Eckart, Tauler, Heinrich Suso, den Verfasser der Nachfolge Christi, sodann sämmtliche Humanisten und sämmtliche Naturforscher und naturforschenden Philosophen von Roger Bacon und Descartes an bis zu Immanuel Kant an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. Nur die „Scholastiker“ als die Vertreter der frevelhaften Willkür eines die „Wahrheit decretierenden und mit Feuer und Schwert durchsetzenden Menschensystems“ und der Methode, das Denken und Fühlen zu knebeln, die von Anselm begründet, von Thomas von Aquin und Raimundus Lullus kaum 150 Jahre nachher bereits bis zur höchsten Vollendung ausgebildet wurde (S. 862 f.), stehen auf der Seite Roms. Sie giengen den Weg der Unwahrhaftigkeit, während ihre Gegner den königlichen Weg der Wahrhaftigkeit siegreich dahinschritten. Das alles wird behauptet und auf fast 100 Seiten zu beweisen gesucht, obgleich Chamberlain selbst zugeben muss, dass z. B. Karl der Große und Dante allzeit begeisterte Kinder der römischen Kirche waren (S. 617), obgleich er Abälard einen Fanatiker für das römische Religionsideal (S. 613), Meister Eckhart einen guten und gelehrten Katholiken nennt (S. 868) und über Duns Scotus urtheilt, er sei den specifisch-römischen Lehren ganz ergeben gewesen, hundertmal unduldsamer und einseitiger als Thomas von Aquin. Ich weiß nicht, warum Chamberlain, wenn er es fertig brachte, gute Katholiken als Antirömer zu bezeichnen, seine Keckheit nicht auf die Spitze trieb und nicht auch die römische Kirche von der katholischen getrennt hat.*)

Die unhaltbaren Consequenzen seiner Betrachtungsweise hätten ihn aber auf jeden Fall zur Überzeugung bringen sollen, dass die Betrachtungsweise selbst unhaltbar sei und den Thatsachen widerspreche. Wie groß dieser Widerspruch ist, das weiß ein Jeder zu beurtheilen, der aus der Geschichte der katholischen Kirche gelernt hat, dass innerhalb der katholischen Kirche von Anfang an verschiedene theologische Richtungen sich entwickelt haben und auch in der Gegenwart bestehen, und zwar mit innerer Berechtigung sich in ihrer Mitte entfalten, weil alle theologischen Systeme als solche nur Versuche sind, den Inhalt der kirchlichen Glaubensverkündigung sowohl mit der

*) Thatsächlich kommt der Ausdruck „Katholische Kirche“ nicht ein einziges Mal in seinem umfangreichen Buche vor. Das muss Absicht sein!

Erfahrungswelt als mit dem menschlichen Geiste in harmonische Verbindung zu bringen. Angesichts dieses Thatbestandes ist es daher unstatthaft, nur eine dieser Richtungen innerhalb der abendländischen Christenheit als die römische zu bezeichnen, alle übrigen aber für das Germanenthum in Anspruch zu nehmen. Allerdings hat die kirchliche Autorität zu wiederholtenmalen Stellung genommen für und gegen bestimmte theologische Systeme und neue wissenschaftliche Lösungsversuche, insoweit sie das kirchliche und theologische Gebiet berührten. Das war aber und ist noch die Folge einerseits des conservativen Zuges, der jeder Autorität, daher auch der kirchlichen, anhaftet und sie gegen das Neue einnimmt, andererseits des Umstandes, dass dieses Neue selbst bei seinem ersten Auftreten die abgeklärte Gestalt reinster Wahrheit niemals besitzt, sondern immer eine Vermischung von Wahrheit und Irrthum darstellt und in der Regel die berechtigten Momente des Alten übersieht oder positiv verkennt. Wenn darum die Autorität sich auf die Seite des Neuen stellen würde, bevor jene verhängnisvolle Mischung gelöst ist durch eine redliche und manchmal langwierige Geistesarbeit, die in den meisten Fällen zum Geisteskampf wird, so würde sie dadurch die wahren Interessen des Ganzen viel wesentlicher gefährden als durch die Hemmung des Neuen und die Verhinderung seines allzuraschen und darum verhängnisvollen Siegeslaufes. Autoritatives Festhalten an dem Alten und freiheitliches Vordringen in das Neue, das sind eben die zwei nothwendigen Grundfactoren, aus deren Zweikampfe schließlich der wahre Fortschritt hervorgeht!

Gegenüber concreten Anklagen Chamberlain's gegen die römische Kirche, die sich auf die Behandlung von Rogerius Bacon, Galilei und Anderer stützen, muss ich noch hinzufügen, dass diese concreten Maßnahmen nicht von den Grundsätzen der katholischen Kirche ausgiengen (Grundsätze können die Thüren eines Gefängnisses weder öffnen noch schließen, das thut der Kerkermeister), sondern von bestimmten Personen, und dass keine dieser Personen, weder römische Päpste noch viel weniger römische Prälaten, mit den Grundsätzen unmittelbar identificiert werden darf, sondern nur insoweit, als sie sich von den Grundsätzen durchdringen und wirklich beherrschen läst. Die Unfehlbarkeitserklärung, die in den Augen Chamberlain's etwas so Ungeheuerliches ist, hat ihre befreiende Wirkung, die jeder großen Wahrheit eignet, gerade dadurch erwiesen, dass sie die Grenzen, innerhalb welcher die Thätigkeit des Papstes als des Oberhauptes der katholischen Kirche einen absoluten Wert besitzt, genau umschrieben hat. Denn damit ist festgestellt, dass alle ihre Thätigkeit, die außerhalb dieser Grenzen liegt, zeitgeschichtlichen und persönlichen Einflüssen unterliegt, und daraus folgt, dass päpstliche Aussprüche oder Verfügungen, die den höchsten Idealen der Religion, der Gerechtigkeit,

der Menschlichkeit nicht entsprachen, der katholischen Kirche nicht zur Last gelegt werden können. Was aber vom Papste gilt, das trifft noch viel mehr für die römischen Prälaten und Congregationen sowie für die sämmtlichen übrigen Vertreter der kirchlichen Autorität zu. Darum kann die Thatsache, die gar nicht geleugnet werden kann, dass zwischen Vertretern der kirchlichen Autorität und wahren Bahnbrechern des Fortschrittes in der abendländischen Kultur im Mittelalter und in der Neuzeit Gegensätze geherrscht haben, bei deren Ausbildung und Fortbestehen die letzteren nicht die einzigen Schuldigen waren, den Katholiken keineswegs an seinem Glauben oder an der katholischen Kirche irre machen. Das sind alles zeitgeschichtliche Erscheinungen, welche das Wesen des katholischen Christenthums nicht berühren, die ihr Dasein bestimmten Personen verdanken und noch öfters bestimmten Zeitrichtungen, welche in letzter Linie dafür verantwortlich sind. Warum wird übrigens, so darf man wohl mit Recht fragen, immer nur die katholische Kirche für die Versündigungen gegen die Kulturbestrebungen der Vergangenheit verantwortlich gemacht? Haben denn nicht große Staatsmänner von Karl dem Großen angefangen bis in die jüngste Vergangenheit Fehler begangen, große und zahlreiche Fehler? Und welcher Historiker wird diese Fehler der Staatsidee selbst aufbürden?

Doch solchen Erwägungen hat sich Chamberlain den Zugang versperrt durch seinen dritten Hauptirrthum, der gerade die römische Kirche zum Gegenstande hat. Die römische Kirche ist ihm nämlich nichts anderes und nichts weiteres als die Schöpfung des rassenlosen Völkerchaos der römischen Kaiserzeit. Das ist das Exorbitanteste, was mir an Anklagen gegen das Centrum der katholischen Kirche jemals begegnet ist. Harnack, der berühmte Berliner Theologe, hat ja auch in seiner jüngsten vielgelesenen Schrift über das Wesen des Christenthums behauptet, die römische Kirche habe sich unter der Hand (unter welcher Hand?) an die Stelle des römischen Weltreiches geschoben, das in ihr thatsächlich fortlebe (S. 157); er fügt aber gleich hinzu, die römische Kirche sei das durch das Evangelium geweihte alte römische Reich. Er fügt weiter hinzu, dass neben dem lateinischen Elemente auch das augustinische darin walte, Augustin's Frömmigkeit und Theologie bedeutet ihm aber eine eigenthümliche Wiedererweckung der paulinischen Erfahrung und Lehre von Sünde und Gnade (S. 160). Dank dem Augustinismus, so fährt er fort, besitze die römische Kirche noch ein tiefes und lebendiges Element in sich, in ihrem Mönchthum und in ihren religiösen Vereinen. „Zu allen Zeiten“, schreibt er, „hat sie Heilige erzeugt, soweit Menschen so genannt werden können, und ruft sie noch jetzt hervor. Gottvertrauen, ungefärbte Demuth, Gewissheit der Erlösung, Hingabe des Lebens im Dienste der Brüder ist in ihr zu finden. Das Kreuz Christi nehmen

zahlreiche Brüder auf sich und üben zugleich jene Selbstbeurtheilung und jene Freude in Gott, wie sie Paulus und Augustinus genossen haben. Selbstständiges religiöses Feuer entzündet sich in der Imitatio Christi und ein Feuer, das mit eigener Flamme brennt" (S. 166). Von diesen Zugeständnissen, welche die Macht der Wirklichkeit Harnack abgetrotzt hat, die aber der Wirklichkeit nicht entfernt entsprechen, finden wir bei Chamberlain keine Spur. In Paulus selbst erblickt er ein „Zwitterwesen" (S. 580), hervorgegangen aus der Paarung des arischen Geistes mit dem jüdischen und beider mit Tollheiten des nations- und glaubenslosen Völkerchaos (S. 592). Das Leben des heil. Augustinus ist ihm ein Leben im Widerspruch, ein grausames und verhängnisvolles Aufbauen aus den Trümmern des eigenen Herzens (S. 596); kein Mensch biete uns ein so edles und zugleich so trauriges Beispiel der Zerrissenheit, welche das organisierte römische Christenthum in den Herzen verursachte, wie er (S. 593). Denn er, „der uns gesagt hat," so argumentiert Chamberlain, „wie er Gott in seiner eigenen innersten Seele entdeckt und wie Paulus ihn zur Religion geführt habe, schreibt nunmehr in der Hitze des Gefechtes gegen die Manichäer: Ich würde das Evangelium nicht glauben, wenn nicht die Autorität der katholischen Kirche mich nöthigte, es zu thun. Hier steht also" — folgert Chamberlain — „die Kirche, von der er selber bezeugte, sie enthalte wenige wahre Christen, höher als das Evangelium, mit anderen Worten, die Kirche ist Religion" (S. 597). Das ist eine merkwürdige Logik, es ist aber dieselbe Logik, die Chamberlain zu hunderten von anderen Folgerungen und Behauptungen geführt hat!

Nun gilt ihm aber Paulus als vielleicht der größte Mann des Christenthums (S. 578), Augustinus als einer der größten aus dem Völkerchaos (S. 305). Wie muss nun das Völkerchaos selbst ausgesehen haben! Und dieses erbärmliche Völkerchaos, das zum Untergange bestimmt und des Unterganges wert war, soll die katholische Kirche geschaffen haben, deren Einheit und bis in die Gegenwart fortdauernde große Macht Chamberlain selbst anerkennt, und deren Gang durch die 19 Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dieses Zeugnisses wahrhaftig nicht bedarf! Man sieht es klar, auf der Suche nach Widersprüchen bei Paulus und Augustinus hat Chamberlain auf die Widersprüche und Ungereimtheiten nicht geachtet, die er sich selbst beifallen ließ.

Paulus und Augustinus sollen übrigens nach seiner Meinung nur die lebhafte Vorstellung jenes Zwitterwesens geben, das dem Christenthum von Anfang an eigen war (S. 578). Damit tritt er an eine Frage heran, an die Frage der Entstehung des Christenthums, von der er selbst zugibt, dass sie zu den verwickeltsten und schwierigsten gehört, die es überhaupt gibt, und dass hier gar vieles noch recht dunkel und unsicher ist. Trotzdem gibt er

auf diese Frage eine kecke Antwort. Die beiden Hauptpfeiler, auf denen die christlichen Theologen der ersten Jahrhunderte die neue Religion errichteten, sind nach ihm: jüdischer historisch-chronistischer Glaube und indo-europäische symbolische und metaphysische Mythologie (S. 550). Die christlichen Theologen hätten also nichts Geringeres vergessen als Christus und das Christenthum selbst! Eine solche Auffassung braucht nicht widerlegt zu werden; sie richtet sich selbst. Eine ausdrückliche Widerlegung Chamberlain's ist übrigens um so weniger am Platze, als er mit erfreulicher Offenheit gesteht, er besitze nicht die geringste Competenz, um den complicierten Gegenstand einer genauen Analyse zu unterziehen, und seine Gewährsmänner nennt (S. 548). Er sagt aber nicht, dass er diese Gewährsmänner aus der liberal-protestantischen Theologenwelt der Gegenwart weit hinter sich läſst an Kühnheit der Hypothesen und an Keckheit der Behauptungen. Seine aus der Weiterentwicklung und der Wirksamkeit der katholischen Kirche entnommenen angeblichen Beweise, um die römische Kirche als die Vertreterin des römischen Völkerchaos bis in die Gegenwart hinein zu brandmarken, sind übrigens wesentlich identisch mit jenen, wodurch er den Gegensatz zwischen dem römisch-katholischen Universalismus und dem nationalen Germanenthum zu erhärten sucht; denn es leuchtet ja ein, dass, wenn die römische Kirche in diesem Gegensatz zur germanischen Wissenschaft, Civilisation, Weltanschauung und Religion steht, und wenn sie mit Christus und dem Evangelium nichts gemein hat, sie nur eine Schöpfung des römischen Völkerchaos sein kann. Ich darf mich also auf meine früheren Ausführungen beziehen, die ich aus diesem Grunde etwas ausführlicher gehalten habe. Ich füge nur noch hinzu, dass ich die Einflüsse, welche Griechenthum und Römerthum auf die concrete Ausgestaltung der katholischen Kirche ausübten, und aus denen manche Vorkommnisse ihrer Geschichte und manche Erscheinungen ihres Lebens von untergeordneter innerer Bedeutung, aber von weithin sichtbarer Wirkung sich erklären, keineswegs leugne. Ich hoffe aber andern Orts den ausführlichen Beweis zu erbringen, und zwar auf Grund einer genauen wissenschaftlichen Analyse des complicierten Thatbestandes, dass diese Einflüsse das Wesen des katholischen Christenthums nicht verändert haben.

Der katholischen Kirche konnte übrigens Chamberlain nicht gerecht werden; daran hindert ihn sein R e l i g i o n s b e g r i f f, der letzte und zugleich tiefstliegende Grundirrthum in seinem Buche.

Von der Bedeutung der Religion ist er tief durchdrungen; er hebt sie oft hervor und nennt einmal die gröſste Herzensgewalt die religiöse (S. 645). Gegen die heute so beliebte Trennung von Religion und Moral nimmt er offen Stellung: „Die Welt wird sich noch immer lieber syro-ägyptischen

Mysterien in die Arme werfen als sich an den faden Salbadereien ethischer Gesellschaften und was es dergleichen mehr gibt, erbauen. Und die Welt thut recht daran" (a. a. O.). Auch von der untrennbaren Zusammengehörigkeit der Religion und der Weltanschauung*) ist er überzeugt, wie folgende Stelle beweist: „Ich behaupte keineswegs die Identität von Weltanschauung mit Religion, denn das wäre ein rein logisch-formalistisches Unternehmen, das mir durchaus ferne liegt; ich sehe aber in unserer Geschichte die philosophische Speculation in der Religion fußen und in ihrer vollen Entwicklung wiederum auf Religion hinzielen, und wenn ich einerseits Volksindividualitäten sinnend betrachte, andererseits hervorragende Männer an meinem Auge vorbeiziehen lasse, so entdecke ich eine ganze Reihe von Beziehungen zwischen Weltanschauung und Religion, welche sie mir als innig organisch verbunden zeigen: wo die eine fehlt, fehlt die andere; wo die eine kräftig blüht, blüht die andere; ein tiefreligiöser Mann ist ein wahrer Philosoph (im lebendigen, volksmäßigen Sinne des Wortes), und die auserlesenen Geister, die sich zu umfassenden, lichthellen Weltanschauungen erheben — ein Bacon, ein Leonardo, ein Bruno, ein Kant, ein Goethe — sind freilich selten kirchlich fromm, doch immer auffallend ‚religiöse' Naturen" (S. 858 f.).

Was versteht nun aber Chamberlain unter Religion? Bestimmend für seinen Religionsbegriff ist seine Weltanschauung. Diese aber gipfelt in folgendem Satze, der unmittelbar auf Kant zurückgeht: „Was die Erfahrung uns gibt, ist einfach eine mechanisch deutbare Welt und eine mechanisch nicht deutbare Welt; zwischen diesen läuft die Grenzlinie und scheidet sie so gänzlich von einander, dass jede Überschreitung ein Attentat gegen die Erfahrung bedeutet: Vergehen gegen Erfahrungsthatsachen sind aber philosophische Lügen" (S. 936 f.). Da sich nun in der mechanisch deutbaren Welt der Erscheinung nichts finde, was auf Freiheit, Sittlichkeit, Gottheit deute, so sei Religion nur in der mechanisch nicht deutbaren Welt zu suchen. Darin findet er das Epochemachende der Behauptung Kant's, der sich dadurch als der wahre Fortsetzer Luther's erwiesen habe: „Religion müssen wir in uns, nicht außer uns suchen" (S. 937). Der eigentliche Grund, warum Chamberlain sich zu diesem Religionsbegriff bekennt, liegt also darin, dass neben der streng mechanischen Naturlehre einzig eine rein ideale Religion bestehen könne, d. h. eine Religion, die sich ihrerseits streng auf die Welt des Unmechanischen beschränkt. „Wie schrankenlos diese Welt auch sei, deren Flügelschlag aus der Ohnmacht der Erscheinung befreit und alle Sterne

*) S. 738: „Weltanschauung habe ich statt Philosophie gesetzt, denn dieses griechische »Weisheit liebend« ist eine traurig blasse und kalte Vocabel, und gerade hier handelt es sich um Farbe und Glut."

überfliegt, deren Kraft dem qualvollsten Tod lächelnd zu trotzen gestattet, die in einen Kuss Ewigkeit hineinzaubert und in einem Gedankenblitz Erlösung schenkt, — sie ist dennoch auf ein bestimmtes Gebiet angewiesen: auf das eigene Innere; dessen Grenzen darf sie nie überschreiten. Hier also, im eigenen Innern, und nirgends anders muss die Grundlage der Religion gefunden werden" (S. 939). Folgerichtig muss nun Chamberlain jede Beziehung der Religion auf Gott leugnen. Kant hat bekanntlich, Chamberlain erinnert daran, den Gedanken an eine Gottheit festgehalten; doch legte er großes Gewicht darauf, dass der Mensch seine Pflichten nicht als Pflichten gegen Gott, was ein zu schwaches Rohr sei, sondern als Pflichten gegen sich selbst aufzufassen habe. Darum sagt er auch: „Religion zu haben ist Pflicht des Menschen gegen sich selbst." Chamberlain eliminiert aber den Begriff der Gottheit vollständig: „Was eben Wissenschaft und Religion bei uns (d. h. bei den Germanen) zu einer einheitlichen Weltanschauung verbindet, ist das Princip, dass stets die Erfahrung gebietet; nun ist Gott nicht eine Erfahrung, sondern ein Gedanke, und zwar ein undefinierbarer, nie fassbar zu machender Gedanke, wogegen der Mensch sich selber Erfahrung ist. Hier ist also die Quelle zu suchen, und darum ist die Autonomie des Willens (d. h. seine freie Selbständigkeit) das oberste Princip aller Sittlichkeit" (S. 939). Da bleibt allerdings nichts anderes übrig, als mit Goethe die Religion als die „oberste" Ehrfurcht zu fassen, aus der die wahre Religion hervorgehe: die Ehrfurcht vor sich selbst. Chamberlain vollzieht in der That diese Gleichung und wiederholt auch Goethe's Ausspruch, dass der Mensch erst auf dieser Stufe zum Höchsten gelange, was er zu erreichen fähig ist (S. 940).

Das ist es nun auch, was Chamberlain unter der „germanischen Religion" versteht. Ihre Eigenart und ihre Function beschreibt er am prägnantesten in folgender Stelle: „Germanische Wissenschaft lehrt die peinlichst genaue Feststellung dessen, was da ist, und lehrt, uns damit zu begnügen, da wir die Welt der Erscheinung nicht durch Hypothesen und Zauberkünste, sondern nur durch genaue, sclavenmäßige Anpassung beherrschen lernen können. Germanische Religion deckt dagegen ein weites Reich auf, welches als erhabenes Ideal in unserem Innern schlummert, und lehrt uns: Hier seid ihr frei, hier seid ihr selber schaffende, gesetzgebende Natur; das Reich der Ideale ist es nicht, durch euer Thun kann es aber wirklich werden; als ‚Erscheinung' seid ihr zwar an das allgemeine Gesetz der lückenlosen mechanischen Nothwendigkeit gebunden, doch lehrt euch die Erfahrung, dass ihr in dem inneren Reiche Autonomie und Freiheit besitzt; so benützt sie denn! Der Nexus zwischen den beiden Welten, — der

sichtbaren und der unsichtbaren, der zeitlichen und der zeitlosen, — sonst unauffindbar, liegt ja euch Menschen im Busen, und durch die Gesinnung der inneren Welt wird die Bedeutung der äußeren Welt bestimmt: das lehrt euch täglich das Gewissen, das lehrt euch Kunst und Liebe und die ganze Geschichte der Menschen. Hier seid ihr frei, sobald ihr's nur wisst und wollt; ihr könnt die sichtbare Welt verklären, selber neugeboren werden, die Zeit zur Ewigkeit umwandeln, das Himmelreich im Acker aufpflügen, — an euch denn, es zu thun! Religion soll für euch nicht mehr den Glauben an Vergangenes und die Hoffnung auf Zukünftiges bedeuten, auch nicht (wie bei den Juden) eine bloße metaphysische Erkenntnis, sondern die That der Gegenwart! Glaubt ihr nur an euch selber, so besitzt ihr die Kraft, das neue ‚mögliche Reich' wirklich zu machen; wachet auf, es nahet gen den Tag!" (S. 941 f.)

Damit ist nun in Wirklichkeit die Quelle aufgedeckt, aus der alle einzelnen Angriffe Chamberlain's auf die katholische Kirche und auf das kirchliche Christenthum überhaupt so reichlich fließen. Denn es leuchtet ein, dass, wer einem solchen Religionsbegriff huldigt, jede geschichtliche Religion als historischen Aberglauben, als symbolistische Mythologie, als materialistischen Dogmatismus, als theoretisches Weltregierungssystem betrachten muss. Alle diese Anklagen stehen und fallen daher zu guter Letzt mit dem dargelegten Religionsbegriff. Wie verhält es sich nun mit Chamberlain's germanischer Religion? Die Antwort auf diese Frage kann nicht zweifelhaft sein: sie ist weder germanisch, noch ist sie überhaupt Religion. Auf ersteres brauche ich nicht zurückzukommen. Dem früher Gesagten kann ich aber jetzt noch hinzufügen, dass die Bezeichnung „germanisch" schon aus dem Grund völlig unzutreffend und geradezu irreführend ist, weil die germanischen Völker sich weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart je zu einer solchen Religion bekannt haben, sondern zur christlichen Religion. Auch kann ich nicht umhin, seine Behauptung, es habe zwischen dem Christenthum, wie es das Völkerchaos den germanischen Völkern aufgezwungen habe (also dem katholischen), und dem innersten Seelenglauben der Germanen niemals eine wirkliche Übereinstimmung gegeben (S. 944), als eine dreiste Geschichtsfälschung zu brandmarken. Was aber das letztere betrifft, so muss ich gegen Chamberlain, der allen Phrasen den Krieg erklärt, den Vorwurf erheben, dass er in die allerschlimmste aller Phrasen fällt, wenn er von Religion spricht, während er die Religion eigentlich leugnet.

Es ist doch sonnenklar, dass er das Wort in einem Sinne fasst, welcher geschichtlich niemals mit ihm verbunden wurde und logisch nicht mit ihm verbunden werden kann. In seiner geschichtlichen Bedeutung bezog sich das Wort

bei allen Völkern auf die Verbindung, gleichviel welcher Art, mit einem über dem Einzelmenschen erhabenen Wesen, wie verschieden dies auch aufgefaßt wurde. Mit dieser geschichtlichen Bedeutung stimmt aber die Etymologie und der logische Sinn des Wortes überein. Auf Kant möge er sich nicht berufen; denn, da er Kant nur nachspricht, so trifft ja seinen Gewährsmann derselbe Vorwurf. Der Pantheist kann noch in einem gewissen Sinn von Religion sprechen, und das war der Fall bei Goethe. Wer sich aber, wie Chamberlain, auf den Standpunkt des reinsten Agnosticismus stellt allem gegenüber, was jenseits der inneren und äußeren Erfahrung liegt, der hat das Recht von Religion zu sprechen einfach verwirkt, wenn die Worte nicht dazu dienen sollen, die Gedanken zu verbergen. Die Phrase von der Pflicht des Menschen, gegen sich selbst Religion zu haben, ist aber vollends heller Unsinn! Pflichten des Menschen gegen sich selbst, auch die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst, als Frucht des Gewahrwerdens der hohen Würde des Menschen, bewegen sich immer und ewig im Bereiche der Ethik, reichen daher nie und nimmer in das höhere, über die Kleinmenschlichkeit hinaustretende Reich der Religion. Chamberlain mag daher von der Autonomie des Willens, von einer autonomen Moral sprechen; er wird ja auch unwillkürlich dazu geführt in der oben citierten Stelle, in welcher er nach der Ausschaltung Gottes die Quelle der Religion in der Autonomie des Willens erblickt. Nur geht ihm auch hier die logische Consequenz ab; denn die Autonomie des Willens ist nicht Quelle der Religion, sondern in Chamberlain's Zusammenhang höchstens der Ersatz für die Religion. In Wirklichkeit leugnet also Chamberlain die Religion. Seine rein ideale Religion mit ihrer „unbedingten Gegenwärtigkeit" als wesentlichem Kennzeichen (S. 952) ist keine Religion, sondern ein Phantasiegebilde, das im besten Fall infolge einer Selbsttäuschung von ihm zur Religion gestempelt wird. Zu einer solchen Religion werden sich daher die germanischen Völker auch in aller Zukunft nicht bekennen, aus dem einfachen Grunde, weil sie gar keine Religion ist.

Am schlimmsten ist nun aber die Unterstellung, als sei Chamberlain's illusorischer Religionsbegriff das wahre, eigentliche, von den Verunstaltungen der christlichen Kirchen geläuterte Christenthum Christi. Er sucht das seinen Lesern glaubhaft zu machen, indem er immer wieder auf das Wort Christi hinweist: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch," dieses Wort demjenigen Kant's gleichsetzt: „Religion müssen wir in uns, nicht außer uns suchen," und auf diese Weise zur Behauptung einer auffallenden Verwandtschaft zwischen der auf dem Wege treuer, kritischer Naturbetrachtung gewonnenen religiösen Weltanschauung Kant's und dem lebendigen Kern der Lehre Christi gelangt. Wenn Chamberlain jenes erhabene Wort Christi verstände als Protest gegen

die Veräußerlichung der jüdischen Religionsübungen und Messiashoffnungen, als energischen Hinweis auf die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, als ernste Mahnung an alle Zeiten, die Seele der Religion in der inneren Herzensgesinnung, nicht aber in äußerer Werkheiligkeit zu erblicken, so wäre ich der letzte, der ihm widersprechen würde. Thatsächlich missbraucht er aber dieses Wort, indem er es mit einer Weltanschauung verknüpft, die mit anderen ebenso stark beglaubigten Aussprüchen Christi in dem offenkundigsten Widerspruch steht. Sollte er eine Reihe derselben, die auf eine kirchliche Organisation und äußere Religionsbethätigungen hinzielen, welche gleichsam als der Körper der Religion deren Seele in die Erscheinung treten lassen sollen, in blindem Vertrauen auf gewisse Resultate der modernen Evangelienkritik ablehnen, das „Vater unser" wird er Christus nicht absprechen können. Dieses Gebet an den Vater Aller, worin Christus dem monotheistischen Gottesgedanken und dem echten religiösen Gefühle den erhabensten Ausdruck gab, dessen die Menschheit fähig ist, bedeutet aber einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen der Religion Christi und jener „Religion", welche Gott eliminiert, weil er nicht Gegenstand der Erfahrung ist. Das Christenthum Chamberlain's ist darum nicht bloß die Leugnung des geschichtlichen Christenthums, das er aus dem römischen Völkerchaos herleitet, sondern die Leugnung des Wesens des Christenthums selbst. Wenn er darum nur sein Christenthum als für die germanischen Völker annehmbar bezeichnet (S. 944), so muthet er diesen nichts geringeres zu, als den Abfall vom Christenthum. Das wäre aber das größte Unglück, das ihnen widerfahren könnte; denn damit würden sie nicht bloß das wichtigste Erbstück ihrer Vergangenheit preisgeben, sondern auch die bedeutsamste und kräftigste Grundlage ihrer zukünftigen Kulturarbeit einfach zerstören. Das werden aber die „Germanen" nicht thun; denn sonst würden sie sich als ein Geschlecht erweisen, das „aus dem Hellen ins Dunkle strebt".

* * *

Ich erhebe nicht den Anspruch darauf, mit diesen grundsätzlichen Ausführungen das Buch Chamberlain's in seinen Einzelheiten widerlegt zu haben. Zu diesem Zwecke müsste ja erst jetzt an ihre nähere Prüfung herangetreten werden, um zu zeigen, in welchem Maße sie alle von den hervorgehobenen Grundanschauungen beherrscht sind und daher nur für Jene Beweiskraft besitzen, welche sich von vornherein zu ihnen bekennen. Das Eine ergibt sich aber aus dem Gesagten: Der stolze Bau, den Chamberlain mit Meisterhand und höchster Virtuosität aufgeführt hat, erweist sich, wenn er auf seine Grundpfeiler geprüft wird, als durchaus abhängig von der modernen Weltanschaunng, wie sie wesentlich durch Kant bestimmt ist. Diese

Weltanschauung ist aber die Frucht der Geistesarbeit einer bestimmten Zeit und das Werk einzelner Persönlichkeiten, die keinen Anspruch darauf erheben können, die endgiltigen Antworten zu geben auf die Legion von Fragen, welche die äußere und die innere Welt immer neu stellen. Diese Weltanschauung wechselt von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, ja von Person zu Person. Diese Weltanschauung gibt durch ihre berufensten Vertreter den Aufbau einer harmonischen Welterklärung und einer positiv religiös-sittlichen Lebensführung immer mehr auf; denn in ihren letzten Antworten ist sie Verneinung, wesentlich Verneinung. Das ist der Fluch, den sie auf sich geladen hat, durch ihren extremen Subjectivismus und durch ihre feindselige Stellung zum wahren Christenthum. Das Haus, das sie erbaut hat und wovon Chamberlain in seinem Buche ein glänzendes Miniaturbild bietet, ist daher vergleichbar jenem Haus, das der thörichte Mann auf Sand baute. Da fiel ein Platzregen, es kamen Wassergüsse, es bliesen die Winde und stießen an jenes Haus, und es stürzte ein und sein Fall war groß.

Damit verurtheile ich den Verfasser nicht; er ist mir vielmehr während der Lectüre seines Buches durch sein ernstes Streben nach Wahrheit, das allerdings sehr oft nicht zum Ziele gelangt, und noch mehr durch seine Wahrhaftigkeit, die niemals versagt, sehr sympathisch geworden. Das Urtheil aber, das über sein Buch gefällt werden muss, ist die Rache der wahren Geschichtsauffassung und Geschichtsphilosophie, die Chamberlain in seinem Buche zum Schweigen verurtheilt hat, um eine falsche Germania von einem Ende bis zum andern in leidenschaftlicher Erregung verkündigen zu lassen: Ich bin Anti-Rom und Chamberlain ist mein Prophet!

Das Haus hingegen, das die katholische Kirche für die ganze Menschheit, für alle Nationen, weil sie alle Kinder desselben Vaters sind, auf Grund des Evangeliums aufgebaut hat und an dem sie noch immer baut, das Haus, in dem sich die wahre Germania ein Jahrtausend wohlgefühlt hat, und in dem echte Kinder derselben auch im zwanzigsten Jahrhundert sich wohl fühlen werden, dieses Haus des Friedens und der Gnade, der Gerechtigkeit und der Liebe, der Wahrheit, Heiligkeit und Herzensseligkeit, es ist vergleichbar jenem Hause, das der weise Mann auf einen Felsen gebaut hat. Auch da fiel ein Platzregen, es kamen Wassergüsse, es bliesen die Winde und stürzten sich auf dasselbe. Es fiel aber nicht zusammen; denn es war auf einen Felsen gebaut. (Matth. 7, 24—29).

Der gegenwärtige Stand der Malariaforschung.

Von Dr. L. Kathariner.

Die Malaria, auch Sumpf- oder Wechselfieber, bildet eine wahre Geißel der Menschheit in den wärmeren und namentlich den tropischen Ländern der Erde. Tausende und abertausende von Menschen fallen ihr alljährlich zum Opfer, während Millionen durch sie auf längere oder kürzere Zeit jeder Arbeit entzogen werden. In nationalökonomischer Beziehung erscheint der durch sie angerichtete Schaden um so größer, als sie gerade die feuchten und eben darum auch fruchtbarsten Gegenden bevorzugt und vielfach geradezu unbewohnbar macht. In Europa ist besonders Italien von ihr heimgesucht, in welchem Lande jährlich etwa 2,000.000 Erkrankungen und 16.000 Todesfälle auf ihre Rechnung kommen. Auch hier sind die wasserreichsten und fruchtbarsten Gefilde in der Provinz Rom, in Toscana, der Basilicata, Calabrien, Sicilien und Sardinien ihr Lieblingssitz und müssen vielfach brach liegen gelassen werden.

Schon seit dem Alterthum dem Menschen bekannt, wurde das Wechselfieber bisher stets vergeblich zu bekämpfen gesucht, vergeblich deshalb, weil seine Ursache, beziehungsweise die Art der Übertragung auf die Menschen verborgen war, die erfolgreiche Bekämpfung einer jeden Krankheit jedoch die Erkenntnis ihrer wahren Natur zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Es ist einer der schönsten Erfolge der naturwissenschaftlichen Forschungen des nun zu Ende gegangenen Jahrhunderts, den Schleier gelüftet zu haben, der Jahrtausende lang über dieser Krankheit ausgebreitet lag. Mit der Aufdeckung ihrer Ursachen und vor allem der Art ihrer Übertragung war zugleich auch glücklicherweise der Weg gezeigt, auf dem sie bekämpft, oder was wichtiger ist, vom Menschen fern gehalten werden kann.

Während die Ursache der Malaria schon vor mehr als zwei Decennien in einem parasitischen Organismus erkannt worden war, gehören die Entdeckung der Übertragungsweise desselben vom kranken auf den gesunden Menschen und die daraus sich ergebenden Abwehrmaßregeln der allerjüngsten Zeit an.

Wenn wir auf diese neuesten Errungenschaften eingehen wollen, so sei es zur Erleichterung des Verständnisses erlaubt, vorher bereits längere Zeit Bekanntes kurz in Erinnerung zu rufen. Das hervorstechendste Symptom der

Malaria, das auch die Veranlassung zur Bezeichnung Wechselfieber gab, bilden die in einem ganz bestimmten — bei den verschiedenen Formen verschiedenem Rhythmus sich einstellenden Fieberanfälle.

Eingeleitet wird jeder Fieberanfall durch ein etwa 1—2 Stunden dauerndes Froststadium, in dem die Haut kühl und blass ist und der Kranke von Fieberschauern geschüttelt wird, während die Körpertemperatur steigt. Es folgt das Stadium der trockenen Hitze; die Haut ist brennend, das Gesicht roth, der Puls voll und die Herzthätigkeit erhöht; die Körpertemperatur erreicht 40—41,5°. Nach 3—5 Stunden tritt langsamer Abfall des Fiebers ein, Schweiß bricht aus, und relatives Wohlbefinden erquickt den Kranken.

Wie gesagt, wiederholen sich diese Fieberanfälle in bestimmten Zwischenräumen; nach der Länge der letztern unterscheidet man gewöhnlich 3 Formen der Malaria: Febris quotidiana, tertiana und quartana. Außerdem kommt ein continuierliches Fieber ohne regelmäßige Intermissionen und eine larvierte Malaria mit fieberlosem Verlauf und regelmäßig sich wiederholenden neuralgischen Anfällen vor.

Früher suchte man den Grund für das Auftreten der Malaria in bestimmten Gegenden in den natürlichen Verhältnissen der letzteren. Von der Beobachtung ausgehend, dass feuchtes, sumpfiges Terrain mit stehendem Wasser besonders bevorzugt ist, vermuthete man in den dem Sumpfwasser entsteigenden Miasmen die Krankheitsursache. Man sollte deshalb in Malariagegenden nie bei offenen Fenstern oder gar im Freien schlafen, die Häuser sollten auf felsigem Grund und auf Anhöhen gebaut werden u. dgl. Auch das Trinkwasser, meinte man, könnte in dieser Beziehung gefährlich werden und die Übertragung der Krankheitskeime vermitteln.

Im Jahre 1880 entdeckten Klebs und Tomasi in der Erde malarischer Gegenden angeblich einen specifischen Malariabacillus, durch den sie Wechselfieber experimentell bei Thieren hervorrufen konnten. Alsbald folgte die Auffindung dieses Bacillus durch Cuboni und Marchiafava im Wasser und Schlamm des Teiches von Ostia. Die alte Meinung, dass die aus den Sümpfen emporsteigenden Miasmen das Wechselfieber verursachen, wurde mit der neuen Entdeckung von den letztgenannten Autoren dadurch in Einklang gebracht, dass sie den Bacillus auch im Schweiß nachwiesen, der ihnen von der Stirne tropfte, ein Beweis, dass er sich in die Luft zu erheben vermöge.

Bald wurde der Krankheitserreger auch in Thätigkeit beobachtet: Dr. Lanzi und Prof. Peroncito fanden ihn während des Fieberfrostes im Blute Fieberkranker.

Doch um dieselbe Zeit, da man diesen Truggebilden nachhieng, brach sich schon die Wahrheit Bahn.

Bereits im Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Ratori in Pavia einen im Blute Malariakranker lebenden und sich vermehrenden Parasiten entdeckt, ohne aber die nöthige Beachtung in der medicinischen Welt zu finden. 1880 fand A. Laveran im frischen Blute der Kranken ein hyalines, pigmenthaltiges Körperchen, das scheinbar den rothen Blutzellen anhaftete, und erklärte es für den Erreger des Wechselfiebers. Richard vervollständigte und berichtigte diese Entdeckung, indem er die unpigmentierten Jugendstadien des Parasiten und dessen Sitz innerhalb der Blutkörperchen nachwies.

Zunächst erhob sich lebhafter Widerspruch seitens der Verfechter der bacillären Natur der Malaria. Aber bald, schon 1885, gaben Marchiafava und Celli ihren Irrthum zu, da sie amoeboide Bewegungen des Laveran'schen Parasiten beobachteten.

Nun folgte alsbald eine Publication der andern, um den Parasiten vom biologischen und klinischen Standpunkt eingehend zu behandeln: die verschiedenen Formen desselben, Krankheitstypen, die Einwirkung der Medicamente auf ihn und dergleichen mehr.

Einen berufenen Schilderer fand der Quartanaparasit, der durch je 2 fieberfreie Tage ununterbrochene Anfälle verursacht, auch Plasmodium malariae genannt, in Golgi (1889).

Danach verläuft die Entwicklung desselben im Körper des Menschen folgendermaßen:

Bald nach dem Anfall findet sich an den rothen Blutkörperchen ein kleines, ungefärbtes Gebilde mit trägen, amoebenartigen Bewegungen. Dasselbe dringt in die Blutkörperchen ein, braucht deren Inhalt als Nahrung auf und wächst dabei heran. Nach 24 Stunden füllt es $^1/_5$—$^1/_6$, nach 48 Stunden $^1/_2$—$^1/_3$ des Blutkörperchens aus. Nach 60 Stunden läſst es nur noch einen schmalen Saum frei. Nach 66 Stunden beginnen schwarze Farbstoffkörnchen, Restproducte des rothen Blutfarbstoffes, sich in radiären Zügen im Körper des Parasiten zu ordnen, so daſs eine „Gänseblümchenform" entsteht, die Andeutung des bevorstehenden Zerfalls in etwa 10 Theilstücke. Dieselben stellen durch Theilung entstandene junge Individuen dar, jedes von ihnen besetzt wieder ein Blutkörperchen, und die Zerstörung derselben und die Vermehrung des Plasmodium malariae wiederholt sich. Der jeweilige Zerfall löst einen neuen Fieberanfall aus, so daſs die Dauer der Entwicklung bis zur Theilung die Länge der Fieberpausen bestimmt. Gegenwärtig unterscheidet man noch zwei weitere Arten von Malariaparasiten: Der Tertianaparasit, Plasmodium vivax, entwickelt sich in 48 Stunden, um dann in 15—20 Sporen zu zerfallen; auch ist er beweglicher als der vorige.

Das Plasmodium praecox, der Urheber des perniciösen Tertianfiebers (Tertiana maligna, Quotidiana, Aestivo-Autumnal-Fieber, Tropenfieber), ist die kleinste Form, erreicht höchstens die halbe Größe des Blutkörperchens, zeigt häufig ringförmige Gestalt, bildet wenig Pigment und ist lebhaft amoeboid beweglich. Die Entwicklung dauert wahrscheinlich 48 Stunden.

Obschon man den Erreger der Malaria seit geraumer Zeit ziemlich genau kennt, war man über die Art und Weise, wie er in den menschlichen Körper gelangt, absolut im Dunkeln.

Schon 1881 hatte Laveran bei perniciöser Tertiana von längerer Dauer eigenthümliche Formen des Parasiten, die sogenannten „Halbmonde", gesehen; unter gewissen Bedingungen gehen sie in eine ovale, dann kuglige Form über; an letztere schließt sich bei einem Theil noch eine weitere Umbildung in die „Polymitusform" an, in der ein Zerfall in zahlreiche Körperchen mit je einem schwingenden Geißelfaden stattfindet.

Einige hielten diese Umformungen für Degenerationserscheinungen, während Mannaberg sie für Conjugationsstadien erklärte, eine Behauptung, die sich später als die richtige erweisen sollte. Wir wissen jetzt, dass die Malariaparasiten normalerweise entsprechende Verwandlungen im Körper von Stechmücken durchmachen, in den sie gelangen, wenn die Mücke an einem Malariakranken Blut saugt; dass sich ein Vermehrungsprocess, eine Sporulation daran anschließt, und dass die Sporen von der Mücke durch den Stich auf einen Gesunden überimpft werden, der Entwickelungscyklus der Malariaparasiten also einen typischen Wirtswechsel aufweist: Mensch-Mücke-Mensch u. s. w.

Eigenthümlich erscheint es, dass der Glaube an einen Zusammenhang zwischen Mosquito und Malaria uralt und weit verbreitet ist. Schon die römischen Ärzte Varro, Vitruvius und Columella brachten die Malaria mit den Stechmücken in Beziehung; die wilden Stämme Ost-Afrikas bezeichnen Fieber und Mosquito mit einem gemeinsamen Namen „Mbu". Auch die praktische Nutzanwendung dazu ist längst, wohl ohne klare Erkenntnis des Zusammenhangs, an weit von einander entfernten Punkten der Erdoberfläche gemacht worden; die Hirten der Campagna schlafen auf hohen Gestellen, unter denen ein Feuer qualmt, die Bewohner der Nikobaren und andere malayische und papuanische Völker in raucherfüllten, auf Pfählen oder Bäumen stehenden, hermetisch verschlossenen Hütten. Da die Mosquitos verhältnismäßig nur niedrig über dem Boden fliegen und den Rauch scheuen, gewährt diese Gewohnheit einen guten Schutz gegen die Stiche und damit gegen die Infection mit den Fieberkeimen.

Einem englischen Militärarzt Roß und einer Gruppe italienischer Forscher, vor allem Grassi, gebürt der Ruhm, in exacter und unanfecht-

barer Weise die Übertragung des Malariafiebers durch die Vermittlung der Stechmücken dargethan und damit den Weg gezeigt zu haben, wie man die Infection vermeiden kann. Wenn der Name Robert Koch's in diesem Zusammenhange nicht erwähnt wird, wie dies mit Vorliebe in Tageszeitungen geschieht, so liegt der Grund darin, dass Koch's Verdienste sich lediglich darauf beschränken, durch genaue statistische Erhebungen, die auf der deutschen Malaria-Expedition gesammelt wurden, unsere Kenntnis der Krankheit an sich erweitert zu haben; auch zur Lösung der Frage nach der angeborenen, beziehungsweise erworbenen Immunität hat Koch Wesentliches beigetragen. Bezüglich der Aetiologie dagegen gab er nur die vor ihm von den oben genannten Forschern gefundenen Resultate bestätigende Daten.

Der englische Militärarzt Roß, veranlasst durch Manson, welcher 1884 die Übertragung der Blutfilarien durch Vermittlung der Mosquitos entdeckt hatte, stellte in Indien Versuche in der Weise an, dass er Malariakranke von Stechmücken stechen ließ, um zu sehen, ob eine Weiterentwicklung des Plasmodium in letzteren stattfände. Zunächst hatte er keinen Erfolg. Glücklicher waren seine Versuche mit Vögeln, die einen dem menschlichen Parasiten ähnlichen, das Proteosoma, beherbergen. 1898 fand er, dass das Proteosoma beim Stich mit dem Vogelblut in den Darm der Mücke gelangt, dort schließlich in Myriaden stäbchenförmiger Keime zerfällt, welche in die Speicheldrüsen der Mücke gelangen und, beim Stiche auf einen gesunden Vogel übertragen, wieder Malaria erzeugen.

Inzwischen hatte auch Grassi seine Aufmerksamkeit dieser Frage zugewandt und konnte im Herbst 1898 durch das Experiment die Übertragung auch des menschlichen Malariaparasiten durch den Stich der Stechmücken nachweisen.

Die Umwandlungen, welche das Plasmodinm im Körper der Mücke durchmacht, sind durch Grassi, Bignami und Bastianelli 1899 eingehend studiert worden.

Schon bei der Besprechung des Quartanaparasiten wurden die sogenannten Laveran'schen Halbmonde erwähnt. Es sind dies, wie man nun weiß, geschlechtlich differenzierte Individuen, welche, in den Körper der Mücke gelangt, sich theils kuglig abrunden (Oogonien, Makrogameten) theils in eine große Anzahl Geißelkörperchen zerfallen (Antheridien, Mikrogametocyten). Je ein Geißelkörperchen verschmilzt nun mit einer Makrogamete, ein Process, völlig analog der Vereinigung einer Samenzelle mit einer Eizelle zum befruchteten Ei. Das Verschmelzungsproduct, der Ookinet, ein bewegliches, etwa $^{1}/_{50}$ mm langes würmchenähnliches Gebilde, bohrt sich in die Darmwand der Mücke, wölbt diese rasch wachsend nach außen vor und liegt in einer kugligen Cyste,

Oocyste, eingeschlossen. Der Inhalt der Cyste zerfällt in eine große Anzahl lebhaft sich schlängelnder, fadenförmiger Sporozoiten, die durch Platzen der Cyste in die Leibeshöhle der Mücke und von da durch den Blutstrom in deren Speicheldrüsen gelangen. Beim Stich gelangen sie in das Blut des Menschen und vermehren sich dort, die Fieberanfälle hervorrufend, in der für den Quartanaparasiten geschilderten Weise; es findet also eine ungeschlechtliche Vermehrung im Menschen durch Theilung, eine geschlechtliche in der Mücke durch Sporenbildung (nach vorhergegangener Copulation) statt.

Grassi wies durch Versuche nach, dass nur die Stechmücken der Gattung Anopheles und unter diesen besonders die Art A. claviger als Übertrager der Malaria in Frage kommen. Obschon nun A. claviger eine weite Verbreitung hat, — sie findet sich außer in Italien in ganz Europa bis nach Skandinavien und in den Vereinigten Staaten Amerikas, — kommt durchaus nicht überall mit ihr auch Malaria vor. Es erklärt sich das aus der Abhängigkeit der Entwicklung des Malariaparasiten in der Mücke von der Außentemperatur. Liegt letztere unter 17° C., so unterbleibt die Entwicklung überhaupt; bei 20—22° geht sie langsam, bei 28—30° dagegen in 8 Tagen vonstatten (bei Plasmodium vivax). Aus dieser Abhängigkeit von der Wärme erklärt sich nicht nur die geographische Verbreitung der Malaria überhaupt, sondern auch der eigenthümliche Jahresverlauf in Italien. Nicht mit dem Eintritt sommerlicher Wärme beginnen gleichzeitig auch die jährlichen Fiberepidemien, sondern erst etwa 3 Wochen, nachdem die Temperatur 27° dauernd erreicht oder überschritten hat. Die Mücken müssen sich erst an solchen Fieberkranken, die das Fieber durch den Winter geschleppt haben, mit Malariaparasiten inficiert, und diese müssen ihren Entwicklungscyklus abgeschlossen haben, ehe durch die Stiche der Mücken die Krankheit verbreitet werden kann. So lassen sich nach einer Statistik von Santorini, die Jahre 1887—97 umfassend, für die Provinz Rom zwei Perioden unterscheiden, eine endemische, mit nur milden, über den Winter geschleppten Fällen, bis in das erste Drittel des Juli reichend, und eine epidemische, mit schweren und zahlreichen Fällen für den Rest des Jahres. Auch aus einer Mittheilung R. Koch's über die Malariafälle im Spital zu Grosseto im Frühjahr und Sommer 1898 ergibt sich dies mit großer Deutlichkeit: April 46, Mai 52, Juni 53, Juli 264, August 384, September 332.

Während also das Vorkommen von Anopheles allein nicht die Entstehung eines Malariaherdes ermöglicht, vielmehr eine entsprechend hohe Temperatur hinzukommen muss, so fehlt andererseits die Malaria unter sonst günstigen Bedingungen da, wo Anopheles nicht heimisch sind. So fand Koch auf Java nur zwei Orte malaria-, aber auch mückenfrei: Tosari,

1777 m hoch im Tenggergebirge, und Poespo, 700 m hoch; an beiden Orten fehlten auch Sümpfe, beziehungsweise Reisfelder, mit Lachen stagnierenden Wassers, in denen die Larven der Mücken sich entwickeln könnten. Nach Chun fehlt die Malaria an der großen Fischbai im südlichen Angola, weil dort zwischen den öden Sanddünen Süßwasserlachen gänzlich mangeln. Es ergibt sich aus dem Gesagten ohne weiteres die Erklärung für die längst bekannte Thatsache, dass sumpfiges, wasserreiches Gelände eine Vorbedingung für die endemische Malaria bildet.

Nachdem mit aller Sicherheit erwiesen ist, dass die Malaria nur durch einen thierischen Parasiten verursacht wird, der einen complicierten Entwicklungsgang theils im Menschen, theils in Stechmücken durchmacht, ergibt sich von selbst ein doppelter Weg, auf dem man ihm zu Leibe rücken und ihn zu vernichten versuchen kann.

1. Im Menschen durch Medicamente; damit würde eine Infection der Mosquitos mit dem Blute Kranker und eine Übertragung der Krankheit auf Gesunde unmöglich gemacht.

2. In den Stechmücken, indem man diese selbst ausrottet.

Der erste Weg scheint der gangbarste zu sein. Bekanntlich besitzen wir im Chinin ein äußerst wirksames Mittel zur Bekämpfung des Wechselfiebers. Nun wird die Krankheit, beziehungsweise der Entwicklungscyclus des Plasmodium malariae dadurch continuierlich erhalten, dass einzelne Kranke die Malaria durch den Winter hindurchschleppen und so beim Eintritt der warmen Jahreszeit den Infectionsstoff für den Ausbruch einer neuen Epidemie darbieten. Gelänge es also, während des Winters alle Malariakranken ohne Ausnahme zu heilen, so würde die betreffende Gegend fieberfrei gemacht werden können. Aber erstens ist dabei vorausgesetzt, dass erneute Einschleppung von außen für die Dauer verhindert werden könnte; des andern sind leider nicht alle Malariafälle durch Chinin auszuheilen, sowohl weil hie und da das Chinin seine Wirkung versagt, als auch, weil manche Kranke es nicht auf längere Zeit vertragen.

Immerhin hat eine Massenbehandlung von Patienten mit Chinin den großen Vortheil, dass dadurch die Zahl der Kranken und damit natürlich auch die der Infectionsquellen bedeutend vermindert wird. Dafür kann folgendes Beispiel als besonders lehrreich gelten: Vom Reichsmagazin der Arzneimittel in Batavia wurden in den letzten 10 Jahren durchschnittlich jährlich 2000 kg Chinin kostenfrei abgegeben, und wohl sicher darauf ist es zurückzuführen, dass die Zahl der Malariafälle auf Java in den letzten 15 Jahren um 50% abgenommen hat.

Auch in der italienischen Kammer wurde im December 1900 von einigen Deputierten ein Gesetzentwurf eingebracht*), durch den der Verkauf des Chinin's monopolisiert, und dies Heilmittel dadurch billiger und der Bevölkerung leichter zugänglich gemacht werden soll.

Ein zweiter Weg zur Ausrottung der Malaria wäre theoretisch wenigstens in der Vernichtung der Stechmücken gegeben.

Letztere legen ihre Eier, 15—20, auf die Oberfläche von Wasseransammlungen ab, welche schattig gelegen sind und keine Fische, Wasserwanzen, Libellenlarven und andere Feinde der Mückenlarven beherbergen. Nachdem letztere 3—4 Wochen im Wasser gelebt haben, verpuppen sie sich, und nach 2—3 Tagen schlüpfen die geflügelten Insecten aus. Diese paaren sich nach 15—20 Tagen und sterben nach Ablage der Eier. Im Jahre gibt es 3—4 Generationen; die Weibchen des Spätherbstes überwintern dann.

Am leichtesten auszuführen ist die Vernichtung der Larven. Innerhalb bewohnter Orte findet man sie in Cisternen, Brunnen- und Waschtrögen, Abzugscanälen u. dgl. Ein sehr gutes Mittel ist das Petroleum, 5 cm^3 davon auf 1 m^2 Wasserfläche tödtet sicher alle Larven. Eine Wiederholung des Verfahrens alle 14 Tage genügt, um das Wasser dauernd frei von Larven zu halten. Auch pulverisierte Chrysanthemumblüten, 3—6 g auf 1 m^3 Wasser, erweisen sich als wirksam, desgleichen Anilinfarben, wie Larycith, Gallol, Malachitgrün; indes wird deren Wirksamkeit leicht durch Fäulnisprocesse im Wasser gehemmt oder aufgehoben.

Die Vernichtung der entwickelten Stechmücken kann nur insofern in Betracht kommen, als es gilt, menschliche Wohnungen von den Eindringlingen zu befreien. Eine sehr große Anzahl von Mitteln, über 400, sind dafür empfohlen worden.

Am besten bewähren sich Chlordämpfe, die auf einfache Weise erzeugt werden können, indem man auf einen Teller zu 4—5 Löffeln Chlorkalk 5—10 cm^3 rohe Schwefelsäure gießt. Freilich kann, von anderen unangenehmen Wirkungen des Chlors abgesehen, das Zimmer für einige Zeit nicht betreten werden.

Brauchbar erwiesen sich noch Eucalyptusessenz, die Zanzolina von Celli und Cassagrandi, schweflige Säure, Jodoformdämpfe, Terpentinöl und Tabaksrauch. Nach Grassi überwintern die Weibchen der Anopheles-Arten in dunklen Ecken der Häuser, Ställe, 2c. Wenn man im betreffenden Raum Eucalyptusblätter verbrennt, kommen sie an die Fenster und können dort getödtet werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, dass man die Malaria zwar durch allerlei Maßnahmen, welche auf eine Verminderung der Infectionsquellen abzielen, einschränken, aber nicht ausrotten kann.

*) Der inzwischen zum Gesetz erhoben wurde

Es fragt sich daher weiter, ob sich nicht in wirksamer Weise der Krankheit vorbeugen läßt, ob nicht eine Prophylaxe möglich ist, die den Menschen sicher vor der Infection bewahrt.

Zeigt vielleicht die Natur selbst den einzuschlagenden Weg, indem es z. B. eine Immunität gegen die Malaria gibt, so dass wir durch Erforschung der Ursachen der Unempfänglichkeit ein Mittel fänden, mit dem alle Menschen gegen das Wechselfieber gefeit werden könnten, etwa wie dies durch die Schutzpockenimpfung gegenüber den Blattern geschieht? Soweit wir bis jetzt wissen, kommt eine angeborene Rassenimmunität nicht vor, auch nicht bei den Eingeborenen der schlimmsten tropischen Fiebergegenden.

Dagegen gibt es einzelne Individuen, namentlich unter den Bewohnern der pontinischen Sümpfe, die sogar gegen experimentelle Malariainfection sich als unempfänglich erweisen; ihre Immunität scheint sogar erblich zu sein.

Öfter dagegen wird eine erworbene Immunität infolge überstandener Malaria beobachtet.

Darüber hat namentlich die deutsche, von R. Koch geführte Malaria-Expedition wichtige Aufschlüsse gebracht.

Aus den Untersuchungen Koch's auf Neu-Guinea 1899 ergab sich, dass die Bewohner tropischer Malariagegenden in wenigen Jahren sich eine Immunität erwerben, und zwar Europäer sowohl als Eingeborene. Ein schönes Beispiel bietet die Zahl der Erkrankungen unter den als Kulis in Neu-Guinea eingewanderten Chinesen. Je länger sie im Lande waren, um so seltener findet sich bei ihnen das Fieber. Die Untersuchungen fanden im Winter 1899/1900 in Stephansort statt. Bei den 1891—1896 eingewanderten, also schon jahrelang im Lande befindlichen Kulis fand sich Malaria nur bei 4·6%, unter den im September 1898 angeworbenen bei 40·9%, während von den im December 1899 angekommenen 70% fieberkrank waren.

Für die Einheimischen zeigte sich, dass namentlich das jüngere Kindesalter besonders heimgesucht ist und dass das Überstehen der Krankheit alsdann für erneute Erkrankung mehr oder weniger immun macht, so dass die Zahl der Krankheitsfälle im umgekehrten Verhältnis zum Lebensalter steht.

Als Beispiel können zwei Zählungen in zwei Districten vom Kaiser Wilhelmsland dienen.

In einem Fall waren malariakrank Kinder unter 2 Jahren 80%, solche von 2—5 Jahren 41·6%, während über das 5. Jahr hinaus keine Malariaerkrankung beobachtet wurde. Für den zweiten Fall sind die entsprechenden Zahlen: unter 2 Jahren 100%, von 2—5 Jahren 46·1%, von 5—10 Jahren 23·5%, über 10 Jahre 0%.

Praktisch aber läſst sich leider aus dieser Kenntnis vom Vorkommen einer Immunität kein Nutzen ziehen; weder wurden im Blute Fiebernder Toxine, noch bei Entfiebernden und Immunen Antitoxine gefunden, wie sie die Einleitung einer serotherapeutischen Behandlung erforderte. Auch gelang es nicht, mit dem Blutserum malariakranker Rinder Kranke zu heilen ode Gesunde zu immunisieren.

Noch bleibt aber ein Mittel, der verheerenden Krankheit vorzubeugen, nämlich der Schutz vor den Schnackenstichen, welche die Infection bringen. Und die darauf gegründeten und in den letzten Jahren bereits im großen Maßstabe durchgeführten Vorkehrungen haben sich glücklicher Weise derart bewährt, daſs durch sie eine günstige Perspective für die Zukunft eröffnet worden ist.

Nur nebenbei mag erwähnt sein, daſs alle Bemühungen, welche man anstellte, durch Einreiben von Fetten, Ölen, Säuren, Essenzen, Pulvern ꝛc. auf die Haut des Menschen die Schnacken vom Stiche abzuhalten, sich als vergeblich erwiesen.

Schon im Sommer und Herbst 1899 hatten Grassi und Di Mattei durch mechanische Schutzmittel das Eindringen von Schnacken in die Wohnräume verhindert und damit dem Ausbruch der Malaria bei deren Insassen in wirksamer Weise vorgebeugt. Im Sommer 1900 nun unternahmen es Grassi und Celli, die Beamten der durch die verrufensten Fiebergegenden Italiens führenden Bahnlinien vor der Infection mit Malaria zu schützen, und zwar mit bestem Erfolg. Die nöthigen Mittel wurden von den betreffenden Bahnverwaltungen, der Königin Margherita, der italienischen Regierung und dem Verein zur Bekämpfung der Malaria in Rom bereit gestellt.

Besonders von Fieber heimgesucht ist die südliche Westküste Italiens, namentlich gilt die Niederung des in den Golf von Salerno mündenden Seleflusses seit Jahrhunderten als „Todesthal". Lange zögerte daher die Gesellschaft der Mittelmeerbahn, die Strecke südlich von Albanella auszubauen. Als es endlich geschah, erkrankten die Beamten derselben massenhaft, trotzdem ihnen gutes Trinkwasser, frisches Fleisch und andere Nahrungsmittel von außen zugeführt wurden. Viele starben, manche noch nach der Versetzung in fieberfreie Gegenden, an unheilbarem Siechthum.

Grassi traf nun seine Maßregeln an der Strecke Battipaglia-Capaccio in der Weise, daſs er sämmtliche Eingänge zu den Häusern der Bahnbeamten mit dichten Drahtnetzen versehen ließ, welche den Schnacken das Eindringen unmöglich machten. Außerhalb des Hauses musſten die Bewohner Kopfhüllen aus Schleierstoff und starke Handschuhe tragen. Den trotzdem durch Zufall Gestochenen wurden sofort starke Chinindosen gegeben. Das Resultat dieser Maßnahmen war für die Zeit von Ende Juni bis Ende September 1900

folgendes: Von 104 geschützten Personen, darunter 33 Kindern unter 10 Jahren, die besonders empfänglich sind, blieben alle von der Malaria verschont, außer dreien, welche sich nicht an die Vorschriften gekehrt hatten. Dagegen erkrankten von 25 Bewohnern der der Versuchsstrecke benachbarten, ungeschützten Wärterhäuschen alle, ebenso von 317 Insassen benachbarter, auf den Bergen gelegener, also verhältnismäßig geschützter Bauernhöfe 311.

In demselben Sommer machte Celli ganz entsprechende Wahrnehmungen über den Erfolg der mechanischen Schutzvorrichtungen in Latium. Alle Personen, welche gewissenhaft die, soweit es das Tragen der Kopfhülle und Handschuhe betrifft, gewiss nicht gerade angenehmen Vorschriften befolgten, entgiengen ausnahmslos dem Fieber, während die ungeschützten Personen der Nachbarschaft in großer Anzahl davon erfasst wurden. Unter insgesammt 207 Beamten in den ungesundesten Theilen Latiums kamen nur 10, auf Nachlässigkeit zurückzuführende Fieberfälle vor; Hausepidemien gar nicht mehr.

Mit Rücksicht auf die überaus günstigen Resultate dieser im Jahre 1900 angestellten Versuche, denen schon einige ganz gleichartig verlaufene, von Grassi und Di Mattei 1899 geleitete Experimente vorhergehen, haben nunmehr die adriatische, sicilianische und Mittelmeerbahn-Gesellschaft beschlossen, in Zukunft auf allen dem Fieber ausgesetzten Strecken in entsprechender Weise vorzugehen.

Sind dann die günstigen Erfolge erst in weiteren Kreisen der Bevölkerung bekannt geworden, so wird die gewiss etwas kostspielige und unbequeme, aber in ihren Folgen so segensreiche Prophylaxe gegen die Malaria immer mehr Anhänger finden; in demselben Maße, als dies geschieht, werden auch die Infectionsquellen immer weniger, deren Zahl außerdem durch Vernichtung der Malariaparasiten im Menschen durch Chinin und Verminderung der Schnacken als der vermittelnden Überträger beschränkt wird; dass daraus wieder eine stetige Verkleinerung der Ansteckungsgefahr und der Zahl der Erkrankungen folgt, ergibt sich ohne weiteres. Nehmen wir hinzu, dass es jetzt außerdem möglich ist, sich selbst in den verrufensten Fiebergegenden absolut sicher vor dem Malariafieber zu schützen, so werden wir die außerordentliche Bedeutung der in den allerletzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts gemachten Aufdeckung der wahren Natur einer durch Jahrtausende in ihren Ursachen unbekannten und deshalb erfolglos bekämpften, in ihrer deletären Wirkung um so furchtbareren Krankheit richtig würdigen.

Die heilige Poesie der Hebräer.

Von Prof. Dr. P. Nivard Schlögl, O. Cist.

„Singt uns Sionslieder.“ (Psalm 137, 3.)

Vieles und Ausgezeichnetes wurde, insbesondere seit Lowth' classischen Abhandlungen über den Parallelismus membrorum oder Gedanken-rhythmus, von katholischen wie von protestantischen Gelehrten geschrieben, um die Schönheit der biblischen Poesie zu zeigen. Eine Menge von Systemen wurde ausgedacht, um das Metrum der alten Hebräer zu erklären, denn ohne Metrum kein Rhythmus. Dass aber die biblische Poesie rhythmisch sei, davon war man allgemein überzeugt. Da nun keines der unzähligen und verschieden-artigsten Systeme, bis auf Bickell's syrisierende Metrik herab, entsprach, so gab man die Hoffnung auf, das Metrum der alten Hebräer zu entdecken, ja man tröstete sich damit, dass die hebräischen Lieder wohl rhythmisch, nicht aber metrisch seien, und dass der Inhalt derselben zu erhaben sei, als dass er sich in eine bestimmte Form zwängen ließe. Ohne Kenntnis des Metrums aber musste man auch darauf verzichten, einen streng durchgeführten Strophenbau zu finden; daher kam es, dass auch kaum zwei Gelehrte in der strophischen Gliederung eines und desselben poetischen Stückes übereinstimmten. Da wurde 1897 von der Wiener Theologischen Facultät eine Preisfrage über dieses Thema ausgeschrieben. Dies regte mich an und, obgleich ohne Hoffnung auf ein positives Ergebnis, gieng ich an die Untersuchung. Doch welche Überraschungen sollten sich mir im Laufe der Untersuchungen bieten! Man sagte, Josephus Flavius wolle, wo er vom Metrum rede, nur die Griechen und Römer glauben machen, als hätten die Hebräer, wie jene, ein kunstvolles Metrum gehabt. Aber der heilige Hieronymus sagt ja dasselbe, meinte ich. Dieser sei nicht maßgebend, wendete man ein; denn er berufe sich eben nur auf Flavius Josephus und, was auffallend sei, er bringe für seine Behauptung keine Beispiele. Diese Einwände las ich auch in verschiedenen Abhandlungen über hebräische Poesie. Aber ich sagte mir, dass, wie dem auch sei, eine genaue Untersuchung jedenfalls nicht schaden, wohl aber, falls es doch ein Metrum der Hebräer gäbe, von großem Nutzen für die hebräische Exegese sein könne. Dem

Thema entsprechend, untersuchte ich also zunächst die Stellen der alten jüdischen und christlichen Schriftsteller. Und da ergab sich die erste Überraschung. Denn diese Schriftsteller sagen nicht bloß allgemein, die Hebräer hätten ein Metrum gehabt, sondern sie nennen auch bestimmte Lieder. Nun müssen selbst die Gegner jedes Metrums, z. B. Budde, zugestehen, dass die Klagelieder wirklich „Pentameter“ und „Hexameter“ zeigen, ebenso wie z. B. Psalm 119 (Vulg. 118). Überhaupt muss jeder des Hebräischen Kundige zugeben, dass weitaus die meisten gut erhaltenen Verse 6 oder 5 Hebungen zeigen, wenn man sie nur richtig liest. Da ich dem Thema zulieb absichtlich in meinen theologischen Vorlesungen poetische Stücke exegesierte, gewann ich immer mehr die Überzeugung, dass jene alten Schriftsteller Grund hatten, von einem hebräischen Metrum zu reden. Es blieb nur die Frage zu beantworten, welcher Art dieses Metrum sei. Dass die alten Schriftsteller nicht das quantitierende Metrum der Griechen meinten, war mir klar; und der heilige Hieronymus lässt dies deutlich genug erkennen in der Vorrede zum Buche Job: »Hexametri versus sunt dactylo spondeoque currentes et propter linguae idioma crebro accipientes et alios pedes non earundem syllabarum, sed eorundem temporum«. Der heilige Hieronymus schrieb ja für lateinische Christen, welche nicht hebräisch verstanden. Darum musste er die termini von der den Lesern bekannten griechisch-lateinischen Prosodie hernehmen, um die Sache klar zu machen; damit diese aber nicht falsch aufgefasst werde, sagte er, die hebräischen „Hexameter“ seien nicht nach Art der lateinischen und griechischen Hexameter,*) sondern enthielten wegen der Eigenthümlichkeit der Sprache häufig andere Versfüße als Daktylen und Spondeen (nach Auffassung der Griechen und Römer), und diese Versfüße zeigten zwar nicht die gleiche Silbenzahl nach Art der lateinischen oder griechischen, wohl aber den gleichen Morenwert; mit anderen Worten: nicht die Silben werden gezählt, wie etwa im Syrischen, Französischen 2c., sondern die Moren oder Zeiteinheiten (tempora). Die Zeiteinheiten selbst und deren Berechnung kannte der heilige Hieronymus wohl ebensowenig wie seine jüdischen Lehrer; aber er fühlte wie jene das Metrum in den hebräischen Versen und war darum von der Richtigkeit der Tradition überzeugt. Er wusste, dass die hebräischen Versfüße (metra) anders beschaffen seien als die unzähligen Metren der Griechen und Römer; er wusste, dass ein hebräischer

*) In seinem Briefe an die Römerin Paula über Ps. 119 (118) schreibt er: „Habes et in lamentationibus Jeremiae quatuor alphabeta, e quibus duo prima quasi Sapphico metro scripta sunt.“ Er verwahrt sich also gegen die Auffassung, als meine er rein quantitierende Metra im Sinne der Römer und Griechen. Er meint nur etwas Analoges.

Versfuß bald einem Daktylus, bald einem Spondeus, bald einem Jambus ꝛc. ähnlich sehe, weil es nicht auf die Zahl und Beschaffenheit der einzelnen Silben, sondern auf die Summe ihres Morenwertes ankomme.

Als ich nun alle Stellen der alten jüdischen und christlichen Schriftsteller genau studiert und verglichen hatte, gieng ich mit doppeltem Interesse an die Untersuchung der Systeme, welche in der nun gedruckten Preisarbeit niedergelegt ist: De re metrica veterum Hebraeorum disputatio (Wien 1899), S. 13 f. Die verschiedenen Systeme lassen sich in drei Classen gruppieren, nämlich in die der quantitierenden nach Art der griechisch-lateinischen, in die der silbenzählenden nach Art des Syrischen und in die der accentuierenden nach Art des Mittelhochdeutschen. Die letzte Classe zerfällt wieder in solche, welche nur auf dem Accente beruhen, und solche, welche auch die Cäsuren berücksichtigen. Von letzteren sagte mir am meisten Vetter's Cäsurenschema zu; allein auch dieses konnte mich nicht befriedigen. Von den andern war überhaupt nicht viel zu hoffen, da sie entweder unsinnig sind, wie z. B. mehr oder weniger alle rein quantitierenden (siehe das oben über Hieronymus Gesagte), oder weil sie der Sprache eine Zwangsjacke anlegen, wie Jones' arabisierendes, Raabe's sanskritisierendes und Bickell's syrisierendes System*), oder endlich weil sie zu einseitig sind. Wie war ich daher überrascht — und das war die zweite angenehme Überraschung —, als ich Grimme's Grundzüge der hebräischen Accent- und Vocallehre und sein darauf fußendes metrisches System (ZDMG, 50 und 51) noch zu rechter Zeit in die Hand bekam und in Verbindung mit P. Zenner's und Prof. D. H. Müller's Strophik verband.

Durch Professor Grimme war ich auf jene Einheit des hebräischen Metrums gekommen, die für den heiligen Hieronymus ein „unbestimmtes Etwas" war. Diese metrische Einheit der hebräischen Prosodie ist der einzelne Laut, nicht die Silbe als Ganzes. Grimme ist auf diese Entdeckung, um die ihn wohl mancher beneidet, zu der ich ihm aber nur vom Herzen Glück wünschen kann, durch seine Studien über die Lautlehre unter Herbeiziehung des Althebräischen gekommen. Und dies war der einzig richtige Weg, wie auch der Germanist die deutsche Prosodie nur unter Herbeiziehung des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen richtig studiert und begreift. Grimme's System, welches nicht bloß den Accent und die Cäsur oder Diärese berücksichtigt, sondern auch, was aus dem oben Gesagten

*) Wenn Professor Bickell dennoch damit der Textkritik große Dienste leistete, so liegt der Grund darin, dass die syrische Metrik nicht bloß auf der Silbenzahl, sondern auch auf dem Accente beruht. Vgl. Schlottmann, Zur semit. Epigraphik, ZDMG, 33, S. 284.

als nothwendig erscheint, die Quantität, hat nun an den neugefundenen hebräischen Ecclesiasticus-Fragmenten seine Feuerprobe bestanden; denn auch meine zweite Arbeit über dieses Thema wurde von der Wiener Theologischen Facultät am 11. October 1899 mit dem Lackenbacher-Preise gekrönt. Auch diese Arbeit ist soeben im Buchhandel erschienen unter dem Titel: Ecclesiasticus (39,12— 49,16) ope artis criticae et metricae in formam originalem redactus (Wien, Mayer & Co., 1901). Dazu vergleiche man auch meinen Artikel „Das Alphabet des Siraciden" in der ZDMG, 53, S. 673 ff. Die Fachgelehrten verweise ich besonders auf die Praefatio des „Ecclesiasticus", wo ich drei einleitende Fragen zu beantworten suchte: 1. ob die neulich entdeckten Sirach-Fragmente wirklich den Originaltext bieten oder nur eine Rückübersetzung aus dem Syrischen (Bickell) oder Griechischen; 2. welchen Wert die griechische und syrische Übersetzung des Sirachbuches für die Textkritik haben, und 3. wie der hebräische Text mit Hilfe der alten Versionen und des Metrums hergestellt werden könne. Bei dieser Gelegenheit habe ich Grimme's System sammt den neuesten Vervollkommnungen dargestellt und auch die hebräische Strophik, über die jedoch die Untersuchungen noch nicht endgiltig abgeschlossen sind, ausführlich behandelt. Den Wert dieses Systems für die Textkritik können die Fachgelehrten an meinem „Ecclesiasticus", besonders am 4. Capitel (Commentarius), erproben.

Für den weiten Leserkreis der „Kultur" diene Folgendes über Metrum und Strophik der alten Hebräer. Das Metrum beruht, wie schon gesagt, auf dem Accent und der Quantität, ähnlich wie im Mittelhochdeutschen, mit dem Unterschiede, dass im Hebräischen der Rhythmus gegen das Versende steigt, im Mittelhochdeutschen aber fällt. Ein kurzer Vocal oder ein Consonant hat den Wert einer More, also zählt eine Silbe 2 Moren, wenn sie einen Consonanten und einen kurzen Vocal, 3 Moren, wenn sie einen Consonanten und einen langen Vocal oder zwei Consonanten und einen kurzen Vocal, und 4 Moren, wenn sie zwei Consonanten und einen langen Vocal enthält. Dieses Princip scheint mir sehr einfach und ungekünstelt. In Bezug auf den Accent ist zu unterscheiden zwischen Wortaccent und Satzaccent, zwischen Hauptton und Nebenton. Der Satzton muss immer eine Arsis (Hebung) werden, der Wortton nicht immer, sondern nur nach Maßgabe der Quantität. Der Hauptton eines Wortes oder Sprechtactes wird Hebung, wenn alle Silben bis zur nächsten Hebung ohne Auftact wenigstens 7, mit Auftact wenigstens 8 Moren ausmachen. Der Nebenton eines Wortes oder Sprechtactes wird Hebung, wenn alle Silben vor der nächsten Hebung, die Hauptton ist, ohne Auftact wenigstens 8, mit Auftact wenigstens 9 Moren geben. Der zweite Nebenton eines

Wortes oder Sprechtactes wird Hebung, wenn alle Silben vor der nächsten Hebung, welche Nebenton ist, ohne Auftact wenigstens 9, mit Auftact wenigstens 10 Moren zählen. Auf diese Weise erklärt sich das »non earundem syllabarum, sed eorundem temporum« des heiligen Hieronymus. Dies sind kurz die Gesetze des hebräischen Metrums. Die sonstigen Regeln beruhen auf der hebräischen Laut- und Accentlehre.

Die mannigfachen Versfüße werden dann zu 2-, 3-, 4- und 5-hebigen Stichen verbunden, doch gilt der fünfhebige Vers selbst meist schon als Distichon (3+2 oder 2+3). Die Stichen oder Kurzverse werden besonders in der lyrisch-didaktischen Poesie gerne zu Distichen, manchmal zu Tristichen verbunden; am beliebtesten ist der sechshebige Vers (Hexameter), aus 2 dreihebigen Stichen bestehend. 2 Stichen geben die kleinste Strophe oder einen Langvers (Distichon), öfter bilden auch 3 Stichen einen Langvers (Tristichon). So sind die Psalmen, Sprüche, Job, Ecclesiastes und Ecclesiasticus aus lauter solchen Distichen oder Tristichen zusammengesetzt. Anders verhält es sich mit dem Hohenliede und den Propheten; da erscheint der Stichos, nicht das Distichon oder Tristichon, als strophenbildendes Element. Im Übrigen ist zu unterscheiden zwischen kleinen und größeren Strophen. Letztere, die größeren Strophen, sind gewöhnlich nichts anderes als ein Complex von kleineren (s. unten Ps. 78). Über die Strophengliederung der einzelnen Lieder und die Einheitlichkeit des Metrums in denselben will ich noch nichts Bestimmtes oder Allgemeingiltiges sagen, da hierüber Professor Grimme's und meine Ansichten noch auseinandergehen. Es wird sich auch Endgiltiges nicht sagen lassen, bevor nicht alle poetischen Bücher textkritisch durchgearbeitet sind. Ich werde daher vorläufig in loser Reihe poetische Stücke mit Nachahmung des Rhythmus in deutscher Sprache bringen und verweise betreffs der Psalmen auf meinen demnächst erscheinenden deutschen Psalmencommentar, ebenso betreffs der Sprüche auf meinen demnächst erscheinenden deutschen Commentar. Nur soviel will ich von der Strophik sagen, dass die hebräischen Lieder nicht immer aus lauter gleichartigen Strophen bestehen, sondern manchmal Strophenpaare zeigen, dazwischen aber eine größere oder geringere Anzahl von Versen, die sich meist in zwei gleiche Gruppen scheiden, worin ich P. Zenner's Chorliedstructur zu finden glaube.*) Und wenn sich auch vielleicht manche dieser Lieder mit geringer Textänderung in gleiche Strophen theilen lassen, so bin ich doch überzeugt, dass dies nicht bei allen der Fall ist. Mich erinnern diese Lieder, welche nach Zenner's probabler Ansicht von zwei

---

*) Siehe Zenner, Die Chorgesänge im Buche der Psalmen. (2 Bde. Freiburg 1896.) Doch wendet Zenner die Chorliedstructur zu schablonenmäßig an; man vergleiche nur Ps. 45 bei ihm und nach meiner Übersetzung.

oder mehreren Chören wechselweise vorgetragen wurden, an die griechischen Tragödien, welche ja auch aus religiösen Chorliedern entstanden sind. Und wie in den griechischen Chorliedern immer nur je zwei Strophen ganz gleich gebaut sind, nie aber meines Wissens mehrere Strophenpaare gleiches Metrum zeigen, so können meines Erachtens auch in den hebräischen Chorliedern die verschiedenen Strophenpaare verschieden sein, und sie sind es auch. Vergleiche Ps. 78 und 84. Bei vielen Liedern ist eine andere Strophengliederung gar nicht möglich, wenn man Inhalt und Verszahl berücksichtigt. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung waren diese Chorgesänge das Vorbild der griechischen Tragöden.

Ferner will ich noch auf die Hilfsmittel hinweisen, welche geeignet sind, die strophische Gliederung erkennen zu lassen. Diese sind vor allem der Inhalt selbst und der Parallelismus membrorum oder Gedankenrhythmus. Letzterer besteht darin, dass ein Gedanke nicht einfach ausgedrückt, sondern in zwei oder mehrere zerlegt wird, die einander ergänzen und beleuchten. Dieser Parallelismus wird gewöhnlich in drei Arten unterschieden, nämlich in den synonymen, welcher am häufigsten vorkommt, den antithetischen und den synthetischen, je nachdem die parallelen Glieder denselben Gedanken oder das Gegentheil ausdrücken oder in einem anderen Verhältnisse zu einander stehen.

Außerdem zeigt das Sela die Strophengliederung an, indem es nach Cosmas Indicopleustes den Chorwechsel bezeichnet (vgl. meine Schrift: De re metrica veterum Hebraeorum, S. 4 f.). Nur steht das Sela nicht immer an richtiger Stelle. Ebenso lässt die alphabetische Form in Ps. 119 die Strophenbildung erkennen. Sehr wichtig ist diesbezüglich auch der Reim, wie auch der Stabreim (Alliteration). Hauptkennzeichen der strophischen Gliederung sind ferner außer den Refrains*) gewisse poetische Kunstformen, welchen Prof. D. H. Müller zuerst größere Aufmerksamkeit schenkte**), und zwar mit Recht. Denn wie jeder Leser aus den folgenden Liedern beurtheilen kann, sind sie ein wichtiges Hilfsmittel, den Strophenbau zu erkennen. Diese Kunstformen sind: 1. die responsio, welche darin besteht, dass Strophe und Gegenstrophe nicht nur gedanklich correspondieren, sondern oft

*) Doch muss man sich hüten, jeden wiederkehrenden Vers für einen Refrain zu halten. So ist z. B. in Ps. 49 (48) Vers 21 nur bessere Lesart für Vers 13, ebenso sind die Verse 4 und 5 in Ps. 56 (55) nur Varianten zu 11 und 12.

**) Vergleiche Dr. D. H. Müller, Die Propheten in ihrer ursprünglichen Form. Die Grundgesetze der ursemitischen Poesie, erschlossen und nachgewiesen in Bibel, Keilinschriften und Koran und in ihren Wirkungen erkannt in den Chören der griechischen Tragödie (Wien, 1896), und: Strophenbau und Responsion (Wien 1898).

auch im Ausdruck, vergleiche zum Beispiel Ps. 78 (77), 5. 10. 11; 2. die concatenatio (Verkettung), darin bestehend, dass die folgende Strophe die Gedanken oder Worte, mit welchen die hervorgehende schließt, im ersten Verse aufnimmt und darauf weiterbaut. Diese Verkettung wurde bisher stets verkannt, und darum zog man einen solchen Anfangsvers immer zur vorhergehenden Strophe, wodurch das Ebenmaß vielfach gestört wurde. Eine solche Verkettung findet man in Ps. 78 (77), 52 und 53; 3. die inclusio (Einschließung, Umrahmung), welche darin besteht, dass derselbe Gedanke oder Ausdruck eine Strophe oder auch ein Strophenpaar einleitet und schließt. Vergleiche Ps. 78 (77), 53, 72; 84 (83), 2b, 4c; 57 (56), 2a, 3a. Wenn die Untersuchungen über die Strophik abgeschlossen sind, werde ich über die Resultate ausführlicher berichten. In den folgenden Übersetzungen hebräischer Lieder habe ich den Rhythmus genau nachgeahmt*) und die poetischen Kunstformen durch gesperrte Lettern erkenntlich machen lassen. Den Reim habe ich nicht nachgeahmt, weil dies, ohne die Klarheit und Genauigkeit zu beeinträchtigen, nicht leicht möglich wäre.

45. (44.) Psalm: Ein Lied auf die Vermählung des Messias mit der Kirche.**)

Widmung.

2. Es sprudelt mein Herz | gar frohe Kunde. | Mein Lied sei hurtig | dem König geweiht.

1. Strophe (an den König).

3. Der Schönste der Menschen | bist Du voll der Anmuth; | hat Dich doch Jahwe | auf ewig gesegnet.
4. Gürte Dein Schwert, | o Held, um die Lenden; | in Deiner Pracht | 5. tritt öffentlich auf.
6. Deine Pfeile sind scharf, | dass Völker fallen; | sie treffen in's Herz | die Feinde des Königs.

2. Strophe (an den König).

7. Dein Thron, o Gott, | währt immer und ewig; | ein gerechtes Scepter | ist Dein Herrscherstab.
8. Weil das Recht Du liebst, | nicht das Unrecht, so salbte Dich | Jahwe vor Andern | mit Herrschaftsöl.

---

*) Das Bestreben, in der Übersetzung ein nach Inhalt und Form möglichst getreues Bild zu geben, bringt es mit sich, dass bisweilen die Gesetze der deutschen Metrik nicht ganz genau beobachtet erscheinen.

**) Entzückt von Salomon's irdischer Pracht, läßt der unbekannte Sänger seinen Seherblick in die Zukunft schweifen und besingt den wahren Salomo oder Friedensfürsten, wie er Israel als bevorzugte Braut und die anderen Völker als jungfräuliche Nebenbräute sich vermählt. Im Hebräischen ist der ganze Psalm auf aekh gereimt. — Die Silbe, deren Vocal in Lateinschrift gesetzt ist, trägt den Ton.

9. Du duftest von Myrrhe | und Aloe und Cassia; | Saitenspiel klingt Dir | aus Marmorpalästen.
10. Königstöchter | steh'n da, reich geschmückt, | Dir zur Rechten die Königin | in Ophirgold.

3. Strophe (an die Königin).

11. Höre, Tochter, | und schau und vernimm | und vergiss Dein Volk | und Dein Vaterhaus,
12. Denn der König verlangt | nach Deiner Schönheit; | bete ihn an, | denn er ist Dein Herr.
13. Philistäa kommt | und Tyrus mit Gaben; die Reichen Deines Volkes | schmeicheln Dir.
14. Doch Dein innerer Schmuck, | o Königstochter, | gilt mehr als Gewande in Gold gestickt.

4. Strophe (an den König).

15. Mit Scharen von Jungfrau'n | kommt sie zum König; | hinter ihr folgen | ihre Gefährtinnen.
16. Man bringt sie zu Dir | in großer Freude; | sie ziehen mit Jubel | in des Königs Palast.
17. Statt Deiner Väter | werden Dir Söhne; | die machst Du zu Herrschern | über all' Deine Lande,
18. Verkünden wird man | stets Deinen Namen, | d'rum werden die Völker | auf ewig Dich preisen.

---

57. (56.) Psalm: Gebet um Hilfe wider grausame Verfolger.*)

1. Strophe.

2. Sei mir gnädig, Jahwe, sei gnädig! Denn auf Dich vertraut meine Seele.
Unter Deinen Schutz will ich fliehen, bis vorübergegangen die Noth.
3. Ich rufe zu Jahwe, dem Höchsten, zu Gott, der für mich es ausführt.
4. Er langt vom Himmel, mich zu retten, stößt fort, die nach dem Leben mir trachten,
5. Unter Löwen hab' ich mein Lager, verscheucht von den Menschenkindern,
Deren Zähne Spieße und Pfeile, deren Zung' ein scharfes Schwert.
6. Steig' empor zur Höhe, Jahwe, und zeig' aller Welt Deine Pracht!

2. Strophe.

7. Sie legten ein Netz meinen Füßen, doch — ihre Hand ward verstrickt.
Sie gruben mir eine Grube, doch — sie selbst fielen mitten hinein.
8. Jahwe, fest ist mein Herz! Singen will ich und spielen.
9. Auf, mein Ruhm, wach' auf! Auf der Harfe und Zither spiel' ich.
10. Ich preise Dich vor den Völkern, besinge Dich, Herr, vor den Heiden:
11. Bis zum Himmel erstreckt Deine Huld sich, an die Wolken reicht Deine Treu'.
12. Steig' empor zur Höhe, Jahwe, und zeig' aller Welt Deine Pracht!

---

*) Der Überschrift gemäß ist dieser Psalm von David und bezieht sich auf seine Flucht vor Saul.

78. (77.) Psalm: Warnung an Israel.*)

1. Strophe.

1. Vernimm, mein Volk, meine Lehre und lausch meines Mundes Worten.
2. Ich öffne den Mund zu Sprüchen, will lösen der Vorzeit Räthsel.
3. Was wir gehört und erfahren und unsere Väter erzählten
4. Wollt nicht ihren Söhnen verhehlen, es erzählend künft'gen Geschlechtern:
   Jachwes Ruhm und Macht und all' seine Wunderthaten.

5. Eine Satzung gab er in Jakob, in Israel ein Gebot,
   Indem er den Vätern auftrug, es ihren Kindern zu melden:

1. Gegenstrophe.

6. Auf dass es die Nachwelt erführe und die künftigen Söhne vermöchten,
7. Es ihren Kindern zu melden, damit sie auf Jachwe vertrauten,
   Nicht Gottes Thaten vergäßen, vielmehr seine Satzungen hielten
8. Und nicht ihren Vätern glichen, ein trotzig und murrend Geschlecht,
   Ein Geschlecht, des Herz nicht gerade, dessen Gesinnung nicht treu.

10. Nicht hielten sie Jachwes Bund, missachteten sein Gebot
11. Und vergaßen ganz seiner Thaten, seiner Wunder, die sie geschaut.

1. Wechselstrophe.

12. Vor den Vätern that er ja Wunder in Ägypten auf Zoans Gefilden,
13. Er theilte das Meer vor dem Durchzug, dass das Wasser stand wie ein Damm.
14. Er führte des Tag's in der Wolke, des Nachts sie im Scheine des Feuers,
15. Spaltete Felsen der Wüste und tränkte mit Wasser sie reichlich,
16. Ließ Bäche aus Felsen kommen und Wasser fließen in Strömen.
17. Doch abermals sündigten sie, in der Steppe trotzend dem Höchsten.
18. Auch versuchten sie Gott im Herzen, nach Gelüsten Speise verlangend,
19. Und sprachen: „Kann wohl auch Gott in der Wüste den Tisch uns decken?
20. Er hat ja den Felsen geschlagen, dass Wasserbäche entströmten;
    Vermöchte er nicht auch Brot und Fleisch seinem Volke zu geben?"

2. Strophe.

21. D'rum zürnte Jachwe, dies hörend, und Feuer entbrannte in Jakob,
22. Weil sie an Gott nicht glaubten, auf seine Hilfe nicht trauten.

23. Da gebot er den Wolken droben, that auf des Himmels Pforten,
24. Ließ Manna als Speise regnen und gab ihnen Korn des Himmels.
25. Das Brot der Starken man aß, Zehrung sandt' er in Fülle.

26. Er führte den Ost herbei und den Süd in seiner Macht,
27. Ließ regnen auf sie wie Staub und wie Sand am Meere Geflügel,
28. Ließ es fallen mitten ins Lager rings um seine Wohnung.
29. Da aßen sie mehr, als genug, als erfüllt ward ihr Begehr.

2. Gegenstrophe.

30. Noch war ihre Lust nicht gestillt, noch war ihre Speise im Munde,
31. Als schon Jachwes Zorn entbrannte und die Besten aus ihnen verzehrte.

*) Dieses Lied stammt von einem unbekannten Verfasser, der es für die Sängerriege Asaph dichtete.

32. Doch — weiter sündigten sie | und glaubten nicht trotz seiner Wunder.
33. Wie ein Hauch schwand dahin ihr Leben, | ihre Jahre mit rasender Eile.
34. Schlug er, so suchten sie ihn | und bekehrten sich schleunig zu Gott.

35. Sie gedachten, dass Jachwe ihr Hort | dass Gott, der Höchste, ihr Retter;
36. Und sie ehrten ihn mit dem Munde, | mit der Zunge logen sie ihm,
37. Ihr Herz aber zeigte sich treulos, | nicht hielten sie seinen Bund.
38. Gar oft hielt zurück er den Grimm | und ließ ihm nicht freien Lauf.

2. Wechselstrophe.

39. Er gedachte, dass Fleisch sie sind, | ein Hauch, der nicht wiederkehrt.
40. Wie reizten sie ihn in der Wüste, | erzürnten sie ihn in der Steppe!
41. Und wieder versuchten sie Gott | und kränkten Israels Heil'gen.
42. Sie gedachten nicht seiner Macht, | des Tages ihrer Befreiung,
43. Da er Wunder that in Ägypten | und Zeichen in Zoans Gefilden.
44. Denn er machte zu Blut ihre Ströme, | dass das Wasser zum Trinken nicht taugte,
45. Und sandt' ihnen beißende Fliegen | und Frösche, die alles verderbten,
46. Gab preis ihr Gewächs dem Nager, | der Heuschreck' all' ihre Saaten.
47. Den Weinstock schlug er durch Hagel, | durch Eis ihre wilden Feigen
48. Gab preis ihr Vieh den Schlossen | und der Seuche all' ihre Herden.
49. Er sandt' über sie seinen Zorn, | Wuth und Grimm und Drangsal.
50. Sie selbst entgiengen dem Tod nicht, | ihr Leben raffte die Pest hin.
51. Ägyptens Erstgeburt schlug er, | alle die Erstlinge Chams.
52. Sein Volk ließ er ziehen wie Herden, | in der Wüste gleich Schäflein sie weidend.

3. Strophe.

53. Sie geleitet' er sicher, | ihre Feinde verschlang das Meer
54. Er führte in's heilige Land sie, | zum Berg, den er selbst erworben,
55. Vertrieb die Völker vor ihnen, | ihr Gebiet vertheilt' er durch's Los.

56. Doch versuchten und reizten sie Jahwe, | des Höchsten Zeugnis verachtend,
57. Wichen treulos ab wie die Väter, | gleich trügendem Bogen sich wendend.
58. Sie erzürnten den Herrn durch die Höhen | und reizten Jahwe durch Bilder.

59. Zornig vernahm dies Gott | und verschmähte Israel völlig.
60. Er verwarf die Wohnung zu Silo, | seine Wohnung unter den Menschen,
61. Ließ zieh'n seine Zier in die Fremde, | seinen Schmuck in des Feindes Land,
62. Sein Volk übergab er dem Schwerte, | entrüstet über sein Erbe.

3. Gegenstrophe.

63. Seine Jüngling' erreichte das Feuer, | seine Jungfrau'n besang man nicht,
64. Seine Priester fielen durch's Schwert, | der Witwen Klage entbehrend.
65. Da erwachte der Herr wie vom Schlafe, | wie ein Held, der vom Weine berauscht.

66. Er schlug seine Feinde am After, | mit ewiger Schmach sie bedeckend,
67. Und verwarf nun Joseph's Gezelt, | nicht Ephraims Stamm sich erwählend,
68. Sondern Judas' Geschlecht sich erkiesend, | Sions Berg, den geliebten.

69. Und er baute sein Haus gleich dem Himmel, | gleich der Erde, auf ewig gegründet,
70. Und erwählte David, den Knecht | von den Hürden der Herden ihn nehmend;
71. Von den Schafen weg holte er ihn, | dass er weidete Jacob, sein Volk.
72. Und redlich weidet' er sie, | mit kundiger Hand sie geleitend.

84. (83.) Psalm: Ein Wallfahrtslied.*)

1. Strophe.

2. Wie lieb ist Deine Wohnung, Jahwe der Heere!
3. Vor Sehnsucht vergeht meine Seele nach Jahwe's Vorhof.
Mein Herz und mein Fleisch ruft laut nach dem Gott meines Lebens.

1. Gegenstrophe.

4. Hat doch der Sperling sein Haus und die Schwalbe ihr Nest;
Betten ja beid' ihre Jungen bei Deinen Altären.
Jahwe der Heere [erhöre mich], mein König, mein Gott!

Wechselstrophe.

5. Selig, die nahe Dir wohnen! Noch preisen sie Dich.
6. Selig, die stark in Dir, an Wallfahrt denken.
7. Geh'n sie durch's wüste Thal, so ist's wie ein Quellort,
Als hätt' es ein früher Regen in Segen gekleidet.
8. Sie wallen von Festung zu Festung, von Stadt zu Stadt,
Bis Jahwe auf Sion sich zeigt, der Götter Gott.
9. Jahwe, Gott der Heere, vernimm' mein Gebet!
Höre, Jacob's Gott, 10. mein Schild, meine Stärke.

2. Strophe.

10b Siehe gnädig Jahwe und schaue auf Deinen Gesalbten;
11. Denn besser ist ein Tag bei Dir als fern von dir tausend —
11c Lieber bin ich der Letzte im Hause Gottes,
11e Als ich wohne, reich und geehrt, in der Sünder Gezelten.

2. Gegenstrophe.

12. Denn Schild und Festung zugleich ist Jahwe, Gott.
12c Gnade und Ruhm verleiht er seinen Verehrern.
12e Kein Gut versagt er jenen, die redlich wandeln.
13. Selig, Jahwe der Heere, wer auf Dich vertraut!

---

137. (136.) Psalm: Erinnerung an Babylon.**)

1. Strophe.

1. Wir saßen an Babels Flüssen, weinend um Sion.
2. An den Weiden in seiner Mitte hiengen die Harfen.
3. Denn es heischten von uns die Entführer Sangesweisen,
Schadenfroh höhnend: „Singet uns Sion's Lieder"!

2. Strophe.

4. Wie sänge man Jahwelieder, im fremden Lande!
5. Vergess ich Jerusalem Dein: so vergess man auch meiner!
6. Meine Zunge kleb' mir am Gaumen, so ich Dein nicht gedenke;
Ist mir Jerusalem nicht meine höchste Freude!

---

*) Von einem unbekannten Verfasser für den Sängerchor der Korachiten gedichtet.

**) Herzenserguss eines heimkehrenden Juden angesichts der Trümmer Jerusalems.

3. Strophe.

7. Räche, Jerusalems Tag, o Jahwe, an Edom,
Das da rief: „Hinweg, hinweg mit ihm bis auf den Grund"!
8. Tochter Babel, Verwüsterin, Heil dem, der Dir heimzahlt!
9. Heil dem, der da fasst und zerschmettert Deine Kinder am Felsen!

Das erste Capitel der Sprüche Salomos.

Spruch.

1. Salomo's, des Sohnes David's, des Königs von Israel, Sprüche,
2. Dass Du Weisheit erkennest und Zucht und verstehest Worte der Einsicht,
3. Dass Du Zucht annehmest, die klug macht, Gerechtigkeit, Recht und Geradheit.
4. Dass den Thoren Klugheit werde, den Kindern Wissen und Umsicht;
5. Dass der Weise noch weiser werde, und der Kluge gewinne an Leitung:
6. Zu verstehen Sprichwort und Sinnspruch, der Weisen Worte und Räthsel.

Motto.

7. Gottesfurcht führt zum Wissen, nur Thoren verachten die Zucht:

Weisheitslied.

Vorspiel.

8. Mein Sohn, auf den Vater hören, nicht verschmäh'n der Mutter Lehren:
9. Dies bringt alleine Dir Ehren, einen Schatz, den nicht Motten verzehren.

Chorlied.

1. Strophe.

10. Mein Sohn, wenn Sünden Dich locken, so folge nicht, 11. wenn sie auch sagen:
„Komm mit, auf den Braven zu lauern, ohne Grund zu verfolgen den Reinen,
12. Gleich der Höll' sie lebendig zu schlingen und unversehrt gleich einer Grube.
13. So finden wir allerlei Schätze und füllen mit Beut' uns're Häuser.
14. Und theilen darfst Du mit uns auch, nur eine Casse sei Allen."

1. Gegenstrophe.

15. Geh' nicht einen Weg mit ihnen, bleib' ferne von ihren Pfaden:
16. Ihre Füße laufen zum Bösen und eilen, nur Blut zu vergießen.
17. Denn keineswegs warnet das Netz je den beutegierigen Vogel.
18. So lauern auf eigenes Blut sie, stellen nach ihren eigenen Seelen.
19. So geht bei der Jagd nach Gewinn es, der Gewinner verliert seine Seele.

Wechselstrophe.

20. Die Weisheit ruft auf der Gasse, | am Markte erschallt ihre Stimme, | gleich wie auf den Höhen der Stadt;
21. An den Ecken der Straßen ruft sie, | an den Pforten der Thore sitzt sie, | kurz, überall läßt sie sich hören.
22. „Wie lang liebt ihr Thoren die Thorheit, | wie lange ihr Spötter die Spottsucht? | Wie lang wollt Erkenntnis ihr hassen?
23. Wendet her euch zu meiner Rüge | empfanget doch meinen Geist, | höret doch wohl auf mein Wort!"

2. Strophe.

24. Weil ich rief und ihr nicht kamet, winkte und niemand achtgab,
25. Und ihr meinen Rath verschmähet, und meine Rügen nicht annehmt:
26. So lach' ich bei eurem Unglück und spotte, wenn ihr euch fürchtet,
27. Wenn euch Furcht überrascht wie Gewitter, euer Unglück kommt wie ein Sturm.
28. Dann mögt ihr mich rufen: ich hör' nicht, dann suchet: ihr findet mich nicht!"

2. Gegenstrophe.

29. „Weil sie die Erkenntnis hassten und Gottesfurcht nicht erwählten,
30. Weil sie meinen Rath nicht wollten und all' meine Rüge verschmähten:
31. Sollen essen sie ihre Früchte, von ihrem Rathe sich sätt'gen!
32. Denn ihr Abfall tödtet die Thoren, ihre Sicherheit bringet sie um;
33. Doch wer mich höret, der wohnet sicher und hat nichts Böses zu fürchten."

Ein böhmischer Dynast der theresianischen Zeit.

Zu leichterem Verständnisse des Folgenden sei bemerkt, dass als Schauplatz der erzählten Vorkommnisse theils an das Lobkowitz'sche Schloss Eisenberg im nördlichen Böhmen, theils an die fürstlichen Paläste am Hradschin in Prag und am Lobkowitz-Platze in Wien zu denken ist. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Personen erläutert ein Auszug aus dem Lobkowitz'schen Stammbaum:

Philipp Hyacinth

Wenzel	Ferdinand	Maria Anna	Maria Elisabeth
geb. 16. Januar 1723	geb. 24. April 1725	geb. 1725, † 1729	geb. 23. November 1726
† 22. Januar 1739	Gemahlin Maria Gabriela		verm. Gräfin Uhlefeld
	Herzogin von Savoyen und Carignan		† 29. Juli 1786
	geb. 17. März 1748		

|

Joseph
geb. 7. December 1772
Gemahlin Karoline Fürstin Schwarzenberg
geb. 7. September 1775

|

Maria Gabriela
geb. 19. Juli 1793
verm. Fürstin Vincenz Auersperg

Die letztgenannte Enkelin des Fürsten Ferdinand ist die Aufzeichnerin der folgenden Erinnerungen.

* * *

Es gibt Sachen, die in keinem Archive zu finden sind, die auch in Briefen oft nur andeutungsweise als etwas schon Bekanntes berührt werden und die nach und nach mit denen untergehen, die sie nur als mündliche Überlieferung erhielten.

Ich hatte mir oft vorgenommen, dergleichen kleine Familien-Anekdoten aufzuzeichnen, und habe nicht die Zeit dazu gefunden, manches dürfte mir wohl selbst wieder entfallen sein; aber so viel mir noch erinnerlich ist, will ich in diesem Buche aufzeichnen, das aber hauptsächlich für Lobkowitz'sche Überlieferungen bestimmt ist. Ich schreibe nicht in chronologischer Ordnung, sondern wie mir das eine oder das andere wieder erinnerlich ist.

Die Traditionen über meinen Großvater Fürsten Ferdinand von Lobkowitz Herzog zu Sagan haben mich von Kindheit an am meisten angesprochen, weil sie etwas Geheimnisvolles und Schauerliches hatten. Er vermählte sich erst mit vierzig Jahren mit meiner Großmutter, gebornen Prinzessin von Savoyen-Carignan, die um zwanzig Jahre jünger war als er. Sie wurde in Turin durch Procuration vermählt, ihr Bruder vertrat die Stelle des Bräutigams. Bis Linz kam ihr die älteste Schwester meines Großvaters, die Gräfin von Uhlefeld, entgegen, damals schon eine sechzigjährige*) sehr gescheidte, aber strenge Frau, die ihren Bruder unendlich liebte, und meiner armen Großmutter zum ersten Willkommen eine sehr ernste Predigt über ihre Pflichten und die Eitelkeiten der Welt machte, ihren Anzug tadelte und ihr eine Altefrauenhaube aufsetzen wollte, so dass diese, wie sie mir selbst erzählte, in ein bitterliches Weinen ausbrach. Während dieser Scene sah mein Großvater durch das Schlüsselloch und machte erst dann ihre Bekanntschaft; sie glaubt, sie müsse ihm da nicht sehr gefallen haben mit der roth geweinten Nase.

Mein Großvater hatte anfangs ihre Schwester begehrt, die nachmalige, so unglückliche Prinzessin de Lamballe. Es dauerte aber so lange, bis er sich wirklich entschloss, sich zu vermählen, dass inzwischen das Begehren des Prinzen Lamballe (Sohnes des Herzogs von Penthièvre) eintraf, das man wohl am sardinischen Hofe für eine noch bessere Partie hielt, jenem das Jawort gab und die unglückliche Prinzessin ihrem blutigen Schicksal entgegensandte. Man schickte demnach meinem Großvater das Porträt der ältesten Schwester statt des der jüngeren; sie war zwar nicht so schön, aber doch eine hübsche Brünette. Meine Großmutter erzählte oft, dass sie als Kinder mit den prächtigen blonden Haaren ihrer Schwester gespielt hätten und sich unterhalten, sie auf alle Arten zu frisieren; an denselben schönen Haaren erkannte die unglückliche Königin das blutige Haupt ihrer Freundin!

Die Prinzessinnen wurden in einem Kloster erzogen, das mit dem Palaste zusammenhieng, und als sie heranwuchsen, durften sie an großen Festtagen zuweilen außer dem Kloster bei der Mutter übernachten, wo dann nur in Eile in einem der Salons ein kleines eisernes Feldbett aufgeschlagen wurde, auf dem sie schlafen durften. Es wurde nach damaliger, besonders italienischer Sitte nicht viel für die Erziehung gesorgt: italienisch und französisch, schreiben, lesen, kaum rechnen, tanzen, singen und Theorbe spielen, war alles nebst dem

*) Ein offenbarer Lapsus: Fürst Ferdinand, geb. 24. April 1724, Prinzessin Maria Elisabeth geb. 23. November 1726, des Fürsten Vermählung etwa 1765; auch war sie nicht ihres Bruders älteste Schwester, da zwischen ihnen Maria Anna allerdings als vierjähriges Kind schon gestorben war.

Religionsunterricht. Die Theorbe hat mir die Großmutter einmal gezeigt, eine Art großer Zither, blau mit Blümchen bemalt.

Mein Großvater, ein sehr gescheidter, ernster, äußerst wunderlicher Mann, fand in seiner Frau wenig ressource, und blieb also seiner seltsamen Lebensweise treu und machte ihr so ein trauriges Leben. Sie fürchtete sich so sehr vor ihm, dass sie noch in ihren alten Tagen nie gerne des Abends in dem Zimmer etabliert war, wo sein Portrait hieng.

Die Tagesordnung war bei ihm ganz verkehrt. Abends stand er auf, zwischen 10 und 11 Uhr nachts nahm er sein Frühstück, Chocolade, was meine Großmutter mit ihm nahm oder doch ihm dabei aufwartete und bei ihm blieb; zwischen 12 und 1 Uhr nachts hörte er die Messe, entweder in seiner Hauscapelle in Wien oder bei den Kapuzinern. Nachher machte er oft Musik oder malte in Öl, Gemälde, fingerdick aufgetragen, von denen sich in meiner Kindheit noch einige in der Rumpelkammer verkrochen hatten, die bei Tageslicht blaue Bäume und grünen Himmel wiesen. Viele Stunden lang soll er in dem großen Saale auf und ab gegangen sein, und wie es scheint, empfieng er dann auch verschiedene Leute, auch Gelehrte und Künstler. Zu halben Jahren sollen ganze Stöße uneröffneter Paquete, Berichte von seinen Herrschaften, an den Wänden seines Zimmers aufgeschichtet gelegen sein, was seine Geschäfte, die durch frühere große Ausgaben ziemlich verwirrt waren, natürlich nicht in Ordnung brachte.

Als meine Großmutter bei der Geburt ihres erstgeborenen Sohnes, meines Vaters, in großer Lebensgefahr war, machte er, wohl in Folge seiner düsteren Lebensart und Gesinnung, das entsetzliche Gelöbnis, dass, wenn Gott ihm das Leben der Mutter und des Kindes erhalte, dieses Kind, auf welches alle seine Wünsche gestellt waren, das Antlitz seines Vaters nicht sehen würde, bevor es das siebente Jahr erreicht haben würde. Mutter und Kind wurden gerettet. Man setzte alles in Bewegung, um dahin zu kommen, dass er das Gelöbnis nicht erfülle; man suchte ihm zu beweisen, dass er sich vom Papst dessen könne entheben lassen. Es soll ihm sogar von Rom aus das Anerbieten gemacht worden sein; wahrscheinlich weil die Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Joseph die Pathen des Kindes waren und sich für das Gelingen interessierten. Es war aber alles vergeblich, er hatte die traurige Standhaftigkeit, seinen Entschluss durchzuführen. Sehr selten gönnte er sich das Vergnügen, wenn sein Sohn fest schlief, ihn anzusehen. Mehrmals machte man den Versuch, dass er ihn auf der Stiege begegnen musste, aber er wandte sich jedesmal gegen die Wand und war so erzürnt, dass man nicht wagte, die Versuche fortzusetzen.

Es scheint nach dem, was man mir erzählte, dass er in der schönen Jahreszeit doch zuweilen von seinem nächtlichen Leben abbrach, weil man die höchst sonderbare Weise, wie er eine Kindsfrau für meinen Vater aufnahm, auf folgende Art erzählte: er habe nämlich zum Fenster hinausgesehen und von einer vorübergehenden, nicht mehr jungen Frau gefunden, sie habe den Ausdruck im Gesicht, den er einer braven Kindsfrau wünsche, es wurde ihr nachgeschickt und sie war aufgenommen. Es war das indes, wie ich glaube, keine glückliche Inspiration; denn, wie man vermuthet, ließ sie das Kind fallen und verheimlichte es, oder im geringsten Falle bemerkte sie es nicht, dass ihr Pflegling einen Fehler in der rechten Hüfte hatte, was so sehr zunahm, dass das Bein den Schwund bekam und mein Vater sein Lebelang mit einer Krücke gehen musste. Mein Vater war entsetzlich lebhaft, und mit diesem Gebrechen wurde es seiner Umgebung Angst, ihm viel Bewegung zu gestatten; um ihn zu fesseln, gab man ihm einen Violinlehrer, da er von Kindheit an Vorliebe und Talent zur Musik hatte. Warum mein Großvater diese Musikstunden nicht zulassen wollte, weiß ich nicht, sie wurden ohne sein Vorwissen gehalten, und als endlich, wie der Knabe acht Jahre alt war, er seine erste Geigenlection vor seinem Vater nehmen musste, war die Angst vor dem Herrn so groß, dass man nicht den Muth hatte, ihm einzugestehen, dass der Knabe schon spielen könne, sondern dieser musste sich stellen, als habe er noch keine Geige in der Hand gehabt. Dies war der Same, um einen ganz falschen Menschen aus dem Kinde zu bilden; zum Glücke fiel er auf gänzlich unfruchtbaren Boden; denn ich habe keine offenere und geradere Seele gekannt, als mein Vater gewesen ist.

Bis in sein achtes Jahr blieb mein Vater in den Händen der Kindsweiber, die ihm allerhand dummen Spuk vormachten, wahrscheinlich um den lebhaften Knaben in Respect zu erhalten. Meine gute, schwache Großmutter wusste nicht, was vorgieng, und vor dem Vater bewahrte sie das Gelübde, das Kind war also ihrer Willkür überlassen. Mein Vater erzählte mir selbst, dass die Erinnerung, durch eine solche Erscheinung erschreckt worden zu sein, ihm noch in späteren Jahren aufregend war; er war schon zu Bette und eingeschlafen, als schwere Tritte ihn weckten, und ein brauner Mann mit gelbem Gesicht und Händen, diese zum Gebet gefaltet, sich seinem Bette langsam näherte; im Schrecken sagte er alle kleinen lateinischen Gebete her, die man ihm für eine solche Gelegenheit gelehrt hatte; die Gestalt wich davor zurück bis in eine Ecke des Zimmers, wo sie spurlos vor seinen Augen verschwand; in Angstschweiß gebadet schrie er um Hilfe, und die Kindsfrau versicherte, nichts gesehen zu haben, lobte ihn aber für seine Gebete u. s. w.

Als der Knabe endlich das Antlitz seines Vaters nach dessen Gelübde sehen konnte, bekam er einen Hofmeister und mehrere Lehrer. Der Hofmeister war derselbe alte Herr Détraux, den wir alle von Wien aus kannten, ein guter, ehrlicher und für seine Zeit instruierter Mann; von ihm habe ich viel von meinem Großvater erfahren. Dieser ließ seinen Sohn alle Sonntage in die Kapelle kommen, übergab ihm einen schönen großen Kupferstich aus der biblischen Geschichte, erzählte ihm, was er vorstellte, und trug ihm auf, ihn im Laufe der Woche zu illuminieren. So habe ich selbst noch eine große Anzahl dieser Kupfer, die auf Carton gespannt waren, bei meinem Vater gesehen. Sie waren mit großer Sorgfalt ausgemalt; er behielt sie als Andenken an seinen Vater, den er verlor, da er noch nicht ganz elf Jahre zählte († 11. Jänner 1784). . . . .

Der ältere Bruder meines Großvaters starb auf einer Reise noch jung, wie es heißt, vergiftet von schlecht verzinntem Kupfergeschirr; so kam jener zum Majorate und behielt nur eine einzige Schwester, die Gräfin Uhlefeld, mit der er in späteren Jahren in sehr interessantem Briefwechsel stand; diese Briefe — einen Theil wenigstens habe ich bei meinem Vater gesehen, und ich vermuthe, dass sie sich im Raudnitzer Archive befinden — sollen manche Andeutung über die Melancholien meines Großvaters enthalten, welche zu den mündlichen Überlieferungen vollkommen passen, die mein Vater selbst darüber erhalten hatte. Der Großvater scheint in seiner Jugend ein lebenslustiger Herr gewesen zu sein, von vielen Geistesgaben und schöner Gestalt. Maria Theresia soll oft seinen Rath begehrt haben. Ob er wohl nicht angestellt war? In der Jugend war er mit dem König Friedrich von Preußen als Kronprinzen in freundschaftlichen Verhältnissen, worüber aber keine näheren Umstände bekannt sind. Nur hieß es, er habe eine Prinzessin dieses Hauses ehelichen wollen und nicht erhalten, und habe sich darüber mit dem Kronprinzen entzweit. Er reiste unter anderem auch nach England, wohin ihn Geisler als Bedienter begleitete. Dieser Mann bestätigte in seinen späten Jahren durch seine Aussagen den in den Briefen an die Gräfin von Uhlefeld angedeuteten Grund der Melancholie meines Großvaters: der damals junge Herr habe nämlich den Besuch einer leichtsinnigen Dame bei sich gehabt, welche in seinen Armen plötzlich vom Schlage getroffen ward; um irgend einem Verdachte oder Verantwortung auszuweichen, habe Geisler die Leiche in einen Sack gesteckt, auf seinem Rücken in ihre Wohnung getragen, und wurde wirklich nicht entdeckt. Aber auf meinen Großvater machte das Entsetzen über diese Begebenheit einen solchen Eindruck, dass er sein ganzes Leben der Buße weihen wollte und auch nur mit Mühe nach vielen Jahren zu dem Entschlusse, sich zu vermählen, gebracht werden konnte. Eine alte Kammerjungfer der Gräfin

Uhlefeld erzählte, dass, wenn abends der Fürst zu seiner Schwester kam, die Hausleute schon wussten, dass sie alle schlafen gehen sollten, weil er oft die ganzen Nächte in Jammer und Lamentieren, wie sie sagte, bei ihr zubrachte, und sie ihm zusprach und ihn tröstete. Er war auch mehrere Jahre, wie es scheint, Winter und Sommer in Eisenberg geblieben, wo er im Mondschein die Hirsche von der Terrasse durch das Gitter schoss. Auch scheint er sich dort dem damals ziemlich allgemeinen Verfahren der Alchymie- und Goldmacherei ergeben zu haben; wahrscheinlich deshalb schlief er in den noch bestehenden kleinen Zimmern, die durch eine Fallthüre in der Kanzlei ihren Eingang hatten; ein Bett, das zum Aufheben in einem Kasten gerichtet war, mehrere ganz kleine Kammern, wie Zellen aneinander, waren, wie ich von meinen Eltern gehört, noch mit Retorten und derlei zerschlagenen Sachen gefüllt, und auch wie glasartige Substanzen, geschmolzenes Metall, aber leider kein Gold, lag noch darunter.

Es hatte der alte Geisler, der zuletzt Hausverwalter im Prager Palais geworden war, oft versprochen, mehrere von seinen Reisen im Dienste des Großvaters einem von uns zu dictieren, es kam nicht dazu, und die letzten Jahre war er blind und kindisch.

Dass mein Großvater, wie fast die meisten ausgezeichneten Herren jener Zeit, Mitglied von geheimen Gesellschaften war, ist gewiss, und ich weiß nicht, ob ich Unrecht habe zu glauben, dass der alte Geisler vielleicht als dienender Bruder affiliiert und deshalb in mancher Hinsicht zum Schweigen verbunden war. Mein Vater, der oft und gern von seinem Vater sprach, hat, wenn ich mich recht entsinne, eine solche Ansicht auch gehabt, da auch er den damals noch rüstigen Mann nicht folgerecht zum Erzählen brachte. Auch giengen Sagen von geheimen Boten, die beständig nach Eisenberg kamen, man wusste nicht woher, und verschwanden, man wusste nicht wohin. Was von all den so vielen — Schwätzereien könnte man es nennen — unter den älteren Hausleuten wahr ist oder erdichtet, ist kaum zu bestimmen.

Die düstere Stimmung, nur zuweilen durch Musik erheitert, machte den Großvater auch für Gespensterglauben empfänglich; er versicherte dem Hofmeister seines Sohnes nicht lang vor seinem Tode, dass er habe anklopfen hören, um ihn abzurufen, und dass er wisse, es könne nur das bedeuten. Détraux erzählte mir auch, dass nach seinem Tode die Insignien der geheimen Gesellschaften, die er seines Wissens noch bei sich hatte, nicht zu finden waren, was also auch auf Mitglieder derselben in seiner nächsten Umgebung schließen läßt. Mein Vater erzählte mir, dass der berühmte Gluck — der ein Unterthan des Großvaters im Reiche, in Sternstein oder Neustadt war — bei ihm soupirte oder speiste, ich hoffe zu Ehren des Genies, dass es Abend war.

Infolge eines Scherzes, den ich nicht weiß, machte der Großvater Gluck den Antrag, ihm eine schwere silberne Schüssel zu schenken, auf welcher angerichtet war, wenn er sich nicht schäme, dieselbe in Hemdärmeln über die Gasse nach Hause zu tragen, was der Compositeur mit großem Vergnügen unternahm und die Schüssel erhielt. Den einen silbernen Leuchter mit den Kinderköpfen in getriebener Arbeit hat der Großvater aus England mitgebracht, mein Vater hieng daran als einem Andenken des seinen, und als in beengenden Zeiten — sowohl in den Kriegsjahren, als durch Vermögensunglück — fast aller Prunk des Hauses verschwand, wurden diese doch stets heilig gehalten und gerettet.

Der Großvater, bevor er sich zu einer ausländischen Gemahlin entschloss, hatte gewünscht, die eine der beiden Töchter seiner Schwester zu heiraten, die nachher den Grafen von Waldstein, Leitomischler Linie, heiratete. Aus Gewissensscrupel der nahen Verwandtschaft halber gab die Gräfin Uhlefeld diese Heirat nicht zu; sie mochte wohl gern diesen plausiblen Grund anführen, um die junge Tochter nicht dem so viel älteren, wunderlichen, wenn auch geliebten Bruder zu opfern.

* * *

An die Sagen von meinem Großvater reiht sich in meiner rückschauenden Phantasie, mit dem gleichen Charakter der Unheimlichkeit, das Prager Majoratshaus auf dem Hradschin. Wir hielten uns gewöhnlich nur kurze Zeit, auf Durchreisen, dort auf, und nur in den Kriegsjahren 1805 und 1809 brachten wir zwei Winter dort zu. Eine Menge alter Pensionisten, ziemlich sonderbare Gestalten, wohnten dort; unter anderem ein uralter Laufer des Großvaters, der eine tiefe Schramme in der Stirn hatte, die uns Kinder sehr interessierte. Er hatte nämlich unseren Vater als Kind, da er schlecht gehen konnte, über die Stiege getragen und war dabei ausgeglitscht und mit dem Kinde, ohne dieses zu beschädigen, gefallen, sich selbst aber hatte er nicht vor einer tiefen Kopfwunde bewahren können.

Das Haus hat in beiden Stockwerken große gepflasterte Vorhallen, durch die wir Kinder abends, wenn wir von den Eltern zu unserem Souper hinaufgiengen, kommen mussten. Eine düstere Lampe brannte dort und die kleinen runden Scheiben der Fenster, noch ganz nach alter Art, klirrten, wenn da oben der Wind sauste. Links gieng man in unsere Zimmer, aber rechts im dunklen Winkel war die Thüre der alten Jungfer Lisel, auch eine Pensionistin, — ich weiß nicht mehr, was ihr Vater einst in der Familie war, — eine höchst fromme, fast heilige alte Frau. Diese fromme Lisel war eine Geisterseherin. Sie sah immer einen grauen alten Herrn, den sie bald den Schutzgeist, bald einen Ahnherrn nannte, und der ihr, wie sie versicherte, Verschiedenes sagte, was unser Haus betraf. Sie brachte oft ganze

Nächte im Gebete zu und fastete übermäßig, so dass sie ganz ohnmächtig war, vielleicht wohl, ohne es zu ahnen, eine Somnambule. Es war abends immer etwas schauerlich, wenn ich durch das Vorhaus gieng, ich muss bekennen, dass ich der guten Alten gar nicht gern begegnet hätte, und ich drückte mich und die Schar der jüngeren Geschwister so viel links, als wir konnten.

Die fromme Alte hatte meinen Eltern versichert, sie wisse gewiss, dass in dem Hause ein Schatz versteckt sei, aber die Stelle konnte sie nie bestimmt angeben, und er wurde auch nicht gefunden — bis jetzt. Als meine Eltern später — ich war schon nicht mehr zu Hause — in Prag mehrere Winter zubrachten, bezogen sie im Jahre 1814 das damals Kolowratische Haus, jetzt Liechtenstein, an der Moldau. Die alte Lisel konnte sich darüber gar nicht beruhigen, weil ihr der „Alte Herr“ gesagt habe, es würde ein entsetzliches Unglück dort geschehen. Sie war überzeugt, dass dies durch eine Überschwemmung geschehen müsste, weil das Haus dieser wirklich sehr ausgesetzt ist; denn es ist ganz ins Wasser gebaut. Auf diese Art traf ihre Prophezeiung nicht ein, wohl aber traf uns dort im Januar 1816 das größte Unglück, das unser Haus damals treffen konnte: der Tod meiner geliebten Mutter Karoline Fürstin Lobkowitz, gebornen Fürstin Schwarzenberg; mein Vater konnte ihren Verlust nicht verwinden und starb ihr im December desselben Jahres nach. Die alte Lisel glaubte, sie habe es vorhergesagt. Sie selbst konnte sich nicht trösten über den Tod meiner Mutter, die sie einen Engel nannte, der sie auch war.

In früheren Jahren hatte sie meine Eltern angelegentlich gebeten, eine Messenstiftung zum heiligen Michael zu machen, eines Gesichtes halber, das sie in dem damals noch nicht eingefallenen großen Saal gehabt hatte. Sie konnte nicht angeben, ob sie im Traume oder leibhaftig im großen Saal selbst war. Sie sah eine Menge Ritter versammelt, wie zu einer Berathung; da kam ein fremder Ritter mit geschlossenem Visier und forderte einen der Anwesenden, sie wusste nicht warum, zum Zweikampf auf, der angenommen wurde und sogleich stattfand. Der fremde Ritter war Sieger und traf seinen Gegner zu Tode, wonach er sein Visier öffnete. Sie wusste nun, wer die Kämpfer waren, sie nannte sie meinem Vater und begehrte jene Stiftung, damit das Unglück abgewendet werde. Mein Vater, sehr empfänglich für alles Außergewöhnliche, war geneigt dazu; doch wollten beide noch den alten Pater Antonius von den Augustinern in Wien, der ihr Beichtvater war, darüber vernehmen, der, selbst ein höchst heiliger Mann, es aber für einen Aberglauben erklärte und davon abrieth. Mit der Gnade Gottes wird der fromme Mann recht gehabt haben. Ich weiß die Namen der beiden Kämpfer, kann sie aber nicht hersetzen. . . .

So weit unsere Memoiristin. Was sie liefert, sind Sitten- und Charakterbilder, vielfach nicht ohne romantischen Beigeschmack, aus einer längst entschwundenen Zeit. Die Fürstin Auersperg-Lobkowitz hat ihre Erinnerungen, wie es scheint, in hoch vorgerückten Jahren zu Papier gebracht, und es ist wohl sehr zu bedauern, dass es ihr nicht vergönnt war, mehr von ihren Erlebnissen und Erfahrungen der Vergessenheit zu entreißen. Doch ist dieser Drang zu memoirisieren in der Familie nicht ausgestorben. Am Schlusse der von uns gebrachten Aufzeichnungen, da wo von den zwei Kämpfern die Rede ist, findet sich von weiblicher Hand der Zusatz: „Onkel Ferdinand und Onkel Louis, die Brüder meiner Schwiegermutter Gabriele Fürstin Auersperg gebornen Fürstin Lobkowitz, der Schreiberin obigen Aufsatzes". Die Schwiegertochter der Fürstin Gabriele war die Fürstin Wilhelmine, geborne Fürstin Colloredo, die ziemlich ausführliche Aufzeichnungen hinterlassen hat, und es wird sich vielleicht mit der Zeit Gelegenheit finden, manches davon den Freunden der „Kultur" zu anregender Lectüre zu bieten.

Spätherbst.

Von Eddy Beuth.

Wir sitzen still am Feuer, ich und du,
Und schau'n dem Spiel der rothen Flämmchen zu,
Die noch im Sterben zuckend Funken sprühen.
Wie einstmals lächelst du so still verzagt
Des bangen Träumers, der zu hoffen wagt,
Dass noch vorm Sterben Rosen ihm erblühen.

Du bist so müd! Ich hab' zu lang gesäumt, —
Jetzt ist's zu spät, der Traum ist ausgeträumt,
Und nur der Tod kann unsre Wünsche einen.
Aufzuckend stirbt des Flämmchens Übermuth,
Mit tiefem Weh stirbt uns're letzte Glut,
— — Und in der Seele schluchzt ein leises Weinen.

Die Herausgabe der Rechnungsbücher der apostolischen Kammer des XIII. und XIV. Jahrhunderts.

Von Heinrich Pogatscher.*)

Ist es freudigst zu begrüßen, dass sich die Leogesellschaft an dem friedlichen Wettstreite der Staaten, der Nationen, der staatlichen Institute, der gelehrten Gesellschaften und der Privatgelehrten in Ausnützung des von Leo XIII. geöffneten vaticanischen Archives betheiligt und von nun an reger betheiligen will; so ist es doppelt freudig zu begrüßen, dass es ihr gegönnt war, sich ein so universelles, so allgemein interessantes und so wichtiges Arbeitsgebiet zu sichern, wie es die päpstlichen Rechnungsbücher des späteren Mittelalters sind.

Von den im vaticanischen Archive vorhandenen, noch nicht systematisch durchgearbeiteten Materialien zur Geschichte des Mittelalters sind unzweifelhaft die wichtigsten die Rechnungsbücher der Camera Apostolica des endenden 13., des 14. und, im Vereine mit dem Staatsarchiv in Rom, des 15. Jahrhunderts. Sie allein ermöglichen eine genaue Kenntnis des päpstlichen Finanzwesens des späteren Mittelalters.

Die Wichtigkeit einer klaren Erkenntnis des päpstlichen Finanzwesens, sowie der ganzen päpstlichen Verwaltung und Hofhaltung für die allgemeine Geschichte, für die Kirchengeschichte, für die Kulturgeschichte, zumal die Wirtschafts- und Handelsgeschichte, ist allgemein anerkannt, und doch besitzen wir noch keine irgendwie genügende Darstellung desselben. Eine solche ist aber auch nur möglich auf Grund eingehenden Studiums des gesammten Quellenmateriales, das aber bis heute nur zum geringsten Theile publiciert ist. Für die ältere Zeit schafft die Herausgabe des Liber censuum, die nach dem Tode Paul Fabre's in die bewährten Hände Duchesne's übergegangen ist, theilweise eine sichere Grundlage; einige specielle, aber sehr wichtige Punkte, nämlich die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrhunderts, die

*) Nach dem auf der Generalversammlung der Leogesellschaft zu Marburg am 24. Juli 1900 erstatteten Berichte.

päpstlichen Darlehensschulden des 13. Jahrhunderts und die finanziellen Beziehungen der Curie zu den Bankiers, untersuchten in eingehender Weise Gottlob, Jordan, Schneider, Schulte. Für das 15. Jahrhundert bot der erstgenannte eine auf umfassendem, wenn auch lange nicht erschöpfendem Studium der im vaticanischen Archive und Staatsarchive zu Rom befindlichen päpstlichen Cameralien beruhende Darstellung, die spätere, von localgeschichtlichem Standpunkte ausgehende Forschungen vielfach ergänzten und weiterführten; eine abschließende Darstellung fehlt auch hier. Für die Camera Apostolica des 14. Jahrhunderts ist noch viel weniger geschehen. Und doch bewahrt das vaticanische Archiv die Cameralacten, die verschiedenen Bücher und Schriftstücke der Camera Apostolica des endenden 13. und des 14. Jahrhunderts, zwar bei weitem nicht lückenlos, nicht in allen Arten der vielverzweigten Buchführung, aber doch — von Johann XXII. ab — in einer Vollständigkeit und Reichhaltigkeit, die einerseits die formelle Organisation, die Geschäftsordnung, Buchhaltung und Controlle in der Camera Apostolica klar erkennen läſst, und andrerseits das materielle päpstliche Finanzwesen von den Jahresabschlüssen, von den Hauptsummen der Einnahmen und Ausgaben, von den Inventaren des gesammten päpstlichen Schatzes herab bis zu den kleinsten Ausgaben in Küche und Keller kennen lehrt — in einer Vollständigkeit und Reichhaltigkeit, um welche die landesgeschichtliche Forschung den Kirchenhistoriker vielfach beneiden muſs.

Das aus der Camera apostolica des 14. Jahrhunderts stammende Material findet sich, soweit es überhaupt noch erhalten ist, heute mit geringen Ausnahmen, die zumal die vaticanische Bibliothek und die Bibliothèque nationale in Paris aufbewahren, im vaticanischen Archive in mehreren, nicht ganz glücklich gebildeten und nicht ganz einwandfrei eingerichteten Serien vereinigt, und zwar hauptsächlich in der chronologisch geordneten, über 600 Bände (davon circa 400 bis Martin V.) zählenden Serie der Introitus et Exitus, in der zum großen Theile nach geographischen Gesichtspunkten geordneten Serie der Collectoriae mit über 500 Bänden und in der der Obligationes et Solutiones mit nicht ganz 100 Bänden — also bereits etwa 1200 Bände. Dazu kommen die 350 Bände der Papierregister (Regesta Avinionensia), in welche vielfach in höchst unzweckmäßiger und willkürlicher Weise namentlich Rechnungsbücher dazu eingebunden wurden; manches einschlägige Material, einzelne Urkunden, kleinere Specialrechnungen, Monatsrechnungen u. a. enthalten auch die 76 Cassetten der Instrumenta Miscellanea mit ihren etwa 5—6000 einzelnen Urkunden, und ebenso die nun gleichfalls im vaticanischen Archive befindlichen Bestände des Engelsburgarchives, insbesonders das Armarium C. Wer aber das ganze Materiale beherrschen will,

darf nicht davor zurückschrecken, auch die päpstlichen Registerbände der betreffenden Zeit genau durchzuarbeiten, 350 Papierregister und für die Zeit bis Martin V. beiläufig 300, oft ungeheure Pergamentregister; denn diese enthalten die dispositiven Bestimmungen der Päpste über Camera und Curie, ferner die dem Thesaurar ertheilten Jahresquittungen, die Ernennungen der Collectoren und Provinzialthesaurare und die reiche Correspondenz mit denselben, die Correspondenz mit den Bankiers der Curie, die Ernennung von Curialbeamten u. s. w. Dazu kommen noch schließlich die Supplikenregister, die freilich erst seit Clemens VI. erhalten sind, circa 100 Bände bis Martin V. Auch die übrigen Bestände des vaticanischen Archives enthalten hierher Gehöriges.

Den Grundstock für die Forschung über die Camera apostolica werden allerdings abgeben die drei Serien der Introitus et Exitus, der Collectoriae und der Obligationes et Solutiones. Hier finden wir die eigentlichen Rechnungsbücher der päpstlichen Hauptcassa, Introitus et Exitus und Manuale, Computi abreviati, Rechnungen der einzelnen Hofämter, zum Beispiel der Coquina, der Marescallia, Baurechnungen, Schatzverzeichnisse, Spolieninventare, Register der Briefe des Camerarius, des Thesaurarius, Manuale der Kammernotare, Processe, theilweise cameraler Natur, die große Masse der Rechnungsbücher von Avignon und Venaissin und der einzelnen Provinzen des Kirchenstaates in Italien, — auch hier wieder die eigentlichen libri introitus et exitus und dazwischen Specialrechnungen, namentlich Baurechnungen und Söldnerrechnungen, — die Register der Obligationes, Solutiones und Divisiones der Servitia u. s. w.

Am wichtigsten für die Forschung und Publication über die Camera und Curie des 14. Jahrhunderts und als Geschichtsquelle überhaupt sind natürlich die eigentlichen Hauptrechnungsbücher der päpstlichen Centralcassa: die Introitus et Exitus, in denen wieder 2 Arten zu unterscheiden sind: die Manualia, Cassajournale, in welche die Einnahmen und Ausgaben Tag für Tag eingetragen wurden, und die daraus nach Ablauf je eines Jahres hergestellten systematischen Libri introitus et exitus (receptorum et expensorum), in welchen sowohl die Einnahmen als die Ausgaben nach verschiedenen Titeln eingetheilt wurden. Die Einnahme-Titel waren namentlich: Recepta censuum et visitationum, communium serviciorum, emolumenta bulle, de diversis, und a collectoribus der einzelnen Provinzen; die Ausgabetitel: Expense pro coquina, panateria, buticularia, marescallia equorum, pro vestibus, pannis et fodraturis, ornamentis, pro scripturis et libris, pro operibus et edificiis, pro bulla et litteris curie, pro vadiis familiarium, pro gagiis extraordinariis, pro extraordinariis et cera, pro possessionibus emptis pro elemosina pauperum oder pro panhota.

Schon die bloße Aufzählung der verschiedenen Arten von Rechnungsbüchern und der Einnahme- und Ausgabe-Titel gibt einen Begriff oder wenigstens eine Ahnung von dem vielseitigen und mannigfachen Interesse, das die Rechnungsbücher der päpstlichen Kammer nicht bloß für die Erkenntnis des päpstlichen Finanzwesens, sondern weit darüber hinaus für die verschiedensten Zweige der allgemeinen und der Kulturgeschichte bieten. Eine genauere Kenntnis des Inhaltes läſst uns aber auch noch weiters des Interessanten und Wichtigen in Hülle und Fülle entdecken.

Die früheren Einnahmsquellen versiegten immer mehr: der Census der zinspflichtigen Mächte langte sehr unregelmäßig ein, der Kirchenstaat in Italien verursachte dem päpstlichen Stuhle wohl meist mehr Auslagen als Einnahmen. Servitien, Annaten, Decimae, Spolia bildeten nun die Haupteinnahmsquellen. Die maßlose Ausbildung des Reservations-, Provisions-, Annaten- und Taxwesens durch Johann XXII. und seine Nachfolger bildet sicher eine der unheilvollsten Schattenseiten der avignonesischen Periode. Auch hier muſs jedoch eine genaue Untersuchung erst feststellen, wie weit das landläufige Urtheil berechtigt ist. An gewichtiger Aufforderung zur Vorsicht im Urtheil auch hierüber fehlt es nicht.

Die Ausgaben für die coquina, panateria und buticularia, für die päpstliche Küche und Keller, lehren uns nicht bloß Küche und Keller, Nahrungsmittel, Fleischsorten, Fischarten, Weine und deren Preise kennen, sondern auch die Gäste, die an der päpstlichen Tafel theilnahmen, — und daſs dies mitunter von großem Interesse sein kann, ist einleuchtend, — und das Itinerar der Päpste: die Manualia coquine, die Specialrechnungen der coquina, ließen z. B. Ehrle das Itinerar Benedict XIII. genau feststellen in Fällen, wo alle anderen Quellen versagten. Die Ausgaben pro operibus et edificiis, pro ornamentis, pro vestibus, pannis et fodraturis geben uns die reichhaltigsten und wertvollsten Aufschlüsse über die eifrige Pflege von Kunst und Kunstgewerbe in allen ihren Zweigen durch die avignonesischen Päpste, die pro scripturis et libris über die eifrige Fürsorge derselben für ihre Bibliothek; in ihnen, im Verein mit den speciellen Baurechnungen, können wir den Bau des Palastes in Avignon genau verfolgen; aus ihnen geht aber auch zugleich mit voller Klarheit hervor, daſs es erst Benedict XII. war, welcher, den Gedanken an eine Rückkehr nach Italien allmählig aufgebend, sich eine bleibende Residenz in Avignon schuf; aus den Rechnungen tritt aber auch mit aller Deutlichkeit das Bild der Papstburg und ihrer einfachen Einrichtung uns vor Augen. Festigkeit und Sicherheit waren die Hauptsorge, eine Burg und kein Palast, „la plus belle et la plus forte maison du monde et la plus aisie à tenir, mais que ceulx, qui dedans seroient enclos, euissent

vivres", wie Froissart sie nennt; in der turris SS. Angelorum war in den obersten und untersten Stockwerken der Thesaurus aufbewahrt, in der Mitte wohnte, in sehr beschränkten Räumlichkeiten, der Papst, einfach, schlicht; die Fenster im ganzen Palast verschlossen tele incerate, nur in den Kapellen und im Consistorium sind Glasfenster; dieselben nattae, früher sogar Schilf und Stroh bedecken den Fußboden in den Kammern der päpstlichen Hofbeamten und des Papstes selbst; im Gegensatz dazu großer Luxus in den Gold- und Silbergeräthen, in den Gewändern, Pelzwerk, Stoffen, Stickereien, zumal in den für den kirchlichen Cultus und die Liturgie bestimmten. Die Ausgaben pro solutionibus familarium zeigen uns den ganzen päpstlichen Hofhalt, das ganze Personal von Curialbeamten, über die wir bisher so wenig Zuverlässiges wissen. Die Ausgaben pro guerra entfalten uns das ganze Detail der mittelalterlichen Kriegsführung und Ausrüstung. Die Titel pro elemosina eröffnen einen wohlthuenden Ausblick auf einen anderen Lichtpunkt der avignonesischen Periode, die ausgebreitete charitative Thätigkeit der Päpste. Hayn entwarf eine kurze Skizze des Almosenwesens Johann XXII.; ihm diente ein eigenes Gebäude (domus elemosine, pinhota oder panhota), dessen Organisation, Versorgung mit Getreide und Wein, die Ausgaben für die den Armen gespendeten Nahrungsmittel, Getränke und Kleider wir in den Rechnungsbüchern verfolgen können; außerdem begegnen Unterstützungen aller Art an die Bettelorden, an arme Kirchen, Gewährung von Heirats-aussteuern, sowie viele Ausgaben für die Missionen in Asien und Afrika. Das verschiedenartigste, culturgeschichtlich und mitunter auch für die politische Geschichte Wertvollste vereinigt aber der Titel pro extraordinariis et cera, die außerordentlichen Ausgaben; hier finden sich die Ausgaben für die abgehenden und ankommenden päpstlichen und fremden Nuntien und Boten, — von welcher Bedeutung es sein kann, die Thatsache, Namen und Datum solcher Botschaften zu kennen, ist klar, — die Rechnungen des aromatarius pro confectibus, des ortolarius für das viridarium, die Ausgaben für die Menagerie, für Arzneimittel, und die verschiedenartigsten Ausgaben, wo die Wahl besonders interessanter Beispiele durch die Fülle des Materials erschwert wird. Hier oder in einzelnen speciellen Titeln finden sich auch die Rechnungen über größere Festlichkeiten, der Papstkrönung, der Anwesenheit fürstlicher Persönlichkeiten, der Leichenfeier der Päpste. Alle Titel enthalten natürlich die wertvollsten Angaben über die Preise der nothwendigen und Luxus-Artikel und über die Arbeitslöhne.

Die Jahresabschlüsse, die computus abreviati, die Schatzverzeichnisse lehren uns den Stand der päpstlichen Casse, die Höhe der Gesammt-Einnahmen und Gesammt-Ausgaben kennen; sie lehren uns aber auch gerade in dieser Richtung manche unrichtige Auffassungen und übertriebene Vor-

stellungen auf das richtige Maß zurückführen. So erzählt der bekannte florentinische Chronist Villani von den 25 Millionen Goldgulden im Schatze Johann XXII. und beruft sich hiebei als Quelle dieser Nachricht auf seinen Bruder, einen an der Curie beschäftigten Florentiner Bankier, welcher es von den päpstlichen Schatzmeistern selbst gehört haben will, die nach dem Tode Johann's dessen Schatz zählten und wogen; seine Erzählung von diesem fabelhaften Reichthume von 25 Millionen Goldgulden, d. h. circa 250 Millionen Reichsmark Metallwert*) wurde stets leichtgläubig nachgeschrieben, bis endlich Ehrle, Sägmüller und Baumgarten jener Fabel eben durch Forschungen in den Rechnungsbüchern der päpstlichen Kammer und den Registerbänden den Grund entzogen und sie auf die wirkliche Summe zurückgeführt haben; statt 25 Millionen (davon angeblich 18 Millionen Baargeld) betrug der Schatz beim Tode Johann XXII. an Baargeld beiläufig 775.000 Goldgulden, d. h. circa $7^3/_4$ Millionen Mark Metallwert — eine sehr große, aber nicht übermäßige, bedenkliche Summe; dazu kam der weniger genau zu fixierende Schatz im engeren Sinne, die Gold- und Silbergeräthe, im angeblichen Werte von 7 Millionen Goldgulden, dessen wirklicher Wert aber auch wahrscheinlich nur der 10. oder 20. Theil davon gewesen sein mag.

Was die Gesammthöhe der Einnahmen und Ausgaben betrifft, so konnten Ehrle und Münz eben aus den Rechnungsbüchern feststellen, dass die Gesammthöhe der Einnahmen unter Clemens V. und im Durchschnitt auch unter den folgenden avignonesischen Päpsten bis gegen den Beginn des Schismas hin im Jahre circa 200.000—250.000 Goldgulden (circa $2—2^1/_2$ Millionen Mark Metallwert) betrug, die Gesammthöhe der Jahres-Ausgaben anfänglich circa 100.000 Goldgulden (circa 1 Million Mark Metallwert), so dass jährlich circa 100—150.000 Goldgulden (circa $1—1^1/_2$ Millionen Mark Metallwert) zurückgelegt werden konnten; in den späteren

*) Der Metallwert des Goldguldens kann mit ziemlicher Bestimmtheit auf circa 10 Reichsmark angesetzt werden; ist schon die Bestimmung des Metallwertes der mittelalterlichen Münzen sehr schwierig, so ist es bei dem jetzigen Stande der Geld-, Münz- und Preisgeschichte des Mittelalters zumeist unmöglich, das Verhältnis der Kaufkraft des Geldes damals und heute genau zu bestimmen. So schwanken die Berechnungen der Kaufkraft des Geldes des 14. Jahrhunderts bei den verschiedenen namhaftesten Gelehrten zwischen dem $1^1/_2$ und dem 6, 8 bis 10fachen der heutigen Kaufkraft; am meisten Anklang findet wohl die Berechnung, welche die Kaufkraft des Geldes damals als die $3^1/_2$ bis 4fache der heutigen annimmt. Ein näheres Eingehen darauf ist hier nicht am Platze. Gerade die Herausgabe der päpstlichen Rechnungsbücher dürfte auch zur Klärung dieser schwierigen Fragen beitragen. — Mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand dieser Fragen gebe ich im folgenden immer nur den Metallwert, ohne eine Umrechnung auf den heutigen Geldwert zu versuchen.

Pontificaten wuchs die Jahresausgabe allmählig auf 120, 150—180.000 Goldgulden, ja einige Male, z. B. unter Innocenz VI. auf über 200.000, im Jahre 1357 auf 254.000 Goldgulden; aber weitaus der größte Theil dieses Zuwachses wurde durch die Kriege, welche in Italien zu führen waren, ein anderer, weit geringerer Theil durch die Erbauung des avignonesischen Palastes verursacht. Diese — freilich nur ganz allgemeinen und einer genaueren Prüfung und Berechnung im einzelnen bedürftigen — Ziffern, beredt an sich, erhalten aber ihre schärfere Beleuchtung erst durch Vergleich mit anderen Hofhaltungen, der allerdings bei dem über der Geld- und Preisgeschichte des Mittelalters noch schwebenden Dunkel sehr schwierig ist. Unter allem Vorbehalte sei daher hier nur erwähnt, dass Vuitry die reinen Jahreseinnahmen Ludwig des Heiligen auf 2,400.000 Fr. Metallwert, die Jahresausgaben auf 1,300.000, den Jahresüberschuss auf 1,100.000 berechnete, — also ähnliche Zahlen wie diejenigen, mit denen die päpstlichen Kämmerer des beginnenden 14. Jahrhunderts zu rechnen hatten.

Von besonderem Interesse und von Wichtigkeit ist es, in den päpstlichen Rechnungsbüchern und Registerbänden des 13. und 14. Jahrhunderts das Verhältnis der päpstlichen Kammer zu den Bankhäusern zu verfolgen, — hat man doch kürzlich die Kirche „recht eigentlich die Schöpferin des modernen europäischen Bankierthums" genannt, — sowie den Übergang der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Nachforschungen nach und in den leider geringen Überbleibseln der Archive der großen italienischen Bankhäuser der Zeit müssen angestellt werden, um wenn möglich das aus den päpstlichen Rechnungsbüchern sich ergebende Bild durch die Rechnungsbücher und sonstigen Aufzeichnungen der Bankiers der Curie zu ergänzen.

Der ganze Complex der Rechnungsbücher aber lehrt uns schließlich die wohlgeordnete Geschäftsführung in der Camera apostolica — ein Vorzug, den man derselben stets zuerkannt hat — in allen ihren Einzelheiten studieren und schätzen, die im großen und ganzen so vollständige Erhaltung des cameralen Materiales die stete Fürsorge der Päpste für ihr Archiv kennen und anerkennen.

Gerade der letzte Vorzug, die Vorzüglichkeit der Geschäftsführung und die gute Erhaltung der Cameralien, tritt erst recht in die Augen bei Vergleich mit anderen Staaten. Ich füge gleich hier hinzu, dass der Vergleich mit anderen Hofhaltungen und mit der Finanzverwaltung anderer Staaten auch bei der Publication und Bearbeitung der päpstlichen Cameralien stets wird im Auge behalten werden müssen. Namentlich aber wird ein eingehendes Studium des Finanzwesens, der Finanzverwaltung und Rechnungsführung und des Hofhaltes der französischen Könige, ein steter

Vergleich mit demselben bei der Bearbeitung des Finanzwesens und des Hofhaltes der avignonesischen Päpste nothwendig sein.

Von Rechnungsbüchern des deutschen Reiches, der deutschen Könige, ist aus dem Mittelalter fast nichts erhalten: die Rechnungen der „Tresorerie" Heinrich VII. während seiner Romfahrt, kleine Fragmente finanziellen Inhaltes aus der Zeit Heinrich Raspe's, Rudolfs von Habsburg, Konrad IV., — das ist alles. Von einer durch stete Tradition geregelten Function der Kammer und einem ausgebildeten Rechnungswesen und Buchführung war bei dem Mangel einer ständigen Residenz wohl kaum die Rede; jedenfalls sind bei dem Mangel eines ständigen Reichsarchives die Spuren der Thätigkeit derselben, die Rechnungsbücher, bis auf wenige Fragmente verloren gegangen.

Besser steht es bei einzelnen der deutschen und österreichischen Länder; so besitzt Tirol im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck — einige Bände befinden sich im allgemeinen Reichsarchiv in München und im Haus-, Hof- und Staats-Archiv in Wien — eine lange Serie von Rechnungsbüchern (Reitbüchern) der tirolischen Landesfürsten von 1287 ab, deren Veröffentlichung dringend zu wünschen wäre.

Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409, d. h. das Hauptrechnungsbuch der Staatscasse des deutschen Ritterordens, wurde vor einigen Jahren in der Gänze publiciert, früher bereits die Handelsrechnungen des deutschen Ordens.

Von Rechnungen deutscher Städte des Mittelalters ist manches erhalten und publiciert; doch haben diese Rechnungen natürlich einen ganz verschiedenen Charakter und können daher hier übergangen werden; nur eine der letzten Publicationen auf diesem Gebiete muss ich doch erwähnen, die Herausgabe der Kölner Stadtrechnungen des Mittelalters durch Knipping, u. zw. deswegen, weil hier gewisse Neuerungen in der Art der Publication in Anwendung gebracht wurden: Trennung der Einnahmen und Ausgaben, Verbindung von Abdruck und Verarbeitung, und namentlich reichliche Anwendung von Tabellen.

Was an Rechnungen des polnischen Königshofes unter Wladislav Jagello und seiner Frau Hedwig erhalten ist (1388—1420), bildet, in vollem Wortlaute publiciert, einen der interessantesten Bände der Monumenta medii aevi historica res gestas Poloniae illustrantia (t. XV).

Besser steht es in Frankreich. Dort begegnet am königlichen Hofe seit dem 13. Jahrhundert — die ältesten erhaltenen Rechnungen sind von 1202 — eine wohlgeordnete, vielverzweigte finanzielle Buchführung, verschiedene Arten von Rechnungsbüchern und finanziellen Aufzeichnungen, im 14. Jahrhundert sieben verschiedene Arten von Rechnungsbüchern. Leider gieng

beim Brande des Archivs der Chambre des comptes im Jahre 1737 das meiste zu Grunde. Heute sind im Vergleich zur früheren Fülle nur geringe Reste mehr erhalten, von den französischen Geschichtsschreibern eifrigst benützt, aber nur zum kleinen Theile publiciert: so Rechnungen des 13. und 14. Jahrhunderts im Recueil des Historiens des Gaules et de la France t. 21—23, einzelne interessante Specialrechnungsbücher von Douët d'Arcq, das Schatzverzeichnis Karl V. von Labarte; vor kurzem schließlich publicierte Viard in einem dicken Quartbande alles, was an Rechnungen Philipp VI. von Valois erhalten ist.

Am besten dürfte es mit der Führung und Erhaltung der Rechnungsbücher in England bestellt sein: das Public Record Office bewahrt eine ganze Reihe von Serien von Rechnungsbüchern des Exchequer: einige dieser Serien sind von den Dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts an erhalten, die meisten vom Ende des 12. oder Beginn des 13. Jahrhunderts an, u. z. meistens, zumal seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, in lückenloser Folge: pipe rolls, chancellor's rolls, issue rolls, receipt rolls, journalia rolls, liberate rolls, dazu eine große Menge von wardrobe und household accounts, equitium regis accounts u. s. w. bewahren eine geradezu erdrückende Fülle von cameralem Material von der Normannenzeit an. Publiciert ist hievon nur sehr wenig. Gerade der Vergleich mit England läſst es um so tiefer bedauern und um so schmerzlicher fühlen, daſs die Schätze des vaticanischen Archives an Rechnungsbüchern nicht über das Ende des 13. Jahrhunderts zurückreichen, in reicherer Fülle aber nicht über Johann XXII. Freilich ersetzen sie einigermaßen das, was ihnen an Alter abgeht, durch ihre universelle, nicht auf ein einzelnes Land beschränkte Bedeutung.

Das Archivo de comptos des Königreiches Navarra in Pampeluna enthält Rechnungsbücher der Könige von Navarra vom Ende des 13. Jahrhunderts ab; das Archivio di stato in Neapel die des Hauses Anjou in Neapel von 1268 ab.

Ich konnte hier natürlich nur die wichtigsten erhaltenen Serien von Rechnungsbüchern von Staaten und Höfen nennen; es gibt deren natürlich noch andere: so bewahren die archives départementales du Nord die Rechnungsbücher der Grafen von Flandern, Artois, Hainaut, der ducs de Bourgogne, das Staatsarchiv von Turin solche der Herzoge von Savoyen vom letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ab, das Archivio comunale von Fano solche der Malatesta vom Ende des 14. Jahrhunderts ab.

Erkennt man so allmählig und vielfach erst in der allerneuesten Zeit die Wichtigkeit und Bedeutung der Rechnungsbücher als historische Quellen allerersten Ranges, so steigert sich diese Wichtigkeit und Bedeutung bei den

Rechnungsbüchern der Camera apostolica in Folge der universellen Stellung der Kirche, in Folge der die ganze damals bekannte Welt umspannenden Wirksamkeit der apostolischen Kammer.

Bei diesem großen Interesse und bei dieser guten Erhaltung des Materiales wäre es wohl sehr zu verwundern, wenn dasselbe nicht schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hätte. Aber dieselbe richtete sich zunächst nicht auf die Rechnungsbücher als solche, nicht auf das päpstliche Finanzwesen, und hatte nicht deren Publication in ihrer Gesammtheit als Geschichtsquellen zum Zweck.

Ende des vorigen Jahrhunderts verfasste der Präfect der päpstlichen Archive Garampi auf Grund des cameralen Materiales des 14. und der folgenden Jahrhunderte seine leider unvollendeten, sehr seltenen und im Werte immer steigenden „Saggi di osservazioni sul valore delle antiche monete pontificie"; und aus demselben Materiale schöpfte Gaëtano Marini in seinem wertvollen Werke Degli archiatri pontifici unzählige Notizen, zumal einzelne Daten über päpstliche Hofbeamte.

Dann war es mehr der landesgeschichtliche Gesichtspunkt, von dem aus diese Cameralien, und daher zumal die Collectoren-Rechnungen, interessierten: so druckt Theiner in seinen verschiedenen Codices diplomatici einige solcher Collectorenrechnungen ab, — in seinem Codex diplomaticus dominii temporalis S. Sedis freilich auch einige Bruchstücke aus Introitus- und Exitusregistern der päpstlichen Centralcasse, von Provinzialthesaurarien; so edierte Munch die Collectorien der nordischen Reiche; und so wurden nach Eröffnung des vaticanischen Archives die Collectorien von Ungarn, Deutschland und einige von Frankreich publiciert, die Introitus-, Exitus- und die Obligationes et Solutiones-Serien vom landesgeschichtlichen Standpunkte aus durchgearbeitet, von Lang für die Kirchenprovinz Salzburg, von der polnischen Mission für Polen, von den böhmischen Landesstipendisten für Böhmen, von Schneider und Kaserer für Württemberg, von Hauviller für Straßburg, von den Vertretern der drei nordischen Reiche für diese u. s. w.

Zwar nur nach einzelnen, speciellen Gesichtspunkten, aber doch mit weitem Blicke und umfassendstem Interesse benützte die gesammten Rechnungsbücher und arbeitete sie mehrfach durch Ehrle, wohl der beste Kenner dieser Archivalien. Zunächst arbeitete er sie gänzlich durch für seine Historia bibliothecae Romanorum pontificum tum Bonifatianae tum Avinionensis, welche nicht nur eine, namentlich auf den Rechnungsbüchern und Inventaren beruhende, monumentale Geschichte der Bibliothek der avignonesischen Päpste, sondern auch eine höchst wertvolle Baugeschichte der avignonesischen Papstburg bietet. Überdies bringt das von ihm und Denifle herausgegebene Archiv

für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters in den Aufsätzen beider Gelehrten vielfaches Material, und zwar mit das interessanteste gerade aus den Rechnungsbüchern der Camera Apostolica, aus welcher Quelle auch Denifle in seinen anderen großen Publicationen vielfach schöpft. Über die Förderung der Künste durch die avignonesischen Päpste suchten und fanden darin vieles E. Müntz, einer der Ersten in ausgedehnter Benützung der päpstlichen Rechnungsbücher, Faucon, Denifle; für Musikgeschichte arbeitete Haberl camerales Materiale namentlich des 15. Jahrhunderts durch, die Obligationes et Solutiones-Serie Eubel für seine Hierarchia catholica. Viele andere einzelne Arbeiten schöpften gerade aus dieser Quelle wichtiges Material, so Valois' großes Werk über das Schisma, Mirot's Arbeit über die Rückkehr Gregor XI. nach Rom. Mit einzelnen Provinzialthesaurarien beschäftigen sich neuerdings Palmieri, Fumi. Der Erforschung der Camera des Cardinalcollegiums widmeten sich Kirsch und Baumgarten; ersterer gab auch die Rechnungen über die Rückkehr der Päpste Urban V. und Gregor XI. von Avignon nach Rom heraus. In anderem Zusammenhange, nämlich als Anhang zur Herausgabe der Registerbände, wurden die Rechnungsbücher Clemens V. zum Theile herausgegeben, welche Ausgabe die Hauptquelle für König's Studie über die päpstliche Kammer unter Clemens V. und Johann XXII. bildet.

Aber alle diese bisherigen Forschungen und Publicationen betrafen noch nicht die Camera apostolica als solche und im Ganzen und erschöpften die Rechnungsbücher wohl nicht einmal in der Richtung der betreffenden Forschung. Nur eine systematische Publication und Bearbeitung des gesammten cameralen Materiales kann das ganze Interesse der Rechnungsbücher erschöpfen.

Der Plan einer umfassenden, systematischen Bearbeitung und Publication der gesammten Rechnungsbücher der Camera apostolica datiert nicht erst von heute.

Es ist das große Verdienst der Görres-Gesellschaft, den Plan hiezu gefasst zu haben. Bereits 1888/89 ließ sie zum Zwecke umfassender Arbeiten auf diesem Gebiete und als Grundlage großer Publicationen die Serien der Introitus-Exitus und der Collectorien inventarisieren. Auf Grund dieser Vorarbeiten erschienen in den von der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegebenen Quellen und Forschungen die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts (1894) und die Rechnungen über die Rückkehr der Päpste von Avignon nach Rom (1898), beide von Kirsch, — Publicationen von größtem Interesse für das päpstliche Finanzwesen und ihren Hofhalt, sowie für die Geschichte Deutschlands, die aber doch noch nicht die eigentliche Wirksamkeit der päpstlichen Centralcasse betrafen und klarlegten.

Nachdem sich bereits seit 1882 der leider so früh dahingeschiedene Paul Fabre zum Zwecke der Herausgabe des Liber censuum eingehend mit den Cameralserien des vaticanischen Archives beschäftigt hatte, widmete sich in den Studienjahren 1892/93, 93/94 und 94/95 ein anderes Mitglied der École française de Rom, De Love, umfassenden Arbeiten über die Camera apostolica des 14. Jahrhunderts; als Frucht derselben erschien 1899 sein Werk: Les archives de la chambre apostolique au XIVe siècle. 1re partie: Inventaire, ein vielverlästertes und thatsächlich in der ganzen Anlage und in der Ausführung im Einzelnen verfehltes, aber doch jedem Arbeiter auf diesem Gebiete überaus wertvolles und nützliches, ja unentbehrliches Buch.

Auch ein Mitglied des Istituto Austriaco di studii storici in Rom beschäftigte sich seit 1893 mit umfassenden Studien über die Camera apostolica des 13. und 14. Jahrhunderts, welche er dann als außerordentliches Mitglied desselben Institutes mit Subvention der Leo-Gesellschaft durch mehrere weitere Jahre fortsetzte; bei der Verwirrung, welche in den Cameral-Serien herrscht und welche eine eingehende Durcharbeitung der ganzen Serien nöthig macht, bevor man an die Bearbeitung eines speciellen Themas, an eine größere Publication gehen kann, nahmen denselben die Vorarbeiten Jahre lang in Anspruch

Tangl, einstiges Mitglied des nämlichen Istituto austriaco, der sich selbst durch gediegene Specialarbeiten um dieses Forschungsgebiet sehr verdient gemacht hatte, war der Erste, welcher aus Anlass von Besprechungen der oben erwähnten Publicationen von Kirsch dem Wunsche nach Inangriffnahme der Herausgabe der eigentlichen Hauptrechnungsbücher, der Introitus et Exitus-Bände, der Camera apostolica mehrfach öffentlich Ausdruck lieh und den Ruf: „Heraus mit den Kammerbüchern" in immer steigender Mächtigkeit ertönen ließ.

Zu Ostern 1899 entwickelte Kirsch von der Görres-Gesellschaft in Rom mündlich den Plan einer umfassenden Publication der Rechnungsbücher der päpstlichen Kammer. Die Leo-Gesellschaft gab sofort, mit Rücksicht und unter Hinweis darauf, dass ihr bisheriger Vertreter in Rom bereits Jahre lang an demselben Materiale in Vorbereitung größerer umfassender Publicationen gearbeitet hat, ihr Anrecht auf diese Archivalien und ihre Bereitwilligkeit zu einer Betheiligung an dieser Arbeit kund. Nach längeren Verhandlungen wurde ein Zusammenarbeiten zwischen Görres-Gesellschaft und Leo-Gesellschaft in der Art vereinbart, dass beide Gesellschaften zwar thunlichst nach gleicher Methode und in gleicher Art, sonst aber unabhängig von einander, nach Pontificaten geschieden, arbeiten und publicieren sollten. Die beiden Gesellschaften beabsichtigen, die ganze voravignonesische und avignonesische Zeit und die Zeit

des Schismas bis Martin V. zu bearbeiten; zunächst wurde jedoch erst ein Theil aufgetheilt: der Görres-Gesellschaft fiel das lange Pontificat Johann XXII. zu, der Leo-Gesellschaft Benedict XII., die Zeit vor Johann XXII. und einige ergänzende Serien: Schatzinventare, Manualia der Kammernotare, Personallisten der päpstlichen Curie 2c.

Die Publication beschränkt sich aber nicht auf die Camera apostolica, sondern zieht auch die Curie überhaupt herein, will also die Quellen zur Geschichte des Finanzwesens und der Hofhaltung der päpstlichen Curie bis Martin V. publicieren und theilweise verarbeiten.

Die Hauptquellen sind folgende:

1. Den Grundstock bilden die Introitus et Exitus-Bände, d. h., soweit vorhanden, die systematisch geordneten Hauptrechnungsbücher des betreffenden Jahres, sonst die Manuale; diese Rechnungsbücher principiell in vollem Wortlaute, mit den möglichen und angezeigten Kürzungen, Zusammenziehungen im einzelnen.

2. Das ganze übrige Rechnungsmateriale: Specialrechnungen der einzelnen Hofämter, Obligationes et Solutiones, Rechnungen der Provinzialthesaurare, Rechnungen der Collectoren u. s. w., aber, zumal die Provinzialrechnungen und die Collectorien, nicht in ihrem vollen Wortlaute, sondern nur in den Rechnungsabschlüssen und ihren sonstigen Beziehungen zur Centralcasse und zum Hofhalte.

3. Die Registerbände: aus diesen bringen wir die auf Camera und Curia bezüglichen Papstbriefe, theils in vollem Wortlaute, theils in Regestenform; besonders ergiebig werden die Secretregister und die Litterae de curia sein; aber auch die Communregister müssen durchgearbeitet werden; ebenso die Supplikenregister. Besonders wichtig sind natürlich die Cameralregister, deren erster, aus dem 14. Jahrhundert erhaltene Band jedoch erst aus der Zeit Clemens' VI. ist.

Auch die übrigen Bestände des vaticanischen Archives müssen herangezogen werden. In wie weit die Nachforschungen auch auf andere Bibliotheken und Archive ausgedehnt werden sollen, wurde bereits angedeutet.

Näher auf die Art der Publication einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Nach längeren, eingehenden Vorarbeiten und nach reiflicher Überlegung entschied sich die Leo-Gesellschaft, ihre Publicationen mit den Rechnungsbüchern der voravignonesischen Zeit zu beginnen. Leider ist aus dieser nur recht wenig an Rechnungsbüchern erhalten: 2 Jahresrechnungen Bonifaz VIII., die zuerst erscheinen sollen, Obligationes und Divisiones von 1295 ab, ein Schatzverzeichnis unter Bonifaz VIII., einige Spezialrechnungen aus der Zeit Honorius IV. von 1285—1286, Rechnungen der Provinzialthesaurarie der

Mark Ancona von 1279—1280 unter Nikolaus III., Collectorienrechnungen von circa 1272 ab. Die Herausgabe wird mit Rücksicht auf das vorhandene Materiale mit dem Pontificate Bonifaz VIII. und Benedict XI. beginnen; daran wird sich die Edition der älteren Fragmente schließen; darnach werden die Rechnungsbücher Clemens V. und Benedict XII. in Angriff genommen werden.

In dieser Art, also auf weitester Grundlage aufgebaut, im weitesten Sinne gefasst, wird die Publication nicht bloß für die Erkenntnis des päpstlichen Finanzwesens, der päpstlichen Verwaltung und des Hofhaltes, sondern auch für die allgemeine und Kulturgeschichte in ihren verschiedensten Richtungen und Zweigen von Wert sein.

Ein weites Feld von Aufgaben schließt sich an dieses große Unternehmen an. Das gesammte Rechnungswesen der Collectoren, der Provinzialthesaurare kann natürlich nicht von uns in vollem Wortlaute publiciert werden. Es ist aber zu hoffen, dass sich dann auch die landesgeschichtliche Forschung mit erhöhtem Interesse und Eifer gerade diesen Quellen zuwenden und so ihrerseits unser Unternehmen ergänzen wird. Die nordischen Reiche, Ungarn und Deutschland haben den Anfang gemacht; mögen die anderen Staaten folgen!

Die Rechnungsbücher des 15. Jahrhunderts erfordern auch eine erneuerte, eingehende, abschließende Behandlung. Wie wichtig für die ganze Auffassung des ausgehenden Mittelalters, für die Beurtheilung der Reformation, des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit die Erforschung der päpstlichen Finanzverwaltung des ausgehenden Mittelalters ist, hat erst kürzlich Finke in seiner bekannten Freiburger Antrittsrede wieder treffend hervorgehoben.

Das Finanzwesen des 15. Jahrhunderts hat aber jenes des 14. Jahrhunderts zur Voraussetzung. Letzteres wurde bisher meist sehr scharf verurtheilt; es machen sich jedoch neuerdings Stimmen geltend, die zu einer milderen Beurtheilung hinneigen. Wir wollen hier weder das eine, noch das andere Urtheil unterschreiben oder bekämpfen. Das genaue Studium, die Herausgabe der Rechnungsbücher der Camera apostolica soll eben erst die sichere Grundlage einer eingehenden, vorurtheilslosen Prüfung, einer wahrheitsgemäßen Beurtheilung abgeben, eine Grundlage, wie sie in diesem Ausmaße den bisherigen Beurtheilungen fehlte, fehlen musste.

Die beiden Gesellschaften, die Görres- und die Leo-Gesellschaft, werden an das große Unternehmen gehen ohne Tendenz, ohne vorgefasste Meinung, nur die Wahrheit suchend, nichts Falsches behauptend, nichts Wahres verschweigend, entsprechend den erleuchteten Intentionen desjenigen, dessen Namen die eine von ihnen trägt.

Über den Beginn des Notendruckes.

(Bruchstück einer bibliographisch-typographischen Studie.)

Von Dr. Josef Mantuani.

Zu Ehren Gutenbergs, auf dessen Erfindung die moderne Großbibliothek beruht, veranstaltete auch die Wiener k. k. Hofbibliothek ausschließlich mit ihrem eigenen Materiale an alten Druckwerken eine Ausstellung, bei welcher die Textdrucke von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts, die Notendrucke aber bis in die neueste Zeit Berücksichtigung fanden.

Bei der Vorbereitung des Materiales für die musiktypographische Abtheilung hielt ich mich naturgemäß an Hugo Riemann's grundlegende und bisher am weitesten ausgreifende, auf die Vorarbeiten sowohl wie auf Autopsie gebaute Arbeit „Notenschrift und Notendruck". Was dieser so vielseitig gebildete und bahnbrechende Gelehrte entdeckt oder bestimmt hat, besonders auf dem Gebiete der historischen Musiktypographie, wird wohl jedem, der auf diesem Gebiete fürderhin arbeiten wird, als Ausgangspunkt dienen müssen: es ist ein organisch geschlossenes Fundament, das er gelegt hat. Ich möchte also nicht missverstanden werden, wenn ich in folgenden Zeilen einige Ergänzungen oder Feststellungen liefern zu können glaube. Riemann selbst hat sich als gewissenhafter Forscher nicht verhehlt, dass seine fundamentale Arbeit noch in mancher Hinsicht ergänzt und ausgebaut werden könnte.

Indem ich das für die Ausstellung bestimmte Material sorgfältig prüfte und den Sachverhalt mit Riemann's Angaben verglich, fielen mir mehrere Differenzen zwischen beiden auf. Die Hauptsache dabei war natürlich die Frage nach dem erstem Drucke mit beweglichen (Metall- oder Holz-) Typen; den Ausgangspunkt bildete Gerson's »Collectorium super Magnificat«. Was sich an diesem Drucke noch über Riemann's Angaben hinaus feststellen ließ, habe ich kurz skizziert in einem Aufsatze, der im Litteraturblatte der „Neuen Freien Presse" (28. October 1900) erschien und auch in den Mittheilungen der „Monatshefte für Musikgeschichte" (1900, Nr. 12) erwähnt wurde. Berechnet war dieser Aufsatz für das Besuchspublikum und kann demgemäß auf strenge

Fachgelehrsamkeit keinen Anspruch erheben. Indessen glaube ich dennoch in den dortselbst niedergelegten Beobachtungen sachgemäße Beiträge zur Lösung der schwierigen Frage erblicken zu dürfen und greife hier etwas weiter aus.

Bei allen Untersuchungen, die bisher über den Musikdruck erschienen sind, geht die Hauptfrage — meistentheils sogar die ausschließliche Frage — auf die Notendrucke und ihr Alter; auf die in jeder historischen Frage so wichtigen Erstlingsversuche, auf die Technik und die Grundsätze, die der fertigen Verbindung der Noten mit dem Liniensystem nothwendig vorangehen mussten, wurde kein Gewicht gelegt. Mit Unrecht, wie ich glaube. Wohl sehe ich ein, dass jene oben angedeuteten Fragen wichtiger sind, dass erst Material für solche Detailforschungen gesucht werden musste; aber man wäre weiter gekommen, wenn man sich bei einigen Frühdrucken diese — allerdings sauere — Mühe nicht hätte verdrießen lassen.

Es handelt sich somit zunächst darum, das Princip womöglich festzustellen, den historischen Faden zu finden, der uns durch das Labyrinth der Fragen und Möglichkeiten, wie sich die Entwicklung des Notendruckes mit beweglichen oder zusammensetzbaren Einzeltypen vollzog, leiten kann. Es ist durchaus nicht einerlei, auf welcher Grundlage der fertige Typendoppeldruck erwuchs, ob das Liniensystem oder der Notenkörper die Grundfesten bildete; somit ist es nicht wertlos, zu untersuchen, welches von beiden das Prius, welches das Posterius abgibt. Kann das constatiert werden, wird sich die Forschung, weil von einem festen Gesichtspunkte ausgehend, consequenter und leichter gestalten und dürfte, wenn einmal die Fülle des Materiales vereint sein wird, nicht resultatlos bleiben.

Hiebei kann es also keineswegs darauf ankommen, nur solche Drucke heranzuziehen, in welchen die Noten mit dem Liniensystem verbunden erscheinen; das bedeutet einen fertigen Zustand, einen Abschluss der Bestrebungen, wofür sich bei einzelnen Drucken die Priorität umso schwerer nachweisen läßt, als wir uns gestehen müssen, dass das Material noch nicht ganz durchforscht ist. Und dann taucht die Frage auf: was sollen wir mit solchen Notendrucken beginnen, die wohl Noten, aber keine Linien besitzen? Und umgekehrt: Drucke mit Liniensystem ohne Noten hat man bisher immer als ein Stadium des Notendruckes betrachtet, trotzdem die eigentliche Hauptsache daran fehlte, die beweglichen Notentypen. Um das zur Ausstellung ausgesuchte Material chronologisch zu ordnen, legte ich mir die Fragen vor, wie und wann der Notendruck begann; das wo musste sich von selbst ergeben. Bei der Beantwortung dieser Fragen kam ich über Gerson's »Collectorium« nicht hinaus.

Soweit wir bis heute unterrichtet sind, ist dies der älteste Druck, der auch Noten enthält. Über diese Noten war man verschiedener Meinung, und Riemann, der in seinem oben angeführten Werke die Urtheile der Vorarbeiten durchgeprüft hat, entscheidet sich, irregeführt durch eine ganz unrichtige Bemerkung des sonst so verlässlichen Anton Schmid dafür, dass im »Collectorium« Gerson's ein Druck vorliege, bei welchem der Raum für die Noten frei gelassen wurde, in den man später die Noten mittelst Handstempel eingedruckt habe. Schmid behauptet nämlich in seinem „Ottav. Petrucci" (S. 2), dass er auf den Bericht Krünitz' (v. J. 1782) hin das Exemplar von Gerson's »Collectorium« untersucht, aber darin keine Noten habe finden können. Dasselbe Exemplar des »Collectorium« nun, das Schmid untersucht hatte, habe auch ich durchgesehen und auf dem 4. Blatte (recto) die fünf Noten gefunden, wie sie jedes Exemplar dieses Druckes aufweist. Wie nahe Riemann der Wahrheit des Sachverhaltes war, zeigt die Stelle (a. a. O., S. 41), wo er meint, dass „die Eintragung der Noten und des Schlüssels mittels hölzerner Stempel schon in der Druckerei geschehen ist"; und ohne die unrichtige und verwirrende Notiz Schmid's wäre Riemann die Lösung der Frage wohl ganz gelungen.

Der Widerspruch zwischen dem thatsächlichen Bestand der Noten im »Collectorium« und den Angaben Schmid's und Riemann's veranlassten mich, diesem Buche eine erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Mit Zirkel und Lupe bewaffnet, untersuchte ich zunächst die Vorderseite des 4. Blattes, welche die Noten trägt, sah genau alle Blätter durch und untersuchte namentlich die Form des „f", das als Schlüssel fungiert. Ich fand hiebei, dass es demselben Schriftkasten entnommen wurde, wie alle anderen im Texte verwendeten f-Typen und dass es mit diesen in der Kegelhöhe genau übereinstimme; dass die Entfernungen der einzelnen in absteigender Linie gesetzten Noten in mehreren Exemplaren auf's Haar übereinstimmen, sowie dass in den Drehungen der einzelnen Noten gegeneinander beträchtliche, schon mit freiem Auge wahrnehmbare Oscillationen vorkommen, die man dann sehr stark merkt, wenn man an die zueinander gekehrten Seiten der Notenquadrate ein Lineal anlegt; und auch diese Oscillationen und Divergenzen stimmen in verschiedenen, d. h. in allen Exemplaren. Diese Beobachtungen sind hinreichend, um zu constatieren, dass die Noten in den Textsatz eingefügt und mit diesem zugleich abgedruckt sein müssen; denn diese genaue Übereinstimmung lässt sich anders nicht erklären.

Schon die oben erwähnten Abweichungen in der Drehung der Noten lassen von vorneherein vermuthen, dass dieses Notenbeispiel nicht etwa als Holz- oder Metallcliché eingefügt ist, sondern dass wir es mit einzelnen

beweglichen Typen zu thun haben. Diese Vermuthung wird zur Gewissheit, wenn man den Abdruck genau untersucht und die einzelnen Noten misst. Man sieht nämlich ganz deutlich, dass jede der Notentypen eine andere Niveauneigung hatte; infolge dessen ist die erste und die zweite Note nach unten rechts tiefer eingedrückt, die dritte ist ziemlich gleichmäßig, die vierte ist nach links, die fünfte nach unten links tiefer eingeprägt. Auch die Maße der Abstände zwischen den einzelnen Noten variieren; das Spatium zwischen der ersten und zweiten Note beträgt 15 mm; zwischen der zweiten und dritten 15 mm; zwischen der dritten und vierten 12 mm; zwischen der vierten und fünften 13·5 mm. Das sind Ungleichmäßigkeiten, die bei einem Cliché ausgeschlossen sind. Der Form- oder Clichéschneider hätte diese Notenquadrate nur mit Hilfe eines Netzsystems geschnitten, und dadurch wären solche Abweichungen unter einzelnen Theilen nicht möglich gewesen; sie lassen sich aber sehr leicht und natürlich erklären, wenn man die verschiedenen Ausmaße der Spationierungen (Füllungen) in Betracht zieht. Übrigens ist es sicher, dass das Cliché eines Notenbeispiels ohne die Linien nicht hergestellt worden wäre; soweit wir die Litteratur der Frühdrucke übersehen, ist ein ähnlicher Fall nicht nachgewiesen und somit die Ansicht, dass wir es hier mit einer Holz- oder Metallplatte (Cliché) zu thun haben, ausgeschlossen. Denn welchen Sinn hätte es gehabt, ein Notenbeispiel eigens im mühsamen Schnitt herzustellen und dabei die Linien auszulassen? Wenn man kurze Notenbeispiele in Holz- oder Metallschnitt dem Texte der Lehrbücher beifügte, wählte man diese Technik, und zwar, abgesehen von ihrer vielfach möglichen Verwendbarkeit, hauptsächlich wohl darum, weil man in ihnen sofort das vollständige Tonbild vor sich hatte: Noten, Liniensystem, Schlüssel, Accidentien &c.

Endlich will ich noch einen Einwand berühren, der anlässlich eines Vortrages, den ich über den Musiknotendruck im Österreichischen Vereine für Bibliothekswesen gehalten habe, gegen die Beweglichkeit der Notentypen in unserem Drucke erhoben wurde. Es sei merkwürdig, dass die einzelnen Noten nicht genau über der Mitte jedes ihnen zugehörenden Textwortes stünden; dieser Umstand beweise, dass wir es mit einem Cliché zu thun haben. Denn wären es bewegliche Typen, würde eine solche „störende Unregelmäßigkeit" nicht vorgekommen sein.

Ich will auf eine Erklärung dieser Thatsache nicht verzichten, weil sie nicht uninteressante Einzelheiten klarstellt.

Wir haben es hier mit einem Versuche zu thun, Noten zwischen den Textsatz zu drucken; daher dreht sich die ganze Manipulation um die Anordnung des Textes. Maßgebend war die zweite Zeile der zu den Noten in Beziehung gebrachten Worten. Das erste derselben (dei magnificencia)

setzt am Satzrande an und läßt dann nach einem Zwischenraume von 5 mm das zweite (munificencia) hinter sich folgen; nach einem abermaligen Zwischenraume von 5 mm kommt das dritte (misericordia), nach einem abermals 5 mm messenden Spatium folgt das vierte (iusticia) und die Zeile schließt nach einer gleichen Intermission mit dem fünften (nostra miseria). Von da bis zum rechten Rande bleibt ein freier Raum von 15 mm. Der Vertheilung dieses, die meisten und letternreichsten Worte enthaltenden Textes auf die Zeilenlänge hat sich die darüberstehende Zeile mit den fünf entsprechenden Worten fügen müssen, und sie bedingte zugleich die Vertheilung der einzelnen Vocale in der nächsthöheren Zeile. Der leichteren Verständlichkeit wegen lasse ich das Beispiel Gersons hier folgen:

■				
	■			
		■		
			■	
				■
a	e	i	o	u
Gaudium	Spes	Compassio	Timor	Dolor
dei magnificencia	munificencia	misericordia	justicia	nostra miseria

Nun beachte man vorerst die oben in Maßzahlen angegebenen Spatien zwischen den einzelnen Noten und vergleiche sie mit der Länge einzelner Worte der untersten Textzeile. Vom linken Rande bis zur ersten Note ist ein leerer Raum von 15 mm; die Note selbst hat 5 mm, gibt zusammen 20 mm; dieses Ausmaß war durch den langen Ausdruck bedingt. Der Setzer brachte die Note über dem ersten Texttheile so an, dass sie über der letzten Silbe steht; ebenso rückte er den Vocal a so weit vom Rande, dass er einerseits unter der Note, andererseits über der letzten Silbe der beiden entsprechenden Textworte zu stehen kam. Diese Übereinstimmung in der Anordnung wäre gerade bei einem festen Cliché umsomehr ausgeschlossen gewesen, weil die Druckerei mit sehr verschiedenartigen Spationierungen nicht versehen war, und weil man dem Typencharakter vor allem Rechnung tragen musste.

Aber untersuchen wir weiter. Zwischen der ersten und zweiten Note ist ein Spatium von 15 mm; dieses ist bedingt durch einen Zwischenraum von 5 mm zwischen dem ersten und zweiten Textworte der untersten Zeile, sowie durch das ziemlich lange Wort munificencia selbst, trotzdem dieses gekürzt ist (muificēcia). Die dritte und vierte Note sind näher aneinander gerückt, weil auch die beiden Textworte misericordia (in abgekürzter Form misēdica) und iusticia kürzer sind. Da das Schlusswort nostra

miseria (abgekürzt nra miseria) länger ist als die beiden unmittelbar vorangehenden, ist auch das Spatium zwischen der vorletzten und letzten Note dementsprechend vergrößert worden. Es ist logisch und technisch ganz undenkbar, dass der Typensatz in diese enge Beziehung zu den Noten und zu ihrer Vertheilung gebracht worden wäre, wenn wir es mit einem Cliché zu thun hätten; denn der Formschneider konnte ja gar nicht wissen, inwieweit die Worte ausgesetzt oder gekürzt werden könnten; dieser Umstand hätte die Beziehung natürlich ganz verschoben.

Nun ist noch eine Thatsache festzustellen.

Wenn man die Spatien nach zwei Richtungen hin, nach der Höhe und nach der Breite, untersucht, wird man gewahr, dass das immer wiederkehrende Element der Ausschließungen ein Geviert von 5 mm Kegelhöhe ist; diesem kommt nur in gewissen Abständen noch ein Hohlsteg von ca. 2 mm Dicke zu Hilfe. Diese Ausschließungen sind sowohl an den Noten als auch am Textsatze genau gleich, ein weiterer Beweis dafür, dass die Noten bewegliche Einzeltypen sein müssen. Übersehen wir alle diese Einzelheiten, so ergibt sich daraus, dass wir in dem in Rede stehenden Beispiele einen Notensatz aus beweglichen Metalltypen vor uns haben, dass dieser in den Text eingefügt und sammt dem Letternsatz zugleich abgedruckt wurde. Von einem Cliché oder von Stempeln kann keine Rede sein.

Es erwächst nun die Frage, weshalb die Noten so ungewöhnlich groß und quadratisch gerathen sind; die Handschriften der Zeit boten ganz andere Vorbilder und die Typenform schloss sich im Ganzen an die damals üblichen kalligraphischen Letternformen an. Wie bei Lettern lässt sich ja dieser Zusammenhang auch bei Noten anderweitig nachweisen.

Den Schlüssel zur Lösung dieser Frage geben zwei Thatsachen. Die erste ist, dass die Notengröße mit jener der Gevierte genau übereinstimmt. Nicht nur die Zwischenräume, wie sie oben bei den zu den Noten gehörigen Textworten genauer bestimmt wurden, zeigen diese Congruenz, sondern die Gevierte haben auch offenbar durch ein zu kräftiges Aufdrücken der Walze beim Einschwärzen des Satzes an verschiedenen Stellen des Druckes deutliche Schmutzspuren hinterlassen, die zum interessanten Ergebnis führen, dass ihre Kegelhöhe thatsächlich 5 mm beträgt. Solchen Spuren begegnet man zum Beispiel fol. 56^{a}, 101^{b}, 109^{b} und 145^{c}; die beiden letzten Fälle sind in dem der Hofbibliothek gehörigen Exemplare besonders deutlich.

Das kann natürlich kein Zufall sein. Wir sind sicher auf dem richtigen Wege, wenn wir in den uns vorliegenden Notentypen entweder

Gevierte (die selbstverständlich unterlegt werden mussten) oder aber ein noch einfacheres Verfahren, nämlich blockierte Versalien erblicken.*)

Auch die Kegelhöhe der Versalien stimmt mit jener der Noten, so dass es sehr wahrscheinlich ist, dass man die ersteren einfach blockierte, weil sie ja auch dieselbe Schrifthöhe hatten wie die anderen Typen, somit nicht unterlegt zu werden brauchten. Dieser Umstand erklärt natürlich und ungezwungen die merkwürdige Form und Größe der Noten.

Die zweite Thatsache ist die Anordnung der Noten. Für das Bild einer absteigenden Fünftonleiter ist gesorgt; aber darauf ist keine Rücksicht genommen, dass die Noten abwechselnd in Zwischenräumen und auf Linien stehen sollen; deshalb sind wohl dem Benützer des Magdeburger Exemplares einige Unklarheiten entgegengetreten, als er die Linien nachträglich zog. Erst zog er sie — mit freier Hand — roth, kam damit aber noch nicht zu Ende, als er inne wurde, dass er, um zwischen den Linien gleichmäßige Zwischenräume zu wahren, die Linien dreimal nacheinander durch die Notenköpfe gezogen habe. Er corrigierte sich sogleich und zog die Linien nochmals schwarz, so zwar, dass die Noten nunmehr correct abwechselnd in Zwischenräumen und auf Linien standen. Die Abstände der Notenlinien freilich sind nichts weniger als regelmäßig geworden. Versucht man jedoch mit einem Lineal die Linien genau an und durch die Noten zu ziehen, so erhält man ein wahres Zerrbild der Abstände. Desungeachtet aber sind die Noten bezüglich ihrer Abstände in verticaler Richtung überaus regelmäßig gesetzt.

Zwischen dem Textsatze und der ersten (höchsten) Note ist 5 mm Spatium; und nun geht es von Note zu Note immer in Spatien zu 5 mm; die erste Note hat 5 mm Kegelhöhe und ebensoviel Breite; ihr voran gehen ein Hohlsteg von 2·5 mm und drei Gevierte von je 5 mm Dicke; der Note folgen dann 19 Gevierte von demselben Ausmaße und zum Schluss ein Hohlsteg von 2·5 mm. Die zweite Note steht um 5 mm unter der ersten, die dritte 5 mm unter der zweiten und so fort. — Wir müssen uns also jede Notenzeile aus lauter gleichen Gevierten zu je 5 mm zusammengesetzt und von Hohlstegen flankiert denken; ein solches Geviert aber erscheint in jeder Zeile als Note abgedruckt und ist immer um 5 mm tiefer, als das vorhergehende und weiter nach rechts gerückt. Sämmtliche Noten stehen also gewissermaßen in Zwischenräumen von je 5 mm Höhe; und zieht man die Linien genau an die Ober- und Unterseiten der Noten, so erhält man ein streng regelmäßig gebautes System von sechs Linien mit fünf Zwischenräumen von je 5 mm, in denen die Noten stehen. —

*) Ich muss hier betonen, dass der Director der k. k. Hofbibliothek, Hofrath Dr. J. Karabaček, diesen Gedanken zuerst als den plausibelsten bezeichnet hat, nachdem ich meine Ansicht, dass es sich hier um bewegliche Typen handle, ausgesprochen hatte.

Welch' große Rolle das Spatium zu 5 mm spielt, ist wohl am klarsten ersichtlich aus der ersten Zeile unter den Noten, welche die fünf den Tönen entsprechenden Vocale enthält. Zwischen der untersten (letzten) Note (c) und der Textzeile mit den Worten »Gaudium« ꝛc. ist ein Zwischenraum von 5 mm vorhanden; diesen aber hat der Setzer dazu benützt, um darin auf der Zeilenlänge die fünf einzelnen Vocale unterzubringen, indem er die 3 mm hohen Lettern oben und unten mit einem Hohlsteg von 1 mm Dicke ausschließen ließ. Von ähnlichen, für den Fyner'schen Druck charakteristischen Einzelheiten ließen sich noch viele anführen, können aber in diesen Zeilen, da sie mit der Kernfrage in keinem wesentlichen Zusammenhange stehen, übergangen werden.

Ich habe hier der Fachwelt ziemlich umfassend über meine Beobachtungen Rechenschaft gegeben, wie ich sie in einem kurzen, für die weitesten Leserkreise bestimmten Aufsatze nicht niederlegen konnte, weshalb im letzteren wohl manches unklar bleiben musste. Mir war es also, wie aus dem vorangehenden Theile ersichtlich ist, darum zu thun, dem ersten Ansatze, dem ursprünglichen Principe der musikalischen Typographie nachzugehen und ihn, wenn möglich, historisch festzulegen. Das Resultat ist folgendes:

1. Das älteste Denkmal, in welchem überhaupt gedruckte Noten vorkommen, ist das bei Fyner in Esslingen gedruckte «Collectorium super Magnificat» von J. C. Gerson, soweit wir bis zur Stunde unterrichtet sind.

Bisher ist es nicht gelungen, einen älteren Notendruck, sei es in welchem Verfahren immer, nachzuweisen. Ich schließe mich der Anschauung Riemann's (Notendruck, S. 42) vollständig an, dass das Freilassen des Raumes für die Noten und Notenlinien nicht wohl zu den Vervielfältigungsverfahren von Musik durch Druck zu rechnen ist, und zwar aus dem Grunde, weil wir es hier nur mit der negativen Seite des drucktechnischen Problems zu thun haben. Die zweite Ansicht Riemann's (a. a. O., S. 46), welche er noch mit einiger Reserve aufstellt, dass es „nicht correct sei, vor dem Musikdruck mit beweglichen Typen eine Vorstufe anzunehmen, auf welcher die Drucker sich des Holzschnittes für die Musiknoten bedienten," und dass der Holzschnitt für Musikbeispiele „vielleicht, sogar wahrscheinlich erst später als der Typendruck der Noten" aufkomme, ist durch die vorangehenden Angaben der Beobachtungen am Fyner'schen Drucke glänzend gerechtfertigt, seine Vermuthung erwiesen — vorausgesetzt natürlich, dass kein älterer Druck mit Holztafelschnitten nachgewiesen wird, was wohl unwahrscheinlich ist.

2. Dieses bisher überhaupt älteste Denkmal ist aber zugleich der älteste bisher bekannt gewordene Versuch, Notenbeispiele aus beweglichen Typen zusammenzusetzen.

In dieser Hinsicht ist nun das Verfahren Fyner's etwas ganz Besonderes, Bahnbrechendes und trägt zugleich den unverkennbaren Stempel der Ursprünglichkeit an sich, weil wir in diesem ersten Versuche keine zu diesem Zwecke hergestellten Typen vor uns haben, sondern blockierte Versalien oder abgedruckte Gevierte.*)

3. Durch dieses Denkmal ist erwiesen, dass sich der Musiknotendruck, wie alle menschlichen Erfindungen, aus unvollkommenen Vorstufen entwickelte, und dass nicht die Notenlinien, sondern die Notenköpfe das Prius der Erfindung waren.

Das Augenmerk der Drucker war also vorerst auf Erfindung von Notentypen, nicht auf die Linien gerichtet, offenbar deswegen, weil man mit Notenköpfen ohne die Linien immerhin ein Melodiebild noch ziemlich deutlich bieten konnte, während die Linien ohne die Noten gar nichts sagen können. Übrigens verweise ich hiebei auch auf die historischen Vorbilder: wie lange schrieb man Neumen ohne Linien, selbst dann noch, als das System allgemein eingebürgert und sein Gebrauch Regel war! Doch nicht nur die Neumen im engeren, sondern auch weiteren Sinne schrieb man zuweilen ohne die Linien, und das geschah noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts, wie Runge dies von den Geißlerliedern Hugo's von Reutlingen (S. 5, dann 13, besonders aber 32—40) erwiesen hat. Dieses Schreiben der Noten ohne die Linien ist meines Erachtens geradezu üblich gewesen, denn auch im 15. Jahrhundert finden sich Beispiele hiefür als interlineare Nachträge von Melodien in solchen liturgischen Büchern, wo sie beim Druck ausgeblieben waren. Unser Fall knüpfte somit nur an bekannte Vorgänger an, weshalb es Fyner wagen konnte, seinen Versuch so abzudrucken, wie wir ihn vor uns haben, ohne fürchten zu müssen, unverstanden zu bleiben. Die Angabe der Höhenunterschiede und des Schlüssels genügte, um das Beispiel zweckdienlich gestalten zu können. In dieser Hinsicht kann ich mich freilich

*) Im „Archiv für Buchgewerbe", wo mittlerweile ein weiterer Artikel über diesen Gegenstand erschien (1901, Heft 3), meint Prof. Riemann, dass die Wichtigkeit, die ich den fünf Notenköpfen ohne Linien beilege, übertrieben sei. Dagegen bemerke ich, dass durch meine Ausführungen nicht nur der erste Versuch, mit beweglichen Einzeltypen zu drucken, nachgewiesen, sondern auch localisiert wurde. Der Anfang ist also festgelegt, und das konnte nur mit Hilfe jener fünf unscheinbaren Notenköpfe bewerkstelligt werden; die Wichtigkeit dieser Noten ist thatsächlich eine sehr große und kann kaum übertrieben werden.

der Ansicht Riemann's nicht anschließen (a. a. O., S. 49), wenn er der Erwartnng Ausdruck gibt, keinen „älteren und unvollkommeneren Drucken, als es die ersten Missalien mit gedruckten Musiknoten auf dem Liniensystem sind, zu begegnen; denn er ist „ganz und gar nicht der Ansicht", „dass die ersten Versuche nothwendig mangelhaft gewesen sein müssen" — eine Ansicht, die sowohl dem allgemein giltigen Entwicklungsgesetze der menschlichen Erfindungen und des kulturellen Fortschrittes als auch der historischen Empirik widerstreitet.

4. Die Notenlinien sind das Posterius der Erfindung. Diese Thatsache werde ich noch an einem zweiten markanten Beispiel erörtern; an dieser Stelle füge ich nur noch die Bemerkung hinzu, dass mit dem Erfinden des Liniensystems wohl auch das Räthsel der Verbindung desselben mit den Noten gelöst war. Die Angabe E. Vogel's (Jahrbuch der Musik-Bibliothek Peters für 1895, S. 49—50), dass das Psalterium Schöffer's vom Jahre 1457 gedruckte rothe Linien habe, muss auf einem Missverständnisse beruhen; denn das genannte Werk hat wohl freie Räume für das Liniensystem und die Noten, aber keine rothen Linien vorgedruckt. Der Umstand, dass in vielen Drucken, namentlich der ersteren Zeit, wohl das Liniensystem vorgedruckt wurde, die Noten selbst aber handschriftlich nachgetragen werden mussten, kann und darf unter keiner Bedingung lediglich dem technischen Unvermögen der damaligen Druckereien zur Last gelegt werden; es mag ja wohl kleinere Druckereien gegeben haben, die mit Notenmaterial nicht versehen waren oder das geübte technische Personal nicht hatten; in den meisten Fällen aber sind es ganz andere, praktische Rücksichten gewesen, die das Aufdrucken des Notensatzes einer bestimmten Melodie verboten. Diese Ansicht ist ja schon so oft ausgesprochen worden, — und mit Recht, — dass es ganz überflüssig wäre, sie hier weiter auszuspinnen und zu belegen. Dagegen möchte ich es aussprechen, dass dieser Umstand nothwendig und natürlich zur Verbindung beider Theile führen musste; die Noten selbst waren erfunden; nun wurde das Liniensystem gedruckt, die Noten ließ man hineinschreiben; was wäre folgerichtiger gewesen, als mit den bereits erfundenen beiden Faktoren genau dasselbe vorzunehmen, was man früher mit den einzelnen that, indem man sie gegenseitig ergänzte: die gedruckten Noten mit den handschriftlich hinzugefügten Linien, die gedruckten Linien mit handschriftlich aufgetragenen Noten? Sobald für beide Theile Typen gefunden waren, musste ja die Lösung der Frage folgen, und es ist für die Entwicklung der musikalischen Typographie ein höchst bedeutsamer, nicht zu übersehender Fortschritt, dass diese Lösung durch den Doppeldruck erfolgte, ein Verfahren, das dem Ergänzungsverfahren durch handschriftliche Vervollständigung des fehlenden Theiles ganz

analog ist. Es ist meiner Ansicht nach völlig ausgeschlossen, dass sich die Drucker vor Erfindung des Doppeldruckverfahrens damit hätten beschäftigen können, Typen mit angeschlossenen Liniентheilen zu erfinden, und zwar deswegen nicht, weil die Erfindung Hautin's augenscheinlich erst durch das Typendoppeldruckverfahren angeregt und gemacht wurde.

Durch die oben angegebenen, aus Gerson's »Collectorium super Magnificat« gewonnenen und an der Hand des Originales geprüften Ergebnisse ist die musikgeschichtliche Forschung auf dem Gebiete des Notendruckes bedeutend verschoben. Der Fyner'sche Druck fordert für die weiteren Forschungen auf diesem Gebiete — und deren haben wir noch sehr nöthig — ganz andere Principien und ein systematisches Vorgehen; nicht nach fertigen Notensätzen im Typendoppeldruck wird man fürderhin suchen müssen, sondern nach früheren, vorbereitenden Stadien, wenn man anders in der Geschichte dieses Zweiges der Musikwissenschaft klar sehen will. Diese vorbereitenden Stadien aber sind nicht die gedruckten Liniensysteme, sondern Notenköpfe, die den Linien vorangegangen sind. Welches Material die Forschung da noch zu Tage fördern wird, lässt sich nicht voraussehen; es ist ganz gut möglich, dass Versuche, Noten zu drucken, noch vor Fyner gemacht wurden, — obschon es für Deutschland nicht wahrscheinlich ist, weil der Fyner'sche Versuch den Stempel der unmittelbaren Ursprünglichkeit an sich trägt. Dass derselbe ausgestaltet und erweitert wurde, ist wohl selbstverständlich. Welche Wirkungen diese Erfindung, resp. der Versuch nach sich zog, mag folgendes Beispiel beleuchten.

Im Jahre 1480 (XII. Kal. April., d. i. 21. März) wurde zu Venedig in der Officin des Johannes Lucilius Sandritter (Santritter, Santreiter) aus Heilbronn und des Theodorus von Würzburg eine lateinische Grammatik, verfasst vom italienischen Philologen Franciscus Niger (= Negro), gedruckt. Es dürfte das erste Werk der beiden associierten deutschen Buchdrucker aus ihrer Venetianischen Officin sein.

In dieser Grammatik wird auch das Metrum und die »harmonia« (im Sinne von „Melodie") behandelt. Zu diesem Zwecke gab Niger sechs Notenbeispiele, die er in folgender Reihenfolge anführt:

1. »Heroica gravis« (näml. harmonia) zu Vergil, Aeneis, I., V. 522, 523.

2. »Heroica bellica« zu Lucan, De bello civili, I., V. 1—3.

3. »Elegiaca«, zu Ovid, Fasti, VI., V. 771—772.

4. Dasselbe, zu Ovid, Fasti, I.,. V 71—72.

5. »Sapphica« zu Horaz, Carm., I., 32, V. 13 ff.

6. »Lyrica« zu Horaz, Carm., I., 7. V. 1 ff.

Diese Beispiele finden sich in den Text eingefügt auf Bl. 6—8 des mit 7 bezeichneten Octernio. So bekannt nun das Werk den Bibliographen ist, — seit Maittaire findet es sich in fast allen bibliographischen Werken und vielen Specialkatalogen verzeichnet (bei Hain, nach welchem meistentheils citiert wird, unter Nr. 11858), — so wenig ist es bisher von Musikbibliographen beachtet worden; und selbst Riemann muss es wohl entgangen sein, da er es in seiner Schrift über „Notenschrift und Notendruck" nicht erwähnt, obwohl ihm in Leipzig selbst, im Buchgewerbemuseum, ein aus der Sammlung des Oberbibliothekars und Kulturhistorikers G. F. Klemm stammendes Exemplar dieser Erstausgabe zu Gebote stand.*)

In eine detaillierte Behandlung des Druckes will ich mich vorderhand nicht einlassen und greife nur so viel heraus, als zum Verständnis der Entwicklungsparallele nöthig erscheint.

Die Notenbeispiele in dieser Grammatik also sind gedruckt; aber sie sind Einzeltypen — keine Clichés — und, wie das Notenbeispiel bei Gerson, ohne die Linien. Dennoch ist dieser Fall mit jenem im Fyner'schen Drucke nicht mehr zu vergleichen. Während nämlich der erstere, wie ich mit Hilfe der Beobachtungen und Messungen erwiesen zu haben glaube, eine Improvisierung des Notendruckes mit beweglichen Typen ist, haben wir in dem zweiten hier angezogenen Falle ein nach allen Seiten hin durchdachtes und erwogenes Druckerkunststück vor uns.

Zunächst sind es fein und correct gegossene, aus einer von sehr geübter Hand herstammenden Matrize hervorgegangene Mensuralnoten. Sie weisen drei Wertgrößen auf: die Longa, die Brevis und die Semibrevis. Ferner hat sich der Drucker bei diesen Beispielen nicht mehr damit zu behelfen gebraucht, die diakritische Linie mit einer gewöhnlichen, aus demselben Schriftkasten wie die übrigen Textlettern entnommenen Type zu fixieren, sondern hatte bereits regelrecht geformte C-Schlüssel zur Verfügung. Außerdem war seine Notentypensammlung noch mit anderen Details und wir können wohl sagen, mit allem dem kleineren Zubehör versorgt; es kommen nämlich auch punktierte Noten und über den Schlüssen die corona (Fermate) häufig vor. Accidentien fehlen leider in allen Beispielen; indessen besteht gar kein Grund zur Annahme, dass die Druckerei dieselben nicht besessen habe, nachdem andere, geringerwertige Details an Typen nachgewiesen sind.

Nun aber die Hauptsache. Ich habe oben nachgewiesen, dass beim Fyner'schen Drucke von Gerson's »Collectorium super Magnificat« keine Rücksicht darauf genommen wurde, dass die Noten abwechselnd in Zwischen-

*) Ich verdanke die mir über meine specielle Anfrage gemachte Mittheilung über diesen Fundort meinem verehrten Freunde E. Vogel in Leipzig.

räumen und auf Linien stehen sollten, sondern dass man die Unterschiede der Tonhöhe einfach dadurch zu versinnlichen suchte, dass man Note für Note um deren Kegelhöhe (d. i. 5 mm) tiefer setzte als die jedesmal vorangehende. Im Theodorus-Santritter'schen Drucke der Niger'schen Grammatik aber ist ein ganz anderer Grundsatz vollkommen ausgestaltet: die Noten sind so gesetzt, dass sie sich an ein streng abgepasstes Liniensystem anschmiegen; zum Unterschied gegenüber dem Fyner'schen Drucke ist der Standort in Zwischenräumen und auf Linien peinlichst beobachtet. Selbst die Punkte bei punktierten Noten sind mit Vorbedacht consequent so gesetzt, dass sie bei Noten, welche auf Linien stehen, etwas tiefer liegen, um mit der Linie nicht in Collision zu kommen, d. h. um nicht auf dieselbe gedruckt zu werden. Auf den ersten Blick scheinen die Melodien sehr schwer lesbar oder gar unentzifferbar zu sein. Um sie sicher lesen zu können und um auf dem etwas morschen Papiere des mir zur Verfügung stehenden Exemplares der k. k. Hofbibliothek keine Linien ziehen zu müssen, legte ich mir über jedes Notenbeispiel ein dünnes Pauspapier und zog auf demselben sorgfältig die Linien, indem ich den Schlüssel als Tenorschlüssel behandelte.

Ich kam hiedurch zu dem überraschenden Resultate, dass sämmtliche Beispiele genau nach demselben Principe gesetzt sind und dass das von einem beliebigen Beispiele genommene Liniensystem haarscharf auch zu allen übrigen passte. Dieses Fünfliniensystem ist 10 mm hoch; auf die Zwischenräume sind 8 mm, auf die Dicke der fünf Linien zusammen 2 mm zu vertheilen.

Daraus ergibt sich mit Nothwendigkeit der Schluss, dass wir es hier mit Notenbeispielen ohne Linien zu thun haben, dass sie jedoch für ein festgefügtes, genau angepasstes Liniensystem berechnet und gesetzt sind; denn sonst wäre es ganz unerklärlich, warum sich der Setzer dieser zeitraubenden und mühevollen Manipulation unterzogen hätte, wenn er auf ein Liniensystem, und zwar gerade auf ein Liniensystem von den oben angegebenen Ausmaßen, nicht Rücksicht zu nehmen brauchte.

Dieser Erörterung folgt nun auf dem Fuße die Frage, warum denn der Drucker, der auf Linien Rücksicht genommen haben soll, die Linien selbst also gehabt haben musste, diese nicht auch druckte? Die Erklärung liegt sehr nahe. Es war zu dieser Zeit üblich, um das Notenbild klarer hervortreten zu lassen, die Linien roth zu drucken; seit 1475 lassen sich solche Liniensysteme nachweisen. Es ist nicht unmöglich, dass der Drucker einerseits von dieser Gepflogenheit nicht abweichen, andererseits aber derselben auch nicht Rechnung tragen wollte; letzteres darum, weil im ganzen Buche weder eine Rubrik noch eine Initiale roth gedruckt wurde, er somit das Doppelverfahren nur für die sechs Noten enthaltenden Seiten hätte anwenden müssen,

was ihm zu zeitraubend erschien. Vielleicht war auch der Überdruck von schwarzen Linien in Aussicht genommen, der aber dann aus irgend einem Grunde unterblieb, — hauptsächlich wohl, um das Doppelverfahren zu umgehen. Übrigens gestehe ich, nicht sämmtliche bekannte Exemplare verglichen zu haben; es könnte ja möglich sein, dass eine andere Partie derselben Auflage (11. März 1480) — und nur um diese kann es sich hier handeln — auch überdruckte Linien besitzt, — was mir aber nicht wahrscheinlich vorkommt. Die Erfahrung lehrt uns überdies merkwürdige Unvollkommenheiten und Fehler der Druckereien im 15. Jahrhundert kennen; so zum Beispiel ist im Missale Romanum von Georgius de Rivabenis und Paganini de Paganinis, Venedig 1484, einem schönen, zweispaltigen Doppeldruck mit rothen Leisten eine mit Linien bedruckte Seite ohne die Noten geblieben, während die folgende regelrecht überdruckte Noten hat und eine Präfation, deren erste Hälfte auf der erwähnten Seite in der Notierung ausgeblieben ist, einfach fortsetzt. Etwas Ähnliches konnte ja auch in unserem Falle entweder in der ganzen Auflage oder nur einem Theile derselben geschehen sein, umsomehr, als es sich hier auch um den zweiten Druck (Überdruck der Linien) handelt. Nebenbei bemerkt, lernen wir daraus auch das Verfahren kennen; es wurde in verschiedenen Druckereien verschieden gedruckt; die eine druckte zuerst Linien, darauf die die Noten, — und für die rothlinigen Doppeldrucke scheint das wohl Regel gewesen zu sein, — während die andere zuerst die Noten und dann die Linien druckte, was beim schwarzen Doppeldruck wohl öfter vorkam.

Wir haben also ein Notenbeispiel vor uns, das durch Linien geregelt, ja auf Linien gebaut ist, ohne dass diese sichtbar gemacht wurden, also Noten auf Linien ohne die Linien. Aber noch mehr. Ich habe oben den Vorgang angegeben, wie ich mir das Liniensystem abgeleitet und gezogen habe. Dieses habe ich dann mit mehreren Drucken verglichen und fand zu meiner großen Überraschung, dass es haarscharf, Linie um Linie, Zwischenraum um Zwischenraum, mit dem System bei Petrucci's Drucken stimmt. Ein Zufall kann das nicht sein.

Über Petrucci's Verdienste und über die Stellung, die er in der Entwicklung des Musikdruckes einnimmt, ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden; aber keiner der Verfechter seiner Verdienste konnte ihm jene souveräne Stellung erhalten, die ihm Anton Schmid vindiciert hatte; jeder musste „klein beigeben" und zugestehen, dass es an Versuchen, Musiknoten zu drucken, schon lange vor Petrucci nicht gefehlt habe und dass dieses Problem mit Choralnoten schon vor ihm vollständig gelöst war, dass somit seine „Erfindung" nichts anderes gewesen ist, als die Anwendung des Typendoppeldruckes mit Choralnoten auf die Mensuralmusik. Es sei hiebei auf die Arbeiten Chrysander's

(Allg. musikal. Zeitung, 1879), besonders aber auf E. Vogel (Jahrb. der Musikbibliothek Peters für 1895) und H. Riemann (Notenschrift und Notendruck) verwiesen, in welchen auf Grund ernster Forschungen das thatsächliche Verdienst Petrucci's näher bestimmt wird. Vogel sagt gleich in den beiden ersten Zeilen seiner Abhandlung, daſs wir über die Anfänge des Musikdruckes mit beweglichen Typen zur Zeit zu keiner völligen Klarheit und Übereinstimmung gelangt sind (S. 49), und daſs es sich noch nicht feststellen lasse, wie groß oder wie gering die Anregung gewesen sei, welche das Princip des Typendoppeldruckes mit Choralnoten auf die von Petrucci prakticierte Kunst ausübte (S. 50). Und Riemann kommt zu folgendem Resultate: „Es bleibt Petrucci nach wie vor das unbestreitbare Verdienst, zuerst in größerem Maßstabe den Druck von Mensuralmusik in Angriff genommen zu haben, und zwar durch Herstellung von Notentypen, welche den seiner Zeit üblichen Formen der handschriftlichen Mensuralnotierung ebenso entsprachen, wie die Typen der Missaldrucke der vorausgehenden Jahrzehnte der handschriftlichen Choralnotierung. Das Erstaunlichste an der Leistung Petrucci's ist, daſs er das Problem gleich in einer für lange Zeit mustergiltigen und überhaupt eigentlich nicht übertroffenen Vollkommenheit löste" (S. 69).

Ich fürchte Grund zu haben, mich diesen Ausführungen nicht in ihrem vollen Umfange anschließen zu können. Richtig ist es, daſs Petrucci — soweit wir sehen — zuerst in größerem Maßstabe den Mensuralnotendruck betrieb; bisher ist es nicht gelungen nachzuweisen, daſs ein Drucker vor Petrucci ganze Ausgaben von praktischer Musik veranstaltet hätte. Dagegen ist durch das Beispiel in Niger's Grammatik erwiesen, daſs Notentypen für Mensuralmusik, wie sie den gleichzeitigen Formen der handschriftlichen Notierung entsprachen, schon vor Petrucci's Thätigkeit erfunden und einem Liniensysteme angepaſst waren, das mit jenem Petrucci's genau übereinstimmt. Aber nicht nur erfunden waren sie, sondern man hatte auch eine große Übung im Drucken derselben, welcher Umstand auf eine vorangegangene Versuchszeit hinweist. Daher wird sich auch die Ansicht, das Petrucci das Problem gleich in einer so mustergiltigen Weise und einer nicht übertroffenen Vollkommenheit löste, nicht halten lassen. Ein in Bezug auf Petrucci bedeutungsvoller Umstand ist es auch, das Niger's Grammatik gerade in Venedig gedruckt wurde, und zwar in der Officin von zwei deutschen Druckern, die sich ihres Werkes mit einem gewissen Selbstbewuſstsein freuen:

»Santritter hebronna genitus de gente ioannes
Lucilius prompsit grammata docta nigri.

Herbipolisque satus, socio sudore, lacunis
Hoc uenetis francus fert Theodorus opus —«
heißt es zum Schluſs der Grammatik. Ob und inwieweit diese Erfindung den beiden genannten Deutschen oder deutschen Druckern Venedigs überhaupt zuzuschreiben ist, muſs noch die weitere gewissenhafte Forschung zeigen; das eine scheint mir aber ausgemacht, daſs das Geheimnis, wie die Noten mit den Linien zu verbinden seien, auf italienischem Boden, wenn nicht in Venedig speciell ergründet wurde: ob von deutschen oder von einheimischen Druckern, wage ich bis jetzt nicht zu berühren.

Daſs Versuche, Mensuralnoten zu drucken, längere Zeit in und außerhalb Italiens gemacht wurden, gesteht übrigens Petrucci selbst in seiner an die Signoria von Venedig gerichteten Bittschrift um ein Privileg ein. Erfahrungsgemäß ist gerade auf dieses Zugeständnis großes Gewicht zu legen; denn das ist ein Gedanke, ein Bekenntnis ad hoc, während die Versicherung von Mühe, Arbeit und Spesen in allen Bittgesuchen um ein Privileg während des 15. und 16. Jahrhunderts ständig wiederkehrt, also geradezu formelhaft zu denken ist; wer sich überzeugen will, der sehe die Documente über venetianische Drucker, welche Fulin im Archivio Veneto (Band XXIII, S. 81 ff.) veröffentlicht hat, durch. Die Gesuche selbst sind ja zumeist nicht erhalten; aber in den Erledigungen derselben erscheinen regelmäßig die Begründungsworte des Bittstellers transsumiert, so daſs uns in den Wortlaut des Gesuches ein ziemlich klarer Einblick gewährt wird.

Was nun keinem von Allen, die Versuche zum Drucke von Mensuralnoten anstellten, gelingen wollte, ist meines Erachtens nicht etwa das Zustandekommen derselben überhaupt, sondern das Wie des Druckes; nicht das »stampar canto figurado« wird betont, sondern das »stampar commodissimamente«, und darin scheint mir der unterscheidende Kern der Sache zu liegen. Zu dieser Ansicht liefert die unmittelbar folgende Stelle den Beleg. Es heißt: »et per consequens molto più facilmente Canto fermo«. (Castellani, La stampa in Venezia S. 73. Schmid, Petrucci, S. 10.) Was nun das thatsächlich Neue, die Erfindung an Petrucci's Drucken war, das festzustellen, ist Aufgabe der künftigen Forschung, die auf noch systematisch zu hebende Archivalien und Quellen zu gründen sein wird. Nach den Beobachtungen am Drucke Sandritter-Theodorus stellt sich meines Erachtens der Einfluſs und die Anregung von Vorarbeiten auf Petrucci's „Erfindung" wesentlich anders dar, als bisher angenommen wurde; man hat eben die Grammatik Niger's, trotzdem sie einzelnen Musikhistorikern, wie Erk, Böhme, Spitta &c., wohl bekannt war, viel zu wenig berücksichtigt und namentlich die nicht sehr anregende Arbeit der Messungen umgangen: eine Unterlassung, die ich niemandem verdenken

kann. Petrucci hat also nicht unmittelbar an den Choralnotendruck angeknüpft, sondern an ein schon vorgeschritteneres Stadium: den Mensuralnotendruck.

Diese Beobachtungen an Niger's Grammatik vom Jahre 1480 führen aber noch weiter. An dem genannten Werke ist das Princip, Mensuralnoten systemklar und abgepaßt für Linien zu drucken, für Venedig 1480 sicher nachgewiesen. Angesichts dieses Nachweises gewinnt nun eine kleine, von Castellani (a. a. O., S. 62, Anm. 1) mitgetheilte Notiz ein kräftiges Relief. Sie steht in dem zu Bologna, im Liceo musicale aufbewahrten Exemplare des »Discorso della musica antica e moderna« Vincenzo Galilei's (Florenz, 1581), stammt von der Hand des berühmten Humanisten und Musikforschers Ercole Bottrigari (1531—1612) und lautet: »Ho io delle canzoni e barzellette in libri stampati fino dal 1480 in Venetia« (Ich besitze Gesänge und scherzhafte Lieder in Büchern, die von 1480 ab in Venedig gedruckt wurden). Auch in dieser Notiz erscheint das Jahr 1480 als terminus a quo fixiert. Es ist somit durchaus kein Grund, diese Drucke vor Petrucci mit Castellani (a. a. O.) »col sistema silografico« sich zu denken, nachdem die Noten in Niger's Grammatik als bewegliche Metalltypen erwiesen sind. Von den beiden vereinten Druckern dieser Grammatik stammt der eine aus Heilbronn, der andere aus Würzburg: und für Würzburg vindiciert Riemann den ersten vollständigen Choralnotendruck. Man wird leicht versucht, an einen Zusammenhang zu denken. Aber der Drucker des Würzburger Missales, Jörg Reyser, ist schon 1479 nach Würzburg berufen worden, um daselbst das Diöcesanbrevier und dann das Diöcesanmissale zu drucken. Dieses letztere sollte am 8. November 1481 vollständig fertiggestellt zum Verkaufe bereit liegen.

In demselben Jahre, am 29. December, wird aber auch in Venedig noch das römische Messbuch in der Druckerei Scoto's fertiggestellt, ein Beweis, dass, wenn sich die Annahme bezüglich des Reyser'schen Missales auch bestätigen sollte, die Beeinflussung von Würzburg ausgeschlossen ist. Nun sind beide Missale Drucke von einer Vollkommenheit, wie sie erstgelungene Versuche nicht aufweisen, trotzdem sowohl die Notenformen, als auch die Liniensysteme ganz verschieden sind; sie setzen somit eine längere Versuchsübung voraus. Die Frage ist, wo eine solche empirisch und logisch mit mehr Recht vorausgesetzt werden kann: in Deutschland oder in Italien; das heißt, wo sind die der vollständigen Lösung unmittelbar vorangehenden Versuche in größerer Vollkommenheit nachzuweisen? Hier stockt unser Wissen, weil das Material noch zu wenig erforscht ist; soweit ich das Gebiet überblicken kann, scheint die erste Erfindung thatsächlich in Deutschland gemacht worden zu sein (Fyner's Druck in Gerson's »Collectorium«); von hier scheinen deutsche

Drucker diese primitiven Versuche nach Italien, hauptsächlich nach Venedig und nach Rom*), verpflanzt und jedenfalls unter ihrem Zuthun zu deren Weiterentwicklung beigetragen zu haben, bis man in Venedig auf die endgiltige Lösung des Problems kam und sie dann nach Deutschland zurück importierte. Wie groß oder wie gering nun der Antheil der Italiener an dieser Kulturarbeit war, läſst sich vor der Hand nicht feststellen;**) die vollkommenste Vorstufe aber dürfte in Italien zu suchen sein. Als sicher kann jedoch angenommen werden, daſs die Technik beim Drucken von Mensuralnoten in Niger's Grammatik von 1480 und der Choralnotendruck Scoto's vom Jahre 1481 innig verwandt sind und zusammenhängen; denn beide sind von demselben Principe getragen: die Noten dem Liniensysteme genau anzupassen.

Welche Stellung gebürt nun dem von Riemann nachgewiesenen Würzburger Missale des Jörg Reyser vom Jahre 1481 gegenüber den beiden letztgenannten Venetianer Drucken? Es ist dies eine sehr schwierige und complicierte Frage. Ich habe in meinem oben erwähnten Aufsatze Bedenken gegen die Sicherheit erhoben, den Notendruck in diesem Missale als ersten Druck mit beweglichen Typen zu bezeichnen. Gegen jene kurz gestreiften Bedenken wurde in den Mittheilungen der „Monatshefte für Musikgeschichte" (1900, Decemberheft) Einsprache erhoben, als seien sie ungerechtfertigt.***) Indessen bin ich bis zur Stunde bei meiner Ansicht geblieben, und zwar aus rein empirischen Gründen.

*) Es gereichte mir zu großer Freude, als ich nach Abschluſs dieses Aufsatzes das neue Buch von P. Raphael Molitor, „Die nachtridentinische Choralreform zu Rom", vom Verleger, Herrn C. Sander in Leipzig, zugesendet bekam und daselbst meine Vermuthung bestätigt fand: Molitor weist (S. 94) einen vollständigen Choralnotendruck in Ulrich Han's Missale Romanum v. J. 1476 nach. Hiemit tritt also Han an die Spitze. Darnach wäre meine oben ausgesprochene Ansicht, daſs die endgiltige Lösung des Problems in Venedig geschah, zu modificieren.

**) Daran ist auch nach dem hochbedeutenden Funde Molitor's noch festzuhalten; welche Vorarbeiten Han vorgefunden hat und wie groß sein Verdienst ist, muſs erst die künftige Forschung feststellen.

***) Im „Archiv für Buchgewerbe" 1901, Heft 1 u. 3 erschien ein Aufsatz unter dem Titel: „Zur Urgeschichte des Notendruckes", der sich, nebenher gesagt, auf meine Ausführungen im Litteraturblatt der „N. Fr. Pr." aufbaut. Diesem Aufsatze hat Professor Riemann ein „Postscriptum" angefügt, in welchem er sich in wesentlichen Punkten meinen Angaben anschließt, bezüglich des Reyser-Druckes aber bemerkt, es sei ihm nicht recht verständlich, was ich mit meiner Anfechtung bezwecke, mit welcher die Priorität statt Reyser dem Italiener Scoto zugewiesen würde. Darauf erwidere ich, daſs ich keinen anderen Zweck verfolgte, als der Wahrheit auf wissenschaftlich-methodischem Wege näher zu kommen. Der so geistreiche und bestechende Nachweis Riemann's hat mich doch nicht befriedigt, weil ich ihn auf Grund meiner darauf bezüglichen Studien nicht als vollgiltig erbracht ansehen konnte. In den hier ge-

Zunächst ist bisher ein einziges Exemplar, dazu noch ohne Kolophon, untersucht worden. Zwar ist es richtig, dass es viele alte Druckwerke gibt, von denen nur je ein Exemplar erhalten ist; diese Thatsache berechtigt aber nur, deren Existenz und eventuell noch deren Inhalt zu constatieren; weiter ausgreifende Schlussfolgerungen daraus abzuleiten und eventuelle Merkmale der Partien, Auflagen, Abweichungen und Verschiedenheiten, wie sie in den Frühdrucken — man kann sagen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus — sehr häufig vorkommen, kann man nicht wagen, an solchen Einzelexemplaren constatieren zu wollen, geschweige denn in diesem Falle, wo es sich um die volle Akribie beanspruchenden technischen Einzelheiten und Merkmale handelt! Ich begreife durchaus die Freude an einem solchen Funde und verstehe, dass man einen solchen Beleg für einen vollgiltigen Beweis hält; doch ist es, namentlich bei Wiegendrucken, geboten, alle eventuell möglichen Schwierigkeiten in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, um der Wahrheit näher zu kommen. Das Würzburger Missale von Jörg Reyser muss daher in mehreren gleichen Exemplaren nachgewiesen und verglichen werden, oder es muss dessen Fertigstellung in seinen einzelnen Theilen litterarisch und archivalisch evident belegt werden, wenn es als erwiesen gelten soll, dass Reyser wirklich am 8. November 1481 auch den Notendruck fertig hatte. Denn der Kolophon fehlt; ob uns aber die Verordnung des Würzburger Bischofs einen absolut verlässlichen Anhalt für das Veröffentlichungsdatum des Missales bietet, das müsste erst durch Archivalien bestätigt werden; es ist ja nicht erwiesen, ob Reyser in der That den Termin einhalten konnte. Aber zugegeben, dass dies der Fall war, so folgt daraus für den Notendruck noch nichts; denn der Umstand, dass die 21 Musik enthaltenden Blätter außerhalb der Foliierung eingeschoben und nicht bezeichnet sind, gibt zu denken. Zwar hat man später dieses Verfahren sehr oft wiederholt, hat aber zumeist eine eigene Bogenbezeichnung gewählt; in den seltenen Fällen, wo davon ganz Umgang genommen wurde, hat es mit der Musikpartie immer eine eigene Bewandtnis, die festzustellen der künftigen Forschung vorbehalten bleibt. Schon die Thatsache, dass man die Gesänge und Intonationen des „Ordinariums" auf einen besonderen Bogencomplex zu drucken pflegte, liefert ja den Beweis, dass man dieselben für verschiedene Emissionen und Auflagen, für nachfolgende und

botenen Ausführungen begründe ich meinen Zweifel an der Priorität Reyser's, für welche doch nur ein einziges Exemplar, das bisher untersucht wurde, den Beweis erbringen musste. Exemplare mit verschiedener Datierung heranzuziehen, wie Prof. Riemann im genannten Anhange des Archives für Buchgewerbe versuchte, geht nicht an. Wie sehr ich mit meiner Anfechtung Recht hatte, ist durch den überaus wichtigen Fund Molitor's schlagend dargethan: wir haben die ersten fertigen Notendrucke in Italien zu suchen, wenn sich die Drucker auch als Deutsche erweisen.

vorangehende, berechnete, und sie, offenbar um die mühsame Procedur des Doppeldruckes auf einmal abzuthun, in größeren Partien herstellte. Die Bestätigung hiefür liegt in der Thatsache, dass man öfter in verschiedenen Auflagen desselben liturgischen Buches, vornehmlich natürlich des Missales, bei sonst geändertem und vermehrtem Texte, dieselben Bogen mit Musik antrifft. Das ist auch natürlich. Der Inhalt der Missalien, Psalterien, Breviere &c. wechselte mit der Zeit; jedes in den Kirchenkalender neu eingefügte Fest verlangte sein Officium; im Brevier und in den von diesem abhängigen oder collateralen Officienbüchern, vorab im Missale, mehrte sich der Text; das »Ordinarium missae« aber blieb hievon unberührt, weil es nur ständige, für alle Festofficien giltige Gesänge enthält; ebenso war es bei den für ganze Festgruppen in sehr beschränkter Anzahl festgesetzten oder für hohe Feste bestimmten Präfationen. Übrigens ist es sicher auch die Rücksichtnahme auf die gesanglichen Varianten verschiedener Diöcesen gewesen, dass man die Musikbogen nicht fest einfügte.

Der Fall nun, dass dem Missale Reyser's vom Jahre 1481 die mit Musiknoten versehenen Bogen später eingefügt wurden, ist sehr wohl denkbar; das Gegentheil läßt sich aus dem einen Exemplar nicht erweisen. Es kann zum Beispiel ganz gut möglich sein, dass die Gesänge erst 1484 oder gar noch später gedruckt und diese Bogen dem im Jahre 1481 gedruckten Missale eingefügt wurden. Die Stelle der bischöflichen Verordnung, dass Reyser am 8. November 1481 das Missale »pleniter et omnimode integrum et perfectum habere debeat«, besagt nämlich für die Noten gar nichts; nach der Ausdrucksweise der Zeit heißt das einfach: er muss es „vollständig, in jeder Hinsicht unverkürzt und fertiggestellt halten"; die Vollständigkeit bezieht sich natürlich nur auf die Messtexte, nicht aber auf die Notierung eines Theiles derselben. Die beiden ersten Ausdrücke: »pleniter et omnimode integrum« sind nach der Phraseologie der damaligen Urkundensprache pleonastisch als Synonyma gebraucht. Gesetzt aber den Fall, dass in jener Stelle wirklich auch an die Musiknoten gedacht worden wäre, — was sicher nicht der Fall ist, — haben wir immer noch die Möglichkeit vor uns, dass Reyser das ganze Missale sammt den musikalischen Einlagebogen fertig gehabt haben konnte, — aber nur mit Vordruck der Linien, ohne die Noten; diese konnten auch später auf das vorgedruckte System aufgedruckt werden, wie das bei Incunabeln nach Versicherung der gewiegtesten Kenner öfter geschah. Für Reyser speciell haben wir sogar ein Belegstück für diese Annahme.

Die k. k. Hofbibliothek besitzt ein Blatt eines gleichzeitig gedruckten Breviers der Würzburger Diöcese. Genau datierbar ist das Bruchstück leider nicht; doch gehört es sicher in die Zeit zwischen 1481—1484 nach allen

Merkmalen (Typen, Papier 2c.). Es enthält den Schluss eines (Tages?-) Officiums (»In manu tu . . . a do . . mi . . ne Om . . . nes fines ter . . . re. — ps. Venite. an. Seruite domino. Euouae«). Darunter den bekannten Kupferstich, darstellend das Wappen des Bischofs Rudolf von Scherenberg.

Die erste Ausgabe dieses Würzburger Breviers vom Jahre 1479 (Hain, Nr. 3845) enthält weder Notenlinien noch Noten; dieses eine Blatt der folgenden Ausgabe enthält aber über dem oben angegebenen und mit Rücksicht auf Notengruppen vertheilten Texte ein roth vorgedrucktes, vierliniges Leistensystem ohne Noten, das jenem im Missale vom Jahre 1481 genau entspricht. Angesichts dieser Thatsache drängt sich denn doch die Frage auf: wenn Reyser im Jahre 1481 wirklich auf dasselbe Liniensystem schon Noten druckte, wie kommt es, dass er es im Brevier unterließ? Um diese Merkwürdigkeit zu erklären, bedarf es hinsichtlich des Missaldruckes schon eines sehr strengen Beweises durch Archivalien, — oder es müssen mehrere Exemplare in derselben Ausstattung nachgewiesen und die Zugehörigkeit der Bogen mit Musiknoten zu demselben dargethan werden. Das dürfte keine Unmöglichkeit sein, da ja ein zweites ganz gleiches Exemplar (nach Ebert Nr. 14149, und neuestens auch Proctor) in der Bodleyan Library zu Oxford erhalten ist; nach weiteren Exemplaren müsste freilich erst geforscht werden.

Zu allen diesen Schwierigkeiten gesellt sich noch eine weitere. Während Reyser das Würzburger Brevier der ersten Ausgabe (1479) noch gemeinschaftlich mit Johann Beckenhub (=Mentzer) und Stephan Dold druckt — die Reihenfolge im Kolophon ist folgende: „Stephan Dold, Jeorius Reyser et Joan. Beckenhub" — scheint er seit 1480 alleiniger Leiter der Würzburger Druckerei zu sein; doch ist er seit 1482 ständig in Würzburg. In der Verordnung (eigentlich Intimation) des Bischofs Rudolf von Scherenberg, die im Missale vom Jahre 1481 selbst abgedruckt ist, heißt es: »per hujus artis impressorie opificem peritum, videlicet Jeorium Reyser, quem usque ad prememorati operis debitum complementum in nostra civitate Herbipolensi commorari conduximus . . .,« das heißt: „durch den in der Buchdruckerkunst erfahrenen Werkmeister, Georg Reyser nämlich, welchen wir bis zur vertragsmäßigen Vollendung des vorerwähnten Werkes zum Aufenthalte in unserer Stadt Würzburg gedungen haben . . ." Die Stelle ist citiert bei Riemann, a. a. O., S. 59 — wobei ein sinnstörender Druckfehler: »commemorare« statt »commorari« stehen blieb, — und bei Panzer (I., 460). Reyser also war im Jahre 1481, am 8. November, noch unstet; er arbeitete zugleich in Eichstädt in der Officin seines Bruders (?) Michael Reyser, welch' Letzterer dortselbst bis zum Jahre 1500 die Druckerei betrieb. Zur Zeit, als das Missale Herbipolense vom

Jahre 1481 beendet war, ist Bischof Rudolf noch nicht entschlossen gewesen, Reyser an seine Residenz endgiltig zu binden; — denn mit der Fertigstellung des Messbuches lief auch der Contract ab, und Reyser hätte fortziehen können. Und nun knüpft sich hieran die Frage, ob man einem Drucker, dessen Aufenthalt in Würzburg an einen Termin gebunden war, wohl zumuthen kann, dass er in dieser Zeit sich mit neuen Problemen und deren Lösung beschäftigen konnte? Bedenkt man noch überdies, dass er in dieser Zeit vollauf beschäftigt war — er druckte 1479 das Brevier, 1480 das erste Missale, 1481 das zweite, — dann wird man für Vorarbeiten, Herstellen der Typen &c. kaum noch eine Zeit finden.

Anders werden jedoch Reyser's Domicilverhältnisse mit dem Jahre 1482. Auch in diesem Jahre druckte Reyser ein Missale in Würzburg. In diesem Druckwerke ist, wie in jenem von 1481, ebenfalls eine Intimation des Bischofs enthalten, in welcher Reyser ausdrücklich als bischöflicher Buchdrucker gekennzeichnet ist: »per nostrum artis impressorie opificem.« (Panzer, I., 460.) Seit 1491 erscheint er als »fidelis et iuratus noster . . . artis impressorie magister«. (Panzer, I., 460.) Daraus geht hervor, dass Jörg Reyser seit dem Jahre 1482 als in Würzburg ständig geworden betrachtet werden kann. Mit dieser Ständigkeit könnte seine erfinderische Thätigkeit in Zusammenhang gebracht werden. Die Incunabelverzeichnisse berücksichtigen leider die Musiknotenbogen zu wenig; wir sind nicht genügend unterrichtet, ob und in welcher Anordnung das Missale von 1482 Musiknoten enthält; Klarheit in diese Frage zu bringen, ist Aufgabe der Forschung.

Damit sollte dargethan werden, dass die Bedenken, welche ich gegen die auf die Untersuchung eines einzigen Exemplares gebauten Behauptungen geltend machte, nicht grundlos sind. Sollten sich Riemann's Deductionen in ihrem vollen Umfange bewähren, wird sie niemand freudiger willkommen heißen als ich, weil damit wieder ein fester Markstein im weiten, brachen Felde der musiktypographischen Forschung gewonnen wäre. Damit im Zusammenhange wird auch die Entscheidung der Frage fallen, ob Reyser als der erste Drucker mit gothischen (Fractur-) Typen zu feiern sei, was mir allerdings sehr wahrscheinlich ist.

Was nun Scoto's Missale Romanum betrifft, das auch im Jahre 1481 gedruckt wurde, so ist für die Zeitbestimmung des Notendruckes und für dessen Gleichzeitigkeit mit dem Textdrucke mehr Garantie geboten, als beim Missale Reyser's; die nachgewiesenen und untersuchten Exemplare sind gleich und mit dem Kolophon versehen. Die Notenbogen sind übereinstimmend mit *rr* bezeichnet; ob sich nun diese Bezeichnung nicht etwa bei unmittelbar folgenden oder gar schon bei vorangehenden Drucken aus Scoto's Officin findet, das hat bisher freilich noch niemand untersucht. Da nun in Venedig

der für Linien berechnete Notensatz schon zu Beginn des Jahres 1480 gedruckt werden konnte, so wäre es durchaus nicht auffällig, wenn Scoto mehr als ein Jahr später den Notendruck auf Linien fertig gebracht hätte. Die gewissenhafte Forschung darf diese Frage nicht sorglos umgehen.

Die Frage, welchen Antheil Scoto persönlich an der Erfindung gehabt hat und wie viel davon etwa sein späterer Compagnon Bonetus Locatellus beanspruchen könnte, ist meiner Ansicht nach weniger wichtig, als die Bestimmung, aus welcher Officin und zu welcher Zeit die Erfindung hervorgieng.*) Läfst sich das bestimmen, um so besser; aber dann muss man nicht vergessen, dass hinsichtlich Reyser's dieselbe Schwierigkeit erwächst. Auch dieser hatte in Würzburg zwei Genossen, Dold und Beckenhub, und war dazu mit der Officin seines Bruders (?) Michael Reyser in Eichstädt in steter Verbindung. Auch in Bezug auf diese entsteht die Frage, ob und wie viel Antheil ihnen an der Erfindung der gothischen Typen gehört.

Wie viel auf diesem Gebiete noch zu thun ist, geht daraus hervor, dass viele Angaben auch über die späteren Drucke mit den Thatsachen nicht stimmen. Es wird vieles noch zu corrigieren sein, was bis heute hinsichtlich der Notenbeispiele in Holzschnitt als ausgemacht gilt; die Holztafel wird in der Mehrzahl der Fälle dem Metalle weichen müssen. So zum Beispiel glaube ich bei Mart. Agricola, Musica figuralis (Wittenberg, 1532, Druck von G. Rhaw) einen Metallschnitt annehmen zu dürfen; dasselbe ist der Fall bei P. Aron, Toscanello in musica (Venedig, Bernardino & Matteo Vitali, 1529); bei Bonaventura da Brescia (Venedig, Palamedes 1539); B. Chelidonius, Voluptatis cum virtute disceptatio (Wien, Singriener, 1515); Wenzel Philomathes, Musicorum libri IV (Wien, Singriener, 1523), u. a. Ich führe hier nur die markantesten Beipiele aus dem in Wien ausgestellten Materiale an, das einen verschwindend kleinen Theil der musikalischen Frühdrucke ausmacht; dennoch sind dies alles Fälle, über welche noch keine Specialforschungen und auch keine abschließenden Ansichten geäußert wurden; man ist nur darüber einig, dass es Clichés sind; eine strenge Prüfung dieser und anderer ähnlicher Fälle dürfte sehr interessante Resultate ergeben, wie ich glaube, zu Gunsten der Metallplatte.

Aber auch Werke, über welche bereits ein endgiltiges Urtheil erflossen und allgemein angenommen worden ist, widersprechen demselben hinsichtlich ihrer technischen Herstellung. So sind die bei Ottaviano Scoto (d. j.) zu Venedig im Jahre 1536 von A. Willaert für die Laute bearbeiteten

*) Durch den Fund Molitor's ist es nun erwiesen, dass Ulrich Han's Druck als wegweisendes Elaborat vorausgegangen ist, und damit verliert die Frage nach dem thatsächlichen Verdienste Scoto's noch mehr an Bedeutung.

Madrigale Philipp Verdelot's nicht Typendoppeldruck in der Manier Petrucci's, wie noch Riemann (a. a. O., S. 76) angibt, sondern einfacher Metallplattenschnitt. Der berühmte, zu Avignon im Jahre 1532 durch Stephan Briard hergestellte Druck der Compositionen Eleazar Genet's (= Carpentras) ist nicht, wie noch Riemann (a. a. O., S. 82) angibt, ein Druck mit Haultin-schen Typen, sondern ein Typendoppeldruck nach Art Petrucci's. Hinsichtlich eines ähnlichen Falles beim »Liber selectarum cantionum« des Conrad Peutinger, gedruckt in Nürnberg 1520, gebührt Riemann das Verdienst, den Druck richtig als Typendoppeldruck, gegenüber der früheren Annahme eines Holztafelschnittes, bestimmt zu haben (a. a. O., S. 45).

Wie viel auf diesem Gebiete noch zu thun übrig bleibt, mit wie vielen traditionellen Irrthümern noch aufgeräumt werden muss, dürfte das nun folgende Beispiel erweisen. An der Behauptung, dass Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (1719—1794) der Erfinder von zerlegbaren Typen sei, wurde in unserer kritischen Zeit nicht mehr gerüttelt. Riemann hatte zwar eine dunkle Ahnung, dass dieser epochalen Erfindung anderweitige Versuche vorangehen konnten, knüpft aber an Petrucci an; ob mit Recht, wage ich nicht zu entscheiden. Die Drucke Petrucci's selbst sprechen nicht im entferntesten dafür, dass sich ihr Meister mit dem Gedanken, Typen zu zerlegen, getragen habe. Es ist eine solche Annahme auch gegen die Logik der thatsächlich erfolgten Entwicklung; um zerlegbare Typen anzuregen, mussten die Hautin'schen vorangehen. Übrigens können Vermuthungen ohne historische Belege die Beantwortung solcher technischer Fragen kaum fördern.

Ich habe in den vorangehenden Zeilen das Entwicklungsgesetz öfters betont und muss es hier wiederholen. Das Schaffen von zerlegbaren Typen hat, wie alle menschlichen Bestrebungen, seine Geschichte. Wann und wo dieselbe beginnt, bin ich nicht in der Lage zu bestimmen; ich will aber zwei Werke kurz besprechen, welche den unumstößlichen Beweis erbringen, dass man sich schon vor J. G. J. Breitkopf's Thätigkeit erfolgreich mit dem Zerlegen von Notentypen beschäftigte.

In London erschien im Jahre 1714 die zweite Ausgabe einer Liedersammlung, betitelt: Harmonia sacra, or Divine hymns and Dialogues, with a trough-bass for the Theorbo Lute, Bass-Viol, Harpsichord or Organ, etc., gedruckt bei William Pearson. Die Typen haben runde Formen (𝅗𝅥 𝅘𝅥) und sind in der Art der Hautin'schen „durchgehend", das heißt, auf dem ganzen fünflinigen System kann nur eine Note, nicht mehrere untereinander stehen. Aber kleine und nichtsdestoweniger bedeutende Änderungen bestehen darin, dass die jeder Notentype sich anschließenden Linientheile den Noten-

schwanz nicht durchqueren, wie bei Hautin's Typen, sondern nur nach links hin über dem Notenkopf ausragen (). Wichtiger ist aber die Änderung, die bei den „Fahnen" der Achtel-, Sechszehntel- und Zweiunddreißigstel-Noten eingeführt erscheint. Neben den geschwungenen Fahnen (♪) kommen in allen Gruppen gerade in Anwendung. Diese sind entweder mit der Note fest verbunden () oder — und das ist der erste Schritt zur Lösung der Zerlegbarkeit — sie lassen sich separat einschalten (z. B.). Weiter kam Pearson's Schriftgießer allerdings nicht, der Anfang aber war gemacht, der Weg zur Vervollständigung geebnet. — Die erste Ausgabe der Harmonia sacra vom J. 1693 ist mit sehr zierlichen, eckigen Hautin-Typen hergestellt.

Für die weiteren Entwicklungsstadien Belege aufzufinden, ist mir bis zur Stunde nicht gelungen; nichtsdestoweniger bin ich sicher, dass es solche geben muss. Das zweite nachweisbar vor Breitkopf mit zerlegbaren Typen hergestellte Werk zeigt bei aller Derbheit der Notenformen eine vollkommene Lösung der Zerlegbarkeit, so dass es zur Annahme von Zwischenstadien gerade-zu zwingt. Dieses zweite Beispiel ist ein Heidelberger Druck vom Jahre 1745, betitelt: „Davids Harpffen-Spiel, in hundert und funffzig Psalmen, auch dreyhundert zwey und vierzig Lieder-Melodien, ... nach dem General-Bass gerichteten zwey- und öffters vierstimmigen Partitur aus allen vorfallenden Accorden vor Anfänger beygesetzten Manieren nebst einem Anhang derselben bestehend, aufgesetzt von Johann Martin Spiess, Gymn. Heydelb. Praecept. Direct. Musicae und Organisten zu St. Peter." Leider ist es nicht ausgemacht, ob der Verleger Johann Jakob Häner identisch ist mit dem Drucker. Das Merkwürdige an den Notentypen dieses Druckes ist der verschiedene Grad der Zerlegbarkeit. Jene Noten, welche für einstimmige Melodien verwendet erscheinen, sind wohl zerlegbar, aber nur in den Kopf und Schwanz (); letzterer ist aber nicht mehr zerlegbar. Dagegen ist die Vielgestaltigkeit der Systemlinientheile ganz deutlich zu sehen; diese variieren zwischen einer Länge von 1 cm bis 1 mm. Wenn aber die Noten in Accorden übereinander gesetzt sind, dann erscheint das Problem der Zerlegbarkeit gelöst: jeder Notenkopf erscheint gesondert mit angesetzten Linientheilchen, jeder Schwanz in 2—3 Theile aufgelöst, theils mit, theils ohne angesetzte Linientheilchen, alle Fahnen ohne Ausnahme sind zusammenfügbar, alle Accidentien können beliebig ein- und angefügt werden; nur die kleineren Pausen sind noch unzerlegbar. Das Problem selbst ist also volle zehn Jahre vor Breitkopfs erstem Drucke gelöst und praktisch angewendet worden!

Nach einem solchen Nachweise kann man Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf nur eine weitere, detailliertere Ausgestaltung des im Wesen vollständig gelösten Problems der Zerlegbarkeit von Notentypen noch zuerkennen; diese wird sich vor allem auf die Zierlichkeit der Notenformen, auf die consequent durchgeführte Zerlegbarkeit bei Pausen und Accidentien, sowie auf eine bessere Anschließbarkeit der Einzeltheile beschränken. Von einer „Erfindung" zerlegbarer Typen durch J. G. J. Breitkopf kann aber keine Rede mehr sein. Der so präcis gefasste Kolophon am Schluss der Oper: »Il trionfo della fedeltà« sagt also entschieden Unrichtiges. Er lautet: »Stampato in Lipsia, nella stamperia di Giov. Gottlob Immanuel Breitkopf, inventore di questa nuova maniera di stampar la musica con caratteri separabili e mutabili. È questo dramma pastorale la prima opera stampata di questa nuova guisa; comminciata nel mese di Luglio, 1755, e terminata nel mese d'Aprile, 1756.« Vielleicht sind diese Worte so zu erklären, dass Breitkopf nicht sagen wollte, er habe die beweglichen und zerlegbaren Typen, sondern eine neue Methode, mit solchen Typen zu drucken, erfunden; das könnte man allenfalls gelten lassen. Die Annahme, dass Breitkopf unabhängig von den Vorarbeiten und ohne Kenntnis derselben seine „Erfindung" gemacht haben könne, ist bei der Bildung, dem Geschäftseifer und den Verbindungen, die Breitkopf schon damals hatte, nicht wahrscheinlich und wird schon dadurch, dass sich sofort nach dem Erscheinen der genannten Oper eine Reihe von Druckern meldete, welche die Erfindung für sich reclamierten, a limine abgewiesen. Man sieht, der Fall Petrucci wiederholt sich. Ich hoffe, den eigentlichen Erfinder und Ausgestalter der Zerlegbarkeit noch namhaft machen zu können.

Wenn sich nun unrichtige Ansichten selbst bei verhältnismäßig häufig erhaltenen und durch den unserem modernen Empfinden mehr zusagenden Inhalt uns näher stehenden Drucken so hartnäckig halten können, wie viel mehr muss dies der Fall sein bei Incunabeln, mit gregorianischem Choral und einer Liturgie, die vielfach verdrängt ist, mit Melodien, die ihrem Wesen nach keine grundlegenden Verschiedenheiten aufweisen, sondern höchstens für den gründlichen Forscher — freilich hochinteressante — Varianten bieten! Bei meinen bibliographischen Studien ergriff mich in Bewunderung der stupenden Gelehrsamkeit und der fabelhaften Belesenheit der Bibliographen oft ein sanfter Schauder; aber wenn ich dann die Divergenzen zwischen ihren Angaben und der durch eigene Anschauung gewonnenen Erkenntnis verglich, dann — ergriff mich gleichfalls ein Schauder, und ich erkannte, dass in der historischen Forschung auf dem Gebiete des Musikdruckes vorderhand noch sehr, sehr viel Autopsie fehlt. Die Ansicht, dass solche Fragen der erstbeste „Bibliothekar" und nur dieser der Lösung zuführen könne, ist grundfalsch.

Diese Zeilen verfolgen vor allem den Zweck, bibliothekarisch, historisch und diplomatisch geschulte Musiker und Musikhistoriker anzuregen, auf den Pfaden, die Riemann mit seiner Arbeit gewiesen hat, weiter in das noch sehr dunkle Gebiet der historischen Musiktypographie einzudringen, und namentlich durch Autopsie das zu ergänzen, was die Bibliographen bisher vernachlässigt haben. Dieses Studium kann natürlich nicht Selbstzweck sein; es ist nur ein Zweig der Musikgeschichte; die Ergebnisse desselben werden aber dann der Musikhistorie in mehr als einer Hinsicht zustatten kommen. Die Kräfte eines Einzelnen übersteigt eine solche Aufgabe; soll auf diesem Gebiete Gediegenes und Ersprießliches geleistet werden, so kann es nur nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung geschehen. Dann aber hätte die Musikgeschichte eine Bibliographie ihrer Drucke, wie sich einer ähnlichen kaum eine andere Disciplin rühmen kann.

Morgenstimmung.

Von Laurenz Kiesgen.

Von Glanz und gold'ner Sonnenpracht
Hängt voll die reine Morgenluft.
So würzig weht der Nadelduft
Herüber aus der Waldesnacht.

Und rings die weite Stille stockt...
Kein Laut. Nur leisverstohlen geht
Zum Himmel auf, wie ein Gebet,
Der Dampf, in Kräusel leicht zerflockt.

Schau, wie er aus dem hohen Schlot
Emporsteigt über Staub und Ruſs,
Und trägt zu Gott den Morgengruß
Der Arbeit, sonnenglanzumloht.

Neue Wendungen in der Leichenverbrennungsfrage.

Von **Heinrich Swoboda.**

(Schluss.)

II.

Die Agitation ist übrigens auch sonst eine gefährliche Bundesgenossin der Wissenschaft. Dies hat sich in allerjüngster Zeit erwiesen, wo gelegentlich von solchen Propaganda-Vorträgen für die Leichenverbrennung Motive in der altchristlichen Zeit gesucht und behauptet wurden. Nach dem Excerpte im Wiener Phönix 1899, Nr. 1, S. 28 habe erst Karl der Große dem altchristlichen Indifferentismus betreffs der Leichenbehandlung autoritativ ein Ende bereitet. Später wurde der Satz „genauer" wiedergegeben (ibid. Nr. 11, 12), dahin lautend, dass die „ersten Christen keinerlei Wert auf die Form der Bestattung legten" und: „Erst im 5. Jahrhundert traten die Kirchenväter energisch gegen das Feuergrab, als heidnischen Ursprungs, auf und Karl der Große verbot es . . ." Diese sowie ähnliche Textierungen bei anderen Autoren setzen den gemeinsamen Irrthum voraus, dass die ersten Christen indifferent waren und je nach äußeren Umständen, wie z. B. dem Holzreichthum einer Gegend, begraben oder verbrannt haben. Im Capitulare Paderbrunnense wurde freilich den bekehrten Sachsen das Feuergrab verboten und das Erdgrab unter Todesstrafe aufgetragen, — zwei identische Sachen und beide unbestreitbar historisch, — aber eine Indifferenz der ersten christlichen Jahrhunderte in der Leichenbehandlung kann nicht behauptet werden.

Man hat auch zwischen der damaligen Kirche und den Christen scharf unterscheiden wollen: die Kirche habe sich freilich stets gegen die Cremation ablehnend verhalten, nicht aber die ersten Christen im allgemeinen.

Im Interesse der objectiven Wahrheit wäre die agitatorische Verbreitung auch dieses Satzes nur sehr zu bedauern. Es ist ein Hineintragen moderner protestantischer Auffassung in die altchristliche Zeit, in welcher bei der weit geringeren Anzahl von Gläubigen ein solcher principieller Gegensatz um so unwahrscheinlicher ist, als die collegia funeraticia oder tenuiorum, jene merk-

würdige staatsgiltige Existenzform der Kirche, keinen Sinn hätten, wenn ihnen nicht die tenuiores, die Ärmeren, die social Schutzbedürftigen angehört hätten. Die Christengemeinde war staatlich gemeldet als eine Art Todtenbruderschaft oder als Leichenbestattungsgenossenschaft. Daraus allein schon würde die höchste Unwahrscheinlichkeit dafür folgen, dass man ein so hervorragendes Gemein-Interesse wie die antik-christliche Todtenbehandlung der Willkür irgend eines Einzelnen überlassen habe. Die Kirche als solche hat sich weder in den ersten fünf Jahrhunderten noch vor dem Jahre 1885 über diese Frage, die nie eine Frage war, officiell geäußert. Es war auch in Anbetracht der allgemeinen Übung gar nicht nothwendig, dass sich ein Concil, ein dogmatischer consensus patrum, eine Entscheidung ex cathedra damit befasse. Aber abgesehen von dieser Auffassung der „Kirche" ist es unmöglich, dass die ersten Christen im Allgemeinen in dieser Frage praktisch indifferent waren. Wer in der Katakombenzeit zur Lehre Christi übertrat, musste gewärtig sein, Blut und Leben für das Bekenntnis einzusetzen, wurde ängstlich geprüft und nur schrittweise auf die Taufe vorbereitet, die erst ertheilt wurde, wenn man die ganze Lehre und Disciplin der Kirche kennen gelernt hatte und zu bekennen bereit war. Es ist in jenen fraglichen Jahrhunderten einfach unmöglich, dass die Neophyten in einem disciplinär so wichtigen Punkt anders als ihre schon länger getauften Mitbrüder denken konnten.

Dazu bedarf es gar nicht des angeblichen Gegensatzes zwischen Christenthum und Heidenthum, welch' letzteres die Leichen ausschließlich oder hauptsächlich verbrannt habe, während im Christenthum absichtlich das Gegentheil geübt worden sein soll. Das ist eine ganz falsche Vorstellung. Dieses Motiv konnte nicht wirken, denn es ist unrichtig, dass das Verbrennen die ausschließliche Leichenbehandlung oder auch nur die charakteristische Praxis der Heiden gewesen sei. Wie könnte sonst Plinius (Nat. Hist. 7, 54) berichten: „Das Verbrennen war bei den Römern nicht von Alters her eingeführt, sie wurden begraben." (Ipsum cremare aqud Romanos non fuit veteris instituti, terra condebantur.) Verbrannt zu werden war wohl das Los jener, welche in die gräslichen Schachtgräber extra portas Esquilinas geworfen wurden. Dort waren die ustrinae publicae. „Und", fährt Plinius mit einer nicht ausschließlich giltigen Erklärung fort, „man hat das Verbrennen eingeführt, nachdem man gelegentlich längerer Kriege die Erfahrung gemacht hatte, dass die Gräber geöffnet werden." ... postquam longinquis bellis obrutos erui cognoverant, tunc institutum. Nemo ante Sullam Dictatorem († 78 vor Chr.) traditur esse crematus. Sulla ließ sich verbrennen, um von seinem Leichnam eine zu befürchtende Entehrung hintanzuhalten. Die Scipionengräber aber lehren es jedem Wanderer auf dem Wege zu den Katakomben, dass die

conservativen Familien Roms Heidenthum und Leichenbestattung vereinten, wofür die zahllosen Sarkophage aller Jahrhunderte und aller Sammlungen ebenso viele Beweise sind. Die Verbrennung heidnischer Leichen soll damit selbstverständlich nicht in Abrede gestellt werden, obwohl sie nicht »veteris instituti« war, aber dennoch in den Annalen des Tacitus (26, 6) »romanus mos« genannt werden konnte.

Ein weiterer im Heidenthum allgemein verbreiteter Glaube oder Aberglaube verdient hier noch erwähnt zu werden, weil er einen gewissen Reflex ins Christenthum warf. Die Aeneide, Seneca, Suetonius belehren uns über das Bestreben, den ganzen Leichnam ohne Zerstückelung oder Verstümmelung zu bestatten. Wunden wurden unter Thränen zugebunden, abgetrennte Glieder oder das Haupt sorgsam wieder an ihre Stelle gesetzt, und Cornelius Severus erhebt einen besonders schweren Vorwurf gegen Antonius, weil dieser der Leiche Cicero's Haupt und Hand abhauen ließ. Darin war die abergläubische Idee herrschend, dass man ebenso unversehrt wie sein Leichnam (manes subivit integer) in die elysäischen Gefilde einziehe und an deren Freuden theilnehme. Wie volksthümlich dieses Verlangen nach dem corpus integrum war, werden uns gerade christliche Quellen lehren, während die Sitte, bei der Verbrennung wenigstens ein Glied des Todten zu begraben, deutlich sagt, welche Bestattungsart als die ältere tiefer wurzelt. Dies heben wir von dem in Frage kommende Kulturhintergrund für jene Periode hervor, in der das Christenthum geschichtlich aufzutreten begann.

Bei den ersten Christen war vor, in und außer den Katakomben nur die Bestattung und nie die Verbrennung im Gebrauche. In der apostolischen Zeit ist es anders gar nicht denkbar. Der psychologisch-aprioristische Beweis aus der Behandlung des Leichnams Christi würde dies allein erhärten. Die Katakomben aber, bekanntlich eine Erfindung der Juden, sind nichts anderes als die in den Campagnatuff übertragenen Felsengräber der palästinensischen Heimat. Hiezu war weder bei den Juden noch bei den ersten Christen eine ausdrückliche Vorschrift nothwendig, auch nicht das Wort des Heidenapostels an die Korinther: Es wird der Körper gesäet in Verwesung, auferstehen wird er unverweslich. Ein schöner Vergleich, der allerdings das Begraben als Thatsache erhärtet. Wo immer Katakomben gefunden wurden, ist das Bauprincip derselben und die Erklärung ihrer Ausdehnung darin zu suchen, dass für jeden Leichnam eine nur diesem Begrabenen eigenthümliche, später nie mehr zu eröffnende, die Leichenruhe bis zur Auferstehung garantierende depositio gewährt werde. Mit dem modernen Princip der „Wiederbelegung“ schon einmal gebrauchter Gräber sind die Katakomben auch technisch nicht zu verstehen. So kam es von selbst zu jener Ähnlichkeit mit dem Heilandsgrab,

dass jeder, selbst der ärmste Christ in einem Grabe ruhte, in das noch niemand gelegt worden war. Außerdem aber haben wir gerade aus dieser Zeit, wo die unterirdischen Cömeterien, in denen nicht nur Märtyrer, sondern eben alle Gemeindemitglieder, die femina clarissima neben dem Armen, begraben wurden, sich auszudehnen begannen, ein ganz unverdächtiges, schlagendes Zeugnis des Schriftstellers — nicht Kirchenvaters — Minucius Felix. Dieser lässt den Christen Octavius mit dem Heiden Cäcilius einen geistreichen und auch kulturgeschichtlich interessanten Dialog führen, der von der Wiener Akademie der Wissenschaften im Jahre 1867 durch Carl Halm neu herausgegeben wurde. Da diese Schrift auch zur Lesung der Heiden bestimmt war, ist das Wort des Cäcilius um so glaubwürdiger, welcher aus eigener Anschauung den christlichen Gegnern vorwirft, dass sie der Erde und den Sternen einen Untergang durch Feuer androhen, an ihre eigene Auferstehung oder Ewigkeit aber glauben: inde videlicet (wegen des Auferstehungsglaubens) et execrantur rogos et damnant ignium sepulturas, — das deutlichste und allgemeinste Zeugnis: „sie verabscheuen den Scheiterhaufen und verwerfen die Feuerbestattung", — — während der Heide über die Motive hiezu weiter spottet (S. 15): „Als ob nicht jeder Körper, wenn er auch vor den Flammen bewahrt wird, dennoch im Verlaufe der Jahre sich in Erde auflöst, noch das einen Unterschied macht, ob ihn wilde Thiere zerreißen, oder das Meer ihn verschlingt, oder die Erde ihn deckt, oder die Flammen ihn verzehren, da ja doch jedes Grab, wenn es der Leichnam fühlt, für ihn eine Art Strafe ist, wenn er es aber nicht fühlt, es um so heilsamer wirkt, je schneller es ihn aufzehrt. Von solchem Irrthum befangen, versprachen sie sich, als den Guten, ein seliges Leben und den Todten die Ewigkeit, allen übrigen, als den Ungerechten, verheißen sie eine immerwährende Strafe." (Quasi non omne corpus, etsi flammis subtrahatur, annis tamen et aetatibus in terram resolvatur, nec intersit, utrum ferae diripiant an maria consumant an humus contegat an flamma subducat, cum cadaveribus omnis sepultura, si sentiunt, poena sit, si non sentiunt, ipsa conficiendi celeritate medicina. — Hoc errore decepti, beatam sibi ut bonis et perpetem vitam mortuis pollicentur, ceteris ut iniustis poenam sempiternam.) Man sieht, die Spottreden mancher moderner Crematisten übersteigen bedeutend das ehrwürdige Alter von 1700 Jahren und sie haben auch gewissenhaft das uralte Missverständnis erhalten, christliche Disciplin durch eine falsch verstandene Dogmatik zu „erklären". Diese vermeintliche Voraussetzung, als würde das Feuer die Auferstehung unmöglich machen, weist daher auch der Christ Octavius ab, indem er vom dogmatischen Standpunkt aus sagt (S. 49 ibid.): corpus omne sive arescit in pulverem sive in umorem solvitur vel in

cinerem comprimitur vel in nidorem tenuatur subducitur nobis, sed Deo elementorum custodi reservatur. Wir würden modern sagen: ob man der aristotelisch=scholastischen oder der mechanischen Naturerklärung huldigt, kann aus welch' einem Grabe immer die Auferstehung nicht wissenschaftlich unmöglich erscheinen. Die damalige vigens disciplina aber constatiert und beweist Octavius mit den Worten: „So fürchten wir auch nicht, wie ihr meint, einen Schaden durch das Grab, sondern wir üben die alte und bessere Gewohnheit, zu beerdigen". (Nec ut creditis, ullum damnum sepulturae timemus, sed veterem et meliorem consuetudinem humandi frequentamus.) Und dann führt er, ein Muster des positiven, geistreichen Apologeten, den schwungvollen Gedanken aus: „Schau doch, wie zu unserem Troste die ganze Natur voll des Gedankens an eine zukünftige Auferstehung ist. Die Sonne geht unter und geht wieder auf, die Sterne scheiden und kehren zurück, die Blumen sterben und beginnen wieder zu leben. Und so auch gleicht der Körper im Grabe den Bäumen im Winter, die unter täuschender Dürre den Lebenssaft verbergen. Warum also verlangst Du so stürmisch, dass sein Leben wiederkehre, so lange noch rauher Winter ist? Warten wir nur auch seinen Frühling ab". (Vide adeo, quam in solatium nostri resurrectionem futuram omnis natura meditetur. Sol demergit et nascitur, astra labuntur et redeunt, flores occidunt et revirescunt: ita corpus in sepulcro, ut arbores in hiberno: occultant virorem ariditate mentita. Quid festinas, ut cruda adhuc hieme revivescat et redeat? Expectandum nobis etiam corporis ver est.)

Diese Worte haben auch ein Interesse als Beispiel einer Traditionstreue, die nicht mit verknöcherten Gründen, sondern klar unterscheidend das Zeugnis eines Octavius und Cäcilius noch immer für sich in Anspruch nehmen kann. Tertullian (nach den Crematisten ein Kirchenvater) hat nicht lange nach Minucius Felix weniger poetisch, aber ebenso deutlich die Praxis jener Zeit ausgesprochen, wenn er den Kriegsdienst ablehnt, weil der christliche Soldat leicht zur Theilnahme an der Verbrennung eines Kameraden commandiert werden könne. (De corona militis, c. XI.) Ungefähr hundert Jahre nach Minucius Felix nennt Lactantius (Div. instit. Lib. VI. Migne VI. p. 681 f.) das Begraben auch eines Fremden Deo soli carissimum sacrificium, und gibt für diese Bestattungsart, deren Gegensatz er nicht einmal erwähnt, den Grund an: „Wir wollen der Erde wiedergeben, was von ihr genommen ist." (Reddemus terrae unde ortum est.)

Zugleich finden wir in den weitläufigen Katakomben nie eine christliche Aschenurne, keine cista, keine Brandgräber, im Gegentheil wurde sogar die kleine Nische mit der Asche des von den Heiden verbrannten Märtyrers Hyazinth hinter einer gewöhnlichen länglichen Loculus=Platte ver=

borgen und so dem Märtyrergrab auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einer Columbarien-Nische genommen, worauf Wilpert in dankenswerter Weise aufmerksam machte. (Vgl. Marchi, Architt. Taf. 48). Und wir können aus eigener Erfahrung hinzusetzen: bei zahlreichen, stunden- und tagelangen Studien in den Katakomben Roms haben wir nie einen Beweis gegen diese ausgesprochene altchristliche Praxis zu finden vermocht. Vor den hunderttausenden von Gräbern würde dieser negative Beweis allein schon die Frage entscheiden.

Aber gerade gegenüber der neuesten, auf keinen Beweis, sondern nur auf Vermuthungen gestützten Behauptung: die Christen — nicht die Kirche — wären doch diesbezüglich indifferent gewesen, lohnt es sich, auf eine nicht kirchlich dogmatisch begründete, sondern fast abergläubische Furcht minder gebildeter Christen vor der Verbrennung hinzuweisen. Nach dem Zeugnis des Minucius Felix war diese Furcht nicht der kirchlich-officielle Grund der Erd-Bestattung und bezeugt daher neuerdings, wie unrichtig jene erwähnte Voraussetzung ist.

Als die Märtyrer Lucius, Montanus und Genossen erfuhren, dass ihre Leiber verbrannt werden sollten (quod corpus nostrum minaretur urere), waren sie, die zum Sterben gerne Bereiten, über diese Todesart ganz untröstlich, wie es auch Wilpert richtig auffasst. „Wir verlegten uns mit ganzem Vertrauen auf inständiges Gebet und erlangten, um was wir baten. Das zum Verderben unseres Fleisches fast schon angezündete Feuer wurde gelöscht und die Feuerbrände durch Himmelsthau gedämpft“ (Et incumbentes precibus assiduis tota fide, statim quod petivimus accepimus; accensus paene in exitum nostrae carnis ignis extinctus est et flamma caminorum ardentium dominico rore sopita est), wie es in der von Pio C. Franchi besorgten Ausgabe ihrer Acten III. S. 72 lebendig geschildert wird. Dieser Aberglaube, fährt Wilpert fort, war den Heiden bekannt, und um den Christen den größten Schimpf anzuthun, ließen sie bisweilen die Leichen der Märtyrer unbeerdigt liegen oder verbrannten sie. Wir möchten in dieser Furcht vor der gewaltsamen Zerstörung des Leichnams einen Reflex jener oben erwähnten, auch bei den Heiden in die weitesten Massen gedrungenen Bestrebung sehen, dass der Leichnam möglichst unversehrt bleibe. Dieses Bestreben leuchtet uns auch aus anderen Märtyrerberichten entgegen, wie aus der bekannten Schilderung von dem gräslichen Tode des heiligen Hippolyt, der durch Pferde zu Tode geschleift wurde, wonach die Christen sorgfältig alle Blutspritzer und Fleischtheilchen von den Zäunen und Blättern der Gesträuche am Wege ablasen, um dieselben mit den heiligen Reliquien zu begraben. Es würde ermüden, alle jene Stellen anzuführen, welche das Mitbegraben des vergossenen Märtyrerblutes bezeugen, wie wir dies gelegentlich in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission

(N. F. XVI. S. 16) übersichtlich wiederzugeben versucht haben. Nicht nur der begrabene Märtyrer erscheint im Traume und verlangt, dass auch die geringste unbegrabene Reliquie nachträglich bestattet werde, sondern Papst Gregor der Große hat noch um 600 herum ein allzu hartes Urtheil über jene gefällt, welche dem Grabe eines Apostels ein Theilchen entnehmen wollen. Es lag darin noch die späte Nachwirkung jener altchristlichen Auffassung, die z. B. um 177 herum die Christen von Lyon veranlasste, um jeden Preis in den Besitz der Märtyrerleiber und auch ihrer geringsten Reste zu gelangen, die sie nicht im blinden Reliquieneifer besitzen und verehren wollten, sondern welche sie im Gegensatz zur gefürchteten Verbrennung und Verhöhnung begraben wollten: „Es schmerzte uns überaus tief, dass wir die Leichname nicht begraben konnten." (Nos vero gravissimo interim dolore premebamur, quod humare cadavera nobis non liceret.) Dann werden diese Versuche geschildert (cf. Ruinart, Acta sincera S. 116 f.): „Die Dunkelheit der Nacht konnte uns nichts nützen und das angebotene Gold sie nicht bewegen, keine Bitte erweichte ihr Herz, sondern mit allem Fleiß und aller Absicht bewachten sie die Leichname, als hätten sie einen ungeheueren Gewinn davon, wenn diese nicht begraben werden." (Neque noctis tenebras nos iuvare, neque auri vis flectere, neque preces ullae animos eorum commovere potuerunt, sed omni studio atque industria cadavera custodiebant, quasi ingens lucrum facturi, si sepultura caruissent.) Wir haben hier die erwähnten Christen nicht gegen den in denselben Acten bezeugten und widerlegten Glauben der Heiden zu vertheidigen, dass durch die Verbrennung die Auferstehung unmöglich gemacht werde, es handelt sich uns bloß um die historische Thatsache, ob es erwiesen oder erweisbar sei, dass den Gläubigen während der Katakombenzeit die Bestattungsart gleichgiltig war. Es möchte uns scheinen, dass die allgemeine christliche Auffassung aprioristisch und durch monumentale Zeugen genügend erwiesen sei, auch wenn dem ersten Bischof von Aquileja, dem Apostelschüler Hermagoras, von dem heidnischen Praeses Servastus nicht eine derartige Zerfleischung seines Körpers angedroht worden wäre, „dass nichts übrig bleibe, um es durch das Grab der Allmutter Erde zurückzugeben" (ut nihil ex illo resideret, quod sepulturae mandatum in terram matrem scilicet universalem reflueret). (Annal. Boll. II, S. 313.)

Darum sieht es sich nur mehr wie ein verzweifeltes Auskunftsmittel an, diesen erdrückenden Beweisen gegenüber doch noch eine Ausflucht zu gewinnen und die D. M. Inschriften aus den Katakomben ins Feld zu schicken. Diese Inschriften mit der angeblich heidnischen Formel Dis Manibus sollen beweisen, dass die Christen mit Beibehaltung heidnischer Formen auch sehr leicht die „heidnische" Leichenverbrennung beibehalten konnten. Es ist nur ein Beweis auf die Möglichkeit, dessen wesentliche Voraussetzung, die

Cremation sei specifisch heidnisch gewesen, schon von vorneherein hinfällig ist. Aber auch ein forschender Blick auf jene incriminierten Inschriften mit D. M. verwandelt diesen Beweis bald ins unerwünschteste Gegentheil. Wir haben uns die Mühe genommen, sämmtliche von de Rossi publicierten D. M.-Inschriften mit dem Facsimile der Fragmentierung durchzusehen, und können versichern, dass keine einzige davon von einer Aschencista nachgewiesen werden könne, wohl aber die hiebei vorkommende längliche Loculusform ein unbestreitbarer Beweis sei, dass man auf Grabplatten das D. M. schrieb. Außerdem sind diese zwei Lettern, soweit dies aus ihrer Vereinigung mit dem Monogramm Christi evident hervorgeht, nicht mit heidnischer Bedeutung zu lesen, sondern auch nach de Rossi lieber als Deo Magno oder Deo Maximo aufzufassen, ähnlich dem mittelalterlichen D. O. M. Was aber die kleineren, mehr quadratischen Titulusformen anbelangt, sei verwiesen auf die auch im Bulletino 1881 Tav. XI. Fig. 2, veröffentlichte transennenartige Inschrift, die bloß als Mittelstück eingesetzt, durch die absichtliche Zerstörung des ursprünglich heidnischen Textes zum mindesten nicht auf eine Herübernahme eines der christlichen Disciplin widersprechenden Gebrauches, sondern aufs Gegentheil schließen lässt. Ähnlich ist auch die bekannte bei Garrucci (Storia, Tav. 493) publicierte D. M.-Inschrift unmittelbar über dem Erdgrabe angebracht, gleichwie das ebendort publicierte synkretistische Bild die Rückfläche eines Arcosoliumsgrabens darstellt und so ein leicht zu erweiternder Beweis dafür ist, dass auch in diesen, von der eigentlichen Kirche gewiss entfernten Kreisen das Erdgrab üblich war. Übrigens, was würde es auch beweisen, wenn doch einmal ein crematistischer Archäolog der Zukunft in einem Katakombenwinkel eine Aschencista finden würde? Dürfte man auf dies gebrechliche Gefäß den zwingenden Beweis gründen wollen, dass die „ersten Christen in der Leichenbehandlungsfrage indifferent" waren, von denen ein gleichzeitiger Zeuge sagt: execrantur rogos et damnant ignium sepulturas? Ebenso wenig, wie man sich auf die 600 Jahre nach Benützung der Katakomben getroffene isländische Abmachung berufen könnte, wonach öffentlich das Christenthum, im Geheimen aber das Heidenthum „erlaubt" sein sollte.

Der bekannte deutsche Archäologe Victor Schultze glaubte ja seiner Zeit in den sicilischen Katakomben von S. Lucia solche Wandnischen zu finden, die zur Aufnahme kleiner Gefäße, also vielleicht der ersten christlichen Aschenurnen, gedient haben könnten. (cf. V. Schultze, Archäol. Stud. 1880, S. 132.) Die wissenschaftliche Welt schenkte der Frage die ihr gebürende objective Würdigung, und in der Realencyklopädie der christlichen Alterthümer von F. X. Kraus (I. Band, sub Columbarium, S. 313) konnte der Herausgeber des verdienstvollen Werkes „auf Grund sorgfältiger Untersuchungen"

bereits constatieren, dass jene quadratförmigen Cassetten, welche V. Schultze zur Aufnahme von Urnen bestimmt glaubte, schon vermöge ihrer sehr geringen Vertiefung diesem Zwecke nicht dienen konnten. Im Gegentheil waren diese Vertiefungen, wie dies auch in anderen Katakomben vorkommt und ein kleineres Plattenformat erklärt, nur zur Aufnahme von Epitaphien für die am Fußboden der betreffenden Galerie-Begrabenen bestimmt. Dort ließ sich nicht nach Art des länglichen Wandgrabes eine der Körperlänge entsprechende Deckplatte anbringen, darum kam der titulus über dem unten befindlichen Grabe an die Wand und konnte, respective musste klein sein, insbesondere wenn die Gräber senkrecht auf die Achse des Ganges angelegt waren. Eine solche Vermuthung Schultze's ist daher wohl begreiflich, aber wie er sie gewiss rein sachlich, ohne confessionelle Gründe aufgestellt hatte, ließ er sie nach jener genauen Untersuchung des katholischen Archäologen fallen und schrieb in seiner Archäologie der altchristlichen Kunst (München 1895, S. 137) wörtlich: „Die alte Kirche wies ausnahmslos die im Alterthum weitverbreitete, aber nicht ausschließliche Sitte der Todtenverbrennung ab und übte die aus dem Judenthum übernommene Beerdigung." Parker's Bedenken waren nach den Ausführungen von Marchi, Rochette und Roestell schon lange vorher in ihr Nichts zerfallen.

Es ist daher inhaltlich und formell vollständig unhaltbar, dass erst die Kirchenväter des fünften Jahrhunderts dem angeblichen altchristlichen Indifferentismus ein Ende gemacht hätten. Ich habe nach diesen angeblichen Väterstellen gesucht und nirgends ein solches Verbot der Kirchenväter gefunden. Auf die arianischen Gothen wird sich für diese hier fragliche Zeit niemand aus historischen Gründen berufen, auch wenn diese, an die Gottheit Christi nicht glaubenden „Christen" in Frage kämen und die Berichte über eine Verbrennung auf dem Schlachtfelde hinausgehen würden. Auch die noch später in die Zeit der Kreuzzüge verlegte Verbrennung christlicher Kreuzfahrer-Leichen existiert trotz der Annahme des Anticrematisten Besi nicht. Bonifaz VIII. wendet sich weder gegen die wissenschaftliche Anatomie, wie dies Hyrtl schon in seinem Lehrbuche der Anatomie, 18. Aufl., S. 50 nachgewiesen, noch nennt seine angerufene Decretale überhaupt die Leichenverbrennung, sondern es wird bloß das bekannte Zerstückeln und Aussieden der Leichen verurtheilt, wenn dies auch zu dem Zwecke geschah, um die Reisenden oder Kreuzfahrer in heimischer Erde zu bestatten.

Es bleibt also, was die Erdbestattung anbelangt, bei der ununterbrochenen Tradition, und wenn wir den Rechtsstandpunkt hier hereinspielen lassen wollten, wäre von einem achtzehnhundertjährigen Gewohnheitsrechte viel eher die Rede. Die modernen disciplinären Vorschriften der Kirche haben also nur einen bestehenden Gebrauch codificiert oder geschützt, und unsere

pastorale Praxis entbehrt durchaus nicht des streng sachlichen, historischen und archäologischen Beweises, der zugleich vom christlichen Rechts-Standpunkte aus die Berechtigung jener Grenzen beleuchtet, die dem „Verfügungsrechte" des Einzelnen über den Leichnam thatsächlich gezogen sind.

So stützen sich jene zwei neuesten Motivierungen wirklich wechselseitige aber in einem ganz anderen Sinne, entgegen dem Wunsche ihrer Erfinder.

Dass die Kirche durch ihr Verbot in letzter Linie doch die natürliche, edle Empfindung des Menschen geschützt habe, werden selbst die Freund, der Feuerbestattung zugeben. Das sind auch die beiden Hauptbeweise für das Begraben: die bis auf Christus zurückgehende ununterbrochene Tradition, deren Lückenlosigkeit wir auf einem bestrittenen Gebiete dargethan haben, und jene unleugbare natürliche Empfindung, die sich für das Erdgrab und gegen das gewaltsame Verbrennen ausspricht. Man nenne das nicht verächtlich einen Gefühlsbeweis, wie wenn der Mensch bloß eine Denkmaschine wäre. Wir sprechen von der Mutter Erde, wir vermögen sogar die heimatliche Scholle zu lieben, und der größte Schreck, der den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt erfasst, tritt auf, wenn dieser treue, lebenerhaltende Boden unter unseren Füßen erbebt. Wir fühlen sein Beben in den tiefsten Tiefen mit. Das Feuer aber hat, selbst wenn es, „bezähmt und bewacht", wohlthätig uns dient, immer etwas Schreckhaftes, schauerlich Schönes. Und so wenig wir den Leichnam eines unserer Lieben ohne zwingenden Grund zerschneiden lassen, so wenig werden wir ihn ohne zwingende Gründe verbrennen lassen wollen.

Darum war es zwecklos, diese Frage, ohne bisher zwingende Gründe erbringen zu können, zu leidenschaftlicher Agitation zu missbrauchen. Würde sich irgendwo eine absolute Nothwendigkeit ergeben, sich aber auch objectiv und zweifellos nachweisen lassen, dann bedarf es sicher nicht unwahrer Behauptungen oder Übertreibungen oder gar Gehässigkeiten, um eine disciplinäre Änderung anzubahnen. Die Katholiken aber haben aus der Debatte vielleicht Eines nicht ohne Nutzen gelernt: sich auf den wahren Grund, warum die Cremation abgelehnt wird, zu besinnen. Die „Illusion der Liebe", dass wir im Grab den Verstorbenen noch anwesend glauben, wie dies Wernherr schön schildert, ist dieser Grund nicht, sondern sie ist und bleibt eine Illusion, die mit der katholischen Dogmatik und speciell mit dem Auferstehungsglauben heute ebensowenig wie zu des Minucius Felix Zeiten zusammenhängt.

Martin Greif und seine Werke.

Von Paul Krentschka.

Im Jahre 1839 lebte in der Stadt Speyer ein glückliches Ehepaar: der Regierungsrath Max Frey mit seiner Gemahlin Adelheid aus dem Geschlechte der Ehrmann, einer gar holden Frau, die ihr sinniges Wesen wohl geerbt hatte von ihrem Großvater, Dr. Johannes Ehrmann, welcher ein Jugendfreund und Genosse Goethe's gewesen. Sie wohnten in einem großen, alterthümlichen Eckhause, da wo die Weber- und Pfaffengasse zusammentreffen. Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, am 18. Juni des Jahres 1839 ward ihnen ein lieblicher Knabe von Gott geschenkt, unser Dichter. Zu dem kamen dann noch drei Schwestern hinzu, also dass es ein lieber Familienkreis wurde. Den Knaben nannten die Eltern Friedrich Hermann. Er war Friedenreich und ein Hermann, ein echter Deutscher dazu. So blieb es bei ihm bis jetzt. Tief drang in sein Gemüth ein „der Mutter große Liebe und Sorge". Manch ein Wort aus späterer Zeit sagt es uns wieder.

O Mütterlein, was war es doch
Für Lust mit dir zu leben!
Du weißt es wohl im Himmel noch,
Wie ich dir war ergeben.

Und du erst, wie warst du mir gut,
Ja mehr als gut und treu!
Nun weiß ich, wie die Kälte thut —
O, hätt' ich dich aufs neu!

Nie kam mein Altersfest heran,
Das du in acht nicht nahmest,
Und deine Arme aufgethan,
Mit einem Sträußlein kamest.

Auch heute kehrt es wiederum,
Doch wo sind deine Grüße? —
Will brechen mir ein Blümlein stumm
Und dein gedenken, Süße.

Ein andermal ergeht er sich am Meere und sieht einen Bildstock der Mutter Gottes. Von dem redet er:

. . . . darum ein Blätterkranz sich dürftig legte,
Denn schon gebrach's an Blumen allenthalben.
Und dennoch musst' ich lang ihn mir betrachten.
Ja wenig fehlte nur, dass ich ihn küsste,
Denn dies trat als gewiss mir vor die Seele:
Von einem Mutterherzen war's gestiftet.

Der Knabe wuchs und ward fromm. Dies Glück gab ihm auch die Mutter und senkte es tief, tief ins Kinderherz. Mochten dann später Glaubenszweifel kommen, die Frömmigkeit schwand nicht, sondern ward von dem Sturme gefestigt, gebildet zu einem wetterharten, starken Eichbaum. Er liebt seinen Erlöser:

Spät im bleichen Mondenstrahl
Geh' ich hin am Hospital,
Plötzlich zieht am hellen Thor
Mir das Kreuz den Blick empor.
Unversehens stockt mein Schritt,
Blick ihn an, der für uns litt.
Aller Hilfe barer Held,
Sieger auf dem Glaubensfeld,
Der mit liebender Geduld,
Auf sich nahm der Menschen Schuld,
Lass in ihrer letzten Pein
Alle dir empfohlen sein.

So denkt er voll Liebe an die kranken Mitmenschen im Hospital. So verehrt der Dichter auch die Mutter Gottes, die Kirche in ihrem Oberhaupt und ihren Lehren und zeigt es unverhohlen in seinen Liedern und Dramen, ohne je aufdringlich zu werden oder zu prunken. Seine Helden sprechen zwar keine religiösen Phrasen, aber dafür denken und handeln sie religiös. Das pflanzte ein frommes Frauengemüth. Die Liebe zum Schönen aber gab ihm der kunstsinnige Vater. Konnte dieser seinen ihm vom König verliehenen Adel auch nicht dem Namen des Sohnes weiter vererben, so gab er ihm dafür die adelige Gesinnung. Der Knabe that auch selbst die Augen auf und betrachtete besonders gern die Natur. Lieb gewann er so die engere Heimat. Von ihr und ihren Herrschern redet er später im Drama „Die Pfalz im Rhein“ und in manch einem Lied. Wie sollte er aber auch einen der schönsten deutschen Gaue nicht lieben! Da braucht man ja nur zwei Namen zu hören: Alt Heidelberg, die Feine, und Germersheim am Rhein.

Hier ward sein Sinn gefangen genommen. Gern vertieft er sich in den Zauber der Natur, wird angeregt zu seinen späteren großen Reisen und konnte danach so wahre, so großartige Naturschilderungen geben. Vom Rhein schweiften dann die Gedanken hinaus ins Weite. Der stolze Fluss, an Erinnerungen so reich, zauberte ihm das ganze große Deutschland vor Augen. Lieb gewann er unvermerkt die weite Heimat mit dem ganzen Volke, das deutsche Reich. — Reich?!

Das war damals nur ein Traum in den Herzen Weniger, wie in dem seines Vaters. Da kam das Jahr 1848. Frankfurt, das ja ganz nahe lag, erregte große Hoffnungen, doch nichts ward erreicht, die Revolution brach herein und das deutsche Reich war wieder ein „Traum". Umso mächtiger aber wuchs der Drang, ein großes Vaterland zu besitzen. Der freiheitsdürstende Geist Uhland's beherrschte damals den deutschen Süden und senkte sich auch in des jungen Knaben Brust. Und mit der Liebe zum Heimatlande wuchs in ihm die Liebe zur heimischen Sitte, zum deutschen Volke, zu dessen Geist, dessen innerlichem Leben. Er selbst war ja gerade und offen, warmherzig und treu, begabt mit feinem Sinne, aus der Rede des einzelnen herauszuhören, was dem einzelnen eigen war, aber auch was dem ganzen Volke gemeinsam und heilig ist. Mit Andacht lauscht er den Sagen des Volkes, er fühlt mit ihm Leid und Freud, er ist in dessen Gedankenkreise heimisch und weiß uns darum später so lebhaft vor Augen zu führen den Geist, von dem wir alle leben, die Seele des deutschen Volkes in Lied und Ballade und Drama. Er wurde ein Meister des Volkstones.

Unterdessen lernte er fleißig in den Schulen zu Speyer und seit 1856, da der Vater nach München versetzt worden, in Baierns Hauptstadt am Ludwigsgymnasium, damals schon lebhaft mit dichterischen Versuchen beschäftigt; 1857 hatte er das Studium dort vollendet. Was war nun natürlicher, als dass Hermann sich den Beruf des Kriegers erwählte. Dieser Beruf hatte auch in der Kindheit schon etwas Romantisches für ihn, wie er selbst uns sagt in der „Werbung":

Sie gruben einen Soldaten ein,
Sie trommelten, präsentierten,
Sie schossen ihm ins Grab hinein,
Die Degen salutierten:
„Leb' wohl, Kam'rad, leb' wohl!"

Und wie ihm nach die Trommel schlug
Dem Kriegsmann in der Erden,
Da schwur der Knab', der's Kreuz ihm trug,

Auch ein Soldat zu werden:
„Wohlan, o Knab, wohlan!“

Hermann trat als Regimentscadett in die baierische Artillerie ein und wurde 1859 Lieutenant. Da traf ihn große Freude, aber noch größeres Leid. Die Liebe zur Mutter, die Liebe zu Gott und den Mitmenschen, die Liebe zu seinem Volke, sie kam in einer großen, innigen Liebe zusammen, wie viele Bächlein in einem tiefen, blauen Bergsee, in der Liebe zu einer schönen Jungfrau. Sie war sein ein und alles. Ebenso groß wie ihre Schönheit, war ihre Tugend. Ihre Liebe war rein, und diese hohe sittliche, Reinheit hat den Dichter stets begleitet, ihm immer gleichsam die Feder gehalten, dass der Genuss seiner Dichtungen schon dadurch herrlich für immer bleibt. Dieses Mädchen und seine eigene Mutter sind die Vorbilder gewesen für manche hehre Frauengestalt in den Werken des Dichters. Das Glück schien ohne Ende, da brach es plötzlich zusammen. Die Geliebte starb, ein Tag raffte sie dahin. Da starb ihm die frohe Jugendlust. Es ist, als sei ihm eine Saite in der Brust gesprungen, die nun bei der leisesten Berührung traurig zittert. Und diese Trauer hält noch jetzt einen Schleier gebreitet über den Namen der Geliebten. Rührend, aber männlich ernst ist seine Klage um sie in vielen Erinnerungen. So ergeht er sich im Frühling in der neuerwachten Natur. Die Jugend, angefacht von der Jugendlust in der Natur, regt sich in ihm, er möchte neues Leben geben und nehmen. Doch aus der Herzenswunde rinnt das Blut alles Strebens, Tropfen um Tropfen: die Lebenslust. Da sieht er in der frohen, jungen Natur eine ernste Blutbuche, ein Abbild seines Lebens, ein Trostbild:

Blutbuche ernst im frohen Thal
Du mahnst mich an mein Herz zumal.
Du bist nicht grün und bist nicht roth,
Du scheinst nicht lebend und nicht todt.

Noch eh' die Frühlingszeit vorbei,
Stehst du wie welk im frohen Mai. —
Blutbuche ernst im frohen Thal
Du mahnst mich an mein Herz zumal.

So hält Schwermuth sein Herz gefangen und ist fast überall zu merken, liegt wie ein Hauch über all' seinen Werken. Es kam ja auch noch manch' andre Noth über ihn, sogar ein bitteres Ringen um das tägliche Leben. So vergleicht er sich selbst mit einer einsamen Bergföhre:

Ich wär' ein hoher Baum geworden,
Jedoch des Schnees Last,

Der Föhn aus Süd, der Sturm aus Norden
Begruben früh mich fast.

So ward ich vom Geschick gezwungen,
Zu werden, wie ich bin;
Wer nie mit bitt'rer Noth gerungen,
Versteht nicht meinen Sinn.

Nach allem verstehen wir, wie er in manchem Volksliede so ergreifend die Klage um die todte Braut oder den todten Geliebten schildern kann. Aber die Erinnerung ist doch keine verzweifelte. Davor bewahrte ihn sein Gottvertrauen. Ja die Erinnerung ist eine schmerzliche, aber eine liebe, weil ganz mit ihm verwachsen. Er spricht zu sich selbst:

Was lässest du die Sehnsucht zieh'n
In unbekannte Fernen,
Als könntest du zu Ländern flieh'n
Bewacht von beff'ren Sternen?

Gesteh', du bist der Sorge hold
Und willst von ihr nicht lassen,
Du tauschest nicht dein Leid um Gold,
Kannst du 's auch selbst nicht fassen.

So magst du tragen, was dich drückt
Und doch zugleich erhebet,
Nur sei's der Wolke gleich entrückt,
Die über dir entschwebet.

Nun zurück nach Speyer und Landau in der Pfalz, wo er wieder in Garnison gelegen hatte. Immer trüber gestaltete sich die innerpolitische Lage. Der Krieg mit Dänemark um Schleswig-Holstein brachte keine Befriedigung, sondern den schlimmen Bruderkrieg von 1866. Seine Empfindungen, die immer mehr einer Vereinigung aller deutschen Stämme entgegenstreben, brechen sich Bahn in einem Gebet:

Herr, der Abend macht uns bange,
Der allmählich uns beschleicht,
Deine Stimme schweigt schon lange
Und die Schmach hat uns erreicht.

Krieg und Zwietracht allerwege
Hat uns tief in Noth gebracht;
Daß der Sturm sich endlich lege,
Liegt allein in deiner Macht.

Lass die Schmach nicht ewig dauern,
Wir verzagen mehr und mehr;
Dass wir nicht in Nacht vertrauern,
Schick' uns einen Helden her,

Send' ihn aus als Friedensboten,
Seiner Ankunft harrt die Welt,
Mitten unter die Bedrohten
Stelle sein gefürchtet Zelt!

Salb' ihm gnädig Haupt und Hände,
Brust und Arm ihm wappne du,
Dass er herrlich es vollende,
Leih' ihm deine Macht dazu!

Wirke du durch seine Werke,
Du in deiner Glorie Licht,
Gib ihm du der Engel Stärke,
Dass er alle Fesseln bricht!

Wir Nachgeborne lernen daraus ermessen, wie groß damals die Sehnsucht nach dem war, was wir jetzt glücklich besitzen. Wir begreifen, wie Süd und Nord damals 1870 dem Sturme gleich sich erhob und Nord und Süd, wie ein Mann, stand und kämpfte. Wir begreifen, wie unser Dichter mit Jubel das neuerstand'ne Reich begrüßt, wie er alle liebt, die es zustande gebracht haben, und wie er diese verherrlicht, wie er, von Vaterlandsliebe glühend, nie müde wird, die Jugend, das Volk für die Einheit des Reiches zu begeistern in Liedern und Schauspiel, wie er der Sänger des neuerstandnen Reiches wird.

Aber noch war es nicht soweit; niemand konnte daran denken. Sollte er noch länger den Dienst auf sich nehmen, der immer nur Kasernendienst blieb, nicht den erwünschten Kampf brachte und ihn so sehr in seinen dichterischen Neigungen hinderte? Nachdem er also wiederholt längern Urlaub genommen, in mancher weiten Reise viele Länder kennen gelernt hatte, schied er ehrenvoll 1867 aus dem Heere. Schon lange hatte er seinen wahren Beruf geahnt, jetzt kommt die volle Erkenntnis.

Habe manches Land durchmessen
So zu Fuße, so zu Ross, —
Doch nun bin ich abgesessen
Und verschwunden aus dem Tross.

Mir im Busen ward verrathen,
Welches Los mir sei erwählt:

Nicht zu Kämpfen, nicht zu Thaten,
Rief es, ward dein Herz gestählt.

Bücke dich zur Erde nieder,
Pflück' die Blumen auf der Flur:
In dem Hauche deiner Lieder
Wohnet deine Seele nur.

So widmet er sich nun ganz der Dichtkunst und hat dort Thaten zu verzeichnen, die den Kämpfen And'rer nicht nachstehen. 1862 war er mit Freiligrath in London zusammengekommen, mit Rückert wurde er 1863 bekannt, mit Mörike 1867. Letztere beide munterten ihn auf und beurtheilten seine Gedichte günstig. Geibel meinte freilich, Greif besitze kein poetisches Talent. Jetzt sind diese schon zum Feuertode verurtheilten Gedichte in sechster Auflage bei Amelang in Leipzig erschienen. Einen langen, harten Kampf aber musste Greif erst durchkämpfen, ehe er die Gunst der Zeitgenossen errang. Noth, Entbehrungen, offene und geheime Anfeindungen blieben ihm nicht erspart. Weil er nicht schmeichelte, seine ureigensten Wege gieng, schwieg man ihn todt. All' dies traf ihn zwar schmerzlich, manch' kleiner Vers richtet sich gegen seine Feinde, aber er ist durchaus nicht verbittert, kein Pessimist. Er hat seinen Gegnern vergeben, ein fast kindliches Herz bewahrt; den größten Trost hat er ja für sich:

Es gäb' noch mehr der Zähren
In dieser trüben Welt,
Wenn nicht die Sterne wären
Dort an dem Himmelszelt,
Wenn sie nicht niederschauten
In jeder klaren Nacht
Und uns dabei vertrauten,
Dass einer droben wacht.

Wie kam es aber, dass er so sehr verkannt wurde? Freilich war dies Los ja so ziemlich allen echten Dichtern beschieden. Die Zeiten, in denen die ersten Veröffentlichungen erfolgten, waren Kriegsjahre, also sehr ungünstig. Sein Stil ist nicht blendend. Er hat sich's zum Grundsatz gemacht, dass die Worte nicht den Gedanken übertönen, ihn nicht erdrücken, er soll möglichst klar vor der Seele stehen. Dadurch wird der Stil knapp und für gewisse Augenblicksleser werden die schönsten Aussprüche zu einem verwunsch'nen Zauberschlösschen, an dem sie kalt vorübergehen, während and're die Thüre sehen und die reichsten Schätze heben. So sind seine Werke nicht für augenblickliches Wohlgefallen berechnet, sondern für wiederholtes

Lesen, für nachdenkliches, langsames, erwägendes Genießen. Und wer hat in uns'ren Tagen noch Zeit und Lust!

Greif bildete sich unermüdlich weiter, auch noch als Mann, theils an der Universität, theils auf großen Reisen durch ganz Deutschland, nach England, Holland, Spanien, Dänemark, Italien, und da besonders Rom und Neapel. Von 1869 bis 1880 hatte er seinen Aufenthalt in Wien. Hier fand er gute Aufnahme und regen geistigen Verkehr mit Heinrich Laube, Alfred Meißner, Johannes Ziegler, A. Feuerbach, H. Wittmann und vielen Anderen. Im Jahre 1882 erhielt er die landesherrliche Genehmigung, neben seinem Vatersnamen Frey den Dichternamen Martin Greif öffentlich führen zu dürfen. Jetzt lebt er in München im Verkehr mit Karl du Prel und Maximilian von Schmid und Anderen, sonst aber einsam, denn der Vater starb schon 1871 und die Mutter 1883. Immer blieb Greif in Fühlung mit dem Denken und Arbeiten der Vergangenheit und dem Leben der Gegenwart. Das lehren uns die Sinngedichte. Wie schön spricht er vom gothischen Stile:

Wie er den Himmel berührt, der fromm aufstrebende Münster,
Bricht ihm des Kreuzes Gestalt herrlich in Blumen hervor.

Von der früh-christlichen Kunst, deren Werke uns auf den ersten Augenblick so merkwürdig berühren, dann aber umsomehr fesseln, sagt er:

Nimmer verlangt das bedeutsame Bild in die Sinne zu fallen,
Sondern es wendet sich gleich an den Gedanken in uns.

Oder:

Einzeln mögt ihr Fehler genug aufweisen am Bildwerk,
Aber ein seelischer Zug adelt die Mängel sogar.

Den modernen Künstlern, die mehr photographieren als künstlerisch schaffen, ruft er zu:

Wahrheit erstrebst du mit Recht, doch verschmähe die ängstliche Treue.
Halte dir immer nur vor, Kunst ist nicht eins mit Natur!

Auf das Gefährliche mancher Weltverbess'rer, die aus allen Menschen Engel zu machen versprechen, macht er aufmerksam:

Machet die Menschheit nicht irre durch Hoffnung auf bessere Tage,
Jeder erfülle schon jetzt seinen besonderen Zweck.

Keineswegs neidet er andern den Ruhm. Das bezeugen seine Lobgedichte auf andere Dichter und Denker. Kurz sagt er von Mozart:

Wo ihn die Erde bedeckt, das Schicksal verbarg uns die Stelle,
Da er doch immer und stets unter den Lebenden weilt.

Ganz zum Schluss steht folgendes Wort:

Noch wann lange der Schall der hohen Glocken verklungen,
Summt ihr gewaltiger Ton in der erschütterten Luft.

So wird es jedem Leser gehen, der sich in seine Werke vertieft.

Greif war sehr fruchtbar. Er schenkte uns, ungerechnet seine Erstlingswerke, einen stattlichen Band Lieder, Balladen, Romanzen, Elegien, Sinngedichte; dann eine Novelle „Die Mormonen in Dublin", die in Amerika viel gelesen wird, wie mir versichert wurde, ehe ich noch von der Novelle Kenntnis hatte; mehrere kleine Epen „Die Schlacht von Leipzig" und „Emma und Eginhard"; mehrere kleine Singspiele, endlich vierzehn große Dramen, von welchen noch die Rede sein soll. Daneben war er noch journalistisch an mehreren Zeitungen thätig. Jetzt steht der Dichter im 62. Lebensjahre; sein 60. Geburtstag gestaltete sich in München zu einer bedeutsamen öffentlichen Ehrung.

Zahlreiche Componisten haben Lieder von ihm durch die Kunst der Töne verherrlicht, so Karl Reinecke, Robert von Hornstein, Ernst von Tschiderer, Pembaur, August Krauß, Max Zenger, Georg Vierling, Rheinberger und andere. Sein Lebensgang ist mehrfach geschildert worden, besonders von Prof. Dr. Karl Siegen und von Prof. Dr. S. M. Prem; letzterer gab ein größeres Buch über Greif heraus, das bereits die zweite Auflage erlebt hat. Eingehendere Broschüren schrieben auch Prof. Dr. Otto Lyon, Prof. Sahr, beide in Dresden, endlich noch Dr. Ernst Henschke und Dr. Aßmus. Ein Urtheil aber möge hier wörtlich angeführt sein, das von Victor Hehn, einem der bedeutendsten Kulturhistoriker unserer Zeit, der zugleich als hervorragender Goetheforscher gilt. Hehn sagt: „Jetzt ersehe ich, dass ich ein Genie ersten Ranges, dessen Werke noch die Bewunderung künftiger Jahrhunderte finden werden, verkannte oder übersehen habe. Ich muss leider bekennen, dass ich bisher nur mit den Classikern aller Völker und Zeiten gelebt und die großen Geister der Gegenwart und ihre poetischen Thaten in höchst einseitiger Weise mit Geringschätzung betrachtet habe." Und wie Victor Hehn geht es noch manch einem. Die katholischen Dichterstimmen aber haben Recht, wenn sie Greif einen zur Unsterblichkeit berufenen Dichter nennen.

Was ist es nun, was Greif's Jünger so begeistert, vorab in der Lyrik? Damit kommen wir auf die Frage: woran erkennt man den Dichter? Manche denken sich die Sprache als einen großen Behälter von Wörtern. Wer den rechten Griff weg hat, hineinzulangen und sie zurechtzuwürfeln, dass es schön klingt und womöglich auch ein Reim dabei herauskommt, der ist ein Dichter. Nein, die Sprache ist durchaus etwas Lebendiges, ein Organismus, der seinen eig'nen Geist und Willen hat und laut gegen jede Vergewaltigung schreit. Wer diese vermeidet, darf sich noch immer nicht viel darauf zugute halten, wie es im Distichon Schiller's heißt:

Weil dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?!

Dann kommt die poetische Form. Sie wird für jede Stimmung eine besondere sein, in Bau und Aufbau: ob lange Zeilen oder kurze, ob sie sich gleichsam überstürzen oder nur sparsam übereinanderbauen, ob leicht oder schwer, fließend oder stockend, jäh abbrechend, einschmeichelnd, abstoßend, ringend oder siegreich, volltönend oder karg, rauh oder klingend oder dumpf, ob jubelnd oder zagend oder bittend, alles das kommt schon in der Gedichtform zum Ausdruck. Ein großer Irrthum ist es, zu meinen, man könne das allein den Worten überlassen. Da ist es nun sehr schwer, die rechte Form zu treffen, denn ihre Zahl ist Legion. Sein Gefühl muss es dem Dichter sagen, welche Form jeweils die rechte ist.

Das Schwerste aber ist der „besondere Ausdruck". Der „besondere Ausdruck" ist Sache des Genies. Jede dichterische Empfindung hat nämlich auch ihr besonderes Wort, das in und nach dem Sprachgeiste erst zu entdecken ist. Man könnte es das erlösende Wort nennen, denn es kann jemand eine ganze Seite über eine Empfindung schreiben und sie doch nicht so klar zum Ausdruck bringen, wie mit diesem einen Wort. Oft werden diese Worte erst ganz neu gebildet, wobei sie aber doch dem Ohre vertraut klingen. Manchmal ist der besondere Ausdruck nur eine eigenthümliche Zusammenstellung von Worten, die aber entdeckt sein will. Alltägliche Worte machen eben keinen Eindruck, lassen uns kalt. Hüten muss sich aber der Dichter, etwa bloß nach neuen Phrasen zu haschen; nein, wahr muss der neue Ausdruck in erster Linie sein. Durch solche Neubildungen von Gedichtformen, Worten, Ausdrücken bereichert der Dichter die Sprache, so wird er Schöpfer, Poet, Classiker.

Das kann er aber alles nicht, wenn nicht diesem äußeren Vorgange der rechte innere Vorgang vorausgeht. Wie arbeitet die Seele des Dichters? Zunächst tönt wohl irgend eine Empfindung von außen an sein Gemüth. Er fühlt, dass ihr ein Kunstgenuss innewohnt. Noch ist sie verschwommen, er aber ist angeregt. Nun arbeiten die Gedanken, wogen auf und nieder. Endlich krystallisieren sie sich, nehmen ein Ziel ins Auge, klären sich. Jeder Gedanke aber löst auch eine Empfindung in unserem Gemüth, je harmonischer den ganzen Menschen ergreifend, desto schöner, künstlerischer. Die geklärten Gedanken also erzeugen dem Dichter eine neue Empfindung oder zeigen ihm, wenn man will, die damalige erste Empfindung in ihrer Schönheit, in den einzelnen Linien. Die geklärte Empfindung muss nun Gestalt annehmen, sie muss sich verkörpern an irgend einem Wesen, sich an etwas Sinnliches binden, wenigstens an eine Handlung. Diese Empfindungsgestalt oder gestaltete

Empfindung nun bringt der Dichter durch das Gedicht vor unsere Seele. Wir müssen sie betrachten, in dieser Betrachtung liegt der poetische Genuss, bei dem allmählich sich uns die ganze Welt von Gedanken erschließt, die den Dichter leiteten. Es sind das empfundene Gedanken. Dabei muss nicht jedes Gedicht bloß eine Empfindungsgestalt haben, sondern es hat gewöhnlich deren viele, aber doch eine, um die sich die andern gruppieren.

Man muss einem Gedicht dieselbe Aufmerksamkeit widmen, wie einem Bildwerk. Wer wollte in eine schöne Galerie treten, flüchtig über alle Büsten und Bilder hinschauen und dann sagen, er habe etwas gesehen, einen Genuss gehabt? So betrachten wir ein Gedicht. Dann erst erschließt sich uns die Schönheit

Was aber ist schön?! Der christliche Künstler sagt: „Schön ist, was die ewige göttliche Schönheit spiegelt". Er bietet uns also die Ideen des Schöpfers in der Schöpfung, den Abglanz von Gottes Schönheit, Liebe, Güte und Vorsehung. Dieser Abglanz liegt selbst noch in der unbedeutendsten Blume, dem kleinsten Thiere, in Allem. Mit dem Verstande können wir nicht ganz und gar eindringen in die Schönheit Gottes, wie es der Würde Gottes zukommt. Da müssten wir Gott selbst sein. Darum hat uns Gott, als Ersatz für die einstige selige Anschauung seiner Schönheit im Himmel, schon auf Erden die Stimmung, das Gemüth, die Phantasie gegeben. Diese von der Religion geklärte Phantasie und Stimmung lässt uns viel mehr ahnen und empfinden von Gottes Schönheit, als wir je begreifen; sie findet in der Kunst den schönsten Ausdruck. So können wir sagen, die Kunst in ihren höchsten Zielen ist auf Erden ein Ersatz für die Anschauung Gottes im Himmel. Darum ist der Dichter der Gottbegnadigte, wer mit ihm fühlt, ist ähnlich den Himmlischen. Darum hört im Himmel alle Kunst auf oder auch es fängt dort die höchste Kunst an. Darum gieng auch alle Kunst von der Religion aus und ist ohne sie bald ein leerer Schatten.

Alles das besitzt nun Greif in hohem Maße. Er kennt Geist und Willen der Sprache, dass sie ihm gehorchen muss. Es wird ihm Goethe'sche Sprache nachgerühmt. Er hat die besondere Gedichtform, wie den besonderen Ausdruck. Er lässt die Gedanken sich verkörpern in der Empfindungsgestalt, dass wir sie plastisch, wie in einem schönen Bildwerk sehen und genießen d. h. nachempfinden können. Er hat die rechte Schönheitsidee; darum ist er ein echter Dichter. Ein Beispiel:

Das zerbrochene Krüglein.

Ich hab' zum Brunnen ein Krüglein gebracht.
Es gieng in Scherben.
Mein Schatz verließ mich über Nacht,
Und ich möcht' sterben.

Ich gienge zum Brunnen nimmermehr,
Wollt' einer werben!
Sein Schiff ist wohl schon weit im Meer,
Und ich möcht' sterben.

Das zerbrochene Krüglein versinnlicht uns so recht den Schmerz des verlassenen Mädchens. Wie jenes zerbrochen liegt, so ist auch ihr Muth gebrochen, todt möchte sie hinsinken zur Erde. Warum aber will sie nicht mehr zum Brunnen gehen? Das Krüglein, das war ihr Herz. Mit dem gieng sie zum Brunnen der Liebe, voll großen heiligen Durstes nach Glück. Aber das Herzkrüglein ist zerbrochen von dem, der sie verließ bei Nacht, und so Nacht über sie ausbreitete. Der Durst nach Glück ist noch heißer, aber nun freilich unstillbar, und sie geht nicht mehr zum Brunnen, wollte auch ein anderer um sie werben. Das gebrochene Herz fasst keine Liebe mehr.

Nun wollen wir das Gedicht noch einmal lesen. — Meisterhaft ist hier die Kürze. Kein Wort zuviel. Das ganze Gedicht ein ungewöhnlicher Ausdruck. Wie treffend ist für das Herbe des Geschickes der viermalige Reim gewählt: Scherben, sterben, werben, sterben. Wer flüchtig liest, wird daran freilich nichts merken.

Etwas anderes. Denken wir uns eine stille Mondnacht im Sommer, wo des Mondes Zauberlicht einen Glanz hinbreitet über die ganze Natur, der uns gefangen nimmt. Wer wird uns diesen Zauber klar vor die Seele führen! Greif singt:

Hymnus an den Mond.

Auch du bist wirkendes Licht,
Prangender Mond,
Und deinen Nächten gebietest Du
Froh als unbestrittener Herrscher.

Wann du voll heraufsteigst
Über die Kuppen des Gebirgs
Hoch in den kühlenden Äther,
Schwindet die Nacht vor dir,
Und deine Strahlen reichen
Mächtigen Umfangs hinaus
Über alles Gefilde.

Fühlsames Leben durchschauerst du;
Trunken schwärmet die Seele
Einsam dem Wand'rer.

Vögel erweckst du aus wiegendem Schlaf,
Freudenreich singt die Nachtigall
Aus den silbernen Zweigen.

Pflanzen hauchen stärker in dir,
Ja selbst Felsen und todte Steine
Fühlen dein athmendes Weben.
Leise zu schwingen dann
Scheint ihr starres Inn're,
Und wir erkennen erstaunt,
Dass edlerer Abkunft
Ihrer Ordnungen Sinn.

Tempel erbaust du aus ihnen,
Welche machtvoll bestehen,
Während du das Scepter führst,
Herrlicher, nächtlicher Gott,
Bis sie des Morgens
Größere Helle
Wieder entführet.

Schon vor längerer Zeit machte O. Lein auf die reiche Schönheit dieses Gedichtes aufmerksam und knüpfte daran eingehende Bemerkungen über den „besonderen Ausdruck“. So viel Zauber also stellt uns das Mondlicht vor die Augen und nimmt uns gefangen. Darum heißt der Mond Herrscher der Nacht, sein Licht: „wirkendes Licht“. Ein ganz ungewöhnlicher Ausdruck, aber wahr. Wir spüren an uns selbst den Schauer, das wonnige Gefühl, wir sehen das „athmende Weben“ des Lichtes alles Leblose umspielen, zum Leben erwecken.

Eine Ballade:

Schnee Lenore.

Es klingeln und schweben
Die Schlitten durchs Thor,
Das lustbare Leben
Lockt alle hervor.
Feldwärts allein
Im Kämmerlein
In Zöllners Haus
Schönliebchen schaut zum Fenster hinaus.
Sie starret und harret
Des Grafen so lang;

Sie harret und starret,
Es wird ihr so bang.
Er wollt sie führen
Nach vielen Schwüren
Zum Tanz auf's Schloss, —
Schönliebchen erblickt sein schwarzes Ross

„Wie herrlich der Berber,
Der Schlitten wie blank,
Und drinnen der Werber,
Der macht mir's zu Dank:
Des armen Knaben,
Der mich wollt haben,
Ich spotte sein".
Schönliebchen den Grafen lässt herein.

„Du hast mich erlesen
Und kommst doch so spät,
Dein heimliches Wesen
Mein Herz nicht erräth.
Zur Nachtzeit immer,
Bei Tage nimmer
Fährst du daher."
„„Schönliebchen ich eilte wahrlich sehr.""

Im farbigen Schlitten
Mit Blumen bemalt .
Sie kommen geglitten,
Es glitzert und strahlt;
Im Winterkleide
Liegt weiß die Heide,
In Freiers Arm
Schönliebchen in Muff und Zobel warm.

Und bald auf der Reise
Aus finsterer Höh'
Umwirbelt sie leise
Ein eisiger Schnee.
Er bleibt ihr stocken
In allen Locken
Und schwillt daran.
„„Schönliebchen, was schaust du so mich an?""

Wie altert der Puder
Das Dämchen so jung!
Ihr Köpfchen belud er
Mit Flocken genung.
Ein flinker Weber,
Das Schneegestöber,
Umwebt galant
Schönliebchen mit Spitzen aus Brabant.

Sie fliegen und sausen
Die Heide dahin,
Sie siehet mit Grausen
Die Wälder entflieh'n.
Und Brücken über
Und Seen hinüber
Geht es in Sturm.
„„Schönliebchen dort steigt schon des Schlosses Thurm““.

Und mehr sie verstecket
Die schaudernde Hand,
Das Mondlicht bedecket
Ihr fliegend Gewand.
Ihr Mantel schimmert,
Ihr Häubchen flimmert
Schneeweiß, steinalt,
Schönliebchen im Pelze wird so kalt.

Es nicken und blitzen
Die Weiden herauf,
Sie haben auch Mützen
Und Spitzen darauf,
Sie dreh'n sich stille
In weißer Tülle
Und tanzen fein.
„„Schönliebchen, nun seh' ich Kerzenschein.““

Da sind schon die Dächer
Voll flockigem Tuff,
Sie fährt mit dem Fächer
Heraus aus dem Muff.
„„So jung an Jahren
Mit schneeweißen Haaren,

Hörst du zumal,
Schönliebchen, die Geigen nah' im Saal?""

Sie steigt aus dem Schlitten
Und schüttelt sich leis, —
Da stand sie inmitten
Von Gräbern so weiß,
Im Kirchhof waren
Sie vorgefahren —
Altmütterlein,
Schönliebchen, wer war der Freier dein? —

Zween Wand'rer trafen
Das Mütterlein alt,
Da hat es geschlafen
Am Boden so kalt.
Ihr Land sie nannte;
Die Gegend kannte
Im Schloss man kaum, —
Altmütterlein war es wie ein Traum.

Ein jedes sich scheute,
Man fuhr sie nach Haus,
Da zogen die Leute
Zum Frühling hinaus,
Kein Zöllner kannte,
Die man ihm nannte,
Als Tochter sein: —
Altmütterlein schlief auf ewig ein.

So streben die Menschen nach dem Glück; das lockt sie alle mit ihrem hellen Klang. Das Glück, das sie haben, achten sie gering. Es ist wie ein armer Freiersmann, den die hoffärtige Braut stehen läst. Nach neuem, immer höh'rem Glück steht der Menschen Sinn. Das ist wie ein reicher Bräutigam, der vornehme Graf, den die Braut mit Inbrunst erwartet. Schnell fliegt das Leben dahin; wie ein Schlitten weich dahinfährt auf schneeiger Bahn, so geht es entgegen der glücklichen, lachenden Zukunft; die Sehnsucht achtet auf nichts andres. Unmerklich aber kommt die Zeit, der Schnee aus finsterer Höhe, ins Haar, häuft sich auf allem, was uns umgibt, bis die lockende Zukunft, bisher mit den Farben des Glückes angethan, plötzlich als Tod vor uns steht. Wir sind alt, ungekannt, vereinsamt. Rings um uns aber hat die junge Nachkommenschaft Frühling. Man wird sehr an Bürger's

Lenore erinnert. Beide Dichter schöpften aus derselben Quelle, der Volkssage, ein jeder nach seiner Weise, nach seinem Zweck dieselbe benützend.

Greif's dramatische Kürze können wir in seinem Gedichte „Der Königssohn“ bewundern. Besondere Meisterschaft wird ihm allgemein in der Volksdichtung nachgerühmt. Er trifft den Volkston; die Volkssprache, die Volkssitte, die Volksgestalten, die Stimmung, die ganze Volksseele offenbart sich in vielen Gedichten. Berühmt ist „Das klagende Lied“.

Auch im Drama bleibt Greif bei einem klaren, einfachen, aber gewählten Stil. Man hat ihm daraus vielfach einen Vorwurf gemacht. Er aber hat gute Gründe für sich zur Seite stehen. Er will nicht, dass der Gedanke übertönt werde von den Worten. Eine solche Sprache blendet nur, aber läſst uns arm. Bei Greif hingegen treten klar und scharf alle Handlungen vor unsere Seele und geben uns das, was wir vom Drama erwarten. Will man entgegnen, dass der Dichter die handelnde Person nicht so vorführen solle, wie sie wirklich in ihrer Einfachheit gesprochen, sondern so mächtig, wie sie in der Seele fühlten, so kann man sagen, dass das Gefühl, die bewegenden, stürmenden Gedanken der Seele sich doch wohl auch durch einen einfachen Stil packend darstellen lassen. Das kann und vermag Greif in der That und kommt so der Wirklichkeit einen bedeutenden Schritt näher. An den Darstellern aber liegt es, den Worten den rechten Klang zu geben, dass er bei uns nachtöne. Das kann man auch sonst in der Rede beobachten. Das Gefühl offenbart sich weniger in den Worten, als in dem Ausdruck, mit welchem sie gesprochen werden. Wenn der Held von den rechten Gedanken getragen wird, muss ihm eine Sprache, die seine Gedanken und Ideale scharf hervortreten läſst, vielmehr zustatten kommen, als eine tönende Sprache, die die Gedanken in lauter Bildern und Worten begräbt. Ein falscher Enthusiasmus aber, ohne tiefe Grundlage von Gedanken, ist verschwommene Gefühlsduselei und widert an.

In „Corfiz Ulfeldt“ schildert uns der Dichter den dänischen Reichshofmeister, wie er, in seinem Ehrgeiz immer weiter und weiter getrieben, unglücklich im Selbstmord endet. Ulfeldt ist, wenn man will, ein nordischer Wallenstein. Seine Räthe dringen in ihn, für seinen Anhänger Holger Wind die Gnade des Königs anzurufen. Ulfeldt aber verlangt für ihn nur Recht und spricht von den Gesetzen:

Des Königs Gnade? Spottet Ihr wohl gar?
Des Königs Gnade? Brauchen die Gesetze
Erst der Verkündung jeden Morgen wieder?
(Er tritt an eine Uhr.)
Sind sie dem Pendel gleich an dieser Uhr,
Den ich aufhalten kann mit meinem Finger?

Sind sie nicht ähnlicher der Sternenuhr,
Die sich in gleichen Gange fortbewegt,
Vom ersten Schwung beseelt, wie Tycho lehrt?

In dem Trauerspiel „Nero“ (das schon ins Französische übersetzt wurde) schildert Greif mit Meisterschaft diesen furchtbaren Charakter. Wenn Gottschall an „Nero“ tadelt, dass die Motive von dem Halsband und dem Magiertäfelchen ganz unzureichend wären, den Mord des Britannicus und der Agrippina zu erklären, so irrt er in mehr als einem Punkte. Wer wollte den Fenstersturz der beiden kaiserlichen Beamten Martiniz und Slawata in Prag für genügend halten, den 30jährigen Krieg zu erklären? Es war nur der Anlass dazu, den Brandstoff zu entzünden, der sich lange vorher angehäuft. So liegt auch im Drama Nero der wirkliche Grund für Bruder- und Muttermord viel tiefer. Es ist die durchaus nicht unbegründete Furcht Nero's vor Nachstellungen, die in der furchtbaren Vergangenheit seiner Mutter immer neue Nahrung findet, sich stets aufs neue gebiert. Es ist Nero's leidenschaftliche Liebe zu Poppäa, der er alle Opfer bringt, der er aber zugleich voll Eifersucht vorbeugend im Tode des Britannicus zeigen will, was etwaige Untreue für sie zu bedeuten hätte. Es ist Nero's Mordlust. Ein schwankender Charakter, wie er ist, angstvoll träumend sogar von seinem Nebenbuhler, läßt er sich von den Glutaugen Poppäa's zum Doppelmord verführen, der schon vorher halb und halb von ihm beschlossen war, zu dem er sich aber in seinem feigen Schwanken allein nicht entschließen konnte; freilich sucht er dabei nach Entschuldigungen, um vor sich selbst die That zu beschönigen, und ist aber doch wieder mit dem zufrieden, was Poppäa zur Entschuldigung vorbringt, mag es auch fadenscheinig sein. Poppäa kann ihm nicht mehr darbieten. Könnte sie eine volle Entschuldigung bringen, wo bliebe dann die Schuld Nero's? Seine Schuld liegt in seinen Leidenschaften; seine Leidenschaften aber erklären den Doppelmord zur Genüge. Der Leidenschaftliche läßt sich ja nicht so sehr von seiner Vernunft führen als von seinen Gefühlen.

In „Marino Falieri“ spricht Falieri vor dem Ausbruch der Verschwörung, wie es von den Thürmen Mitternacht schlägt:

Horch, Mitternacht, geheimnisvolle Stunde
Voll Mahnung! Rings auf allen Thürmen schlägt's,
Dazwischen ernste Pausen tiefer Stille,
Gleichsam das Grab des hingestorbnen Klangs. &c.

Im „Prinz Eugen“ und noch manchem anderen Drama kann er trefflich seine Kenntnisse als Jünger der Kriegskunst verwerten. Überall merken wir auch seine Vertrautheit mit den Orten selbst, wo die Dramen sich in

Wirklichkeit abspielten. Hier kommen ihm seine weiten Reisen zu statten. Von einer Scene im „Prinz Eugen“ sagt Gotthold Klee, dass sie das Beste sei, was in den letzten vierzig Jahren auf dramatischem Gebiet geschrieben worden sei.

In „Francisca da Rimini“ haben sich zwei Brüder in ein Mädchen verliebt. Paolo entwindet der Geliebten, die sich selbst tödten will, das Schwert und spricht:

Nein, nimmermehr! Es wäre feiger Muth,
In deinem Bild erkannt ich meinen Wahnwitz,
Ihm vorzugreifen, der das Schicksal lenkt
Und sich das ew'ge Recht nicht lässt entziehen.
Gewaltsam heimgekehrten Schatten zürnt
Sein hehrer Blick entgegen; zitternd nah'n
Wir Angsterfüllte auch und horchen ihm:
‚Was bracht ihr vorschnell auf des Grabes Thür
Und truget nicht Geduld, bis ich euch rief?
Beseelt' ich euren Staub, den Herrn zu meistern?

Den Classikern macht er mit Recht den Vorwurf, dass sie in ihren Dramen zu wenig das Vaterländische hervorheben. So beschenkt er uns mit den Dramen: „Heinrich der Löwe“, „Die Pfalz im Rhein“ und „Conradin“, wo er wie kein Zweiter den Muth hat, die Stellung des Papstes in katholischem Sinne zu zeichnen. Diese Stellungnahme für den Papst ist in der dramatischen Litteratur ohne Beispiel. Wir sehen, Greif macht nirgends Zugeständnisse, um in der sogenannten gebildeten Welt vielleicht nicht anzustoßen, sie für sich zu gewinnen.

Es bleibt noch das Drama „Agnes Bernauer“. Herzog Albrecht III., der Sohn des Herzogs Ernst von Bayern, hatte Liebe gefasst zu einem Mädchen aus dem Volke namens Agnes Bernauer. Sie war von so wunderbarer Schönheit, dass alle, die sie sahen, von Zuneigung ergriffen wurden. Dazu war sie fromm und rein wie eine Heilige. Herzog Albrecht achtete nicht auf ihre geringe Abkunft, er wusste ihre Liebe zu gewinnen und sie wurden von dem Dechant Johann von Indersdorf heimlich getraut. Albrecht fürchtete den Zorn seines Vaters. Nur kurze Zeit konnten sie glücklich miteinander leben. Ihr Glück hatte zwei Feinde. Der Vicedom von Straubing hasste Herzog Ernst, der seinen einzigen Sohn in der Schlacht getödtet hatte, und wollte nun dessen Sohn Albrecht unglücklich machen. Junker Rem, ein Wüstling, dessen Anträge Agnes zurückgewiesen, will seine unreine Leidenschaft in Rache ersticken. Von den Umständen genöthigt, muss Albrecht bald seine Gemahlin öffentlich als Herzogin in Straubing einführen. Darob entbrennt der Zorn des Vaters, der um ebenbürtige Nachkommen-

schaft besorgt ist, und Herzog Ernst, der Vicedom und Rem suchen Agnes zu verderben. Ihr Gemahl Albrecht wird durch eine falsche Nachricht weggelockt. Dann klagt Rem Agnes vor Gericht an, den Herzog Albrecht durch Zauberei gewonnen zu haben, und Agnes wird zum Tode verurtheilt. Hier benimmt sich nun Agnes wie eine christliche Heldin, wie eine Märtyrerin, wie eine Heilige. Mit fast übernatürlichem Muth geht sie dem Tod entgegen. Unmittelbar vorher, ehe sie mit Stricken gebunden in den Fluss gestürzt werden soll, schreibt sie einen Abschiedsbrief an ihren Gemahl, in dem sie ihn bittet, allen zu verzeihen, besonders seinem Vater. Diese Scene ist wohl Greif's erhabenste Leistung. Agnes stirbt. Albrecht ist gebrochen. Herzog Ernst will Milde walten lassen, kommt aber zu spät. Aber was Agnes gewünscht, kommt zustande, Vater und Sohn versöhnen sich in Liebe.

Die Dramen Greif's erlebten viele Aufführungen und großen Erfolg. Und das ist es, was wir von Greif's Werken hoffen können, dass sie einmal unser ganzes Volk begeistern und beitragen werden, es zu einem Ganzen zu verbinden, dass sie das leisten werden, was Goethe und Schiller nicht vermocht, die dem Volke zu fern standen. Ein besseres Denkmal kann Greif nicht gesetzt werden als das, das er sich selbst im Herzen seiner Nation errichtet hat.

Abendglut.

Von Laurenz Kiesgen.

Die Abendgluten schlugen roth zusammen.
Ein schwüler Duft durchzog die Sommerwelt.
In fernen Fenstern brannten Purpurflammen,
Und lockend rief der Sprosser über Feld.

Wir standen an der grünen Buchenhecke
Und sahen glücklich in die Sonnenpracht,
Und über unserm heimlichen Verstecke
Hielt flüsternd nur der Eichbaum Ehrenwacht.

Als da wir wortlos, selig uns umfangen,
Erfuhren wir, wie's mit der Liebe geht,
Die sich erhebt mit heimlichem Verlangen
Und plötzlich dann in Glut und Flammen steht.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte.

Von Hans F. Helmolt.

Wissen ist nicht sündhaft, sondern Forschen Gott gefällig.
Karl der Große.

Meine Aufgabe umschreibe ich dahin, dass ich zunächst von der Absicht erschöpfend zu sein, von vorneherein absehe. Der Leserkreis, den ich in Gedanken beim Niederschreiben dieser Zeilen vor mir habe, ist ganz anders zusammengesetzt als etwa jener, der die — im übrigen noch viel zu wenig bekannten, selbst von Fachleuten noch zu wenig benutzten — Jastrow-Bernerschen Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (JBG.) zu wählen pflegt; und wem dort die Stoffanhäufung zu gewaltig erscheint, der mag den dreißig Spalten langen, in seiner Art ausgezeichneten Artikel „Historische Litteratur 1895—1900" von Br. Gebhardt im XX. Bande des Meyer'schen Conversations-Lexikons oder die an Umfang kleinere Abhandlung von Hermann Barge in dem vom „Kunstwart" herausgegebenen „Litterarischen Rathgeber auf 1901" zu Rathe ziehen. Mit diesen, eine annähernde Vollständigkeit erstrebenden Übersichten hier irgendwie in Wettbewerb treten zu wollen, liegt mir also gründlich fern; nur insoweit nehme ich mir meine eigene Arbeit an den JBG. zum Muster, als ich mich nach der dort im § 70 A seit langen Jahren bewährten Anordnung auch hier richte. Eine zweite Beschränkung ist insofern dringend nöthig, als ich es mir hier versagen muss, das viel umfassendere Gebiet der Kulturgeschichtschreibung (vgl. § 70 B der eben erwähnten JBG.) gleich mit zu behandeln; allerhöchstens können geringfügige Grenzüberschreitungen in Frage kommen. Unter solchen Cautelen unterbreite ich das folgende Referat der Beurtheilung durch den geneigten Leser; sollte es einigen Beifall finden, wird die organisch dazugehörende Ergänzung sobald wie möglich nachfolgen. Um den bei einem Sammelberichte sowieso schwer herzustellenden Fluss der Darstellung nicht unnöthigerweise zu unterbrechen, auch um einen raschen Überblick über die hierin besprochenen Schriften zu ermöglichen, sind diese am Schlusse des Ganzen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt.

Allgemeines. In einem lesenswerten Aufsatze sucht Friedrich Wagner die Frage: Gibt es einen Fortschritt? zu lösen; seine Antwort lautet: Nein; höchstens gibt es ein Auf und Ab. Möglicherweise sei allein die allmählige „Befreiung des Lebens" als wahrer Fortschritt der Kultur denkbar. Dieser Auseinandersetzung folgt eine geistreiche Unterscheidung zwischen „Alterthum" und „Mittelalter". Die Periodisierung der Weltgeschichte ist ein Problem, womit sich schon eine ganze Anzahl der besten Geschichtsforscher abgequält hat. Ich erinnere nur an Felix Stieve, dessen

bereits 1893 in der Festgabe zur I. Versammlung deutscher Historiker in München veröffentlichter Vortrag über „Die Perioden der Weltgeschichte" (x—476—1450—x) eine verdiente Auferstehung in der durch Hans v. Zwiedineck-Südenhorst im Auftrage der Witwe würdig herausgegebenen Sammlung seiner „Abhandlungen, Vorträge und Reden" erlebt hat, und an Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, dessen 1897er Kaisergeburtstagsfestrede über „Weltperioden" in einer ganz ähnlichen Sammlung von neuem abgedruckt worden ist. Nach ihm hat die Welt die Erfahrung gemacht, dass es nicht immer aufwärts geht, sondern dass selbst, was als unverlierbarer Gewinn der Menschenarbeit geborgen scheine, verloren gehen kann; ein solcher Kulturtod sei um 300 n. Chr. anzusetzen. Alles Geschichtliche bewege sich in Ringen, die man mit dem im ursprünglichen Sinne (περίοδος = Rückkehr zum Ausgangspunkte) verwendeten Worte „Perioden" bezeichnen dürfe. Der neueste Versuch einer originellen Eintheilung des weltgeschichtlichen Stoffes stammt von dem derzeitigen Rector der Universität Freiburg in der Schweiz, Gustav Schnürer. Meinen ethnogeographischen Grundgedanken höflich, aber entschieden ablehnend, beschränkt er sich, obwohl er ausdrücklich „das große Ganze der Entwicklung" ins Auge fassen will, auf die „historischen" Völker der alten Methode, weil sie allein den Gang der allgemein maßgebenden menschlichen Kulturentwicklung bestimmt hätten. Lassen wir einmal diesen Standpunkt gelten, so ist anzuerkennen, dass sich Schnürer in die bisher und nun auch von ihm als Weltgeschichte ausgegebene Entwicklung der Mittelmeerrandvölker (im weitesten Sinne) thatsächlich mit eindringendem Verständnis und inniger Liebe versenkt hat. Der Angelpunkt, um den sich alles dreht, ist ihm das Erscheinen Christi auf Erden. Was davor liegt: die Alte Zeit, ist mit der allgemein üblichen Eintheilung nach nationalen Kulturcentren zu disponieren; neu ist dagegen die Etikettierung der Neuen Zeit, d. h. der nach christlichen Jahrhunderte (—600: Übergangszeit oder christliches Alterthum; 600—1500: die kirchliche, 1500—1800: die politische und 1800—1900 [ff.]: die sociale Periode des abendländischen Zeitalters, das anscheinend von einem Weltkulturzeitalter abgelöst zu werden anfängt). Ob sich freilich die Praxis dieser an sich nicht unebenen Theorie, die den Vorzug hat, mutatis mutandis selbst auf die ostasiatische Geschichte anwendbar zu sein (vgl. Käuffer im neunten Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1855, S. 244—48), annehmen wird, ist mir einigermaßen zweifelhaft. In einer den Begriff der geschichtlichen Entwicklung erörternden Einleitung zu der von ihm geplanten „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" stellt Theodor Lindner Beharrung und Veränderung als geschichtliche Kräfte ersten Ranges fest: ein Gedankengang, womit er sich von dem durch Karl Lamprecht und seine Anhänger fleißig begangenen mit Bewusstsein entfernt. Auch der eben citierte Schnürer gehört, wie den Lesern der „Kultur" bekannt ist, zu diesen Gegnern, insofern als er die von Lamprecht behauptete Möglichkeit einer Trennung der socialpsychischen Kräfte von den individualpsychischen leugnet; den anderen Zweifeln stellt er den Satz gegenüber: Was das Ziel der Weltgeschichte ist, das lehrt uns der Glaube an die Lehre des Mensch gewordenen Gottessohnes. Bei der sonstigen Rührigkeit der Lamprechtianer ist es eigentlich fast ein Wunder, dass es diese Richtung, der auch ich im großen Ganzen, aber nicht durchaus angehöre, noch zu keinem eigenen Organe gebracht hat; denn die Leitung der von ihm nach Leipzig gebrachten ehemaligen Quidde'schen Zeitschrift hat sich der im Organisieren kaum zu übertreffende, aber manchmal für diese böse Welt zu optimistisch denkende Professor Lamprecht aus den Händen gleiten lassen; und ein Ersatz dafür wollen und können

die von Armin Tille herausgegebenen „Deutschen Geschichtsblätter" deshalb nicht sein, weil sie sich nur die Förderung der landesgeschichtlichen Forschung vorgezeichnet haben. Darin sind uns plötzlich die Franzosen zuvorgekommen; seit Mitte 1900 erscheint unter der Direction von Henri Berr eine überaus geschickt geleitete und von tüchtigen Mitarbeitern unterstützte «Revue de synthèse historique», deren erster Band Abhandlungen von Xenopol, Boutroux, Lacombe, Bossert, Goblot, Lamprecht, dem Herausgeber Berr, Foncin und Lichtenberger enthält. Im einzelnen läßt sich die Lamprecht'sche Auffassung besonders bei Kurt Breysig verfolgen, dessen groß angelegte „Kulturgeschichte der Neuzeit" ich aus dem oben angedeuteten Grunde hier nur namentlich aufführen will. Mehr schillert sein Aufsatz über den „Imperialismus unserer und alter Zeiten" ins Universalhistorische und Politische hinüber: eine geistvolle Vertretung der (von mir bestrittenen) Ansicht vom Typischen in der Geschichte und von seiner gesetzmäßigen Wiederkehr. Ebensowenig möchte ich den gediegenen Aufsatz K. J. Neumann's über „Das classische Alterthum und die Entstehung der Nationen" übergehen, dessen Kenntnis wir der wie ein Veilchen im Verborgenen blühenden Erfurter Akademie zu verdanken haben. Weniger Lob und Anerkennung verdienen die «Annales internationales d'histoire», eine dreimal jährlich herauskommende Zeitschrift, bestimmt, die bei den — durch die hervorragende Ungeschicklichkeit des Herrn de Maulde de la Clavière verunglückten — ersten beiden Internationalen Historikertagen im Haag (1898) und Paris (1900; der dritte wird unter besserer Leitung 1902 in Venedig, Rom oder Neapel stattfinden) gehaltenen und nicht gehaltenen Vorträge zu veröffentlichen; ich will die Leser mit einer Aufzählung des darin Gebotenen nicht ermüden. Dafür zum Abschlusse dieses ersten Absatzes etwas recht Erfreuliches: Heinrich Vildhaut's „Handbuch der Quellenkunde zur deutschen Geschichte", das zwar Wattenbach und Lorenz noch nicht direct entbehrlich macht, aber zur schnellen Belehrung und Unterrichtung gerade jenes Kreises wie des unseren in hohem Maße berufen ist; zeitlich reicht es von den Anfängen der deutschen Geschichte bis zum Auftreten des Humanismus und berücksichtigt inhaltlich außer den rein deutschen Quellen auch die römischen und byzantinischen, österreichischen, böhmischen und polnischen, schweizerischen, französischen und niederländischen, normännischen und italienischen, soweit sie Wichtiges zur Geschichte des alten deutschen Reiches und seiner Theile beibringen.

Darstellungen der gesammten Weltgeschichte. Wer eine „Weltgeschichte" vom ausgesprochen katholischen Standpunkte haben will, der möge sich die von August End und Victor Huyskens neu bearbeitete und bis zur Gegenwart ergänzte achte Auflage von Annegarn's „Weltgeschichte in acht Bänden" oder die von Ferdinand Vockenhuber durchgesehene und verbesserte „Weltgeschichte" von J. B. v. Weiß anschaffen, von der der dritte Band in sechster, der sechzehnte in vierter bis fünfter Auflage vorliegt. Protestanten der älteren Observanz werden nach wie vor an Becker und an Schlosser ihre Freude haben: von jenem ist die von J. Miller und K. H. Groß auf den neuesten Stand der Wissenschaft gebrachte 4. Auflage in 12 Bänden (3 Bände Alterthum, 1 Band Mittelalter, 8 Bände Neuzeit: eine merkwürdige Stoffvertheilung!) — von Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte, durchgesehen und ergänzt von O. Jäger und F. Wolff, in 20 Bänden, ist die 25. Auflage im Erscheinen begriffen. In vieler Hinsicht reizvoll und eigenartig sind Houston S. Chamberlain's „Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts", wenn sie auch in den wesentlichsten Punkten ein lebhaftes Widersprechen herausfordern: eine außerordentlich einseitige, aber — man mag darüber denken wie man will — ohne Zweifel groß angelegte, von einheitlich künstlerischer Lebensauf-

fassung zeugende, stark an Rich. Wagner und auch an Gobineau erinnernde Kulturgeschichte. Zeitlich darüber hinaus geht Heinrich Schurtz, der in einem genial angelegten Werke die Anfänge aller Civilisation, die Keime unserer Kultur bloßgelegt hat. Nunmehr aber fängt meine Aufgabe an, einigermaßen schwierig zu werden; denn es liegt mir ob, über mein eigenes Unternehmen und über ein anderes zu berichten, das zu meinem in bewusstem Wettbewerb getreten ist. Von der Schiller'schen „Weltgeschichte" sind rasch hintereinander die ersten zwei Bände, d. i. die Hälfte des Ganzen, erschienen. Originell daran ist nur die jedem Bande beigegebene „Quellensammlung zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses", eine im zweiten Bande geschickter, weil gleichmäßiger als im ersten zusammengestellte, manchem Benützer des Buches sicher willkommene, chronologisch geordnete Reihe von wichtigen Quellenstellen, die einem wirklich glücklichen Einfalle ihr Dasein verdankt. Sonst wüsste ich wahrhaftig nicht, welchem „dringenden Bedürfnisse" das Schiller'sche Handbuch abzuhelfen berufen sein soll; es müsste denn sein, dass der Umfang von accurat vier Bänden damit gemeint ist, — ein recht äußerliches Verdienst. Um jedoch nicht voreingenommen zu erscheinen, verfehle ich nicht, auf zwei Kritiken hinzuweisen, woraus ein mittleres Urtheil geschöpft werden kann: die eine, sehr günstige, stammt von W. Martens und steht im vierten Hefte des 28. Jahrganges der „Mitth. a. d. histor. Litt." (S. 387—90); die andere, sehr ungünstige (meinem Empfinden nach sogar unverdient scharfe), hat Franz Rühl, dem unter die unbarmherzigen Hände zu gerathen ich niemand wünschen möchte, im 51. Jahrgange des Litterar. Centralblattes (Spalte 1885—87) veröffentlicht. Nun zu mir selber. „Es ist eine verbreitete Anschauung," so äußert sich der Geh. Oberschulrath und Universitätsprofessor a. D., jetzige Leipziger Privatdocent Herman Schiller in der dem Begriffe der Weltgeschichte zu Leibe rückenden Einleitung zum ersten Bande seines fleißigen Werkes, „eine Weltgeschichte müsse heute eine Geschichte der gesammten Menschheit, aller Völker und aller Zeiten, bieten." Als ich das las, habe ich mir, der ich mir ohne Eigenlob schmeicheln darf, die hiefür in Betracht kommende Litteratur einigermaßen zu kennen, fast den armen Kopf zerbrochen, um zu errathen, welche Erscheinung auf dem viel durchpflügten Felde der Weltgeschichtschreibung der Verfasser eigentlich meine, da ich zunächst nicht so eingebildet war, anzunehmen, dass er mich selber im Auge habe. Schließlich aber habe ich, trotz allen Sträubens, klein beigeben und dankend quittieren müssen; aufrichtig dankend, denn es ist immerhin ein angenehmes Gefühl, aus dem Munde des Gegners, der sich anschickt, einen zu vernichten, hören zu dürfen: deine Anschauung ist verbreitet. Besonders, da diese Anschauung thatsächlich ganz neu war und zu ihrer Ausbreitung bisher recht wenig Zeit gehabt hatte. Selbstverständlich stehe auch ich auf den Schultern anderer; mein geistiger Vater ist in dieser Hinsicht namentlich Ratzel, der seinerseits wieder Herder und Ritter vieles verdankt. Aber das Verdienst (man verzeihe mir dies harte Wort), jene „Ideen" einmal That werden zu lassen, darf ich für mich in Anspruch nehmen. Ich habe zum erstenmale nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch mit der überkommenen Meinung gebrochen, dass eine „Weltgeschichte" mit einer wenn auch noch so universalhistorisch angelegten Geschichte der Randvölker des mittelländischen Meeres und ihrer nächsten Nachbarn erschöpft sei; demzufolge habe ich die Vorgeschichte, vulgo Praehistorie, das außerägyptische Afrika, ferner Ostasien, Oceanien und Amerika einbezogen. Da die bisher ausschließlich beliebte Anordnung Alterthum-Mittelalter-Neuzeit allenfalls nur auf jenen künstlich und willkürlich beschränkten Theil einer „Weltgeschichte" passt, habe ich auch sie fallen lassen und an ihre Stelle eine ungezwungene, natürliche Dis-

position gesetzt, die ethnogeographische. Stramm vom äußersten Osten aus, den ich entgegen der von den Meisten gehegten Anschauung in Amerika erblicke, ohne deshalb dort etwa den Ursprung der Menschheit suchen zu wollen, in westlicher Richtung abmarschierend, gelange ich über die Meere, die zum erstenmal in einer „Weltgeschichte" als vollberechtigte Glieder der universalhistorischen Kette Berücksichtigung finden, und über die Länder hinweg schließlich nach Westeuropa und dem Atlantischen Ocean. Selbstverständlich maße ich mir nicht an, damit zugleich den Schlüssel zum vollen, restlosen Erkennen des gesammten Werdeganges entdeckt zu haben, insofern darunter das göttliche Walten zu verstehen ist. Aber gerade dies bescheidene Zurücktreten hinter den Stoff hat es mir allein ermöglicht, gleichgesinnte Mitarbeiter zu gewinnen; denn über Wissen kann man sich einigen, über Anschauungen schwer oder gar nicht. Von diesem, seit einem Jahrfünft vorbereiteten Unternehmen liegen zur Zeit dreiundeinhalb Bände vor, und zwar, da aus buchtechnischen Gründen die Halbbände nicht in der arithmetischen Abfolge ausgegeben werden, Band I, III 1, IV, VII, enthaltend nach verschiedenen Einleitungen in das Ganze und der Vorgeschichte die Geschichten Amerikas und des Stillen Oceans (I), Vorderasiens (III, 1), der Randländer des Mittelmeeres (IV) und den ersten Theil der Geschichte Westeuropas (VII); in Kürze wird III, 2 (Afrika) erscheinen. Anfeindungen und Aussetzungen sind natürlich diesem neuen, vom Bibliographischen Institut angemessen ausgestatteten Werke nicht erspart geblieben; doch klingt selbst aus der absprechendsten Kritik die Achtung heraus, die redliches Streben jedem einigermaßen ehrlichen Beurtheiler abnöthigen muſs. Dem entspricht anderseits die Anerkennung: das Buch „geht", wie ich verrathen darf, nicht nur ausgezeichnet (wenn auch der Absatz noch nicht ganz an den des „Dritten Geschlechts" und anderer „schwerer" Litteratur heranreicht), sondern wird auch jetzt schon, vor seiner Vollendung im Original, zweimal in's Russische (erlaubt in St. Petersburg, daneben „verboten" in Moskau) und einmal ins Englische übersetzt. — Hiernach bleibt mir nur noch übrig, auf das Erscheinen der Hefte 10—14 der von Freund Heyck herausgegebenen, sehr reich illustrierten „Monographien zur Weltgeschichte" hinzuweisen. In Band X schildert G. Steindorff die Blütezeit des Pharaonenreiches; in Band XI erzählen Heinrich Meisner und Johannes Luther die Erfindung der Buchdruckerkunst (eine vortreffliche Leistung, die vorher den Abonnenten der Zobeltitz'schen „Zeitschrift für Bücherfreunde" helle Freude bereitet hatte); Band XII (Kreuzzüge) und XIV (1701) hat sich der findige, unermüdlich schaffende Herausgeber selbst vorbehalten, während der dazwischen stehende XIII. über Mirabeau den Geheimrath Erdmannsdörffer (†) zum Verfasser hat. Ähnlich wie das Heyck'sche ist das Unternehmen angelegt, das unter dem Sammeltitel «The Story of the Nations» in London erscheint; das zuletzt ausgegebene Bändchen davon ist Norwegen gewidmet und hat den Professor Boyesen zum Verfasser.

Allgemeine Darstellungen einzelner Zeitalter und Mächte. Da den geistigen Leitern der beiden zuletzt genannten Sammelwerke wohl nur in zweiter Linie, mehr so nebenbei das Ziel vorschwebt, in einer großen, nachträglich erst zu ordnenden Reihe von Bänden allmählig die Weltgeschichte zu erschöpfen, sind wir fast schon in die Abtheilung der Einzeldarstellungen größeren Stils hinübergeglitten. Da gilt es zunächst auf den Anfang einer „Geschichte Österreichs" in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage aufmerksam zu machen. Schon die erste Lieferung des (bis zum Jahre 1526 reichenden) ersten Bandes läſst erkennen, daſs ihr Verfasser, Dr. Franz Martin Mayer, dem Zuge der Zeit folgend, besondere Rücksicht

auf das Kulturleben nimmt. Wem daran liegt, jetzt schon die an Verwicklungen der verschiedensten Art überreiche Fortsetzung dazu kennen zu lernen, dem ist das 105. Bändchen der ob ihrer fabelhaften Billigkeit beliebten Sammlung Göschen zu empfehlen, worin Franz v. Krones die Geschichte Österreich-Ungarns von 1526 bis zur Gegenwart vorführt. Viel großartiger angelegt ist ein Werk, dem man mit gutem Gewissen das oft missbrauchte Beiwort „monumental“ zuerkennen darf; ich meine Paul Seippel's „Schweiz im 19. Jahrhundert“. Freudig bekenne ich, selten aus Büchern so viel Neues gelernt, so viel Anregungen geschöpft zu haben, wie aus diesen drei schon äußerlich bestechenden Bänden, denen auch bei uns ein wohlverdienter reißender Absatz beschieden sein möge. Mit den folgenden Schriften lenken wir aus dem großzügig dargestellten Territorialen wieder mehr ins Universale, wenn auch zeitlich oder örtlich beschränkte, ein. Hier habe ich zuvörderst R. Schwemer's universalhistorische Skizze „Papstthum und Kaiserthum“ im Auge. Die mit neuen Beweismitteln glänzend geführte Vertheidigung der an sich nicht neuen Meinung, dass es sich bei dem jahrhundertelangen Kampfe zwischen Kaiser und Papst nicht etwa um den zufälligen Krieg zweier benachbarten Mächte: des Reiches und der Curie, gehandelt hat, sondern um den ganz unvermeidlichen Kampf der beiden verschiedenartigen Spitzen einer und derselben Macht, nämlich des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, eines vom Kirchenvater Augustinus herstammenden theoretischen Gebildes, das Karl der Große in die Wirklichkeit übersetzt hatte, diese Vertheidigung gehört mit zu dem Besten, was dieser Theil der geschichtlichen Litteratur aufzuweisen hat. Nach einer anderen Richtung leistet Ebenbürtiges Erich Marcks. Sein „Deutschland und England“ beleuchtet auf geschichtlichem Wege das Verhältnis dieser beiden Staaten in den großen europäischen Krisen, die sich seit der Reformation ereignet haben. Mit großem Geschicke verfolgt Marcks die politischen und auch die kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Völkern durch die letzten vier Jahrhunderte hindurch. Sein Ergebnis lautet ungefähr: bei allen Entscheidungen zwischen 1588 und 1815 haben beide auf derselben Seite gestanden; seitdem hat sich trotz ernster Gegensätze das Gefühl für Stammes- und Kulturverwandtschaft nicht unterdrücken lassen: gemeinsame Interessen, gemeinsame Gegner sind auch heute noch vorhanden. Eine vortreffliche Mahnung an die Heißsporne, die den politisch unreifen Deutschen weißmachen wollen, wegen einigen zu Lande eingeheimsten Missgeschickes sei das (zur See immer noch übermächtige) England nicht mehr zu fürchten. Doch die Lehren der Geschichte sind bekanntlich dazu da, dass sie nicht beachtet werden. Ähnlich universalhistorisch, nur etwas zu grobzügig, das Nichthineinpassende vergewaltigend, hat Max Lenz nach dem Muster Ranke's „Die großen Mächte“ der jüngsten Geschichte geschildert. Zu dieser Rückblick-Litteratur gehört auch das von George Stockhausen geleitete Unternehmen „Das deutsche Jahrhundert“, worin mir — nach dem Prospecte zu schließen — gerade die Geschichte der Historiographie zu schlecht weggekommen zu sein scheint. Bekannter und darum wohl auch erfolgreicher ist das merkwürdigerweise unter Paul Schlenther's Ägide stehende „Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“, ein wirklich groß angelegtes und schneidig durchgeführtes Unternehmen, aus dessen zehn dicken Bänden uns hier nur Georg Kaufmann's Beitrag interessieren kann, obwohl es schon Ende November 1899 ausgegeben worden ist. Seine vom unverhohlen national-liberalen Parteistandpunkte aus verfasste „Politische Geschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert“ ist ein Buch, das auch von Andersgesinnten gelesen zu werden verdient. Es steckt etwas Altgermanisches darin; Kaufmann's Herz fühlt warm für Deutschlands Größe, verab-

scheut aber durchaus die Sucht, sich oben beliebt zu machen, hasst den jetzt gerade leider sich widerlich breit machenden Byzantinismus. Angesichts dieser betrübenden Erscheinung unserer Zeitläufte halte ich es geradezu für meine Pflicht, zu betonen, dass man dem Verfasser bitter Unrecht thäte, wenn man sein temperamentvoll geschriebenes Buch unbesehen jener Richtung zurechnen wollte, die man mit Hurrahpatriotismus zu kennzeichnen pflegt. Ich bin in der glücklichen Lage, bei dieser Gelegenheit auf zwei weitere hier am besten einzureihende Schriften hinweisen zu können, denen byzantinische Denkweise ebenfalls fremd ist: den ersten Band von Peter Kloeppel's origineller „Deutscher Verfassungsgeschichte", wofür ich, um den Bericht nicht über Gebür anschwellen zu lassen, auf meine ausführliche Anzeige in der leicht zugänglichen „Zukunft" (VIII, Nr. 50 vom 15. September 1900) verweisen zu dürfen bitte, und auf Herman v. Petersdorff's „Friedrich Wilhelm IV.", ein besonders auf Gerlach'schen Tagebuchaufzeichnungen aufgebautes Buch, das niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Compilatorischen Charakter hat die «Histoire contemporaine» von Samuel Denis, deren dritter Band dem Ausgange des 70/71er Krieges in Frankreich von den Wahlen des 8. Februar 1871 bis zu den Tagen der Commune in einseitig französischer Beleuchtung vorführt. Den jüngsten Tagesfragen (Canalbau und anderen neuzeitlichen Problemen) hat der Philosoph Eduard v. Hartmann im Anschluss an seine früher veröffentlichten Schriften ein interessantes Büchlein gewidmet; ähnlichen Zwecken huldigt die „Zeitfragen" betitelte Broschüre, die drei hervorragende Aufsätze des Hamburgischen Correspondenten birgt: 1. „Die Unruhen in Nordchina" von Herm. Schumacher, 2. „Zum Gedächtnisse Joh. Gutenberg's" von Max Lenz und 3. „Deutschland, England und die gelbe Gefahr" von Franc. Crispi. Damit wären wir unvermerkt auf das Gebiet der nach größeren Gesichtspunkten gefassten Einzelschriften zur neuesten Geschichte gelangt. Auf die Zeiten vor hundert Jahren zurückgreifend, möchte ich mir erlauben, Hüffer's „Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution", Kleinschmidt's „Bayern und Hessen 1799—1816", Fournier's „Congress von Châtillon" und Criste's „Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes" nur im Vorübergehen zu streifen, um bei des Freiherrn v. Helfert Aufsätzen „Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmordfrage" etwas zu verweilen. Ich greife wohl nicht daneben, wenn ich vermuthe, dass gerade unsere Leser zu dieser Aufsatzsammlung des fruchtbaren österreichischen Geschichtschreibers und einflussreichen Parlamentariers schon um deswillen gern greifen werden, weil man sich nach wie vor für jede annehmbare Entwirrung des Rastatter Räthsels lebhaft interessiert. Nach v. Helfert sind an der völkerrechtswidrigen That die bisher von den Meisten verdächtigten Szekler Husaren unschuldig, vielmehr spricht die Wahrscheinlichkeit — wenn auch immer noch nicht die volle Gewissheit — dafür, dass Franzosen, also Landsleute der Ermordeten (Bercsényi-Husaren des Emigranten Prinzen Condé?), die Thäter gewesen sind. — Indem ich nunmehr, hauptsächlich um eine Art von Brücke zu schlagen, auf das Erscheinen des zweiten, die Kronprinzenzeit (1854—1873) umfassenden Bandes von Paul Hassel's „König Albert" und auf das wirklich hervorragend schöne Prachtwerk über Kaiser Friedrich III. den „Gütigen" von Müller-Bohn nur ganz kurz aufmerksam mache, fasse ich, für heute schließend, die noch übrigen Darstellungen dieser und ähnlicher Natur in drei Gruppen zusammen und schreibe darüber: Bismarck; China; Transvaal. Angesichts der von Bruno Gebhardt im XX. Bande von Meyer's Conversations-Lexikon verzeichneten „Bismarck-Litteratur"

kann ich nur wiederholt darauf hinweisen, dass mir hier das Streben nach Vollständigkeit einfach verboten ist; also sei es mir verstattet, nur zweierlei zu erwähnen, d. i. erstens ein französisches Buch über „Bismarck“, geschrieben von dem niemals langweiligen Welschinger, und R. Fester's Rede „Über den historiographischen Charakter der ‚Gedanken und Erinnerungen‘“. In knappen, markigen Sätzen beleuchtet der Erlanger Professor den Memoirencharakter dieser rein historiographisch unbedingt enttäuschenden Fragmentenzusammenstellung; sie ist und bleibt ein Niederschlag der persönlichen Auffassung Bismarck's, der dabei belehren und warnen will. Wer die China-Wirren gründlich kennen lernen möchte, nehme A. Wirth's „Ostasien in der Weltgeschichte“ vor; vergleicht er damit des Grafen F. Eulenburg Bericht über „Ostasien 1860/62“, die anonyme, das Militärische in den Vordergrund rückende Schrift über „China's Kriege seit 1840“ und vielleicht noch Spielmann's „Taiping-Revolution“, so ist er mit geschichtlichen Kenntnissen dermaßen ausgerüstet, dass er den ausschweifendsten Reporter Lügen strafen kann. Actueller jedoch, obwohl nicht minder solid, sind die Arbeiten des Franzosen Leroy-Beaulieu, des Engländers Mahan (des bekannten Klarstellers des Einflusses der Seemacht auf die continentale Geschichte) und des Grafen Yorck v. Wartenburg. Ich werde keinem Widerspruche begegnen, wenn ich zum guten Schlusse behaupte, dass uns Deutsche noch mehr als die doch auch, ja sogar in erster Reihe von uns bestrittene Expedition in China gefangen genommen hat der von England freventlich heraufbeschworene Krieg gegen die Südafrikanische Republik und den mit ihr verbündeten Oranje-Freistaat. Auch hierfür gibt es ein zuverlässiges Werk des oben genannten Capitäns Mahan und ein voluminös angelegtes Unternehmen der „Times“. Wird hierin natürlich ausgesprochenermaßen und mit vollem Selbstbewusstsein der englische, unserem Empfinden wenig zusagende Standpunkt vertreten und mit Nachdruck vertheidigt, so können wir die englischen Behauptungen mit Hilfe der Bücher von Seidel und von Ballentin leicht controllieren; das objectivere von beiden ist entschieden die schon in dritter Auflage vorliegende Monographie Seidel's, weil sie nicht ad hoc abgefasst worden ist, während man den Ballentin'schen Erörterungen eine durch das verletzte Gefühl für Recht und Wahrheit hervorgerufene Erregtheit gegenüber den britischen Übergriffen von vorneherein anmerkt — was ihnen vonseiten deutscher Leser sicherlich kaum einen Tadel einbringen dürfte.

NB. Wo kein Erscheinungsjahr angegeben ist, hat man 1900 zu ergänzen.

Annales internationales d'histoire. Congrès de la Haye. No. 1—6. Paris, Plon, Nourrit & Cie.; 1899/1900.

Annegarn's Weltgeschichte in 8 Bänden. 9. Aufl. Münster, Theissing. 16 M.

[Herm. Barge]: Geschichte und Kulturgeschichte, im: Litterarischen Rathgeber 1901, herausgegeben vom Kunstwart. München, Callwey.

K. F. Becker's Weltgeschichte. 4. Aufl. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsanstalt. 26.40 M.

Kurt Breysig: Der Imperialismus unserer und alter Zeiten. In: Der Lotse I, 1/2. Hamburg, Alfr. Janssen.

Derselbe: Kulturgeschichte der Neuzeit. I. II, 1. Berlin, Bondi.

Houston S. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. I. II. 2. Aufl. München, F. Bruckmann A.-G. 18 M.

China's Kriege seit 1840 und seine heutigen Streitkräfte. Berlin, Mittler & Sohn.

Oscar Criste: Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes 28. April 1799. Mit 3 Tafeln. Wien, Seidel & Sohn.

Sam. Denis: Histoire contemporaine. Tome III. Paris, Plon. 6.40 M.

Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, unter Mitwirkung von Prof. Bachmamm u. s. w. u. s. w. herausgegeben von Dr. Armin Tille. Gotha, F. A. Perthes. Jahrgang: 6 M. (Seit October 1899.)

Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften von Dr. A. Berthold u. s. w. u. s. w. herausgegeben von George Stockhausen. Berlin, Schneider & Co. 15 M.

Graf Fritz zu Eulenburg: Ostasien, 1860/62 in Briefen. Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Berlin, Mittler & Sohn.

Rich. Fester: Über den historiographischen Charakter der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto v. Bismarck, in: Histor. Zeitschr. NF. IL, 1.

August Fournier: Der Kongreſs von Châtillon. Die Politik im Kriege von 1814. Wien und Prag. Freytag & Tempsky.

[Bruno Gebhardt]: Bismarck-Litteratur, in: Meyer's Convers.-Lexikon, 5. Aufl., Bd. XX.

[Derselbe]: Historische Litteratur 1895—1900, ebenda.

Ed. v. Hartmann: Zur Zeitgeschichte. Neue Tagesfragen. Leipzig, Haacke.

Paul Hassel: Aus dem Leben des Königs Albert, 2. Theil. Berlin, Mittler & Sohn; Leipzig, Hinrichs.

Freih. v. Helfert: Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmordfrage. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart und Wien, Jos. Roth. 4 M.

Hans F. Helmolt's Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Thomas Achelis u. s. w. u. s. w. herausgegeben. Bd, I. III, 1. IV. VII. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899/1900. Der broschierte Halbband 4 M, der gebundene Band 10 M.

Heyck, s. Monographien zur Weltgeschichte.

Herm. Hüffer: Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. Bd. I: Quellen zur Geschichte des Krieges von 1799; Bd. II. 1: Die Schlacht von Marengo und der italienische Feldzug 1800. Leipzig, Teubner.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Begründet v. J. Jastrow, herausgegeben von E. Berner. Bd. XXI (1898.) Berlin, R. Gaertner (Herm. Heyfelder). 32 M.

Gg. Kaufmann: Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. (= P. Schlenther, Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung, Bd. IV.) Berlin, Gg. Bondi. 10 M.

Arthur Kleinschmidt: Bayern und Hessen 1799—1816. Berlin, Räde.

Peter Kloeppel: Deutsche Verfassungsgeschichte 1867—97. I. Leipzig, Veit & Co.

Franz v. Krones: Österreichische Geschichte von 1526 bis zur Gegenwart (= Sammlung Göschen, Nr. 105), Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf.

Max Lenz: Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Berlin, Gebr. Paetel. 3 M.

Pierre Leroy-Beaulieu: Die chinesische Frage. Autorisierte Übersetzung von Dr. Albert Südekum. Leipzig. Wigand. 2.50 M.

Derselbe: La rénovation de l'Asie. (Sibérie, Chine, Japon). 2e éd. Paris, Colin. 3.20 M.

Th. Lindner: Beharrung und Veränderung als geschichtliche Kräfte, in der: Vierteljahresschr. f. wiss. Philos. XXVI, 3.

A. T. Mahan: »The problem of Asia« and its effect upon international policies. With map. London, Sampson Low, Marston & Co. 10 M.

Derselbe: Story of the war in South Africa. Ebenda. 11 M.

Erich Marcks: Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation. Stuttgart. Cotta Nachf. 1 M.

Franz Martin Mayer: Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Zweite, vollst. umgearb. Aufl. Bd. I. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. Die Lieferung: 2 M.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit andern herausgegeben von Ed. Heyck Bd. X bis XIV. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Bd. X—XIII: je 4 M., Bd. XIV: 3 M.; in Leder gebunden: je 20 M.

H. Müller-Bohn: Kaiser Friedrich der Gütige. Berlin, Paul Kittel. 27 M.

K. J. Neumann: Das classische Alterthum und die Entstehung der Nationen, in den: Jahrbüchern der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt NF. XXVI, 1. Erfurt, Villaret. 3.75 M.

Herman v. Petersdorff: König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart, Cotta Nachf.

Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution, s. Hüffer.

Revue de synthèse historique. Directeur: Henri Berr, Tome I. Paris, Léop. Cerf. Der Band: 13.60 M.

Herman Schiller: Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Bd. I. II. Berlin, Spemann. Je 8 M.

Schlenther, s. Kaufmann.

Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. 25. (Jubiläums-) Aufl.; 5. reichillustr. Prachtausgabe. In 20 Bänden. Berlin, Seehagen. 100 M.

Gustav Schnürer: Über Periodisierung der Weltgeschichte. Rede zur feierl. Eröffnung des Studienjahres 1900—1901 an der Universität Freiburg (Schweiz). Freiburg (Schweiz), Werk vom heil. Paulus.

Derselbe: Das Verhältnis zwischen socialpsychischen und individualpsychischen Kräften in der Geschichte. In: Die Kultur. II. 2. Stuttgart, Jos. Roth.

Heinrich Schurtz: Urgeschichte der Kultur. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 17 M.

Richard Schwemer: Papstthum und Kaiserthum. Universalhistorische Skizzen. Stuttgart, Cotta Nachf. 2.50 M.

A. Seidel: Transvaal. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel (Allg. Verein f. deutsche Litt.).

Paul Seippel: Die Schweiz im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern. Bd. I—III. Bern, Schmid & Francke; Lausanne, Payot; 1899/1900. Je 18 M.

C. Spielmann: Die Taiping-Revolution in China (1850—64). Halle a. S., Herman Gesenius.

Felix Stieve: Abhandlungen, Vorträge und Reden. Mit Porträt des Verfassers. Leipzig, Duncker & Humblot. 8.40 M.

The story of the nations: Norway, by Prof. Boyesen. With a chapter by C. F. Keary. London, Fisher Uuwin. 5 M.

Stockhausen, s. Das deutsche Jahrhundert.

Tille, s. Deutsche Geschichtsblätter.

The Times History of the war in South Africa 1899—1900. In 5 Bänden. London, Sampson Low, Marston & Co. 60 M.

Wilhelm Vallentin: Die Ursachen des Krieges zwischen England und den Burenrepubliken. Die politischen Verwicklungen in der Zeit vom Jameson-Einfall bis zum Ausbruche des Krieges, auf Grund amtlichen Materials dargestellt. Berlin, Walther. 2 M.

H. Vildhaut: Handbuch der Quellenkunde zur deutschen Geschichte. I. II. Arnsberg H. R. Stein 1898/1900.

Friedrich Wagner: Aphorismen, II; in der: Beilage zur Allgem. Zeitung (1900) Nr. 172.

J. B. v. Weiß: Weltgeschichte. Bd. III, 6. Aufl.; Bd. XVI, 4./5. Aufl. Graz, Styria. Je 7 M.

Henri Welschinger: Bismarck. Paris, Alcan. 2 M.

Ulr. v. Wilamowitz-Moellendorff: Reden und Vorträge. Berlin, Weidmann. 6 M.

Albr. Wirth: Ostasien in der Weltgeschichte. Bonn, Georgi. 2 M.

Max. Graf Yorck v. Wartenburg: Das Vordringen der russischen Macht in Asien. 2. Aufl. Berlin, Mittler & Sohn, 2 M.

Zeitfragen. Aufsätze aus dem Hamburger Correspondenten. Hamburg. Neue Börsenhalle. 60 Pf.

Ein Wunder.

Von P. Luis Coloma.

„Ich werde die Wohnungen segnen,
in denen ich das Bild meines Herzens finde."
Christus-Worte an Margarete.

I.

Vor mehreren Jahren erzählte uns ein italienischer Diplomat folgende merkwürdige Geschichte. Ein Ungläubiger und aus mehr als einem Grunde berühmter Fremder besuchte die ewige Stadt. Gelegentlich einer Unterhaltung mit einem römischen Cardinal offenbarte er diesem seine Zweifel in Bezug auf die Canonisation der Heiligen und auf die seltsame und seiner Ansicht nach strafbare Leichtfertigkeit, mit der die katholische Kirche die unzähligen Wunder beglaubigt, die diesen zugesprochen werden.

„Haben Sie jemals etwas über den Vorgang bei Heiligsprechungen gelesen?"

„Nein, niemals."

„Dann lesen Sie, was ich Ihnen schicken werde", entgegnete der Cardinal lächelnd. Einige Stunden später erhielt der Fremde ein dickes Buch, dessen Lectüre er mit Eifer begann. Als er es dem Cardinal zurückschickte, schrieb er ihm zugleich folgende Worte: „Wenn alle Heiligsprechungen in dieser Weise vor sich gehen, nehme ich keinen Anstand mehr, an die Macht der Heiligen und ihre Wunder zu glauben." Der Cardinal antwortete ihm: „Der Canonisationsprocess, der Sie so sehr befriedigt, war der Congregation, die sich damit befasste, nicht streng genug. Vor vielen Jahren wurde er abgeschafft."

Die Hauptfehler der meisten Ungläubigen sind Stolz und Unwissenheit. Demüthigt ersteren, überwindet letztere, und die Strahlen des Glaubens werden die Seele des Ungläubigen erhellen, wenn nicht die Bosheit ihre Hand dabei im Spiel hat. Unglücklicherweise ist der Mangel an Aufrichtigkeit ein Charakteristicum aller gefährlichen Ungläubigen. Einige sind es aus Prahlerei, das heißt, sie trösten sich damit, es zu sein, seitdem sie die moderne Philosophie haben verkünden hören, dass Glaube Mangel an Fähigkeiten und nicht, wie wir annehmen, Reinheit des Herzens voraussetze. Zu diesen gehört jene große Zahl von Einfältigen, die geistreicher zu erscheinen glauben, wenn sie sich ganz dem Skepticismus ergeben, und die nicht geringere von schamlosen Freigeistern, die jedes Dogma, jede Moral, jedes Wunder ableugnen, das ihren Lastern im Wege steht und ihrem Ehrgeiz Fesseln anlegt. Bei den ersteren ist „ich glaube nicht" gleichbedeutend mit „ich verstehe nicht", bei den letzteren mit „es ist mir unbequem" oder „ich fürchte es". Die Einen sowohl wie die Anderen bilden den Mittelstand oder sozusagen den geschwätzigen Pöbel des gottlosen Heeres.

Trotzdem sind diese nicht am meisten zu fürchten: es gibt noch andere Ungläubige, die gewissermaßen die Aristokratie der Gottlosigkeit, den Brennpunkt ihres großen Heerhaufens repräsentieren. Sie nehmen keinen Theil an dem lärmenden Geschrei des Pöbels, dem Gott schon zu veraltet erscheint, sie haben ihn im Gegentheil unter ihre Fittige genommen, sie haben seinen ruhmreichen Thron wieder hergestellt, den Aberglaube zu erschüttern drohte, und mit wahrhaft humaner Großmuth haben sie ihm Engel zuerkannt, die ihn mit dem Klang goldener Harfen und mit Blitz und Donner unterhalten, wie man uns hier unten durch Feuerwerk belustigt. Und sie haben noch mehr gethan: neidisch auf die Würde dieses Gottes, der sich soweit herablässt, den Vögeln Nahrung und den Lilien auf dem Felde ein farbiges Gewand zu geben, haben sie eine Einrichtung gegründet, die die alte und bescheidene Herrschaft, Vorsehung genannt, null und nichtig machte. Und doch kümmert sich Gott nicht um die Dinge, die hier unten vorgehen: auf den Flügeln eines Seraphims ruhend, zählt er die Sterne der Milchstraße, während die Wiederhersteller seiner Ehre auf der Kanzel und in den Versammlungen dem constitutionellen Gott huldigen, dem Gott der vernünftig denkenden Menschen, die, jeder religiösen Verehrung Feind, dem öffentlichen Spott die lächerlichen Wunder preisgeben, die die katholische Kirche aus Unwissenheit oder Schwäche sanctioniert, — die katholische Kirche, die sonst eine so liebevolle und jeder Achtung würdige Mutter ist.

So äußerte sich ein angesehener Akademiker in einer Rede, die den Ausspruch eines witzigen Mannes zuschanden macht: Die Dummen unterscheiden sich von den Klugen nur dadurch, dass die ersteren die Dummheiten sagen und die letzteren sie thun. Hier ist ein kluger Mann, — wer würde in einem Akademiker etwas Anderes vermuthen? — der sie sogar drucken lässt. Denn der öffentliche Spott, dem dieser sanfte, unterwürfige Sohn der Kirche die Wunder preisgeben möchte, die seine heilige Mutter sanctioniert, ist eine unüberlegte Schlechtigkeit und eine krasse Dummheit. Seine große Klugheit ließ ihn das Verhalten der Kirche auf Unwissenheit oder Schwäche zurückzuführen. Es ist schwer, in dieser Verläumdung Aufrichtigkeit zu vermuthen, aber wenn wir sie hier voraussetzen, so müssen wir einsehen, dass seine große Liebe zu dieser heiligen, unfehlbaren Mutter ihn drängt, den öffentlichen Spott auf sie zu lenken, und dies Alles nur, wie gütig! zum Wohl des Glaubens, dessen einzige Hüterin sie ist.

Vorausgesetzt, dass bei seinen gründlichen orientalischen Studien dem Akademiker jenes schöne arabische Sprichwort entgangen: „Wenn ein Flecken den reichen Teppich Stambouls beschmutzt, so wird der Weise ihn mit dem Mantel verdecken, der Kluge aber mit dem Finger darauf zeigen“, müssen wir doch andrerseits auch annehmen, dass er beim Studium der heiligen Schriften nicht bemerkte, dass die beiden guten Söhne Noa's dessen Schande zu verheimlichen suchten, über die Ham, der Verfluchte, sich lustig machte. Das hätte genügt! Und um seine Zwecke klar zu legen, wäre es nicht nöthig gewesen, dass dieser liebevolle Sohn der Kirche den Worten, die seine Mutter verläumdeten und verhöhnten, noch folgende Zeilen hinzufügte:

„Die modernen Wunderthäter haben mir noch niemals einen auferstandenen Todten gezeigt. An dem Tage, da sie ihn mir zeigen werden, werde ich an ihre Wunder glauben.“

Ach, mein verehrter Herr Akademiker, wenn ein auferstandener Todter an Ihre Thüre klopfen würde, würden Sie nur wenig Gefallen an dem finden, was er Ihnen über die ewigen Wohnungen zu erzählen wüsste.

II.

Und trotzdem findet die Auferstehung der Todten ebensowohl beim Gaslicht des XIX. Jahrhunderts statt, wie sie beim Schein der römischen Kirchenlampen der Katakomben stattgefunden hat. Einen Menschen haben wir, dem Ruf einer geheimnisvollen Stimme folgend, aus seinem Sarg aufstehen sehen: das Erste, nachdem sein Geist wieder erwacht, war, dass er seinen Vater wiedererkannte, und die erste Regung seines Herzens die, dass er sich ihm in die Arme warf. Selbst wenn wir vorher nicht gläubig gewesen wären, jetzt hätten wir es werden müssen.

Dies die Geschichte, die wir erzählen wollen, — nicht den Beschützern des constitutionellen Gottes der vernünftigen Menschen, sondern den Anhängern jenes alten Glaubens, der Gott das Recht zugesteht, die Handlungen der Menschen zu überwachen; den Geistesarmen, die sich vom Glauben nähren; den Aufrichtigen, denen es so leicht wird zu glauben, da sie nicht lügen können; denen, die dem heiligen Herzen voll und ganz zugethan sind, und deren Seele jauchzen wird, wenn sie sehen, wie treu der Herr das Versprechen erfüllt, das diesen Zeilen als Motto dient.

An Philipp konnte man auf den ersten Blick nichts Außergewöhnliches entdecken, aber sobald man ihn näher kennen lernte, sah man ein, dass er viel origineller war als die meisten jungen Leute. Ein Liebhaber des Sportes, unermüdlicher Tänzer auf den Gesellschaften des high-life, ein gründlicher Kenner aller Salon-Intriguen und alles Coulissen-Klatsches, mochte man ihn für einen jener frivolen Jünglinge halten, die das Vergnügen mit Rosenketten gefesselt hält. Trotzdem hielt die eigenartige Persönlichkeit neben den Leidenschaften der Jugend noch eine andere in ihrem Bann: der unersättliche Ehrgeiz des reifen Alters.

Kaum zwanzig Jahre alt zu der Zeit, da wir ihn kennen lernen, hatte sich Philipp schon ein Ziel gesteckt, und kalt berechnend, äußerst reserviert ordnete er Alles seinem Egoismus unter und steuerte mit der ruhigen Geschäftigkeit eines klugen Menschen, der einem Wunsche nachstrebt, mit jener zähen Hartnäckigkeit, die allen eisernen Charakteren eigen ist, direct auf sein Ziel los. Seine natürliche Begabung, seine vortrefflichen Manieren und besonders seine frühreife Menschenkenntnis, die er seiner für sein Alter seltenen Beobachtungsgabe zu danken hatte, ebneten ihm alle Wege. Für ihn waren alle Dinge und Menschen Schachfiguren, die er hin und her schob, um sein Spiel zu fördern: ein einfacher Besuch, ein Walzer, eine abgelehnte oder angenommene Einladung waren für Philipp längst vorhergesehene, wohl überlegte Dinge.

Nur an eines hatte er niemals gedacht: daran, dass er eine Seele hatte.

Im September des Jahres 187... kam die Witwe v. Z., eine hervorragende Frau und Freundin Philipps, nach Madrid; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie aufzusuchen; sie kam aus England und überbrachte einen Auftrag der in York wohnenden Schwestern vom heiligen Herzen für die Oberin des Klosters, das diese in Chamartin de la Rosa begründet hatten.

Frau v. Z. bat Philipp, sie in das Kloster zu begleiten, was er bereitwillig zusagte. Hier wurde die Tochter eines Granden erzogen, von dem Philipp vieles erhoffte, und so fand er durch diesen Besuch eine willkommene Gelegenheit, sich beim Vater einzuschmeicheln und der Tochter den Hof zu machen.

Philipp hatte noch nie eine Nonne in der Nähe gesehen, und so kam es, daſs er beim Erscheinen der Oberin im großen Saal einen erstaunten Blick auf sie richtete.*) Ihr majestätisches und zugleich bescheidenes Auftreten, ihr Gruß, der etwas von der Anmuth der großen Welt verrieth, was einem so scharfen Beobachter wie Philipp nicht entgehen konnte, brachten ihn noch, bevor sie eine Silbe gesprochen, zu der Überzeugung; Das ist eine Dame.

Aber Philipp war kein Mensch, der sich vom äußeren Schein blenden ließ; und wenn die Nonne auch französisch sprach wie eine Pariserin und sich mit der Würde einer spanischen Infantin verneigte, erwartete und erhoffte Philipp mehr von diesem schwarzen Gewande und fand es auch in der That. Er fand einen heiteren Ernst, wie er ihn zuvor nur auf Heiligenbildern gesehen hatte; eine harmlose Leutseligkeit, die ihn anzog und ihm zugleich Respect einflößte, und ein gewisses Etwas, das er trotz seines Scharfblickes nicht definieren konnte und das in der That nichts Anderes war, als der Hauch aller Tugenden, die in dieser Seele wohnten.

„Sie ist sicherlich eine Heilige", dachte Philipp dann, und zum ersten Male in seinem Leben etwas wie Schüchternheit empfindend, hatte er nicht den Muth nach der Tochter seines Freundes zu fragen.

Die Oberin lud sie ein, das Kloster in Augenschein zu nehmen, und erzählte ihnen die Geschichte seiner Gründung. Dieses Gebäude gehörte dem Hause Pastrana, die Nonnen wünschten es zu erwerben und ließen den Grafen durch eine dritte Person bitten, es ihnen zu verkaufen. Dieser weigerte sich; aber als er erfahren hatte, von wem die Bitte ausgieng, und welchem Zweck das Grundstück dienen sollte, erwiderte er, daſs er bei seinem Vorsatz, es ihnen nicht zu verkaufen, bleiben müsse, da er es ihnen zum Geschenk machen wolle. Und so geschah es.**)

Als sie sich an der Thüre von ihnen verabschiedete, bot die Nonne Frau v. Z. einige Medaillen und verschiedene Bilder an. Darauf suchte sie ein kleines Skapulier des heiligen Herzens hervor und fragte Philipp, ob sie ihm das kleine Andenken anbieten dürfe. Philipp nahm es mit aufrichtiger Freude und führte es an seine Lippen, dann legte er es in seine elegante Brieftasche aus russischem Leder zu seinen Visitkarten und einigen Briefen von kleinstem Format, denen ein leichter Patschuliduft entströmte. Die Nonne lächelte wehmüthig.

III.

Zwei Jahre vergiengen, ohne daſs sich in Philipps Wesen irgend eine Veränderung vollzogen hätte. Die Gegenwart war ihm hold, die Zukunft lächelte ihm, und das Leben der Genüsse und Intriguen nahm sein ganzes Sein gefangen, weil es ihm angeboren war und zu ihm gehörte, wie der Schaum zum Wasserfall.

Mit der Erfüllung seiner ersten Hoffnung wuchs auch sein Ehrgeiz, und er war wie jene Schmarotzerpflanzen, die allen andern ihrer Umgebung den Saft entziehen, der dann nur ihnen Frische und Gedeihen verleiht. Der Grafentitel, den

*) Diese würdige Nonne lebt noch und nimmt eine bedeutende Stellung in ihrem Orden ein. Wir verschweigen ihren Namen nur aus Rücksicht auf sie.

**) Diesem Landhause gegenüber besaß Graf Pastrana noch ein anderes, das „das Landhaus der Erinnerungen" hieß und das er mit der ihm eigenen Großmuth vor drei Jahren der Gesellschaft Jesu vermachte, damit sie eines ihrer Klöster dahin verlege. Die Erwähnung dieser großmüthigen That an dieser Stelle soll ein schwacher Beweis der Dankbarkeit sein, die ihm die Söhne von St. Ignatio schulden

seine Familie in früheren Zeiten getragen, war das Ziel, auf das Philipp zuerst lossteuerte, um danach noch höhere, ferner liegende zu erreichen. Dafür war es nöthig, dass er in erster Reihe seine alten Schulden bezahlte; beträchtliche Ausgaben gestatteten die bereits sehr zusammengeschmolzenen Mittel dem Ehrgeizigen nicht. Um dieses Hindernis zu überbrücken, hatte Philipp das Vertrauen eines Politikers, eines Grafen von jungem Adel, zu erwerben verstanden, und um sein Ziel sicherer zu erreichen, beschloss er den Frühling in dem belebten Städtchen X. zuzubringen, wo die betreffende Persönlichkeit sich zu der Zeit aufhielt. Er gehörte zu jenen niederen Menschen, denen die Fürsorge Anderer, die scharfsichtiger sind als sie, zu hohen Posten verhilft, damit er seinerseits ihnen dann wieder als Deckmantel für ihre lichtscheuen Manipulationen diene. Philipp, der es meisterhaft verstand, auf den ersten Blick bei Anderen die Schwächen zu entdecken, die er sich zunutze machen konnte, hatte es auch schon bald verstanden, das volle Vertrauen des Grafen zu gewinnen.

Er reiste also nach X. ab und nahm einen Gegenstand mit, den man bei einem Menschen seines Schlages kaum vermuthet hätte: das Skapulier des heiligen Herzens, das ihm die Oberin von Chamartin gegeben hatte. Seit der Zeit hatte er, der Mode gehorchend, seine Brieftaschen schon oft gewechselt; aber nie ohne dem kleinen Skapulier einen Platz darin einzuräumen. Denn der Mann, der niemals ein Gebet sprach, der niemals dem Himmel auch nur einen einzigen Gedanken weihte und der nicht verstand, warum man die Erde ein Thränenthal nennt, konnte sich nicht von dem Herzen seines Erlösers trennen, aus dem Flammen emporzüngelten, die ihn nicht verbrannten, aus dem Blut troff, das er verachtete.

Weshalb er das that, wusste er selbst nicht; und Gott allein hätte es ihm erklären können.

Philipp lenkte eines Abends seine Schritte in's Theater. Man gab den Gounod'schen Faust. Die Primadona war entzückend; noch niemals hatte man einen reineren und schöneren Triller gehört, noch niemals das naive Schuldigwerden der Goethe'schen Heroine besser verkörpert gesehen.

Tausende von Menschen, durch Christus erlöst, warfen Blumen und Juwelen zu Füßen der leichtfertigen Frau, deren Verdienst darin bestand, das Laster liebenswürdig und die Immoralität verführerisch zu gestalten. . . . .

Philipp war weder Liebhaber noch Kenner der Kunst, aber es gehörte nun einmal zum guten Ton, es wenigstens zu scheinen, und so trat er nach dem Schluss des 3. Actes begeistert in die Loge seiner Freundin, der flämischen Gräfin. Der Enthusiasmus war hier unbeschreiblich. Die Comtesse hatte einen Brillantring in einen Veilchenstrauß gesteckt und ihn der Diva zu Füßen geworfen. Die Gräfin, eine phlegmatische Dame, die während aller Andantes schlief und bei allen Allegros erschreckt emporfuhr, hatte nur ab und zu mit dem Kopf genickt; sogar von der Stirn des gestrengen Grafen schwand die tiefe Falte, in der sich, wie einst auf der Stirne Napoleons, die Geschicke einer ganzen Welt spiegelten, und alte Reminiscenzen von Vierteln und Achteln, Sechzehnteln und Zweiunddreißigsteln wachrufend, rief er begeistert aus: „Das ist eine pastose Stimme . . . .“

Mehr sagte Se. Excellenz nicht, denn eine lautere Kundgebung vermochte Euterpe, die Muse der Töne, und, wie viele behaupten, die Erfinderin der Flöte, ihm nicht zu entlocken.

„Philipp!“ rief die Comtesse aus, sobald sie seiner ansichtig wurde, „haben Sie jemals etwas Ähnliches gehört? . . . . . welche Stimme! welche Kunst! welche

Frische! welche Art zu vocalisieren, und bei alledem welch' hervorragende Schauspielerin! Mit welcher Leidenschaft sie spielt, wie vornehm ihre Bewegungen und ihre Toilette! Dieser viereckige Ausschnitt ist eine graziöse Schöpfung und verdient modern zu werden. Ein Jammer, dass man derartiges in Spanien nicht nach Gebür zu schätzen weiß. . . ."

„Verzeihung, Mariquita," unterbrach Philipp sie respectvoll, „Ovationen wie die heutige sind ihr gewiss selten zu Theil geworden."

„Und doch ist es noch nicht genug!" rief die enthusiastische Dilettantin aus. „Wir müssen ihr ein königliches Geschenk machen, wenn wir uns nicht vor der ganzen Welt lächerlich machen wollen. 50.000 Francs kostete der Schmuck, den die Bribonini in Paris an ihrem Benifizabend erhalten hat! Wir wollen eine Subscription eröffnen ... Papa, Du und Mama, Ihr müsstet je 10.000 Reales zeichnen . . . ."

Die Falte in der Stirn des Grafen vertiefte sich unheimlich, gleichsam als stände das europäische Gleichgewicht in Frage, und die Gräfin war so munter geworden, dass der Schlaf sie den ganzen Abend über floh.

„Du wirst doch nicht nein sagen?" fragte die Comtesse halb schmollend. „Was sind denn schließlich 10.000 Reales? Du bist ja doch bald Minister."

Der Graf lächelte mit der Würde des Jupiter im Olymp, und das junge Mädchen fuhr fort:

„Diese Stimme ist mit allem Gold der Welt nicht zu theuer bezahlt; es wird so viel verschwendet, warum denn nicht auf diese Weise? Mama hat erst gestern 50 Reales für eine neuntägige Andacht gegeben, und ich 20 . . . . Da hilft nichts, wir wollen also eine Liste machen . . . . Papa 10.000 Reales, Mama auch 10.000, ich werde die 2000 geben, die mir Papa an meinem Namenstage geschenkt hat, und Sie, Philipp, wenigstens auch 2000 . . . . Geben Sie mir mal Ihre Brieftasche her, denn ich selbst möchte die Liste machen . . . ."

Ganz confus von all dem Geschwätz, zog er mechanisch die Brieftasche hervor und reichte sie der Comtesse hin. Da fiel ihm plötzlich ein, dass sie das Skapulier vom heiligsten Herzen barg, und rasch wie ein Gedanke, mit der Geschicklichkeit eines Zauberers, zog er es daraus hervor, noch ehe er die Brieftasche aus der Hand gab. Dann ließ er es heimlich zur Erde fallen und schob es mit dem Fuß unter seinen Stuhl.

Er fürchtete, das thörichte Kind, dem nichts heilig war, würde beim Anblick eines heiligen Skapuliers in der Brieftasche eines Cavaliers spöttisch lächeln, fürchtete in erster Reihe, dass es den Grafen mit seiner dummen Unwissenheit und seinen perversen Ideen unangenehm berühren könnte, wenn er bei ihm ein frommes Emblem fände, auf das die Reactionäre stolz sind. Trotzdem bemächtigte sich Philipps, nachdem er das Skapulier hatte fallen lassen, ein Gefühl von Scham und Reue. Ihm war, als hätte er einen Verrath an seinem liebsten Freund begangen.

„Ich werde es später wieder aufheben", dachte er dann; aber obgleich er mehrmals den Versuch machte, war es ihm nicht möglich, in der Dunkelheit den kleinen Gegenstand wieder zu finden. Und als die Oper zu Ende war, bot er eilends der Gräfin den Arm und geleitete sie an ihren Wagen. Sie waren kaum eingestiegen, als Philipp auch schon wieder in das Theater zurückkehrte; dunkel und vereinsamt, schien es wie eine Seele, die, nachdem die lockenden Phantome der Versuchung verschwunden, in die trostlose Düsterkeit der Sünde versenkt zurückbleibt. Mit Hilfe mehrerer Streichhölzer suchte Philipp das Skapulier in allen Ecken und Winkeln der

Loge, aber es blieb verschwunden. Ohne Zweifel war das geheiligte Bild von dem Herzen Christi von einer der langen Schleppen hinweggerafft worden

Verstimmt und traurig kehrte Philipp in das Hotel zurück, in dem er abgestiegen war.

IV.

Dieser Eindruck haftete nicht lange in Philipps Seele, denn wenn er auch nicht gerade frivol war, so war er doch zu leichtsinnig, als dass in seinem Herzen die heilige Lilie eines frommen Gedankens zur Blüte hätte gelangen können. Und dennoch wurde die Erinnerung an das verlorene Skapulier mehr als einmal in ihm wach. „Wer wird mir ein Anderes geben?" fragte er sich traurig.

Eines Abends gieng Philipp wie gewöhnlich in den Speisesaal, um sein Abendbrot einzunehmen. Für einen scharfen Beobachter wie er war es höchst interessant das stete Getriebe zu beobachten, das man in großen Hotels findet. Alle diese Typen die in Geschlecht, Alter, Stand und Sprache so verschieden waren, boten seinen Beobachtungen ein weites Feld. Aber niemals fiel es ihm ein, jenes Getriebe mit der Unruhe des menschlichen Lebens zu vergleichen. Dorthin kommt der Mensch wie in ein Hotel, er ruht aus, bezahlt und geht fort, um niemals wiederzukehren! . . . . Daran dachte Philipp niemals.

Ihm gegenüber am Tisch saß täglich eine reiche Amerikanerin, die in Europa Reisen machte. Es war eine Mrs. W., eine alte, fromme Katholikin, die ihre weißen Haare so würdig trug, als wären sie eine Krone, in die Gott das Wort „Erfahrung" gegraben, damit die Menschen mit dem Wort „Achtung" antworten. Philipp hatte mit ihr jene Beziehungen angeknüpft, zu denen man in einem Aufenthalt im Hotel, aus Furcht vor Vereinsamung, so leicht gelangt. Mrs. W. wollte am folgenden Tage abreisen und lud Philipp ein, mit ihr eine Tasse Thee in ihren Räumen einzunehmen. Dieser konnte die Einladung nicht abschlagen, ohne unhöflich zu erscheinen, verabschiedete sich aber so bald als möglich von der alten Dame, um in's Theater zu gehen, wo ihn der Graf erwartete.

Mrs. W. begleitete ihn bis an die Thür ihres Zimmers, überreichte ihm ein versiegeltes Päckchen und sagte zu ihm:

„Bitte, nehmen Sie das zum Andenken an mich; ich weiß, dass Sie es gut hüten werden." Philipp, der vor Ungeduld brannte, stürzte die Treppe hinauf und eilte in sein Zimmer, warf das Geschenk der Mrs. W. achtlos auf den Tisch, kleidete sich rasch um und eilte in's Theater. Der Graf erwartete ihn ungeduldig, denn er hatte an jenem Morgen einen Brief des Ministers bekommen mit einem für seine beschränkte Intelligenz zu schwierigen Auftrag, und so hoffte er auf Philipps Unterstützung. Der Minister fügte als Nachschrift hinzu, dass er letzterem ohne Schwierigkeit und Kosten zu seinem früheren Titel würde verhelfen können.

Der Graf las Philipp natürlich zuerst die Nachschrift des Ministers vor und sprach ihm erst dann von seiner eigenen Angelegenheit. Philipp beeilte sich nicht, darauf einzugehen, kalt und berechnend wie immer, erkannte er auf den ersten Blick das Vortheilhafte seiner Lage und beschloss jeden nur denkbaren Gewinn daraus zu ziehen Da der Graf als Politiker vollständig unfähig war, sah er sich genöthigt, in Alles zu willigen, was Philipp wünschte, -und so wurde endlich der Contract unterzeichnet, nicht ohne hochtrabende Versicherungen väterlicher Freundschaft von Seiten des alten Grafen und großmüthiger Uneigennützigkeit von Seiten des jungen.

Gegen 12 Uhr kehrte dieser glücklicher und zufriedener als je in's Hotel zurück. Die Hände in den Taschen seines mit Seide gefütterten Paletots vergraben, trällerte er, als er in sein Zimmer trat, die Arie der Desdemona, die er kürzlich gehört hatte, vor sich her und zündete eine Kerze an, die auf einem Tisch stand: dabei sah er das kleine Päckchen am Boden liegen, das Mrs. W. ihm wenige Stunden zuvor überreicht hatte. Die Neugier trieb ihn dazu, es zu öffnen; er riss die Schnur auf, und ein Skapulier, genau wie sein verlorenes, ward vor seinen erstaunten Blicken sichtbar. Roth wie ein Blutflecken hob sich das Herz von dem weißen Flanell ab; und unterhalb desselben war folgende Inschrift zu lesen: „Hüte Dich! Das Herz Jesu ist mit Dir!"

Einen Augenblick verharrte Philipp sprachlos, ohne sich zu regen; bald darauf begann seine Brust heftig zu arbeiten und ein wildes Schluchzen wie der Schmerzenslaut eines verwundeten Löwen entrang sich seinen Lippen. Er kniete nieder, und das Skapulier mit seinen bebenden Fingern umschließend, verbarg er seinen Kopf in einem Sessel. Heftiger Schmerz durchbohrte sein Herz wie ein Messerstich, und eine fürchterliche Angst schnürte ihm die Kehle zu; ihm war, als müsste er ersticken, als müsste er sterben. „Jetzt nicht, mein Gott, jetzt nicht! .. Nur eine Stunde noch!"

Es vergieng eine Stunde nach der anderen, und jener heftige Schmerz tobte wie ein wildes Thier, das in seinem Käfig Ausgang sucht, in seiner Brust. Ein heiseres, thränenloses Schluchzen, wie ein Gewitter ohne Regen, entrang sich seinem Herzen. Eine Thränenflut quoll aus seinen Augen und erleichterte seine Brust, er athmete leichter. Allmählich hatten die großen, wildbewegten Wogen der bitteren Verzweiflung einem ruhigeren Schmerze Platz zu machen, der aber auch groß und gewaltig war, wie die Wellen des Meeres. All seine Sünden kamen ihm in's Gedächtnis zurück, und es führte ihm klar und deutlich seine großen Vergehen vor Augen; und sein Wille, der feige Wille, der den Menschen so ganz beherrscht und der dem Bösen so zugethan und dem Guten gegenüber so schwach ist, begann allmählich ganz zu schwinden.

„Es ist vergebens, es ist vergebens!" rief der Unglückliche immer und immer wieder aus. „Für mich gibt es keine Verzeihung!"

Und der Wurm der Reue, der in seiner Phantasie die Riesendimensionen einer Schlange annahm, ließ auch den letzten Hoffnungsstrahl in seiner Seele erblassen. Der Unglückliche sah ein strahlendes, von einer Dornenkrone umgebenes Herz vor sich; es trug in seinem oberen Theil eine klaffende Wunde, aus der die Flammen emporzüngelten. Ein Schmetterling mit glänzenden Flügeln umflatterte das Herz und verschwand endlich in der Wunde, von dem göttlichen Feuer angezogen und verzehrt. Zur selben Zeit fiel ein heller Lichtstrahl in Philipps Seele, und er begriff, dass der Sünder jener unreine Wurm sei; die Reue das Netz, in das er sich selbst fängt, und die Verzeihung jene schönen, schimmernden Flügel, auf denen die Seele bis zum Herzen Christi emporschwebt. Und dann war es ihm, als höre er im Tiefinnersten seiner Seele die Worte des verlorenen Sohnes, die er weder gehört noch gelesen hatte: „Ich werde mich aufmachen, um meinen Vater zu suchen", und Philipp richtete sich wirklich auf. Schon erhellte die erste Morgenröthe den Horizont, und noch immer hatte er seine schwedischen Handschuhe an, das welke Veilchenbouquet, das ihm die Tochter des Grafen geschenkt hatte, noch immer im Knopfloch. Dann endlich zog er den Frack aus, um einen einfachen Hausrock anzulegen, und begab sich in die Kirche. Das Gotteshaus lag einsam und verlassen da; die Morgendämmerung, die durch die weitgeöffneten Fenster des Ostens drang, verlieh dem majestätischen Himmels-

gewölbe jene göttliche Größe, vor der man unwillkürlich das Knie beugt und Loblieder zu Gottes Ehren anstimmt. Philipp kniete vor einem leeren Beichtstuhl nieder; ihm gegenüber hieng ein Bild der heiligen Jungfrau, die Brust von einem Dolche durchbohrt.

„Ich habe Dich verwundet!“ rief Philipp mit herber Bitterkeit aus. „Wie darf ich Dich Mutter nennen? Und dennoch, Mutter, Mutter, zu Dir flehe ich!“

Erlösende Thränen rannen aus seinen Augen, und als er zur Mutter Gottes flehte, war es ihm, als ob sich die Verzeihung schon auf dem Grund seiner Seele offenbarte, noch bevor sie im gewährt war.

Ein Priester trat hervor; Philipp erhob sich, gieng ihm entgegen und bat, ihm beichten zu dürfen. Der Priester schien einen Augenblick zu schwanken, aber nachdem er einen Blick auf das bleiche, müde Antlitz geworfen, als er die von Thränen geröthеten Augen gesehen, die mit unsäglicher Angst auf ihn gerichtet waren, neigte er schweigend das Haupt und trat in den Beichtstuhl. Philipp kniete nieder und beichtete alles aus seinem ganzen Leben.

Bestürzt durch den heftigen Schmerzensausbruch, überrascht über diese große Aufrichtigkeit, fragte er ihn sanft:

„Was hat Sie zur Beicht getrieben?“

„Der Anblick dieses Skapuliers“, erwiderte Philipp, ihm das mit Thränen benetzte Kleinod zeigend.

„Hielten Sie eine Andacht zum Skapulier? Hatten Sie zu seinen Ehren eine fromme Andachtsübung verrichtet?“

„Nein, niemals ... Ich habe es nur immer bei mir getragen ... gestern habe ich es verloren, und heute kam es, mich zu suchen! ....“

„Der Herr hat sein Versprechen erfüllt,“ sagte der Priester, seine Hände zum Himmel erhebend. „Ich werde die Wohnungen segnen, in denen ich das Bild meines Herzens finde“ .....

Zwei Jahre darauf starb Philipp im fremden Lande, wie die Gerechten sterben. An der Schwelle des ewigen Lebens, Aug' in Auge mit dem Tode, der für sie die Schwelle zum ewigen Leben bedeutet. In seinen langen und ausführlichen Unterhaltungen mit dem Geistlichen, der ihm in seinen letzten Tagen beistand, erzählte er ihm auch diese Geschichte, die wir mit bestimmten Thatsachen und sehr bekannten Namen belegen können.

V.

Und dies ist die Auferstehung eines Todten? Ja! Das ist die Auferstehung einer todten Seele, ein Wunder, das noch größer, noch erhabener ist als die Wiederbelebung eines todten Körpers. Denn wenn zu diesem Wunder die ganze, große Allmacht Gottes nothwendig ist, so braucht jenes seine ganze Allmacht und sein Erbarmen.

Dieses Wunder kann weder der Physiologe noch der Psychologe erklären, auch den gründlichsten Kennern des menschlichen Herzens wird es nicht gelingen, es zu erforschen. Oft kann die Lectüre eines guten Buches, das Wort Gottes in den Kirchen, der Tod, der dem Menschen sein schreckliches Memento vor Augen hält, der Schmerz bei der Mahnung, dass die Erde nicht seine Heimat ist, die ewige Enttäuschung, die jedes Vergnügen vergiftet, dies alles kann dem oberflächlichen Beobachter als natürliche Ursache jener Schwankungen des Herzens erscheinen, die aus dem Saulus einen Paulus und aus der sündigen Maria eine büßende machen. Aber wenn ein von

Gott verlassener Mensch, der allen Leidenschaften der Jugend, zugleich aber auch der gefährlichsten des Alters, dem Ehrgeiz, unterliegt, wenn ein Mensch, dem die Gegenwart freundlich ist und die Zukunft lächelt, plötzlich allen Vergnügungen entsagt und nur der Reue lebt, alle Laster in sich erstickt und alle Tugenden zur Blüte gelangen läßt, und dies Alles nur, weil er in einem Päckchen ein Skapulier findet, das ist ein übermenschliches Wunder. Das ist die Stimme, die Lazarus zuruft: »Exi foras! Stehe auf!" und die auch jener todten Seele zuruft: „Glaube, denn ich bin es, die mit Dir spricht. Hoffe, denn ich bin Deine Hoffnung! Liebe, denn ich habe Dich zuerst geliebt! Lebe, denn ich will, dass Du um meinetwillen lebst!"

Nur so allein kann man es verstehen, dass jener unsichtbare Lazarus aus seinem Grabe von Lastern auferstand, um gereinigt und geläutert zu Füßen des Herrn niederzusinken.

Im Schweigen.

Von Laurenz Kiesgen.

Auf Hügeln liegt ein blauer Duft,
Der Westen färbt sich roth und golden.
Es wiegen leicht sich in der Luft
Die würzigen Holunderdolden.

Wenn so Dein Blick in meinem hängt,
Möcht' wohl die Lippe überfließen;
Doch lass das Glück, das uns umfängt,
In sel'gem Schweigen uns genießen.

Sieh, auch der Fink, der lustig rief,
Ruht nun im Laub der jungen Linde...
Mir tönt ein Lied im Herzen tief,
Für das ich keine Worte finde.

Scene aus dem noch ungedruckten Streitgedichte:

„An der Schwelle des Gerichtes.“

Von Eduard Hlatky.

Schauplatz:

Vor dem Eingangsthor in die Ewigkeit. Links Lucifer angekettet. Die Seele eines Künstlers kommt mit ihrem Schutzengel.

Lucifer.

Willkommen hier, der Menschheit Zier und Ruhm!
Ein Stern, der hell am Firmament dahinzog,
Verlässt Du eine Welt, die Dich bewundert.

Schutzengel.

Und kein Gebet steigt auf mit Dir zu Gott!

Seele.

Zu Gott! Zu Gott! Wie mich dies Wort erschüttert!
Ach, lang schon mahnte niemand mich an ihn.

Schutzengel.

Ich sprach von ihm: mein Mund war Dein Gewissen.
Doch hörtest Du nur auf den Lärm der Welt.

Lucifer.

Dein Irdisches liegt prachtvoll aufgebahrt;
Es fasst der Todtensaal die Dränger nicht.
Selbst Potentaten bringen Deinem Genius
Die letzte Huldigung.

Schutzengel.

Und niemand betet!

Lucifer.

Wie feierlich wird Dein Begräbnis sein:
Der Künste Meister und des Wissens Leuchten,
Des Hofes und des Staates Würdenträger
Erweisen Deinem Rest die letzte Ehre.

Was Namen hat, es sendet seine Kränze;
Was Namen hat, begleitet Deine Leiche, —
Die ganze Stadt rückt aus!

Schutzengel.

Und niemand betet!

Lucifer.

Und dass Dein Angedenken nicht verzehre
Die nimmersatte Kaiserin, die Zeit,
Soll Erz auf Stein den Kommenden erzählen
Von Deinem Können, Deiner Einzigkeit.

Schutzengel.

Doch, wie Du in der Ewigkeit gelandet:
Ob in der Gottesschönheit sel'ger Aue,
Ob in der Wüste der Verstoßenen, —
Ach, darnach fragen Deine Freunde nicht.

Seele.

O sanfter Geist, in Deinem reinen Lichte
Wie anders seh' ich jetzt die Welt und — mich!
Was schuf ich denn so großer Ehren Wertes?
Hob ich die Menschen über sich hinauf?

Lucifer.

Du Thor! Verehrten, hoben sie denn Dich?
Nein, nein! Es hätte keiner Dich beachtet.
Nur weil Du ab von höchstem Ziel sie lenktest,
Anbetungswürdiges mit Schmutz vermähltest,
Als wahr nur Elends Dunst und Krankheit maltest,
Drum wardst Du nicht allein vom Bildungspöbel,
Auch von des Wissens höchsten Pflegern selber,
Ja seiner Reinheit Hütern hoch gefeiert.

Seele.

Wie weh mir thut Dein höhnend Flammenzüngeln!
Wie weh mir thun all' diese ird'schen Ehren!
Was die mit meinem Leichnam treiben! Scham
Und Ekel vor mir selber fasst mich an.

Schutzengel.

Ein Vaterunser einer frommen Seele,
Um wie viel schwerer wiegt's als all der Pomp!
Doch unter Deinen Denkgenossen gibt es
Nicht einen, der mit Gott zu reden wüsste.

Seele.

Nicht einen — weh', nicht einen! Kann ich's selber?

Schutzengel.

Und doch gab er, vor den ich jetzt Dich führe,
Dem Dies- und Jenseits heilige Gemeinschaft,
Dass Lieb' in ihm die Seinen all verbinde.
Wie liebt er es, wenn eins für's andre betet;
Wie gern hört er den Menschen flehn und danken;
Ja, lässt sich von Bedrängten gern bestürmen;
Bezeugen sie ja, dass sie sein sich wissen.

Seele.

Und jetzt soll ich, den er so reich bedacht,
Und der — o Undank — ihn nicht kennen wollte,
Hintreten vor sein Angesicht, ein Leben
So gottlos und voll Frevel hinter mir,
An Liebe abgezehrt, allein, verlassen
Von allen meinen Freunden — wehe mir!

Lucifer.

Du bist ja einer Kirche Sohn gewesen:
An ihr ist's, für die ihrigen zu beten.

Seele.

Umsonst hoff' ich auf meiner Kirche Einstehn.
Sie will nichts von der heiligen Gemeinschaft,
Vom Fegefeuer wissen: kennt nur Himmel
Und Hölle. Beten für die dort — wozu?

Und ihr auch blieb ich fremd wie allen Kirchen
Die Welt, in der ich lebte, betet nicht.
Sie betet an, ja, Gaben und Begabte;
Doch beten zu dem Geber dünkt ihr Schmach.

Ihr waltet nicht ein Lenker der Geschicke,
Kein freier Schöpfer über sein Geschaff'nes;
Für sie gibt's nach dem Tod nicht Lohn, nicht Strafe;
Ihr ist die Menschheit selbst sich Weiser, Ziel,

Sie huldigt nur der Kunst und Wissenschaft,
Den Zofen, frech verachtend deren Herrin,
Die sie erzog, dass sie die Hehre schmücken,
Wenn betend sie für uns die Hände hebt.

Wohl lockt' mich dieser Einen, Einz'gen Schönheit,
Ihr unermüdlich Trösten und Entlasten
Trotz allem Schimpf, mit dem man sie bewarf:
Herz, Kunstsinn und Vernunft zog mich zu ihr.

Sie lud mich ein zum Brot des Lebens — ach,
Verlornem Sohne ungleich fraß ich Träber
Und hungerte und gieng doch nicht nach Hause:
Mich hielten Stolz und Menschenfurcht zurück.

Und dann: als Kind gelehrt schon, sie zu hassen,
Wich scheu ich aus ihr wie verdächt'gem Haus.
O Väter, Väter, um wieviel der Gnaden,
Des Glücks hat Euer Abfall uns gebracht!

Wär' ich nur stark gewesen, wäre prüfend,
Doch mit dem Muth der Demuth eingetreten
In ihre off'nen Hallen: beten, liebend
Nach ihm verlangen hätt' sie mich gelehrt.

Nicht müsst' ich eingebracht vom Häscher Tod,
Wie ein Entlaufener zerlumpt, verlassen
Von aller Welt vor meinen Richter treten:
Ein Heer von Betern würde für mich beten!

Rundschau.

Das deutsche Theater in Österreich stellt geschichtlich ein zusammengehöriges Ganzes dar. Im Gegensatze zum reichsdeutschen Theater hängt es seit jeher wesentlich von einem Mittelpunkte ab, von der Haupt- und Residenzstadt Wien. Nun soll eine bei H. Seemann Nachf. in Leipzig erscheinende, von dem Amanuensis der Wiener Universitätsbibliothek Dr. F. A. Mayer geleitete Sammlung von Monographien unter dem Titel: „Das deutsche Theater in Österreich" auch die Arbeiten über diesen Gegenstand, die nachgerade in größere Aufnahme kommen, und die Arbeiter zu einem Ganzen vereinigen. Die Sammlung zerfällt inhaltlich in „Quellen" und „Darstellungen". Die Quellen sind ungedruckte (also Dramen und Dramatisches aus Handschriften, Memoiren, Briefwechsel, Archivalien), sowie Neudrucke einschlägiger Schriften in sorgsamer Auswahl, d. h. soweit sie interessant, wichtig und selten sind. Unter den Quellenpublicationen bildet eine besondere Serie: „Die Bibliotheken und Archive der Theater Wiens", aber der Herausgeber plant, die systematische Durchforschung der Theaterbibliotheken und -Archive auf die deutschen Provinzen Österreichs auszudehnen, soweit sich eben ein Ertrag versprechen läßt, und dabei auch jene Städte Ungarns nicht zu vernachlässigen, die in Betracht kommen (z. B. Preßburg, Ödenburg, Pest). Hier ist fast durchaus jungfräulicher Boden, die Ernte groß, aber die höchste Zeit, sie einzusammeln. Bei alledem soll doch das Hauptgewicht der Sammlung auf den Darstellungen ruhen, es sollen also theatergeschichtliche Monographien im weitesten Sinne geboten werden, die das deutsche Theater und seine Kunst, Schauspiel- und Schauspielerwesen in Österreich angehen. In erster Linie wird der Herausgeber hier darauf bedacht sein, dass die Arbeiten, bei aller Solidität im ganzen und einzelnen, möglichst die Theilnahme weiterer Kreise finden: nur so sind derartige Unternehmungen überhaupt lebensfähig. Instructiver Bildschmuck, nicht prächtig, aber sauber, kann diese Absicht nur befördern. Ist ja doch speciell in Österreich beim besseren Publikum und in der Presse das litterarische Interesse für das Theater noch immer das stärkste. Arbeiten, die von vornherein nur einen beschränkten Leserkreis haben, können nach dem Gesagten nicht ganz ausgeschlossen werden, aber im allgemeinen sollen auch Quellenpublicationen nach Thunlichkeit verarbeitet erscheinen.

Vorbereitet sind zunächst zwei Veröffentlichungen (vom Herausgeber), die im Zusammenhange stehen. Die eine bildet den 1. Band der obengenannten Serie: „Die Bibliotheken und Archive der Theater Wiens", es ist eine Arbeit über die litterarisch so gut wie unbekannte, für die Geschichte des Wiener Localstückes und auch sonst sehr wichtige Bibliothek des Theaters an der Wien, ähnlich dem neulich (bei Hirzel) erschienenen Waltherschen Werke: „Archiv und Bibliothek des Theaters zu Mannheim". Eine Bearbeitung der übrigen Wiener Theaterbibliotheken wird, wie bemerkt, sich anschließen. Die zweite Veröffentlichung liefert, auf noch unbenützte handschriftliche und auf gedruckte Materialien gestützt, die erste Geschichte des Theaters

an der Wien im ablaufenden ersten Centennium seines Bestandes, als handliche, alles Wesentliche zusammenfassende Darstellung. Nach Art dieser Schrift sollen dann auch kurze, verläſsliche und lesbare Abrisse der Geschichte der übrigen Wiener Theater in rascher Folge herauskommen, gleichfalls auf weite Verbreitung berechnet.

Von Wichtigkeit dürfte es sein, wenn das Burgtheater, wie dem Herausgeber in Aussicht gestellt ist, einen Theil seiner ausgezeichneten Scenarien für die Sammlung drucken läſst (als Muster für Hof- und Privattheater).

Das „Jahrbuch für Theatergeschichte und Dramaturgie", dessen 1. Band Ende December 1901 ausgegeben werden soll, ist bestimmt: 1. kleinere theatergeschichtliche Arbeiten aufzunehmen, es wird 2. kritische Übersichten über das Spieljahr der wichtigsten deutschen Bühnen, aber auch aus dem Auslande Berichte bringen, beides von einem allgemeineren und weiteren Standpunkte aus, als es Tages- und Wochenblätter können und wollen, es soll 3. Abhandlungen über Dramaturgie bieten und stellt nach allen diesen drei Richtungen ein Organ dar, das ganz fehlt. Jeder Band enthält auch einen Nekrolog und eine Bibliographie.

* * *

Der Name Mephistopheles. Der bekannte Forscher auf religiösgeschichtlichem Gebiete W. H. Roscher hat kürzlich in seiner „Ephialtes" betitelten Abhandlung (20. Bd. der Abh. der phil.-hist. Classe der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Nr. II, 1900) eine neue Deutung des Namens Mephistopheles gegeben. Nach hebräischen Etymologien sollte der Name je nach seiner verschiedenen Schreibweise bedeuten: „Zerbrecher der Lügner", „Vernichter und Lügner" und „Verführer zur Thorheit"; nach griechischen: „Schwefeldampfliebend", „Der das Licht nicht Liebende" (nach Düntzer), „Nichtfaustlieb" u. a. Die Endung des Namens spricht jedenfalls eher für griechische Ableitung, und Roscher meint, der Name habe ursprünglich „Megist-opheles" geheiſsen und bedeute „Der höchst Nützliche". Diese Erklärung knüpft an den Charakter des Dämons an, der in der alten Faustsage durchaus der eines allzeit hilfreichen, alle Bedürfnisse Faust's befriedigenden Dieners ist. Die aus Goethe's „Faust" geläufige veränderte Namensform hält Roscher für einen der so häufigen Euphemismen, wie diacre für diable, morbleu für mort de Dieu und ähnliches. (Litt. C.)

* * *

Preisaufgabe. — Die philosophische Facultät der Universität Göttingen stellt für das Jahr 1904 aus der Benecke'schen Preisstiftung folgende Preisaufgabe: „Die Facultät wünscht eine historische und beschreibende Darstellung der neulateinischen weltlichen Lyrik Deutschlands während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und im Anschluſs daran eine Untersuchung des Einflusses, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfaſste Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts ausgeübt hat. Die auſserdeutschen Neulateiner, insbesondere der Niederlande, werden dabei ausgiebig berücksichtigt werden müssen; dagegen liegt die Epigrammendichtung und die rein didaktische Poesie nicht im Rahmen der Aufgabe." — Der erste Preis beträgt 3400 Mark, der zweite 680 Mark.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien

Staat und Arbeitsvermittlung.

Von Dr. Franz M. Schindler.

Zu den vielen anderen Problemen, welche auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens gegenwärtig zur Lösung drängen, kommt seit jüngster Zeit das Problem einer richtigen und zweckentsprechenden Regelung der Arbeitsvermittlung oder des Arbeitsnachweises. Auch hier wird, wie bei so manchem anderen, unmittelbar der Staat zum Eingreifen angerufen: die staatliche Gesetzgebung soll allgemein bindende Normen für die Arbeitsvermittlung aufstellen, und die Staatsverwaltung soll die Handhabung und Durchführung der Arbeitsvermittlung als einen Theil der ihr ordnungsgemäß zukommenden Functionen durch ihre Organe besorgen. Die Frage, ob und wie weit dem Staate die Aufgabe wirklich zukomme, in die Arbeitsvermittlung einzugreifen, ist deshalb eine vollauf zeitgemäße. Es wird jedoch für die Behandlung dieser Frage von Nutzen sein, vorher einen Blick auf den gegenwärtigen Stand des Arbeitsvermittlungswesens und seine Entwicklung zu werfen.

Die Arbeitsvermittlung weist ihrem gegenwärtigen Bestande nach eine große Mannigfaltigkeit in der Art des Betriebes auf. Sie ist zunächst zu einem erheblichen Theile gewerbsmäßige, auf Gewinn berechnete Unternehmung und wird als solche theils für alle Arbeitsarten ohne Unterschied betrieben, theils scheidet sie sich in verschiedene Unterarten der Dienst- und Stellenvermittlung nach den verschiedenen Dienstzweigen und Arbeitsgattungen. Vielfach hat sie den Charakter einer charitativen oder humanitären Institution, und in dieser Form steht sie gewöhnlich in Verbindung mit Wohlthätigkeitsanstalten und charitativen oder humanitären Vereinen, welche sie zur Hilfeleistung für ihre Schützlinge ausüben. Nicht selten erscheint sie als Aufgabe freier wirtschaftlicher Vereinigungen, die sie mit oder ohne Beschränkung auf die Vereinsmitglieder, für alle oder einzelne Arbeitsarten, unentgeltlich oder gegen bloße Vergütung der aus der Vermittlung dem Verein erwachsenden Kosten pflegen. Endlich kommt sie wieder mehr und mehr als Function von Berufscorporationen mit öffentlich-rechtlichem Charakter (z. B. in

Österreich der gewerblichen Genossenschaften), von Gemeinden und anderen öffentlichen Körperschaften (z. B. in Österreich der Landes- und Bezirksausschüsse) zur Geltung. Alle diese Arten der Vermittlungsanstalten sind in den europäischen Kulturstaaten in bedeutender und stets wachsender Menge vertreten. In Österreich allein wurden, als dort im Jahre 1899 das arbeitsstatistische Amt an die bedeutenderen österreichischen Arbeitsnachweise die Einladung zu richten beschloss, allmonatlich nach einem einheitlichen Formular Bericht über ihre Thätigkeit zu erstatten, 928 Arbeitsvermittlungsstellen ermittelt, von denen 106 concessionierten gewerbsmäßigen Dienstvermittlern, 40 Gewerbe-Genossenschaften, 9 Anstalten, 52 Gewerkvereinen und 36 sonstigen Vereinen angehörten, während 6 allgemeine Arbeitsnachweise und 679 mit Naturalverpflegsstationen verbundene Vermittlungsstellen gezählt wurden.*)

Wie groß die Inanspruchnahme der bestehenden Vermittlungsanstalten ist, die zudem überall eine steigende Tendenz aufweist, mögen einige Ziffern beleuchten. Die 15 allgemeinen Arbeitsnachweisstellen in Württemberg verzeichneten im Jahre 1899 (im Jahre 1898 gab es 13 solcher Anstalten) 62.439 Nachfragen nach Arbeitsgelegenheit (gegen 61.509 im Jahre 1898) und 55.311 Angebote von Arbeitsgelegenheit für Männer und Frauen (gegen 46.760 im Jahre 1898); die Arbeitsvermittlungsstellen der Rhein- und Maingegend hatten vom 1. April 1899 bis 31. März 1900 68.404 Nachfragen nach Arbeitsgelegenheit (gegen 56.664 in der gleichen Zeit des Jahres vorher) und 59.321 Angebote (gegen 48.160 im Jahre vorher); die badischen Arbeitsämter im Jahre 1899 126.604 Nachfragen (gegen 139.576 im Jahre 1898) und 79.641 Anbote (gegen 71.165 im Jahre vorher). Bei dem Arbeitsvermittlungsamte in Budapest meldeten sich im ersten Halbjahre seines Bestandes (1/3.—1/9. 1900) 64.835 Arbeitsuchende (gegen 26.845 Meldungen von freien Stellen). Das städtische Arbeitsamt in München wies im Jahre 1899 über 40.000, im Jahre 1900 nahezu 45.000 Stellensuchenden Arbeit nach. Das städtische Arbeitsvermittlungsamt in Wien hatte im Jahre 1899 78.598 Nachfragen nach Arbeitsgelegenheit und 45.780 Anbote von solchen nachzuweisen; im Jahre 1900 stellen sich die betreffenden Zahlen auf 78.210 und 49.771 (Vermittlungen 45.057); vom Beginn seiner Wirksamkeit am 12. September 1898 bis 31. December 1900 auf 178.264 und 104.867 (Vermittlungen 92.612). Für Paris wurde berechnet, dass die dortigen

*) Diese wie die folgenden statistischen und sonstigen thatsächlichen Berichte sind entnommen aus „Sociale Rundschau, herausgegeben vom arbeitsstatistischen Amte des k. k. Handelsministeriums", Wien 1900 und 1901, und aus „Sociale Praxis", herausgegeben von Prof. Dr. E. Francke, Berlin 1900 und 1901.

Bureaux zur gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung jährlich 450.000 Posten und 350.000 Aushilfsposten zur Besetzung bringen. Daneben vermittelte die Pariser Arbeiterbörse vom 31. October 1897 bis 31. October 1898 32.426 Stellen, davon 16.782 Aushilfsstellen. Bei sämmtlichen 55 Arbeitsbörsen in Frankreich (1897 waren es 49) waren im Jahre 1898 83.648 Stellengesuche und 45.461 Stellenangebote eingelaufen. In Preußen waren am 1. Jänner 1900 bereits 199 communale oder mit communaler Hilfe errichtete Arbeitsnachweise vorhanden, die im Laufe dieses Jahres noch zugenommen haben. In welcher Weise die Thätigkeit derselben gestiegen ist, lässt die Thatsache erkennen, dass 1897 rund 320.000, 1899 bereits über eine halbe Million Arbeitgeber und Arbeiter die Institution in Anspruch genommen haben; im Jahre 1897 wurden nicht ganz 105.000, im Jahre 1899 über 160.000 Stellen durch sie vermittelt.

Von den genannten Arten des Arbeitsnachweises ist es allein die Arbeitsvermittlung als gewerbsmäßige, auf Gewinn berechnete Unternehmung, die zu Bedenken Anlass bietet und die man deshalb möglichst zurückzudrängen oder (wenn dies überhaupt thunlich sein mag) gänzlich zu beseitigen versucht. So wurde von der französischen Deputiertenkammer im Jahre 1900 ein Gesetz über Arbeitsvermittlung angenommen, welches alle privaten entgeltlichen Dienstvermittlungsbureaux innerhalb fünf Jahren vom Geltendwerden des Gesetzes zu beseitigen in Aussicht nimmt. Wie bedeutend allein schon die wirtschaftlichen Lasten sind, welche die gewerbsmäßigen Dienstvermittlungsanstalten dem arbeitenden Volke auflegen, geht aus einer Berechnung hervor, die ein Vertheidiger der gewerbsmäßigen Vermittlung über die Einnahmen der Pariser Placierungsbureaux aufstellt. Er berechnet, dass bei einer Durchschnittsgebür von 15 Francs für einen Posten und von 50 Centimes für einen Aushilfsposten aus den jährlich vermittelten 450.000 Posten und 350.000 Aushilfsposten für die 357 Privatvermittlungsstellen eine Gesammteinnahme von 6,915.000 Francs, also für die einzelne durchschnittlich von 21.000 Francs sich ergibt. Vielleicht noch bedenklicher, als nach der Seite einer immerhin erheblichen Belastung der arbeitenden Stände überhaupt, sind die gewerbsmäßigen Vermittlungsstellen durch die Leichtigkeit des Missbrauchs gegenüber den einzelnen Stellensuchenden zu Schädigungen selbst außerordentlicher Art in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung, durch die Schwierigkeit einer ausreichenden Überwachung ihres Gebarens und eines wirksamen Schutzes für die Geschädigten. Seltsame Beispiele hievon wurden von Vermittlern für landwirtschaftliche Arbeiten in Galizien u. a. veröffentlicht.

Die Arbeitsvermittlung als charitative Institution und als Function öffentlicher Berufscorporationen darf wohl das Vorrecht des ältesten Bestandes

für sich in Anspruch nehmen. Solange es christliche Waisenhäuser, Kranken- und Reconvalescentenanstalten und dgl. gibt, gab es auch eine den Umständen angepasste Dienst- und Arbeitsvermittlung für die austretenden Schützlinge dieser Anstalten. Die Arbeitsvermittlung durch die Berufscorporationen war ein Theil der Vorrechte, welche die mittelalterlichen Handwerkerzünfte ihren Schutzgenossen, den Gesellen, verbürgten. „Frei konnte der Geselle mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen wandern durchs ganze Reich. Wo er ankam, stand er unter dem Schutze der Zunft und übte sein Standesrecht aus. Jede Zunftherberge musste ihn aufnehmen. In der Herberge hieng eine Tafel, auf der die Namen der Meister, welche Gesellen nöthig hatten, aufgezeichnet waren. Trat er in Arbeit, so wurde er gleichberechtigt mit jedem Ortsgesellen. War keine Arbeit vorhanden, so zog er weiter, versehen mit einem Geschenk für Nachtlager und Zehrung und einem Reisepfennig für den Unterhalt bis zur nächsten Zunftstadt." (J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Band I. S. 333.) Für Österreich bezeichnet die geltende Gewerbeordnung ein neuerliches Einlenken zur berufsgenossenschaftlichen Organisation des Handwerks mit öffentlich-rechtlichem Charakter der Berufsgenossenschaften, welchen u. a. auch die Arbeitsstellenvermittlung in beschränkter Weise als Aufgabe zugewiesen wurde. Die Arbeitsvermittlung durch freie wirtschaftliche Vereinigungen und der allgemeine Arbeitsnachweis, geführt durch die Gemeinden und andere öffentliche Körperschaften (hier abgesehen von den Berufscorporationen), sind neuere Formen der Arbeitsvermittlung, in der Gegenwart jedoch unstreitig von der hervorragendsten Bedeutung. Namentlich begannen in mehreren Ländern die Gemeinden schon zu einer Zeit, da die betreffenden Staatsverwaltungen dieser Angelegenheit noch nicht näher getreten waren, (z. B. in der Schweiz seit 1887, im Deutschen Reiche seit 1894, in Österreich seit 1898), die Arbeitsvermittlung in den Bereich ihrer Aufgaben zu ziehen. Daneben finden wir z. B. in Österreich auch noch andere autonome Vertretungskörper, welche, wie die Landtage in Galizien, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Organisierung des Arbeitsnachweises für ihre Gebiete theils planen, theils durch ihre ständigen Organe (Landesausschuss) bereits eingeleitet haben. So hat der Landesausschuss in Böhmen die Einrichtung eines allgemeinen Arbeitsnachweises für das Land in Verbindung mit den Landes-Naturalverpflegstationen in die Hand genommen. Die von freien wirtschaftlichen Vereinigungen, sei es der Arbeitgeber allein, sei es der Arbeiter allein, eingerichteten Arbeitsnachweise sind in Zeiten wirtschaftlicher Kämpfe nicht wenig der Gefahr ausgesetzt, dem Parteiinteresse dienstbar zu werden und so an dem nothwendigen Vertrauen nach beiden Seiten hin zu verlieren.

In jüngster Zeit mehren sich die Fälle, wo die Staatsregierungen unmittelbar in die Fortbildung des Arbeitsvermittlungswesens eingreifen oder dazu aufgefordert werden. Der Anfang wurde im kleinen Schweizer Kanton Basel-Stadt gemacht, wo im Jahre 1892 ein allgemeines Vermittlungsbureau für den ganzen Kanton als staatliche Anstalt errichtet wurde. Im Großherzogthum Luxemburg sind mit den Postanstalten Arbeitsnachweise (Postarbeiten) in Verbindung gebracht. Im Jahre 1899 kam im nordamerikanischen Unionstaate Illinois (nach dem Vorgange Ohios 1890, Nebraskas 1892, New Yorks 1896) ein Gesetz zustande, durch welches für jede Stadt des Staates mit 50.000 Einwohnern ein, in jeder Stadt mit einer Million und darüber drei allgemeine unentgeltliche Stellenvermittlungsbureaux als staatliche Anstalten angeordnet wurden; es soll fernerhin in diesen Städten weder einer einzelnen Person noch einer Firma oder Corporation gestattet sein, eine private Stellenvermittlung gegen Entgelt zu betreiben, außer es wäre eine besondere Licenz gegen Bezahlung von jährlich 200 Dollars und gegen eine Caution von 1000 Dollars erworben worden. Im gleichen Jahre wurde im Staate Missouri durch Gesetz verordnet, dass in allen Städten mit 100.000 und mehr Einwohnern je ein allgemeines unentgeltliches Arbeitsvermittlungsamt als staatliches Institut eingerichtet werde. Nicht soweit giengen bisher die größeren europäischen Staaten, welche zur Organisierung der Arbeitsvermittlung Stellung nahmen. In Bayern und Württemberg, wo der Arbeitsnachweis zur Zeit wohl am besten ausgebildet ist, begnügte sich die Staatsverwaltung damit, die Vermittlungsämter der größeren Gemeinden so zu unterstützen und zu regeln, dass sie unbeschadet ihrer Eigenschaft als Gemeindeanstalten den Vermittlungsdienst für das ganze Staatsgebiet wirksam zu bethätigen imstande sind. Das preußische Handelsministerium setzte sich für die Schaffung communaler Arbeitsnachweisstellen in allen Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern ein; die Thätigkeit aller dieser Vermittlungsstellen findet eine gewisse Vereinigung in einer staatlichen Centralstelle. In der Wintersession des deutschen Reichstages 1899—1900 wurde von den socialdemokratischen Abgeordneten ein Gesetzentwurf eingebracht, welcher die Errichtung eines Reichsarbeitsamtes und localer staatlicher Arbeitsämter für jeden Bezirk einer höheren Verwaltungsbehörde eines Bundesstaates beantragt; diese Arbeitsämter sollen u. a. die Arbeitsvermittlung besorgen. Am 15. November 1900 beantragten dagegen der Abgeordnete des deutschen Reichstages Roesicke und Genossen, es sei ein Gesetz zu geben, durch welches bestimmt wird, dass auf Antrag einer bestimmten Anzahl von Arbeitgebern und Arbeitern die Gemeinden überhaupt verhalten seien, Arbeitsnachweise zu errichten. Ein von der französischen Deputierten-Kammer 1900 angenommener Gesetzentwurf ist

auf die Beseitigung der entgeltlichen Dienstvermittlungsbureaux binnen fünf Jahren gerichtet; derselbe bringt in Antrag, den Syndicaten, Unterstützungs- und Wohlthätigkeitsvereinen, sowie den Gemeinden die Einrichtung unentgeltlicher Arbeitsnachweise unbeschränkt zu gestatten und die Gemeinden mit der Verpflichtung zu belasten, Register über angebotene und gesuchte Stellen zu führen; Gemeinden mit über 10.000 Einwohnern sollen eigene Vermittlungsämter errichten. Im Jahre 1897 billigte übrigens die französische Kammer bereits einen Antrag, welcher nach und nach allen Gemeinden die unentgeltliche Führung von Stellenregistern, Gemeinden mit mehr als 30.000 Einwohnern die Einrichtung unentgeltlicher Vermittlungsämter auferlegte und einen Gebürentarif für die gewerbsmäßige Vermittlung aufstellte. In Ungarn werden auf Anregung und mit Unterstützung der Regierung vorläufig außer der Hauptstadt auch in den übrigen Sitzen der Handels- und Gewerbekammern gewerbliche Arbeitsvermittlungsinstitute mit Hinzuziehung der Gewerbegenossenschaften und der anderen interessierten Fachcorporationen eingerichtet, so dass die Gewerbegenossenschaften insbesondere außerhalb der Hauptstadt die Organe der Institute sein sollen. Diese Institute sollen mit allen schon bestehenden, dem gleichen Zwecke dienenden Vereins- oder Privatinstituten in Verbindung treten und unter einander, sowie mit den Vermittlungsanstalten für Feldarbeiter in Beziehung gebracht werden; das hauptstädtische Amt soll die Centrale der übrigen bilden.

Was Österreich betrifft, so liegt ein Antrag der Majorität des Arbeitsbeirathes des handelsstatistischen Amtes vor, welcher auf Einführung eines lückenlosen Netzes staatlicher, das ganze Reichsgebiet umfassender, allgemeiner und unentgeltlich functionierender Arbeitsvermittlungsstellen abzielt, die in Landescommissionen (bei den Landesbehörden) für jedes Kronland und in einer Centralstelle (beim Handelsministerium) für das ganze Reich centralisiert werden sollen. Die einzelnen Vermittlungsstellen sollen durch staatliche Beamte geführt werden und einen aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern paritätisch zusammengesetzten und ehrenamtlich functionierenden Verwaltungsausschuss hauptsächlich als Controlorgan zur Seite haben. Gemeinde- und andere Vermittlungsanstalten, welche im Wesentlichen nach dem Muster der staatlichen Anstalten (mit allgemeiner Vermittlung, paritätischem Ausschuss) eingerichtet sind, sollen auch deren Aufgaben übernehmen können und staatlich subventioniert werden. Die gewerbsmäßige Stellenvermittlung soll beseitigt werden. Die Gemeinden sollen als Hilfsorgane der Vermittlungsstellen dienen und für Besorgung und Betreuung der Localitäten der letzteren aufkommen.

Was nun die Frage über das Recht des Staates zum Eingreifen in die Arbeitsvermittlung anbelangt, so hängt deren Beantwortung seitens der

Einzelnen wesentlich davon ab, welcher Auffassung vom Staate und von den Staatsaufgaben sie sich überhaupt und namentlich bezüglich des Wirtschaftslebens anschließen. Wer geneigt ist, Staat und Gesellschaft, Staatsleben und Volksleben in eines aufgehen zu lassen, im Staatsorganismus den einzig berechtigten oder doch grundsätzlich zu bevorzugenden Organismus der Volkselemente zu erblicken und dem Staate auch im Wirtschaftsleben alle Aufgaben zuzuerkennen, die zu lösen er die Macht und die Mittel besitzt oder wenigstens im Augenblicke in wirksamerem Maße zu besitzen scheint als andere Factoren, der wird unbedenklich das Recht des Staates bejahen, nicht bloß irgendwie in die Arbeitsvermittlung einzugreifen, sondern sie geradezu als staatliche Function für sich zu beanspruchen und auszuüben. Zurückhaltender werden darüber diejenigen zu urtheilen gesonnen sein, welche den staatlichen Organismus weder für berufen erachten, jede andere Organisation im Volke entbehrlich zu machen, noch für berechtigt, einfach alle Lebensfunctionen des Volkskörpers aufzusaugen; zurückhaltender werden jene urtheilen, welche dem Staate grundsätzlich ein Einmischungsrecht insbesonders in das wirtschaftliche Leben der Bürger nur von dem Gesichtspunkte und innerhalb der Grenzen gestatten, dass und soweit es gilt, die Gesammtheit der Bürger oder einzelne Classen derselben vor offenkundigem und ohne sein Eintreten unausweichlichem Schaden zu bewahren oder ihnen Vortheile zuzuwenden, welche durch die freie Bethätigung der Bürger gar nicht oder doch nicht hinlänglich gesichert werden könnten.

Diesen Gesichtspunkt stellt auch Leo XIII. in seinem berühmten Rundschreiben über die Arbeiterfrage »Rerum novarum« in klarer Weise als den allein richtigen und maßgebenden hin. Dort, wo er von den Aufgaben des Staates zur Lösung der Arbeiterfrage spricht, nachdem er die Pflicht der Staatsgewalt, zum Schutze der Arbeiter einzugreifen, nachdrücklich betont hat, sagt er: „Bürger und Familie sollen allerdings nicht im Staate aufgehen, und die Freiheit der Bewegung, soweit sie nicht dem öffentlichen Wohle oder dem Rechte anderer zuwider ist, muss ihnen gewahrt bleiben. Freilich müssen wirksame Schutzmaßregeln der Regierung der Gesammtheit und den einzelnen Ständen gewidmet sein; der Gesammtheit, weil nach der Ordnung der Natur deren Wohl nicht bloß das oberste Gesetz, sondern auch Grund und Endzweck der höchsten Gewalt überhaupt ist; den einzelnen Ständen, weil die Regierung der Gesammtheit nicht um der Regierenden willen, sondern für die Regierten geführt wird ... Droht also der staatlichen Gesammtheit oder einzelnen Ständen ein Nachtheil, dem anders nicht abzuhelfen ist, so ist es Sache des Staates, einzugreifen." Und nach kurzer Beleuchtung dieses letzten Grundsatzes durch Beispiele aus

den Verhältnissen des Arbeiterstandes fährt Leo fort: „In allen diesen Fällen muss die Autorität und Gewalt des Staates sich geltend machen, jedoch ohne die rechten Schranken zu überschreiten. Nur soweit es zur Hebung des Übels und zur Entfernung desselben nöthig ist, nicht aber weiter, dürfen die staatlichen Maßnahmen in die Verhältnisse der Bürger eingreifen".

Unter Festhaltung dieses Gesichtspunktes ist es unschwer, die richtige Antwort auf die in Rede stehende Frage zu finden. Sie scheidet sich in die zwei Sonderfragen: ob der Staat überhaupt in die Regelung des Arbeitsvermittlungswesens einzugreifen das Recht habe? und wenn diese Frage bejaht wird, ob die Durchführung der Arbeitsvermittlung selbst der Staatsverwaltung als eine ihrer ordentlichen Functionen zuzuweisen sei.

Berücksichtigt man die Lage nicht allein des Arbeiterstandes, sondern auch der Unternehmerstände, wie sie in den modernen Kulturstaaten thatsächlich sich gestaltet hat, so kann die erste Frage im allgemeinen unbedenklich bejaht werden; man kann weitergehen und nicht von einem Rechte allein, sondern vielfach geradezu von einer Pflicht des Staates zum Eingreifen in die Regelung des Arbeitsvermittlungswesens sprechen, — einer Pflicht, die nach der oben gegebenen Darstellung ja auch schon weithin Anerkennung gefunden hat.

Zwei Gründe sind es hauptsächlich, welche für das Recht und die Pflicht des modernen Staates sprechen, in die Regelung des Arbeitsvermittlungswesens im allgemeinen einzutreten: das augenscheinliche Bedürfnis einer gut geordneten Arbeitsvermittlung für ansehnliche Volkskreise und das Unvermögen der Arbeiter- wie der Unternehmerstände, bei ihrer heutigen Desorganisierung aus sich allein und ohne Eingreifen autoritativer Factoren zu einer befriedigenden Regelung der Arbeitsvermittlung zu kommen.

Was den ersten Punkt, das Bedürfnis ansehnlicher Volkskreise nach einer gut geregelten Arbeitsvermittlung, betrifft, so sprechen dafür deutlich genug die oben angeführten hohen und stets steigenden Ziffern der Benützer der Arbeitsvermittlungsanstalten, ferner die immer wachsende Zahl der Arbeitsnachweisstellen sowohl in jenen Ländern, wo ihnen eine staatliche Förderung bereits zutheil wurde, als auch dort, wo dies bisher nicht der Fall ist. Aber auch schon die allgemeine Betrachtung der heutigen Arbeitsverhältnisse bekräftigt hinreichend die vorhandene Nothwendigkeit eines gut ausgebildeten Arbeitsvermittlungswesens für breite Volksschichten. Die modernen Arbeitsverhältnisse ermangeln in einer geradezu bedenklichen Weise der wünschenswerten Stabilität. Ganze Industriezweige verlieren bald da, bald dort durch den Wechsel der Mode, durch neu entstandene Concurrenz in den bisherigen Ab-

satzgebieten, durch die Wandlungen der Zoll- und Handelspolitik in den einzelnen Staaten sozusagen über Nacht den Boden unter ihren Füßen und werfen unaufhörlich Arbeitskräfte aus ihrer wirtschaftlichen Position mit der Nöthigung für sie, ins Ungewisse nach neuer Arbeit auszuschauen. Der unruhige und oft sprunghafte Entwicklungsgang der industriellen Technik trägt dazu noch weiteres bei. Der weitum zerstörte Sinn für Sesshaftigkeit läßt festes Beharren an einem Orte allzu Vielen unbehaglich erscheinen, und über die Lande ergießt sich ein nimmer ruhender Strom von gewerblichen und Industriearbeitern, denen die geringsten Anlässe eben hinreichen, sichere Arbeit aufzugeben und nach anderer unsicherer Umschau zu halten. Vom Lande strömen immer massigere Scharen in die Städte und Industrieorte ab und vermehren dort das ohnehin schon übermäßige Arbeitsangebot. Dagegen leidet namentlich der Landbauer in dringendster Zeit empfindliche „Leutenoth“ und sieht sich außerstande, selbst mit großen Opfern geeignete Arbeiter in hinlänglicher Zahl sich zu sichern. Den einzelnen gewerblichen und industriellen Unternehmern fehlen häufig die Mittel und Wege, ihren Bedarf besonders an qualificierten Arbeitern ohne Verzug zu decken, wenn die Schwankungen des Warenmarktes rasch eine verstärkte Nachfrage mit sich bringen, während anderswo das Sinken der Nachfrage solche Arbeitskräfte außer Brot setzt, ohne Hoffnung, hier alsbald neuen Erwerb zu finden. Es ist kein Zweifel, dass die heutigen Arbeitsverhältnisse kraft der Eigenart, die sie thatsächlich aufweisen, fortwährend und in steigendem Maße für ansehnliche Volkstheile eine gut functionierende Arbeitsvermittlung unbedingt nothwendig machen, soll anders deren wirtschaftliche Wohlfahrt nicht bedeutend gefährdet sein.

Hiezu kommt das zweite Moment, dass die zunächst an dem Bedürfnisse betheiligten Kreise der Arbeiter- und Unternehmerstände derzeit unvermögend sind, aus sich heraus dem Bedürfnisse nach Einrichtung einer beiden Theilen genügenden Arbeitsvermittlung abzuhelfen. Der Beweis für dieses ihr Unvermögen ist schon allein dadurch hinlänglich erbracht, dass gerade infolge ihres Drängens die Staatsverwaltungen immer zahlreicher an die Regelung des Arbeitsnachweises heranzutreten sich veranlasst fanden. Der Grund des Unvermögens liegt ersichtlich im Mangel einer durchgreifenden und lebenskräftigen Organisation beider Erwerbsstände. Dieser Mangel läßt bei ihnen ein selbständiges Vorangehen in keiner ihrer Angelegenheiten zustande kommen, zu deren Regelung ein autoritatives, geregeltes, exactes Eingreifen von allgemeiner Vertrauenswürdigkeit erfordert wird. Zu diesen Angelegenheiten gehört zweifelsohne die Einrichtung der Arbeitsvermittlung. Sie kann eines nach festen und autoritativ bestimmten Grundsätzen rasch und billig functionierenden Apparates nicht

entbehren, der als völlig unparteiisch und vertrauenswürdig auf Seiten der Arbeitgeber wie der Arbeiter anerkannt wird. Einen solchen herzustellen, vermag kein Einzelner und keine willkürliche Vereinigung mehrerer oder vieler Einzelner aus jenen Erwerbsständen; das vermögen ausschließlich die allgemein und lebensvoll organisierten Erwerbsstände mit Organisationen von öffentlich rechtlichem Charakter. Solange diese Organisationen nicht vorhanden sind, werden die Erwerbsstände auch in ihren wesentlichsten und dringlichsten Interessen, wie ein solches die Arbeitsvermittlung ist, auf das Eingreifen anderer Factoren mit autoritativer und umfassender Gewalt, also in der Regel der Staatsverwaltung, angewiesen sein, womit für die letztere Recht und Pflicht des Eingreifens von selbst gegeben erscheint. Es wird also Aufgabe der Staatsverwaltung sein, die Frage des Arbeitsnachweises in ihrem Gebiete mit Rücksicht auf das wirkliche Bedürfnis der erwerbenden Stände und dessen bisherige Befriedigung zu untersuchen und Einrichtungen anzuordnen, dass dem vorhandenen Bedürfnisse in bestmöglicher Weise entsprochen werde.

Was die andere Frage betrifft, ob nämlich auch die Durchführung der Arbeitsvermittlung in die Hände der Staatsverwaltung als eine ihrer ordentlichen Functionen zu legen sei, so scheint hier eine viel größere Zurückhaltung am Platze zu sein. Ja vom Standpunkte unserer oben bereits gekennzeichneten Staatsauffassung erscheint kaum eine andere Stellungnahme möglich als die, dem Staate grundsätzlich bloß eine subsidiäre Rolle in der Durchführung der Arbeitsvermittlung zuzugestehen.

Drei Gründe sind es, die hiefür besonders geltend gemacht werden können:

Zunächst steht es außer aller Frage, dass die Vermittlung von Arbeitsgelegenheit für die einzelnen Arbeitsuchenden und von Arbeitern für die einzelnen Unternehmer an sich eine Function des privatwirtschaftlichen Gebietes ist. Dass dem einzelnen Arbeiter eine ihm entsprechende Arbeitsgelegenheit zu Theil werde, die ihm seinen Lebenserwerb sichert, das ist unzweifelhaft eine Frage seines privaten wirtschaftlichen Wohles. Ebenso gilt dies von dem einzelnen Unternehmer, der zu einer ihm gewinnbringenden Production die nöthigen Arbeiter sucht; dass er sie wirklich zur Verfügung habe, kann man unmöglich anders denn als eine Angelegenheit seiner privaten wirtschaftlichen Wohlfahrt bezeichnen. Ist dies aber zuzugestehen, dann kann man ein directes und unbedingtes Eingreifen des Staates in die Durchführung der Arbeitsvermittlung überhaupt nur unter der Voraussetzung fordern, dass man grundsätzlich und allgemein die zeitliche Privatwohlfahrt der einzelnen Glieder des Staates als unmittelbaren und directen Staatszweck erklärt. Dass diese Auffassung vom Staate in ihren Consequenzen nothwendig zur äußersten Bevormundung und Knechtung des Individuums führen muss und so jede

menschenwürdige Wohlfahrt in der Wurzel angreift, ist so bekannt, dass es hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Im Interesse der Freiheit und Wohlfahrt der Bürger ist ein unmittelbares Eingreifen der Staatsgewalt in Functionen des privatwirtschaftlichen Gebietes nur bedingt zulässig. Seine Voraussetzung ist die Unzulänglichkeit der Kräfte und das Ergänzungsbedürfnis der einzelnen Bürger sowie derjenigen kleineren Vereinigungen, die durch das Ungenügen der Einzelnen im Kampfe um ihr wirtschaftliches Wohl zunächst hervorgerufen werden. Soweit dieses Ergänzungsbedürfnis, die natürliche Ursache der Staatenbildung es erheischt, soweit also die privatwirtschaftenden Kräfte, sei es einzeln, sei es durch Vereinigungen Einzelner, sich diejenigen Güter in befriedigender Weise nicht zu sichern vermögen, die zu ihrem privaten wirtschaftlichen Wohle nothwendig oder nützlich sind; soweit und nur soweit kommt der Staatsgewalt ein Recht zum unmittelbaren Eingreifen in die privatwirtschaftlichen Angelegenheiten der Bürger zu. Über diesen Rahmen hinaus fehlt der Staatsgewalt zum directen Eingreifen in dieselben der Rechtsboden, und es ist hiefür gleichgiltig, ob sie billiger und vielleicht augenblicklich um etwas erfolgreicher als die Bürger selbst jene Angelegenheiten zu besorgen imstande ist oder nicht.

Werden diese Grundsätze auf die Arbeitsvermittlung angewendet, so ist dieselbe, wo die Bethätigung der einzelnen Arbeiter und Arbeitgeber als solcher nicht ausreicht, zunächst den bestehenden und eventuell auszugestaltenden oder zu errichtenden *wirtschaftlichen* Organisationen derselben als deren naturgemäße Aufgabe zuzuweisen, also den Gewerkschaften, gewerblichen, landwirtschaftlichen und sonstigen beruflichen Genossenschaften und deren Verbänden. Solange diese hiezu nicht hinlänglich ausgebildet sind, kommt in nächster Linie die Zuhilfenahme der Gemeinden in Betracht. Diese sind ihrem ganzen Ursprung und Wesen nach als vorwiegend wirtschaftliche Organisationen des Volkskörpers zu betrachten,*) und so sehr auch seit langem her dieser ihr Charakter durch den absoluten Staat allerorten unterdrückt und verdunkelt wurde, ringt er sich doch in der Gegenwart mit Macht neuerdings zum Durchbruche. Die Gemeinde hat ein unmittelbares und starkes Interesse daran, dass es den Unternehmern in der Gemeinde nicht an Arbeitern, diesen nicht an der Möglichkeit fehle, die vorhandenen Arbeitsgelegenheiten benützen zu können. Überdies steht die aus der Mitte des Volkes hervorgegangene Verwaltung der Gemeinde den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Erwerbstände genügend nahe, um mit ihnen hinlänglich vertraut zu sein und so auch das

*) Aristoteles nennt sie die erste (d. i. aus der Familie zunächst herausgewachsene), aus mehreren Familien bestehende Gemeinschaft zum Zwecke der nicht alltäglichen Lebensverrichtungen.

nöthige Vertrauen der erwerbenden Bevölkerung zu genießen. Die Gemeinde wird deshalb zur Durchführung der Arbeitsvermittlung zweckentsprechend herangezogen werden können, soweit die Erwerbsstände selbst dazu nicht hinlänglich organisiert erscheinen. Wie sehr sich übrigens der Gedanke, die Gemeinde an der Arbeitsvermittlung zu betheiligen, von selbst nahelegt, ist aus der Rolle ersichtlich, die ihr derzeit fast von jedem System der organisierten Arbeitsvermittlung eingeräumt wird. Aufgabe des Staates dagegen ist es, vor allem diese Thätigkeit der wirtschaftlichen Organisationen der Erwerbsstände selbst und der Gemeinden anzuregen, durch Gesetze und Verordnungen sie zu leiten und sie angemessen zu unterstützen und zu überwachen, damit sie den Bedürfnissen der erwerbenden Volksclassen allseitig entspreche. Nur dort, wo die genannten Factoren hiezu nicht genügen, hat die Staatsverwaltung subsidiär das Recht, in die Function der Arbeitsvermittlung durch ihre Organe unmittelbar einzutreten. Legt sie sich diese Zurückhaltung eines zunächst bloß indirecten Eingreifens in die Durchführung der Arbeitsvermittlung auf, so dient sie sicher am besten dem letzten Zwecke jeder Arbeitsvermittlung, der Förderung des wirtschaftlichen Volkswohles, das weit mehr durch die Anregung und Unterstützung der Volksclassen zu eigener Bethätigung gewinnt als dadurch, dass ihnen eine um die andere ihrer ureigensten Aufgaben durch die Staatsverwaltung abgenommen werde.

Diese Zurückhaltung der Staatsverwaltung von einem unmittelbaren Eingreifen in die Durchführung der Arbeitsvermittlung darf umso mehr gefordert werden, als die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, dass auch in wirtschaftlich hochentwickelten Ländern die nicht unmittelbar staatlich organisierte Arbeitsvermittlung den Arbeitsverkehr befriedigend zu regeln imstande ist. Hier ist besonders auf einzelne Staatsgebiete Deutschlands, namentlich Süd- und West-Deutschlands hinzuweisen. In Bayern z. B. ist die Organisation des allgemeinen Arbeitsnachweises an die Vermittlungsämter der Großgemeinden angeschlossen; jedes derselben functioniert zugleich als Centralstelle für den gesammten Arbeitsnachweis in einem bestimmten Landesgebiete unter Heranziehung der wirtschaftlichen Vereinigungen und unter obligatorischer Mitwirkung aller Gemeindeverwaltungen dieses Gebietes, und sie sind untereinander durch entsprechende Vorkehrungen unter Mithilfe des Staates derart verbunden, dass sie ein vollkommen geschlossenes Netz einer billig, rasch und verlässlich thätigen Arbeitsvermittlung für den ganzen Staatsbereich darstellen. Die nichtstaatlichen Arbeitsvermittlungsämter von Württemberg, Baden, der Rhein- und Maingegend weisen eine ähnliche Organisation auf, deren Resultate als befriedigende bezeichnet werden. Es muss nun im Interesse der bürgerlichen Freiheit gefordert werden, dass der Staat die Durchführung solcher Aufgaben,

die ihm an und für sich nicht zukommen und die zugleich von anderen Factoren offenbar genügend gelöst werden können, nicht an sich ziehe. Überdies liegt es nicht im Interesse der Wohlfahrt des Volkes, der ohnedem bereits übermäßig belasteten Staatsverwaltung die unmittelbare Ausführung einer neuen und weittragenden wirtschaftlichen Aufgabe zuzuweisen. Dies umso weniger, als die Staatsverwaltung für die Ausführung dieser Aufgabe weder den Vortheil ganz besonders geeigneter, ihr zu Gebote stehender Kräfte, noch den einer weniger complicierten und sicher billigeren oder zweifellos erfolgreicheren Action für sich geltend machen kann, als wenn er dieselbe anderen Factoren überließe und sich lediglich deren gesetzliche Regelung, Überwachung und Unterstützung vorbehielte. Was speciell die Gemeinden anbelangt, so würde auch eine unmittelbar staatliche Einrichtung der Arbeitsvermittlung auf deren Mitwirkung in weitem Maße angewiesen sein, so lange eine vollständige berufsgenossenschaftliche Organisation des Volkes fehlt, außer es würde ein übergroßer Apparat eigener staatlicher Arbeitsnachweisstellen bis in die kleineren Gemeinden hinein geschaffen werden wollen. Hiedurch erscheint zugleich der Befürchtung begegnet, als ob in Ländern mit einer den Wirtschaftsbewegungen mehr gleichgiltig gegenüberstehenden Bevölkerung die gemeindliche Arbeitsvermittlung weniger am Platze sein könnte. In diesen wie in den Ländern mit geweckter und fortgeschrittener Bevölkerung wird die Betheiligung der Gemeinden auf lange hinaus eine wesentliche Rolle spielen müssen, gleichviel, ob man die Organisation des Arbeitsnachweises an die Großgemeinden anknüpft, die in allen Kulturländern der Aufgabe gewachsen sein dürften, oder ob man sie unmittelbar dem Staate überläßt.

Noch ein dritter Grund gegen die unmittelbar staatliche Organisation des Arbeitsnachweises möge kurz ausgeführt werden. Die grundsätzliche, unbedingte Ansichnahme aller Arbeitsvermittlung seitens der Staatsgewalt läßt eine Überspannung der Ansprüche an die Staatsgewalt als Consequenz mindestens psychologisch kaum vermeidbar erscheinen. Die Arbeitsvermittlung wird von den sie in Anspruch Nehmenden doch schließlich nur wegen der wirklichen Zuweisung von Arbeit und von Arbeitern gesucht. Stellt sich nun der Staat als allgemein, unbedingt und unmittelbar zur Arbeitsvermittlung berufen hin, so legt sich psychologisch der Gedanke überaus nahe, der Staat sei ebenso allgemein, unbedingt und unmittelbar zur effectiven Vermittlung vornehmlich von Arbeitsgelegenheit zum Broterwerbe, aber auch von Arbeitern zu gewinnbringender Production ebenso befähigt wie verpflichtet. Eine gefährliche Consequenz für den Staat, der etwas anderes sein will, als eine Productionsgenossenschaft mit dem Anspruch aller Genossen auf Arbeit und Brot direct an ihn selbst oder eine Gesellschaft zur Sicherung gewinnbringen=

der Unternehmungen der einen, mit Arbeitszwang für die anderen. Hier ist die Stellung der berufsgenossenschaftlichen Vermittlungsorganisationen und der ihre Stelle vertretenden oder geradezu für sie functionierenden gemeindlichen Vermittlung eine ganz andere, indem sie ja von vornab nur als Vermittlungsstellen für einen beschränkten Bedarf an Arbeitern und Arbeitsgelegenheiten auftreten und betrachtet werden. Ebenso tritt die Staatsgewalt bei lediglich subsidiärem Eingreifen nicht aus der Sphäre der Arbeitsvermittlung innerhalb des Bedarfes an Arbeit und des Vorhandenseins von Arbeitern der einzelnen Berufszweige heraus und erweckt damit nicht jene gefährliche Überspannung der Ansprüche.

Allen diesen Ausführungen gemäß darf als Schluss die Forderung hingestellt werden: der Staat regle, unterstütze und überwache die Arbeitsvermittlung zunächst durch die bestehenden und zu schaffenden berufsgenossenschaftlichen Organisationen der Bevölkerung und, soweit diese ermangeln, durch die Gemeinden; er selbst enthalte sich eines allgemeinen und unbedingten Eingreifens in die unmittelbare Durchführung der Arbeitsvermittlung und trete vielmehr in diese lediglich subsidiär ein, soweit und solange dies wegen der Unzulänglichkeit der früher bezeichneten Factoren nothwendig ist.

Paulsen und v. Gizycki über das Verhältnis der Religion zur Moral.

Von Dr. Philipp Kneib.

Paulsen hat in seiner Ethik (vgl. „System der Ethik“ 4. Aufl., Band I, S. 382 ff.) mit gewohnter Klarheit und anerkennenswerter Ruhe und Sachlichkeit, dazu in sehr anziehendem Stile seine Ansichten über das Verhältnis der Moral zur Religion niedergelegt. Wir geben sie kurz wieder:

In Bezug auf das geschichtliche Verhältnis der Moral zur Religion vertritt Paulsen die Meinung, es gehöre zu den sichersten Sätzen der Anthropologie, dass wenigstens auf einer gewissen Entwicklungsstufe eines Volkslebens zwischen seiner Moral und seiner Religion eine sehr innige Verbindung stattfindet; die Sitten stehen unter der Sanction der Götter, die Gebote der Religion und der Moral bilden einen einheitlichen Gesetzescodex, Frömmigkeit und Sittlichkeit werden als eine Sache angesehen. Er weist zur Begründung dieser Ansicht hin auf Moses, den Mohamedanismus und das Christenthum, sowie auf die Griechen, Römer, Inder, Perser, Egypter u. s. w.

Religion und Moral sind jedoch nicht ursprünglich verbunden. „Götzendienst“ und „Sittlichkeit“ haben nichts mit einander zu thun. In den niedrigsten Entwicklungsstufen tritt uns Religion in der Gestalt zauberischer Begehungen als isolierte Function entgegen, die zur Moralität, soweit von solcher die Rede ist, nicht in Beziehung steht: Fetische sind gleichgiltig gegen das Verhalten der Menschen, sofern es nicht sie selbst betrifft.

Zur Erklärung des geschichtlichen Zusammenhangs zwischen Moral und Religion führt Paulsen drei Gründe an, zwei, die sich bei einer mehr oberflächlichen Betrachtungsweise ergeben, und einen, der tieferem Nachdenken entspringt.

Die Priester, sagt er, waren ursprünglich die Wissenden, die Gelehrten und Lehrer. So giengen sowohl die religiösen Lehren (Kultlehren), wie auch die Lehren über das Sittliche von religiösen Personen aus. Dadurch erhielt die Sittenlehre eine religiöse Weihe und Sanction und gieng auch eine enge Verbindung mit der Religion ein, indem die Vorschriften der einen

wie der anderen von den Göttern (von Gott) hergeleitet wurden. Diese Vereinigung nun, so schließt Paulsen weiter, war um so leichter und lag um so näher, als sowohl die religiösen, das heißt Kulthandlungen des Menschen, wie auch die sittlichen Handlungen die Unterwerfung seines widerspenstigen Willens unter eine Autorität ausdrücken, dort die äußere Autorität der Götter oder ihrer Stellvertreter, der Priester, hier die innere Autorität des Pflichtgefühls und der anderen Factoren, welche das Sittengesetz ankündigen. Man verband die innere Autorität mit der äußeren, leitete jene aus dieser her und hatte somit eine enge Vereinigung zwischen Moral und Religion hergestellt, sowie auch eine dem menschlichen Verstande einleuchtende Ursprungsform des Sittengesetzes gefunden. Die tiefere Betrachtung endlich führt Paulsen zu dem dritten Grund, nämlich zu dem Resultate, dass Religion sowohl, wie Moral der Sehnsucht des Willens nach dem Vollkommenen entspringen.*) Und darin liegt ihre Verwandtschaft und die Natürlichkeit ihrer Verbindung. Was in der Moral Forderung ist, ist in der Religion Erfüllung. Der Mensch entdeckt in sich die nothwendige und unabweisbare Sehnsucht nach einem guten (in Bezug auf das Empfinden und Sich-Befinden: physisch-guten) und nach einem vollkommenen (das heißt in seinem Vollzug, in seinen Handlungen, im Wollen wertvollen: ethisch-guten) Leben. Indem er sich dieses Leben in einem höchsten Wesen realisiert dachte, hatte er zugleich den vornehmsten Gegenstand der Religion, Gott, den heiligen, seligen, unendlichen Geist. Jenes Verlangen nach Vollkommenheit nun theils als Forderung, theils als Versprechen dieses höchsten Wesens aufzufassen, war ein Schritt weiter, der sehr nahe lag.

Ein Gedanke, den Paulsen allerdings nicht berührt, drängt sich hier auf. Soll in der Richtung der verschiedenen sittlichen Factoren (Wertgefühl, Pflichtgefühl, Schuldbewusstsein und Verantwortlichkeitsgefühl, Reue, Gewissensbisse, Vorsatz) auf ein Ziel (den Sieg des Sittlich-guten) nicht ein Wille zum Ausdruck kommen, ein Wille, der die verschiedenen Factoren zu einem Ziel hingeordnet hat? Wo Einheit in der Vielheit sich findet, muss eine Erklärung dieser Einheit gesucht werden. Wo eine absolute Forderung in contingenten Dingen sich äußert (absoluter Sieg des Sittlichen in dem zufälligen Willen des Menschen und den zufälligen Bestimmungsgründen dieses Willens), muss ein absoluter Wille Erklärungsgrund sein. Demnach ist es nicht unvernünftig, den vollkommenen Willen nicht als einen Traum, sondern als erschlossene Wirklichkeit zu proclamieren.

Auch von der Wirkung der Verbindung der Religion mit der Moral spricht Paulsen. Er nennt sie im Allgemeinen eine gute. Mit ihrer Lehre

*) Eine positive Offenbarung erkennt Paulsen nicht an.

von einem allwissenden Gott, der alles ans Tageslicht bringt, der das Gute ewig belohnt und das Böse ewig bestraft, hat die Religion nach Paulsen der Sittlichkeit mächtige Stützen an die Hand gegeben.

Wenn die Vorstellung von dem allwissenden, heiligen Gott, der das Gute liebt und das Böse hasst, dahin führt, dass man aus Ehrfurcht vor der göttlichen Heiligkeit und aus kindlicher Furcht vor der Beleidigung des göttlichen Vaters das Sittengesetz zu erfüllen strebt, so liegt eine reinere, veredelte Sittlichkeit vor. Es ist die Ehrfurcht vor der persönlichen Heiligkeit, dem personificierten Sittengesetze; keine Heteronomie, weil Gott und Sittengesetz nicht zwei verschiedene Sachen sind.

Bei gemeineren Gemüthern liegt die Gefahr nahe, meint Paulsen, dass die sittlichen Handlungen rein äußerlich werden, und dass der Lohn und die Strafen im Jenseits sich zum Gegenstand der Speculation, eines gewissen kaufmännischen Geschäftes gestalten.

Und hierin dürfte man ihm kaum Unrecht geben. Wer Himmel und Hölle, ewigen Lohn und ewige Strafe so auf sich wirken ließe, dass er das Gute nicht thun würde, wenn nicht Lohn und Strafe wären, der wäre nicht sittlich. Für den ist die Strafe, was im Staatsleben Rad und Galgen ist. Wer aber Rad und Galgen nöthig hat, um in den Schranken des Gesetzes gehalten zu werden, ist wahrlich kein guter Bürger (timor serviliter servilis). Wer ferner zum Beispiel den Lohn als äußere Zugabe zur Sittlichkeit auffasste und nur recht sittlich wäre, damit sein Lohn recht groß sei, der unterschiede sich in keiner Weise von einem Kaufmann, der früh aufsteht, fleißig arbeitet und spät sich zu Bette begibt, um recht reich zu werden. Sittlichkeit läge in einem solchen Verhalten gar keine, denn ob der Lohn hier liegt oder im Jenseits, das ändert den Wert der Handlungen nicht.

Wenn aber die Vollkommenheit (das heißt eine immer größere Sittlichkeit) und die mit ihr gegebene Seligkeit als Lohn begehrt wird, wenn ferner die Strafe der mit der gemeinen Gesinnung verbundenen Unglückseligkeit gefürchtet wird, so verhält sich die Sache wesentlich anders. Hölle und Himmel sind nicht an sich zu verwerfen als der Sittlichkeit entgegenstehend, sondern nur die rein äußerliche, juristische, knechtseelische Auffassung von Himmel und Hölle. Wenn wir so gestimmt sind, dass der Gedanke an die sittliche Güte allein uns nicht zur That führt, so thun Lohn und Strafe ganz gute Dienste, indem sie (auch wenn sie der Phantasie vorgestellt werden) uns den Wert der sittlichen und den Unwert der unsittlichen Handlungen lebendig zum Bewusstsein bringen und tief einprägen. Wenn sie anders wirken, sind sie nicht Stützen der Sittlichkeit, sondern entweder indifferent oder Feinde der Sittlichkeit, mögen sie auch das bewirken, was wir materiell oder sachlich sittlich nennen. Zudem

stellt die christliche Sittenlehre an jeden empfänglichen und bildungsfähigen Charakter die Forderung, er möge sich emporarbeiten zu jener Stufe der Sittlichkeit, wo er das Sittliche thut aus Wertschätzung, aus Liebe zur persönlichen Heiligkeit, zu Gott, nicht mehr aus Furcht vor der Strafe; denn solange die Furcht noch mitwirkt, auch in einer edleren und reineren Form, d. h. verbunden mit dem Gedanken an Sittlichkeit und Unsittlichkeit, hat die Sittlichkeit noch nicht ihre höchste Vollendung erreicht. Deswegen wird auch die Sittlichkeit des Jenseits (die Heiligkeit) als in der Anschauung Gottes sich vollziehend gedacht, das heißt aus, in, mit und wegen der Erkenntnis Gottes als der persönlichen Heiligkeit.

Bezüglich der inneren, sachlichen und wesentlichen Verbindung der Moral mit der Religion äußert sich Paulsen ebenso klar und verständlich. Jahrhunderte lang, meint er, galt nichts für gewisser als die Unzertrennbarkeit von Religion und Moral. Erst in neuerer Zeit ist mit dem Unglauben und der rein physikalischen Weltanschauung mehr und mehr die Überzeugung in den Vordergrund getreten, Sittlichkeit und Religion seien verschiedene Dinge. Es möge jemand Materialist, Atheist, Pantheist, Skeptiker oder was immer sein, das Urtheil über seinen sittlichen Wert werde dadurch gar nicht berührt. Andere freilich wieder sagen, die Consequenz des Unglaubens sei, unbekümmert um die Zukunft das Heute zu genießen. Ein sittlicher Ungläubiger sei nur Ausnahmsfall und das Werk zufälliger äußerer und innerer Factoren.

Paulsen tritt dieser letzten Ansicht zunächst nicht bei. Er meint, was immer für eine Ansicht von der Natur der Dinge jemand habe, die Gesetze der Moral behielten für ihn die gleiche Verbindlichkeit. Er betrachtet nämlich die Vorschriften der Moral als Naturgesetze in dem Sinne, dass auf ihnen die Wohlfahrt des Lebens beruht. Wer also aus seiner materialistisch-atheistischen Ansicht die Folgerung zöge, dass für ihn die Gesetze der Moral keine Bedeutung mehr hätten, der hätte sich verrechnet und müsste die Folgen des Irrthums tragen.

Paulsen glaubt auch nicht, dass die Unsittlichkeit als nothwendige Wirkung des Unglaubens eintritt, so wenig wie ein sittliches Leben regelmäßige Wirkung des Glaubens ist. „Es gibt zweifellos unter denen, die sich nicht nur vom kirchlichen Dogma, sondern von jedem religiösen Glauben überhaupt losgelöst haben, ehrliche und zuverlässige Männer, ja sogar leidenschaftliche, opferfreudige Idealisten, wie es umgekehrt unter denen, deren kirchlicher Glaube nie die mindeste Erschütterung erlitt, die alle religiösen Pflichten*) mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen, die auch wirklich religiöser Empfindung zugänglich sind, Männer gibt, deren Leben und

*) Es sind wohl die bloß äußerlich-religiösen Pflichten gemeint.

Handeln voll von hartnäckiger Verkehrtheit, lieblosem Hochmuth, versteckter Unwahrheit ist." (a. a. O. S. 390.)

Dennoch ist Paulsen der Meinung, dass Religion und Moralität nicht Dinge sind, die sich gleichgiltig gegen einander verhalten. Er begründet auch diese seine Ansicht.

Paulsen unterscheidet zwei im tiefsten Grunde entgegengesetzte Weltanschauungen, die idealistische oder theistische und die materialistische. Grundzug der idealistischen oder theistischen Anschauung sei der Glaube, die Welt sei da um des Guten willen, das Gute sei Grund und Ziel der Welt, die höchste und letzte Ordnung der Welt sei eine moralische. Dass der Mensch sittlich vollkommen werde, dem Gotte ähnlich, an den er glaubt, das sei sein Hauptdaseinszweck. Der Materialismus hingegen erblicke in der Welt nur Atome und gesetzmäßige Bewegung der Atome, welche die ganze Wirklichkeit ausmachten und zum Guten und Bösen ursprünglich gar keine Beziehung hätten. Durch Zufall entstehen auch Lebewesen; in diesen treten als eigenthümlich geartete Bewegungsvorgänge auch Lust- und Schmerzgefühle auf. Die Grundlage für die Unterscheidung von Gut und Bös ist damit gegeben. Je nachdem die Dinge angenehm oder unangenehm*) sind, sind sie auch gut oder bös. Zuletzt wird alles das wieder aufgelöst, die gefühllosen Atome und sinnlosen Gesetze allein sind noch da.

Paulsen stellt nun die Behauptung auf, es sei unmöglich, dass die eine oder die andere Weltanschauung ganz ohne Beziehung zu der Willensrichtung und Lebensführung eines Menschen bleibe. Er nimmt eine Wechselwirkung an, eine Beeinflussung der Weltanschauung durch die Willensrichtung und Lebensführung und einen Einfluss der Lebensanschauung auf die Lebenführung. In Hinsicht auf den ersten Punkt vertritt er den Satz: Das Leben bestimmt den Glauben, nicht der Glaube das Leben. „Was für Philosophie man wähle, sagt Fichte sehr wahr, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist". Ein Leben, das der Verwirklichung des Guten zustrebt, erfüllt von Idealen und guten Zwecken, wird eine natürliche Hinneigung zu der idealistischen oder gläubigen Weltanschauung haben; ein Mensch, der selbst nichts ist als ein Spielball seiner jeweiligen Gefühle, Launen und Leidenschaften, wird zur Annahme einer sinnlosen, blinden Menge von Atomen als Grund der Welterscheinung sich hingezogen fühlen. Ein müßiges, wertloses Leben bringt eine nihilistische Weltanschauung hervor;

*) Der Materialismus vermag den Unterschied zwischen Lustgefühl und Wertgefühl, zwischen Genuss und Wert in sich nicht zu erklären. Er muss die Idee der uneigennützigen Sittlichkeit umsomehr als Wunder hinstellen, als ja Atome an und und für sich nicht einmal für Lust und Schmerz empfänglich sind.

wer umgekehrt sein eigenes Leben mit dauerndem Gehalt erfüllt, wer im Dienste dauernder Zwecke, großer Ideen lebt, der wird zunächst für sein Leben, sodann für das Leben der Menschheit, endlich auch für die Welt selbst eine andere Schätzung gewinnen.

In dem, was Paulsen hier mit Geschick und psychologischem Scharfblick vertritt, liegt viel Wahrheit. Die geflügelten Worte: „Der Wunsch ist der Vater des Gedankens" und: »Quod volumus, credimus libenter« drücken dasselbe und Ähnliches aus. Es ist ja richtig und erklärlich, dass ein Mensch, dem Gottes Gebote und die öffentliche Meinung einziges und lästiges Hindernis sind, seinen Trieben und Leidenschaften zu folgen, leicht geneigt ist, das Dasein Gottes und die Richtigkeit der allgemeinen Meinung zu leugnen, um sich dieser unbequemen Störenfriede zu entledigen. Denn so boshaft ist wohl kein Mensch, dass er im ständigen Widerspruche mit dem leben möchte, was er als wahr und gut anerkennt. Eher wird er sich, wie gesagt, einreden, das, was er will und sucht, sei eben das Wahre und Gute. Diese Beziehung zwischen Moralität und Glauben wird wohl schwerlich zu leugnen sein. Jedoch werden wir uns hüten, allen Unglauben aus verkehrter Willensrichtung und nichtigem Lebensinhalt abzuleiten. Auch Paulsen thut das keineswegs. Es gibt auch Gründe intellectueller Art, die zum Unglauben führen, es finden sich auch sonst noch Veranlassungen anderen Charakters. Warum sollte es an und für sich nicht möglich sein, dass ein Ungläubiger sittlich gut lebe? Ein jeder findet in sich das Sittengesetz vor, das unbedingte Unterwerfung unter das Gute und Edle fordert. Dem kann er nun folgen, mag er an einen Gott und eine Ewigkeit glauben oder nicht. Jedoch ist es eine ganz andere Frage, ob der Ungläubige sich das Sittengesetz und seine Berechtigung so vernünftig erklären kann wie der, welcher Gott und Ewigkeit kennt; es ist ferner eine andere Frage, ob im Kampfe zwischen Sittlichkeit und Leidenschaft, Edelmuth und Egoismus, Genussucht und angestrengter Arbeit im Dienste des Guten der Ungläubige so leicht Sieger bleibt wie der Gläubige. Nach der Ansicht des Ungläubigen, wenn er consequent und klar denkt, ist das Sittengesetz so gut und in dem nämlichen Sinn*) zufällige Wirkung einer Atomverbindung wie das Gesetz des Genusses. Nach der Ansicht des Gläubigen ist das Sittengesetz Ausfluss eines festen, heiligen Willens, der, wie er selbst absolut heilig und wertvoll ist, so auch unser Wollen heilig und wertvoll machen will, nicht mit Gewalt und elementarer Nöthigung, sondern durch Aufruf zum Guten. Dort müsste man sich verpflichtet fühlen durch unpersönliche Atomwirkungen, hier fühlt man sich verbunden durch

*) Ob diese Annahme eine vernünftige ist, prüfen wir hier nicht. Wir setzen sie einfach als die Überzeugung des Ungläubigen voraus.

eine heilige Persönlichkeit oder die persönliche Heiligkeit, das personificierte Sittengesetz. Verpflichtung ist aber persönliche Willensmacht. Wenn ferner trotzdem die höhere Bedeutung und der innere Wert des Sittlichen nebst der daraus folgenden Harmonie und Zufriedenheit unseres inneren Seins für einen Ungläubigen feststünde, desgleichen das Gegentheil vom Unsittlichen, so hätte das alles immerhin nur irdische und zeitliche Bedeutung. Zudem ist eher die Möglichkeit des Zweifels am Werte des Sittlichen geboten. Im Kampfe mit der Allgewalt der Lust und des Egoismus wird demnach die Forderung der Sittlichkeit umsoweniger Erfüllung hoffen dürfen, je geringer und je kürzer ihr Wert und ihre Bedeutung ist und je weniger fest das angenommene Resultat über diese Punkte steht. Beim Gläubigen hingegen gewinnt die Sittlichkeit als Vollkommenheit und die daraus fließende innere Ruhe und Seligkeit eine ewige Bedeutung. Ihre Motive werden also im Streite mit dem Ungestüm der Genussucht und der Gemeinheit weit eher den Sieg erringen. Das als kurzgefasste Beifügung zu den Aufstellungen Paulsen's.

Paulsen nimmt nun andrerseits noch, was wir in dem Angeführten bereits gestreift haben, einen Einfluss und eine Rückwirkung der Anschauung auf die Lebensführung an. Der Glaube an die Kraft und den ewigen Sieg des Guten, der Glaube an Gott als den, der diese Kraft und diesen Sieg verbürgt, stärkt den Muth und erhebt die Hoffnung. Nie ist ohne diesen Glauben nach Paulsen wahrhaft Großes und Erhabenes in der Welt gewirkt worden. Der Unglaube dagegen entmuthigt; es hilft ja doch nichts, darum lass es gehen, wie es mag; was morgen sein wird, wer weiß es? Wahrhaft goldene Worte, die auf keinen Menschen mit Gemüth und Verstand ohne Eindruck bleiben werden. Paulsen stützt seine Ansicht durch einen beherzigenswerten Ausspruch Goethe's: „Das eigentlich einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte bleibt der Conflict des Glaubens mit dem Unglauben. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrschte, unter welcher Gestalt er wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." *)

Unser Philosoph bespricht insbesondere noch das Verhältnis des Unsterblichkeitsglaubens zur Sittlichkeit (S. 406 ff.). Seine Betrachtungen sind zum mindesten sehr interessant.

*) Noten zum westöstlichen Divan, bei Paulsen, a. a. O. S. 393.

Um die rechte Antwort auf die Frage zu geben, ob Sittlichkeit und Unsterblichkeitsglaube in einem innerlichen Zusammenhang stehen, unterscheidet er zwischen der Moral als Wissenschaft und der sittlichen Lebensstimmung.*) Ob auf den Tod ein Leben folgt oder nicht, meint er, die Moralphilosophie wird keinen ihrer Sätze ändern. Ist dieses Leben Vorbereitung auf ein anderes Leben, so wüssten wir doch auf keine Weise anzugeben, was wir mit Rücksicht hierauf thun könnten, als dieses zeitliche Leben mit sittlichem Inhalt zu erfüllen. Und wenn dieses irdische Leben das ganze Leben wäre, so wäre wiederum ebendasselbe rathsam und geboten; ein solches Leben bedürfte auch nicht eines anderen zur Belohnung; es wäre in sich selbst Lohn genug.**)

Paulsen meint sogar, es scheine in pädagogisch-praktischer Beziehung nicht rathsam, die Verbindlichkeit oder die Bedeutung der sittlichen Gebote von einer so unsicheren Sache als dem Glauben an ein künftiges Leben abhängig zu machen. Denn es sei nicht zu leugnen, dass dieser Glaube in unserer Zeit in immer weiteren Kreisen wankend werde, und die Zukunft werde schwerlich hierin eine Umkehr bringen. Habe man also den Glauben an die Unsterblichkeit in eine innere und nothwendige Verbindung mit der Sittlichkeit gebracht, so falle mit diesem Glauben auch die Sittlichkeit selbst. Sei aber das Sittliche als etwas auch ohne den Unsterblichkeitsglauben Wertvolles und Bedeutungsvolles angenommen, so komme es nicht in Gefahr mit dem Wanken des Unsterblichkeitsglaubens. Wir wollen jedoch nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, dass Paulsen selbst, obwohl Pantheist, vielleicht dürfen wir auch sagen als Pantheist, zur Annahme neigt, die Einzelwesen, welche hier ein zeitliches Bewusstsein erleben, könnten in der Ewigkeit auch eines ewigen Bewusstseins theilhaftig werden.

Hier ist der Punkt, wo wir mit Paulsen gar nicht übereinstimmen. Wir glauben nämlich zwar, dass die Forderungen der Sittengebote absolut und unbedingt auftreten, auch bei dem, der nicht an die Ewigkeit glaubt; wir sind aber auch der Ansicht, dass bei längerem Nachdenken unter Voraussetzung eines nicht-ewigen Lebens Wert und Bedeutung der Sittengebote einerseits sich mindern, andererseits nicht genügend erklärt werden können.***) Wertvoll sind den Ausführungen Paulsen's gegenüber die Betrachtungen, die Schell†) über die Sittlichkeit anstellt. Er führt sogar aus den in uns sich

*) Über den Einfluss des Glaubens auf die Lebensstimmung hat er sich im Obigen ausgesprochen.

**) Als Antwort hierauf, was wir unten aus Schell anführen.

***) Siehe oben, S. 577 und S. 580, 581.

†) „Gott und Geist", 2. Theil, Paderborn, 1896, S. 663 ff.

vorfindenden Grundthatsachen der Sittlichkeit einen treffenden Beweis für die Unsterblichkeit. „Das sittliche Ziel verliert seine heilige Macht und ernste Bedeutung als das Gute selber, welches im inneren Charakter, wie im äußeren Leben unbedingt herrschen will und soll, sobald es nicht als erreichbar, und zwar endgiltig und für ewige Dauer erreichbar erkannt wird.“ (S. 663.) „Mit dem Adel und Werte des Sittlich-Guten steht die Vergänglichkeit des Geistes, der sie gewinnt und besitzt, in unvereinbarem Widerspruch. Was unbedingt verehrungs- und liebenswürdig ist, kann nicht ebenso wie die gemeinen Dinge vergänglich sein, auf welche der Unterschied von gut und schlecht, edel und niederträchtig gar nicht anwendbar ist. Das Gute verliert auch im Angesichte des Todes seinen eigenthümlichen Wert und unvergleichlichen Adel nicht im geringsten.“ (S. 664.) „Die sittliche Pflicht fordert die Erfüllung des Guten . . . zu jeder Zeit und für endgiltige Dauer; auch im Angesichte des Todes und im Greisenalter. . . . Alles erbleicht vor dem Tode, alles wird schwach und welkt bei seiner Berührung: die Pflicht aber nicht.“ (S. 664, 665.) „Das Gute verdient dem inneren Rechtsgefühle zufolge die endgiltige Vollendung und den ewigen Fortbestand; das ist die Idee des Rechtes. Das Recht ist nichtig und Illusion, wenn das Gute ebenso vergänglich ist wie das Böse, wenn die Vollkommenheit nicht mehr Existenzberechtigung und Existenzbefähigung hat als das Bruchstück und die Halbheit, wenn die Zielvollendung nicht mehr Anspruch auf die Zukunft hat als die Zwecklosigkeit.“. . . „Weder der Wert, noch die Pflicht, noch das Verdienst hört angesichts des Todes auf.“ (S. 665.) „Hienieden wird nie eine vollkommene Sittlichkeit erreicht, weder in endgiltiger Festigkeit und Unerschütterlichkeit, noch in allseitiger Ausbildung, so dass die Seele von aller Einseitigkeit bekehrt, von aller Unvollkommenheit gereinigt, vor allem Trug der Verführung gesichert wäre. Eine persönliche Fortdauer nach dem Tode wird insbesondere auch gefordert mit Rücksicht auf die Seelen der Unmündigen und aller, welche durch frühzeitigen Tod oder feindselige Schicksalsmacht überhaupt nicht zur geistigen Entwicklung gelangten, überhaupt aber für Alle, weil keine Menschenseele zur vollen Freiheit und Vollkommenheit der geistigen Entwicklung gelangt. Jede bleibt wegen der Beschaffenheit der Welt und unter dem Druck der Naturnothwendigkeit und der Ungunst des Schicksales, welches den Charakter des sinnlosen Zufalls hat, etwas Unfertiges und Angefangenes. Ein endloser Fortschritt des Menschengeschlechtes genügt dem Grundgedanken des Beweises nicht; denn dabei bleibt das Ziel unbestimmt und wird doch schließlich bei keinem endgiltig erreicht. Wenn die Wahrheit und Vollkommenheit einen absoluten Wert haben, was alle philosophischen Richtungen anerkennen, dann hat auch die Anlage für Wahrheit und Vollkommenheit einen absoluten Wert und die Bedeutung des endgiltigen Selbst-

zweckes. Dann ist auch der unbedingte und selbständige Wert jeder Seele dargethan und damit die Unsterblichkeit für jede Seele."*) (S. 667.)

Was Schell hier ausführt, würde vielleicht den Beifall Paulsen's voll und ganz gewinnen. Paulsen ist nämlich gegen Gizycki der Ansicht, dass die Moral ihrerseits vielleicht zu einem Ausgangs- und Stützpunkt für die Metaphysik werden kann. „Wenn wir über das Wesen der Dinge überhaupt uns eine letzte Anschauung zu bilden versuchen wollen, dann werden nicht bloß die Thatsachen, welche Physik und Astronomie zur Verfügung stellen, in Betracht zu ziehen sein, sondern auch die Thatsachen unseres Innenlebens und vor allem diejenigen, von welchen die Moralphilosophie handelt." (Paulsen, a. a. O. S. 415.)

Gizycki ist von den Ausführungen Paulsen's nicht durchweg befriedigt.**) Er findet den guten Einfluss der Religion auf die Sittlichkeit überschätzt, die Sittlichkeit der Menschen ohne Glauben fast in Frage gestellt. Er weist hin auf die vielen redlichen Männer, welche sittlich sind, aufrichtig die Wahrheit suchen und doch keine Religion haben. Ja gerade aus „intellectueller Redlichkeit" seien sie dem Glauben fern geblieben. Sie wollen die Wahrheit haben, suchen sich ein wahres Weltbild zu machen; daher gestatten sie aus Ehrlichkeit sich nicht, etwas zu glauben, was ihnen nicht mit unmittelbarer Evidenz einleuchtet oder aus solchem schlechthin Gewissen zwingend abgeleitet werden kann. Gegen solche seien die Betrachtungen Paulsen's sehr ungerecht.

Andererseits deutet er hin auf viele, die mit viel Religion große moralische Mängel vereinigten. Insbesondere stützt er sich auf die von Lombroso betonte Thatsache, dass unter den Verbrechern nur wenige ungläubig seien.

Auf den ersten Einwand antwortet Paulsen, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, die Redlichkeit jener Männer zu leugnen. Er mache ihnen keinen Vorwurf daraus, dass sie keine Religion hätten; aber er könne es ihnen auch keineswegs mit Gizycki als ein besonderes Verdienst anrechnen. Offen gesagt, könne er sich nicht enthalten, es als eine gewisse Beschränktheit anzusehen, namentlich dann, wenn es mit dem Anspruch auftrete, das allein richtige und zulässige Verhalten zu sein.

Wir fügen dem bei, was eine allseitige praktische Beobachtung ergibt. Gegenüber den Vielen, die ohne Religion gut sind, gibt es nach den sichersten

*) Dass der freie Wille aber die Vollendung in Sittlichkeit und Seligkeit unmöglich machen kann, wird in dem Gesagten vorausgesetzt.

**) In der Besprechung einer früheren Auflage des Systems der Ethik in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom Februar 1889; s. b. Paulsen a. a. O. Bd. I. S. 259 und 412 ff.

Erfahrungen viele Tausende, die nicht mehr sittlich waren, seitdem ihr Glaube wankte, oder auch nicht mehr glaubten, seitdem ihre Wege schlüpfrig geworden waren, und viele Hunderte, bei denen mit dem Glauben auch die Sittlichkeit wieder Glück und Frieden dem armen Herzen brachte. Hätten jene Männer, von denen Gizycki redet, unter anderen Lebensbedingungen auch die Redlichkeit ganz gewiss bewahrt, im Kampf mit harten Versuchungen, im Kampfe gegen ein von Natur aus weniger edles und aufrichtiges Herz? Es ist aber die große Frage, ob alle eine so glückliche Naturanlage haben, dass sie im Zwiste des Guten mit dem Bösen den allwissenden Gott, das alloffenbarende Gericht, den ewigen Wert und die ewige Bedeutung des Sittlichen als Vollkommenheit sowohl wie als Genuss und die feste Hoffnung auf den endlichen Sieg des Guten als Stützen der Sittlichkeit entbehren können.

Die rechte Antwort auf den zweiten Hinweis fällt Paulsen noch leichter. Er wundert sich darüber, dass v. Gizycki die von Lombroso angeführten Thatsachen lehrreich findet. Er gestehe, dass sie es ihm nur in geringem Maße gewesen seien. „Dass Verbrecher *abergläubisch* sind, braucht nicht zu überraschen; besteht doch zwischen Verbrechen, intellectueller Verkümmerung und Geisteskrankheit eine enge Beziehung. Eher könnte es überraschen, dass Lombroso und ihm folgend v. Gizycki so unbefangen *Aberglauben* und *Religiosität* gleichsetzen." (S. 412 f.) Außerdem bezweifelt er die Thatsächlichkeit der Resultate Lombroso's, wenn auch unter Glaube jede, auch die unvernünftige Annahme höheren Waltens verstanden wird. „Ich denke, es könnte nichts schaden, wenn man jene Generalisation, dass die meisten Verbrecher viel Religion haben, nochmals einer Prüfung unterzöge." (S. 413.) In Bezug auf die Gleichsetzung des Aberglaubens mit Religion muss man allerdings sehr vorsichtig sein. Von allen christlichen Confessionen wird gemeinsam die Behauptung vertreten: Je weniger Glaube, desto mehr Aberglaube. Auch die Bildung und höhere Stellung schützt davor nicht (vgl. Napoleon I.). Da, wo sich Bildung und Unglaube am meisten zusammenfinden, in großen Städten (vgl. Paris, Berlin), herrscht merkwürdigerweise der größte Aberglaube.

Ein Wort Paulsen's noch über die sogenannte „intellectuelle Redlichkeit", die aus Gründen des Verstandes allen Glauben verwerflich findet, verdient Erwähnung und Hervorhebung. Es ist das Wort, mit dem er die Betrachtungen über „Moral und Religion" abschließt. „Ich schätze intellectuelle Redlichkeit wahrlich sehr hoch; aber ich kann mich nicht überzeugen, dass sie fordert zu sagen: Glaube und Religion ist an einem Menschen allemal ein Fehler, entweder des Kopfes oder des Herzens; er ist entweder unfähig oder unwillig, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Diese Meinung mancher Wirklichkeitsphilosophen ist übrigens nicht die Ansicht Gizycki's, er hält vielmehr

Religion für ein völlig Gleichgiltiges und Zufälliges. Ich glaube dagegen: Religion gehört zu den normalen Functionen der menschlichen Natur, ihr Fehlen deutet immer eine Störung, sei es im Individualleben, sei es im Gesammtleben, an." (S. 417.) Wenn man auch über den Ausdruck: „normale Function der menschlichen Natur" nicht so ganz im Klaren ist und wir vielleicht in diesen Worten zu sehr das naturhafte Gefühlsleben und zu wenig das begründende Verstandesleben und das sich selbst bestimmende Willensleben betont finden, so sind die Worte doch immerhin der Anerkennung und der Beherzigung wert.

O ew'ge Liebe — miserere!

Von M. Herbert.

O ew'ge Liebe, sieh den Funken,
Aus Deiner Flamme weit versprengt
In Finsternis hinabgesunken,
In Stein und Felsen eingeengt,
Von dunklen Wassern überflutet,
Von Schutt und Asche überbaut,
Von rothem Schlackenbrand umglutet,
Zehnfach verschüttet, eingestaut
Und doch unlöschbar! Ewig glühend,
Mit eingebornem Lebensrecht,
Empor aus Wust und Lawa sprühend,
Aus schwachem moderndem Geschlecht, —
Dich allzeit suchend! Hör' das Fragen,
Das unerschöpfliche „Warum?"
Der kranken Seele, die verschlagen
Aus Deiner Wahrheit Heiligthum,
Die ihres Lebens Schmerzen duldet,
In Räthseln ringt, Geburt und Tod
Und Schmach und Sünde unverschuldet
Erträgt und ihres Nächsten Noth,
Behaftet mit des Bluts Begierden,
Sich ihrer Ewigkeit bewusst,
Beraubt der Unschuld Königswürde,
Verächterin der eignen Lust,
Die mit dem Glauben an das Größte
Zum Niedrigsten heruntersinkt,
Die mit dem Gottesblut Erlöste,
Die aus der Erde Pfützen trinkt,
O ew'ge Liebe — miserere!

Export nach China.

Von Alfred Freih. von Koudelka.

Die kürzlich erfolgte Erwerbung eines Settlements durch die österreichisch-ungarische Monarchie in dem wichtigen chinesischen Handelsplatze Tientsin, dessen commercieller Verkehr in dem Decennium 1888—1897 um 65% gestiegen ist, rückt die Wahrscheinlichkeit der Belebung unseres derzeit sehr bescheidenen Exportes nach dem fernen Osten in greifbare Nähe; es sei daher eine flüchtige Besprechung einschlägiger Verhältnisse gestattet.

Der Verfasser dieser Zeilen ist in der Lage gewesen, fast aller Herren Länder, vor Kurzem auch China und Japan, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, das fesselnde Getriebe des überseeischen Handels zu beobachten, hiebei aber leider den bekannten Satz des Humoristen, der „Viele sieht, die nicht da sind," auf die Industriellen der Monarchie anwenden zu müssen. Es ist in den letzten Jahren Manches gethan und doch noch Vieles übersehen worden; die Vermuthung, es sei unsere Industrie von dem besten Willen beseelt, in zwölfter Stunde an einer Thätigkeit theilzunehmen, welche für andere Staaten die Quelle des Nationalreichthums wurde, scheint aber dennoch begründet zu sein. Häufiger als einstens trifft man die österreichisch-ungarische Handelsflagge, unseren Kaufmann und unsere Waren in fernen Ländern, einer allzu langen Periode des Stillstandes folgen nun die Jahre der nutzbringenden Arbeit.

Das XX. Jahrhundert hat unter dem Zeichen des Handels, speciell des Seehandels, seinen Einzug gehalten; Groß- und Kleinstaaten, mit und ohne entwickelte Industrie, mit und ohne Colonialbesitz, sind auf der Wahlstatt des unblutigen Ringens um den reichen Gewinn aus dem Welthandelsverkehr erschienen, der Politiker muss heute dem Kaufmanne folgen, dem Industriellen, deren weitestgehende Unterstützung nunmehr zu den wichtigsten Aufgaben des Staates gehört. Es drängt sich daher immer wieder die Frage auf, ob auch Österreich-Ungarn diesem Zuge der Zeit folgen soll und kann, oder ob es freiwillig sich vom Wettbewerbe der Anderen ausschließen will, zu welcher Ansicht viele der einstigen Abnehmer unserer Industrieproducte in der Levante hinzuneigen scheinen.

Die Handelsbilanz der Monarchie hat in den Jahren 1899 und 1900 ein Activsaldo von 252·7, beziehungsweise von 228·4 Millionen Kronen ergeben und sie ist auch im laufenden Jahre bisnun activ geblieben, was umsomehr als erfreuliche Thatsache und als ein günstiges Zeichen gelten kann, weil die Ausfuhr von Erzeugnissen der Industrie im Jahre 1900 mit ihrem Werte von 1082 Millionen Kronen ein Plus von 57 Millionen Kronen gegen das Vorjahr aufzuweisen hat. Wie sehr eine weitere Steigerung dieser Ziffern wünschenswert wäre, mag aus dem Hinweis auf das Frühjahr 1898, in welchem 120 Millionen Kronen für Getreide ins Ausland giengen, erhellen.

Aus den Ziffern dieser letzten Handelsbilanzen ist der industrielle Charakter der Monarchie deutlich zu erkennen; diese bezog im Jahre 1900 vom Auslande weit mehr Rohstoffe, als sie abgab, führte dagegen mehr Industrieproducte, besonders Ganzfabrikate, aus als ein (808·9 gegen 462·4 Millionen Kronen).

Bis zu jenem Augenblick, in dem wir auf dem Weltmarkt eine maßgebende Rolle spielen können, hat es wohl noch lange Zeit; es ist daher die Aufgabe, Absatzorte für unsere Industrieproducte zu finden, weit näherliegend, als die Conjecturalpolitik, was zu thun sein wird, um das Errungene festzuhalten und weiter auszugestalten.

Solche Absatzorte, schon seit einigen Jahren heiß umstritten, bietet der ferne Osten, speciell das seiner Erschließung unaufhaltsam entgegeneilende chinesische Reich.

Der Gesammt-Außenhandel Chinas erreichte im Jahre 1899 einen Wert von 460,533.288 Haikwan Taëls (etwa 2763 Millionen Kronen), er überstieg jenen des Vorjahres um rund 92 Millionen Haikwan Taëls und war doppelt so groß als vor einem Decennium. Bei Berücksichtigung der ungeheueren Bevölkerungsziffer und der ungeheueren Ausdehnung dieses Reiches ist der Wert seines gegenwärtigen Waren-Umsatzes ein verschwindend geringer zu nennen, es sind aber zahlreiche Momente vorhanden, welche eine unmessbar große Entwicklung des chinesischen Handels mit sich bringen werden. Hiezu wäre in erster Linie die seit einiger Zeit eingeleitete, durch den Boxeraufstand verzögerte, aber unausbleibliche Schaffung des Eisenbahnnetzes zu zählen. Infolge dieses Aufstandes und der vielfach vorherrschenden Unsicherheit sank der Wert des chinesischen Handels im Vorjahr auf 370 Millionen Haikwan Taëls; der Export Chinas verringerte sich um 37 Millionen, der Wollwaren-Import sank von 103 auf 76 Millionen. Es scheint jedoch die Gewähr vorhanden zu sein, dass ähnliche Störungen der stetigen Entwickelung des Handels nach und aus China sich in Hinkunft nicht mehr ereignen werden.

Jene Globe-trotter, die nur zwei oder drei Vertragshäfen dieses riesigen Reiches besuchten, aber dennoch in ihren Reisebeschreibungen — „wer eine Reise thut, der kann etwas erzählen“ — die Absorptionsfähigkeit des Chinesen für europäische Industrie-Artikel in Zweifel ziehen, haben wohl nie den am Sonntag auf der Bubbling Well in Shanghai zur Schau getragenen Luxus reicher Chinesen in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen und sich auch nie mit dem Studium der Frage beschäftigt, wie und in welchem Umfange der Gebrauch des Fensterglases und der Petroleumlampe Schritt für Schritt in das Innere des Landes eindringt. Selbst außerhalb der Vertragshäfen, in Ortschaften, die dem Europäer für gewöhnlich nicht zugänglich sind, kann man europäische und japanische Luxuswaren verbreitet und zum Verkauf ausgestellt finden; hierunter wird man allerdings auch solche Gegenstände bemerken, die bei uns sicherlich nicht mit dem Titel „Luxusgegenstand“ bezeichnet werden würden, dem Chinesen aber nur ein dem Europäer abgelauschter, kein wirklich vorhandener Bedarf sind und daher zum Luxus gezählt werden müssen.

Der Verfasser erinnert sich an einen Besuch der Stadt Nin-te (Samsa-Bai), bei welchem — es begann plötzlich heftiger Regen — die angekommenen Europäer chinesische Regenschirme aus Bambus und geöltem Papier um den Preis weniger Cents erstanden; beim Verlassen des Kaufladens waren sie, einige arme Weiber und Kulis die einzigen, die solche Schirme benützten, alle anderen Einwohner von Nin-te spannten europäische Regenschirme auf, die sicherlich fast ebensoviele Dollars kosteten, als die chinesischen Schirme Cents.

Es zeigt sich aber auch bei der Luxusware im engeren Sinne des Wortes eine ansehnliche Zunahme der Einfuhr; so herrscht in den letzten Jahren beim Volk eine lebhafte Nachfrage nach Luxusgeweben, wie Chintzes, Cambrics und bedruckten Twills.

Da gerade von Luxusgeweben die Sprache ist, sei eine kleine Einschaltung gestattet, die der Verfasser einer Erzählung verdankt, und welche zu beweisen vermag, dass unsere Producenten von Artikeln, die in Ostasien reichen Absatz finden könnten, oftmals gar nicht daran gedacht haben oder noch immer nicht daran denken, dieses Absatzgebiet aufzusuchen.

Der k. und k. Consul in Shanghai, Herr J. Pisko, besuchte vor seinem im Jahre 1899 erfolgten Amtsantritte zur Information die Industriebezirke der Monarchie und bei dieser Gelegenheit auch eine renommierte Wollsammtfabrik; da ihm der Fabriksbesitzer mittheilte, dass er seinen Wollsammt nach Deutschland verkaufe und glaube, dass derselbe von dort irgendwie nach dem fernen Osten versandt werde, hielt der genannte Functionär nach seiner Ankunft in Shanghai Rücksprache mit verschiedenen Importeuren von Woll-

sammt (cotton velvet), einem in Ostasien sehr gangbaren Artikel. Es zeigte sich nun, dass der österreichische Wollsammt an Qualität mit dem englischen, mit welchem der ostasiatische Markt bis dahin fast ausschließlich versorgt worden war, vollständig concurrieren könne; das praktische Ergebnis dieser Rücksprache war, wenn der Verfasser sich recht erinnert, eine bedeutende Bestellung bei der österreichischen Fabrik, welche bei Zufriedenstellung der Shanghaier Importeure jährlich um mehrere Hunderttausend Kronen Wollsammt in Shanghai verkaufen kann.

Ähnlich verhält es sich mit einer ganzen Reihe von Artikeln; man beachte nur, dass die Monarchie mit Möbeln aus gebogenem Holz, Emailgeschirren und Gablonzer Waren den Markt beherrscht, in Zucker, Drahtstiften, Nähnadeln, breiten glatten Tuchen, Bier, Glaswaren, Kurzwaren, u. a. m. unbedingt concurrenzfähig ist.

Das Concurrieren scheint aber — wenigstens in Ansehung überseeischer Länder, speciell von Ostasien, — den meisten unserer Producenten bis vor kurzem fremd geblieben zu sein; als Extrem einer solchen freiwilligen Abstinenz muss man das Bestreben leistungsfähiger Firmen, dem Export überhaupt auszuweichen, bezeichnen. Ein Österreicher, welcher in einer britisch-asiatischen Colonie ansässig ist, lud vor etwa zwei Jahren eine bekannte österreichische Firma ein, sich mit ihren Erzeugnissen auf dem dortigen Markt einzufinden; er gab genaue Anweisungen für die äußere Confectionierung des betreffenden Productes, — die für den Export nach überseeischen Ländern oft von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, — und er fügte hinzu, dass die vorzügliche Qualität des Productes, in der angegebenen Ausstattung zum Verkaufe gebracht, sich in kürzester Zeit den Markt erobern werde; ein reicher Absatz müsse als sicher angenommen werden. Der zur Vermehrung seiner sehr ansehnlichen irdischen Güter eingeladene Industrielle dankte verbindlichst für den wohlmeinenden Rath, lehnte aber dessen Befolg mit der Motivierung ab, der Export verursache seinem Personal eine so große Mühe, dass er nur froh sein könne, wenn sein Export überhaupt aufhören würde. Eine andere österreichische Firma, welcher nahegelegt wurde, an ein allererstes Importhaus in Ostasien eine Consignationssendung zu machen, da sich aus einer solchen ein bedeutendes, regelmäßiges Geschäft entwickeln könnte, erwiderte kurz, sie mache „principiell keine Consignationssendungen".

Das Studium der Frage, wie man den Export der Monarchie nach Ostasien heben könnte, führt zur richtigen Erkenntnis des Nachtheiles, der für uns darin besteht, dass wir im Gegensatze zu anderen Staaten, insbesondere zu England und Deutschland, keinen entwickelten Kaufmannsstand im Ausland und fast gar keine nationalen Kaufleute in Ostasien haben.

Die Schaffung eines nationalen Kaufmannsstandes in Ostasien bildet aber ohne Zweifel eine der Hauptbedingungen für die gedeihliche Ausgestaltung unseres dorthin gerichteten Exportes; da diese Maßregel zu ihrer Durchführung auf jede zulässige Art immerhin eine geraume Zeit erheischt, sei der Frage näher getreten, ob unsere Industrie in der Lage ist, an der Concurrenz in China theilzunehmen, ehe noch der eigene Kaufmannsstand daselbst zur wünschenswerten Entwicklung gelangt ist.

Die Antwort auf diese Frage, zum Theile schon in den vorstehenden Ausführungen gegeben, kann in kurzen Worten zusammengefasst werden. Man suche den chinesischen Markt auf und sei activ, statt abzuwarten, dass sich der dortige Käufer in Europa einfinde, was wohl als ausgeschlossen gelten kann. Man gewöhne sich daran, die Geschäfte in China so zu machen, wie sie die ganze Welt dort macht und wie es dort die Tradition eines halbhundertjährigen Gebrauches erheischt, und verzichte darauf, den ostasiatischen Markt an rein österreichische Usancen gewöhnen zu wollen. Von größter Wichtigkeit ist es auch, nicht nur die mit Bezug auf die Qualität der Ware, sondern auch betreffend deren Etikettierung, Emballage u. dgl. m. bei einer Bestellung geäußerten Wünsche mit peinlicher Genauigkeit zu beachten; speciell bei dem misstrauischen Chinesen spielen Äußerlichkeiten eine wichtige Rolle. Dem Verfasser ist ein Fall bekannt, dass einer unserer Industriellen mit seinen vorzüglichen Erzeugnissen im Oriente nicht reussieren konnte, weil er sich nicht dazu bequemen wollte, die im betreffenden Land übliche Ausstattung solcher Erzeugnisse zu acceptieren; er lehnte jede Änderung der von ihm gewählten Ausstattungsart mit dem Argument ab: „Der Artikel ist gut und findet in Österreich in dieser Ausstattung sehr guten Absatz; wenn man im Ausland auf denselben reflectiert soll man sich auch an seine Ausstattung gewöhnen."

Da die Importeure sich sonst allgemein nach den Wünschen und Eigenarten des Consumenten zu richten pflegen, liegt es auf der Hand, dass mit Ansichten, wie der eben wiedergegebenen, auf einen Erfolg nicht gerechnet werden kann.

Wie der Verfasser zu beobachten Gelegenheit hatte, sind unsere Berufsconsuln im Auslande, speciell der vorstehend genannte Consul Pisko in Shanghai, redlich bemüht, unsere Handelswelt in den eben besprochenen Fragen aufzuklären; die Beachtung der Rathschläge dieser Functionäre ist jedem Exporteur sehr ans Herz zu legen.

Es ist nicht uninteressant, von den Chefs der großen Importhäuser in China über die Art der Betheiligung unserer Industriellen am dortigen Handel Informationen zu erhalten, auch wenn man hiebei abträgliche Schilderungen zu hören bekommt, deren Generalisierung sicherlich nicht zulässig ist,

die aber ein Streiflicht auf vorhandene Anschauungen werfen, denen man eigentlich nicht begegnen sollte. Die Beobachtung der von Anderen begangenen Fehler bildet ein wichtiges Lehrmittel im Anschauungsunterrichte des praktischen Lebens; von diesem Standpunkt ausgehend, fand der Verfasser die bisher zur Sprache gebrachten kritischen Bemerkungen am Platz, und es sei diesem Standpunkt entsprechend auch das Nachfolgende nicht verschwiegen.

Einzelne Industrielle unternehmen den Versuch, mit ihren Artikeln den chinesischen Markt aufzusuchen, mit einer solchen Umständlichkeit und einer solchen souveränen Nichtbeachtung der elementaren Begriffe des Welthandelverkehres, dass mancher große Importeur a priori die Lust verliert, mit ihnen in geschäftliche Beziehungen zu treten. Time is money, ganz besonders für den Europäer in China, woselbst im Verkehre mit dem keine Eile kennenden Chinesen so viel Zeit verloren werden muss, dass dem Importeur langathmige Verhandlungen über Zahlungsbedingnisse ein Gräuel sind, und dies umsomehr, als der gewöhnliche Abwicklungsmodus bei Exportgeschäften als ein Muster von Einfachheit und Sicherheit gelten kann. Der Exporteur in Europa trassiert auf den Besteller, erhält daher seine Ware bei der Bank in Europa bezahlt; die Trasse wird dann mit den Verschiffungsdocumenten der Bank in China gesandt, welche die Verschiffungsdocumente, also die Ware, erst dann dem Besteller ausfolgt, wenn dieser die Trasse honoriert hat. Es muss daher, wie leicht erklärlich, den fremden Großhändler fast erheiternd berühren, wenn gleichzeitig mit der Probesendung zweiseitenlange „Zahlungsbedingnisse“ einlangen, Vorausbezahlung und Bankcredit verlangt werden, — Wünsche, auf die kein Kaufmann in ganz Ostasien eingeht.

Der Chef eines bedeutenden deutschen Importhauses in Shanghai erzählte dem Verfasser, dass er eine Probebestellung bei einer Firma gemacht hatte und diese ermächtigte, bei dem europäischen Agenten des Hauses das Geld für die Ware gegen Trasse einzucassieren; anstatt die Ware in der angegebenen Art zu verschiffen, schrieb die Firma, der ein sehr umfangreiches Geschäft in Aussicht stand, dem Importhause lange Briefe, ob der Vertreter in Europa wirklich die Trasse bezahlen werde u. s. w. — das Ergebnis: der Importeur erklärt, die Absicht, mit solchen Kaufleuten Geschäfte zu machen, ganz aufgegeben zu haben.

Als ein großer Schaden für unseren Absatz wird oftmals auch die folgende Eigenart einzelner unserer Kaufleute bezeichnet: machen diese mit A ein kleines Geschäft, so bieten sie sofort ihre Ware dem B und dem C, kurz allen an, deren Adressen sie in Erfahrung bringen und die sich vielleicht mit demselben Artikel befassen. Die Folge dieses Vorgehens ist, dass der chinesische Compradore (Mittelsmann zwischen dem Importeur und dem

chinesischen Käufer) dieselbe Ware bei verschiedenen Kaufleuten sieht und dies zum Drücken der Preise benützt, woraus weder dem Exporteur noch auch den Importhäusern ein Nutzen erwachsen kann.

Nun zur Frage der Schaffung eines nationalen Kaufmannsstandes in Ostasien. Vor etwa zwei Jahren, gerade als der Verfasser in China weilte, war den heimatlichen Zeitungen zu entnehmen, dass man sich mit der Idee der Exmittierung junger Kaufleute nach China behufs Anbahnung von Exportgeschäften befasse. Es lag dem Verfasser daher nahe, sich mit verschiedenen maßgebenden Kaufleuten über diesen Gegenstand zu besprechen; aus diesen Besprechungen konnte er die innerste Überzeugung schöpfen, dass solche Aussendlinge, falls diese bestimmt sein sollten, sofort Geschäftsverbindungen herzustellen, ihren Zweck nicht erreichen würden. Weit besser würde sich der einstweilige Anschluss an ein bereits bestehendes, fremdes Importhaus empfehlen; diesem könnte der Aussendling, ein gesellschaftlich wie kaufmännisch hochstehender die englische Sprache vollkommen beherrschender Mann, zugetheilt werden. Er wird dann unter der Ägide des betreffenden Importhauses die Waren der von ihm vertretenen heimatlichen Fabriken einführen können, und er wird bei diesem Hause, das selbstverständlich eine Provision erhält, alle Usancen des dortigen Marktes, den Verkehr mit dem Compradore und die so wichtige Frage der Curssicherung erlernen, endlich — nach zwei, vielleicht erst nach vier Jahren — imstande sein, sich selbständig zu etablieren.

Ein solches Vorgehen dürfte allerdings nicht vereinzelt bleiben; es müssten in allen bedeutenderen Vertragshäfen, speciell in Shanghai, Tientsin, Canton und Hankau, dann in der englischen Kroncolonie Hongkong, ähnliche Abkommen mit großen Handelshäusern getroffen werden und diesen die jungen Leute — quasi als Leiter der österreichischen (ungarischen) Warenabtheilung — zugetheilt werden. In der Folge müsste für den Nachwuchs gesorgt werden.

Der Umstand, dass es in Ostasien keine Importeure für Specialartikel gibt, bringt es mit sich, dass jedes Importhaus mit einer ganzen Reihe von Producenten in Verbindung stehen muss. Da nun bei jeder einzelnen Bestellung, falls für diese ein eigenes Telegramm angewandt würde — ein Brief braucht etwa fünf Wochen nach Europa — die Telegraphenspesen allein einen namhaften Betrag ausmachen, so ergibt sich hieraus die Nothwendigkeit, dass diejenigen Fabriken oder Exporteure, welche ihre Vertretung einem Aussendling übergeben, eine Centralstelle schaffen, mit der auf Basis eines guten Codex derart telegraphisch correspondiert werden kann, dass durch eine einzige kurze Depesche eine ganze Reihe von Artikeln in Bestellung gegeben wird. So machen es beispielsweise die großen deutschen Importhäuser, die alle in Hamburg, Bremen, Antwerpen, London u. s. f. ihre Vertreter haben.

Die Chancen einer Exportgesellschaft scheinen außerordentlich günstige zu sein. Wenn sich eine Anzahl von Industriellen verbinden, eine Centralstelle schaffen und in der angegebenen Weise ein Abkommen mit einem bereits bestehenden renommierten Importhause — etwa in Shanghai — treffen würde, wenn vor allem diese Industriellen sich darüber klar sein würden, dass in Ostasien ohne anfängliche Opfer ein großes Geschäft nicht zu erreichen ist, und dass alle großen Firmen, die dort reich geworden sind, mit Verlusten begonnen haben, dann unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass sie reussieren müssen.

Ich habe alle jene Factoren, welche für das Zustandekommen eines wahrhaft großen Exportes nach Ostasien maßgebend sind, als Concurrenzfähigkeit der Artikel, Vertrautheit des hiesigen Producenten mit den dortigen Usancen, endlich die allmähliche Schaffung des nationalen Kaufmannsstandes, kurz berührt, so dass — um im Rahmen einer flüchtigen Skizze zu bleiben — nur mehr Wenig zu bemerken ist.

Shanghai wird auch bei uns als Knotenpunkt des Warenverkehres erkannt, und man ist über dieses Handelsemporium meist so gut informiert, dass Details über dasselbe füglich hier nicht am Platze wären; jedenfalls ist Shanghai derjenige Ort, an dem unser Export nach Ostasien zuerst Fuß fassen sollte. Bedauerlich, doch dem Kenner der Verhältnisse durchaus nicht befremdlich, ist, dass einer Erklärung des ungarischen Ministerpräsidenten im Reichstage zufolge in Shanghai ein Settlement nicht erlangt werden konnte. Obschon nunmehr ein solches in Tientsin acquiriert wurde, wären Tientsin, Hankau und Canton vielleicht doch erst in dritter Linie, in zweiter jedoch Hongkong als Etappe für das Inslebenrufen unseres Exportes zu berücksichtigen.

Als Begründung dieser Ansicht mögen die nachstehend angeführten Daten, die bei uns entweder nicht bekannt oder nicht genügend gewürdigt sind, dienen. Im Jahre 1899 betrug in Hongkong der Import rund vier Millionen Dollars, der Export drei und der Transithandel zwei Millionen Dollars. Kohle und Zündhölzchen kamen aus Japan, Eisen aus Belgien, Glaswaren, Messerschmiedwaren, Wirk- und andere Wollwaren hauptsächlich aus Deutschland. Die amerikanische Concurrenz hat die Einfuhr von Drahtstiften, die früher aus Deutschland kamen, an sich gerissen und bekämpft nunmehr mit einigem Erfolg auch die anderen genannten Importe Deutschlands. Durch die Eröffnung neuer Vertragshäfen in China, dann die Angliederung der Philippinen an Amerika hat Hongkong sehr an Wichtigkeit für den Handel in Ostasien gewonnen; es ist aber auch schon ein Industriecentrum geworden (2 Zuckerraffinerien, 1 Papierfabrik, 1 Wollenweberei, 5 Seifen-

fabriken, 7 Färbereien, 4 Salzsudwerke, 8 Schiff- und Maschinenbau-Firmen u. s. f.). Trotz der regen sonstigen Concurrenz auf diesem Platz ist es daher sehr gut möglich, auch unseren Industrieproducten daselbst einen Eingang zu erringen: man muss nur „wollen“.

Im ehrlichen Wollen und im frischen, fröhlichen Kampfe liegt eine große Chance für jeden Erfolg; möge ein solcher — dies sei ihr von ganzem Herzen gewünscht — unserer Industrie, unserer Kaufmannsschaft auch in Ostasien beschieden sein! Es wird dann unser schönes Vaterland neue Fundamente seiner Macht und seines Ansehens errungen haben und auch der Volkswohlstand in der Monarchie stets zu höherer Stufe emporsteigen, — wer heute diesen Zusammenhang noch nicht erkannt hat, der hat fürwahr sein Leben verträumt!

Im Park.

Von Laurenz Kiesgen.

Hier ist es schön. Gründämm'rig tropft
Der Lichtfall durch das Laub der Buchen.
Heimlich der Specht am Aste klopft,
Sonst mag kein Laut die Stille suchen.

Ein heller Strahl, vereinsamt ganz,
Bricht ein durch schmale Blätterlücke
Und baut im Sonnenstäubchentanz
Zur Außenwelt die gold'ne Brücke.

Gib Deine Hand! Es weilt sich gut
In des Verstecks bescheid'nen Grenzen.
Lass ringsum strömen Licht und Glut, —
Braucht unser Glück denn fremdes Glänzen?

Judas Iskariot.

Eine Legende, dem altdeutschen Passional nacherzählt.

Von **Richard v. Kralik.**

Nun höret eine wilde Märe,
Wer Judas der Verräther wäre!
Es lebte zu Jerusalem
Aus dem Stamm Isachar vordem
Ein reicher Mann, der Ruben hieß.
Ein höllentstammter Dämon blies
Seinem Weib Cyborea ein
Einen Traum voll Schreck und Pein:
Ihr werde ein Sohn geboren,
Durch dessen Schuld gienge verloren
All ihr Geschlecht und Volk und Land. —
Mit unsäglicher Angst empfand
Die Mutter eines Kindes Leben.
Sollte sie den Tod ihm geben?
Sollte sie zu ihrer Schande
Aufziehen solchen Fluch dem Lande?
Die Eltern wählten nach kurzer Frist
Nothgedrungen jene List,
Die an dem Kind Moses geschah.
Man bereitete ein Fässlein da,
Drein man das Kind verschloss
Und auf das Meer hintrug. Es floss
Dahin über die weite See.
Dem Kindelein that es kein Weh.
Die Woge ließ es zur Woge wandern,
Eine gab es der andern;
Die letzte warf das kleine Boot
An die Insel Kariot.

Die Königin des Landes stand
Auf ihrem Schlosse an dem Strand
Und sah hertreiben gar gelinde
Das Fässelein mitsammt dem Kinde.
Nun ward es stets von ihr beklagt,
Dass ihr ein Sprössling war versagt.
„Ach," rief die edle Königin,
Als sie das Kind im Fässlein drin
Erschaute, „würde mir zutheil
Doch solch ein Kind zu meinem Heil!"
Jedoch ihr kluger Sinn erdachte
Eine List, die sie vollbrachte.
Sie ließ das Kind heimlich aufzieh'n;
Und als die rechte Zeit gedieh'n,
Da gab sie vor, ihr wäre geboren
Der Sohn, zum Erben des Reiches erkoren.
Er ward Judas genannt. Doch sieh',
Nicht lange Zeit vergeht allhie,
So wird dem königlichen Geschlecht
Ein Sohn geboren edel und echt.
Man sah nun, wie bei jeder Frucht,
Den Unterschied von edler Zucht
Und schlechter. Für sein bös Betragen
Ward unser Judas oft geschlagen
Von der, die nicht die Mutter war.
Es wurde allhier offenbar,
Dass der seine Mühe hat verloren,
Der einen Raben, niedrig geboren,
Erziehen will zum Falkenflug
Gegen der Naturen Zug,
Oder wer durch ein Löwenfell
Den Esel kühn machen will und schnell.
Der echte Sohn ward kühn und stark,
Doch Judas ungetreu und arg.
Bald kam ans Licht die rechte Märe,
Dass Judas nur ein Findling wäre.
Als er dies hörte, war's ihm leid.
Aus seines falschen Herzens Neid
Begieng er ein gar übles Ding:

Des Königs Sohn, der mit ihm gieng,
Den edlen, schlug er tückisch todt.
Doch floh er feig in dieser Noth
Heimlich aus dem Land. Ihn trug
Ein Schiff hinweg, das bald genug
Den Anker warf am jüdischen Land.
So kam denn Judas allzuhand
In seine Heimat, ohne zu wissen,
Woher er wäre, von Leid zerrissen.
Er trat in des Pilatus Dienst;
Das deuchte ihn ein Hochgewinnst.
Auch dieser nahm ihn gerne an,
Dieweil ein jegelicher Mann,
Er sei nun böse oder gut,
Sich gern zu seines Gleichen thut.
Pilatus machte dem jungen Mann
Sein ganz Hauswesen unterthan,
Dass er all seinen Knechten
Geböte dort nach Rechten.
Des Judas Eltern lebten beide
Damals mit großem Herzeleide
Noch in Jerusalem. Es hatte
Ruben, Cyborea's Gatte,
Ein Haus und einen Garten da;
Der war gelegen also nah'
An des Pilatus Schlosseszinnen,
Dass man von hier sah, was darinnen
Von schönem Obst und Blumen stand.
Einst sah Pilatus unverwandt
Hinüber und erblickte dort
So schöne Äpfel an dem Ort,
Dass ihn darnach gelüstete.
Der arge Judas rüstete
Sich gleich, über die Mauer zu dringen
Und seinem Herrn Äpfel zu bringen.
Nun sehet, wie der Tugend bar
Doch dieser, so wie jener war!
Wäre ein Bote hinübergegangen
Mit freundlichem Verlangen,

Ihnen wäre sicher geworden genug.
Doch gegen alles Recht und Fug
Judas in den Garten kam.
Er schüttelte die Bäume und nahm
In rechter Diebesweise
Die Äpfel still und leise.
Da kam Ruben aus seiner Thür
In den Baumgarten herfür
Und sah alldort den Bösewicht.
Dass es sein Sohn war, wusste er nicht.
So war auch dem Judas unbekannt,
Dass ihm nun drohte des Vaters Hand.
Es kam zu Worten scharf genug,
Die keiner dem anderen vertrug.
Von Schelten gieng es bis zu Schlägen;
Da war bald Ruben unterlegen.
Er fiel zu Boden. Mit einem Streiche
Erschlug ihn Judas. Die Leiche
Ließ er dort liegen. Darauf trug
Er zu Pilatus der Äpfel genug
Und sagte ihm die Märe,
Wie es ergangen wäre.
Da sprach Pilatus: „Das ist gut.
Hab' darum nur nicht bangen Muth,
Dieweil es ja doch niemand sah!"
Der Abend kam, und es geschah,
Dass Ruben todt gefunden ward.
Das klagte seine Gattin hart.
Doch weil sich keine Wunde bot,
So meinte sie, der jähe Tod
Hab' ihn getroffen. Aber hört,
Was nun, vom bösen Geist bethört,
Pilatus weiter that: er zwang
Die Witwe ohne ihren Dank,
Dass sie mit allem Gut und Golde
Des Judas Gattin werden sollte.
Cyborea, die Fraue gut,
Hätte leidigen Muth
Um ihr vieles böses Glücke,

Das ihr auflud des Schicksals Tücke.
Sie seufzte oft darob gar schwer.
Da fragte sie einst, was ihr wär',
Judas, ihr Mann, und sprach:
„Sag' an, durch welches Ungemach
Bist Du so sehr betrübt allzeit?"
Sie sprach: „Mich drückt dreifältig Leid:
Ich hatte ein Kind; doch in die Flut
Musst' ich es werfen aus argem Muth.
Das zweite Ungemach ist mir
Geschehn an meinem Manne schier,
Der so schnell ward in den Tod gegeben.
Den größten Jammer in meinem Leben
Hat mir aber Pilatus gethan,
Da er mir gab einen Mann
Gegen meinen Willen gar.
Ich wollte in Ruhe immerdar
Lieber als eine Witwe leben."

Als Judas hörte, was sich begeben
Mit dem ausgesetzten Kind,
Da ward ihm gar geschwind
All seine Freude ganz verschlagen.
Er bat sie weiter, ihm zu sagen,
Wo denn dies Kindlein wäre hin.
Und da begriff er ganz den Sinn,
Wie er dasselbe Kind gewesen,
Das in dem Wasser sei genesen,
Und wie er seinen Vater schlug,
Und wie er gegen Recht und Fug
Nun seine Mutter hätte gefreit.
Das schuf den Beiden das größte Leid,
Und ohne Ende war ihr Klagen.

Nun war dies in denselben Tagen
Und in der hochgelobten Frist,
Da unser Herre Jesus Christ
Predigte in Judäa.
Da sprach Frau Cyborea:
„Geh", sprach sie, „zum guten Mann,
Nimm seinen Rath darüber an,

Denn er ist wohl gerecht!“
Da gieng der arme Knecht
Zu Christus, dem guten Herrn,
Und blieb bei ihm gar gern.
Und unser Herre war so gut,
Wie er noch immer ist gemuth:
Wer seine Sünde bessern will,
Dem gibt er auch ein Gnadenziel
Und will ihrer nicht mehr gedenken.
So nahm er, ohne ihn zu kränken,
Den reuigen Judas gerne an.
In der Zwölfboten Herresbann
Ward er erwählt und eingereiht.
Er predigte auch weit und breit
In dem Lande Gottes Wort
Und besserte manchen hier und dort.
Der Herr ihn zu seinem Schaffner nahm,
Dass er den Beutel bekam,
Die Speise zu kaufen und zu holen.

Doch was man wische an den Kohlen,
Sie werden schwarz verbleiben!
So ließ auch Judas nicht sein Treiben.
Ihm war zu lieb das schnöde Gut;
Drum tadelte er ungemuth,
Dass Magdalena die Salbe goss
Auf Jesu Haupt. Drob ward so groß
Sein Zorn, dass er den Herrn verrieth.
Erfasst von Reue, überschritt
Er doch auch hier den rechten Pfad.
Statt dass er um Vergebung bat,
Erhieng er sich; da barst entzwei
Sein Leib. Die Seele wollte frei
Nicht werden durch den Mund,
Den noch vor kurzer Stund
Jesus hatte geküsst, sein Meister.
Sie ward Geselle der üblen Geister,
Da sie nicht, wie sie sollte,
Mit Gott vereint sein wollte.

Die ungarische Legion in preußischen Diensten des Jahres 1866.*)

Von Dr. Sigismund Freih. v. Bischoffshausen.

Als Ludwig XIV. mit jenen Unternehmungen beschäftigt war, welche die landläufige Geschichtsbetrachtung mit dem Namen der Raubkriege belegt hat, suchte er wiederholt dem Kaiser im Osten Feinde zu erwecken durch Gewinnung der Polen, durch Aufhetzen und ein Bündnis mit den Osmanen oder durch Unterstützung und Verbindung mit den aufständischen Ungarn. Friedrich II. von Preußen suchte während seiner Kriege mit Maria Theresia einmal die Türken und Tartaren zu einem Einfall in Siebenbürgen oder Ungarn zu bewegen, und ein anderes Mal trat er mit unzufriedenen Magnaten in Beziehungen, um Österreich von dieser Seite zu beschäftigen.

Nach diesen und ähnlichen berühmten Mustern handelte auch Bismarck im Jahre 1866. Österreich sollte in einer eisernen Umklammerung seiner Feinde erdrückt und für immer zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgemindert werden. Der Baumeister des neuen deutschen Reiches begnügte sich nicht mit dem Plane, dass das Piemont des Nordens und das Preußen des Südens zugleich von entgegengesetzten Seiten angreifen und sich vor den Mauern der österreichischen Hauptstadt siegreich die Hände reichen sollten: er bereitete noch eine ganze Reihe von Reserven vor, deren Vorstöße das Schicksal des Kaiserstaates besiegeln oder wenigstens während des Kampfes einen Theil seiner Heeresmassen fern von den Hauptschauplätzen festhalten sollten und während der Friedensverhandlungen noch immer als gefährliche Drohung ausgespielt werden konnten. Bismarck zog Serbien und Rumänien in den Kreis seiner Berechnung. Am 10. Juni theilte er dem Fürsten Anton von Hohenzollern mit, dass er den Legationsrath von Pfuel über Belgrad nach Bukarest sende, „um dort für die preußischen Interessen thätig zu sein". Der Abgesandte fand in beiden Ländern Parteien vor, die auf eine Theilnahme an dem Kriege gegen Österreich hinarbeiteten. In Serbien glaubte Garaschanin den Augenblick gekommen, ein groß-serbisches Reich zu gründen, das sich

*) Nach dem Buche: „Die Legion Klapka. Eine Episode aus dem Jahre 1866 und ihre Vorgeschichte." Von A. Kienast. Wien 1900. L. W. Seidel und Sohn, 386 S. Alle näheren Belege in diesem Werke.

über die Save und bis an die Adria erstrecken sollte, und es war fraglich, ob der Fürst Michael diesem Drängen widerstehen werde. In Rumänien, wo der Prinz von Hohenzollern eben erst die Regierung übernommen hatte, gab es ähnliche Bestrebungen. Beide Balkanstaaten pflogen Unterhandlungen über ein Bündnis; unter ihrem Schutze sollte sich ein ungarisches Insurgentencorps bilden.

Auf das seit 1848 noch immer gährende Ungarn setzte Bismarck in besonderer Weise seine Hoffnungen.

Ungarn kamen ihm bei diesen Bestrebungen auf halbem Wege entgegen. Sie konnten sich unmöglich darüber einer Täuschung hingeben, dass, wenn sie sich von dem preußischen Staatsmanne unter der verlockenden Verheißung von Ungarns Unabhängigkeit gebrauchen ließen, sie vor allem für dessen eigene Ziele missbraucht würden. Allein sie rechneten offenbar darauf, dass die durch ihre Mitwirkung erhöhte Verlegenheit Österreichs ihren Plänen auf irgend eine Weise zu Gute kommen werde. So dachten vor allem jene Männer, die an dem im Jahre 1849 ausgesprochenen Bruche mit dem Hause Habsburg-Lothringen unversönlich festhielten und unter keinen Umständen in einen Ausgleich oder in Verhandlungen mit Österreich eintreten wollten. Die maßgebenden Personen in Ungarn wollten allerdings die Revolution auch annehmen, aber „nur als das letzte und schlechteste Mittel". So konnte Paul von Almássy schon im Jahre 1860 schreiben, als die Wunden, welche die Jahre 1848 und 1849 geschlagen, noch bluteten, und nach all' den Enttäuschungen, welche die Fünfzigerjahre den Patrioten gebracht hatten. Seitdem aber hatten die Verfassungsgesetze für die Gesammtmonarchie vom October 1860 und vom Februar 1861 immerhin Zugeständnisse für die Ungarn enthalten, war im Jahre 1861 der ungarische Reichstag wieder berufen worden und 1862 der Kaiser versöhnend im Lande erschienen. Mit seinem Osterartikel im „Pesti Napló" und der darin enthaltenen Erklärung, dass die „ungarischen Gesetze mit der Sicherheit und dem festen Bestand der Monarchie auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege in Einklang gebracht werden müssten", hatte Franz Deák 1865 den Boden der Versöhnung betreten, und zur Verwirklichung dieser Versöhnung schien der am 14. December von Franz Josef I. persönlich eröffnete Reichstag zu berechtigen. Er hieß bereits der Krönungslandtag und wurde eben durch den Ausbruch des Krieges mit Preußen Ende Juni unterbrochen.

Aber alles dieses besänftigte nicht die Männer, denen Almássy vorhielt: „Etwas Zuverlässiges, worauf man bauen könnte, wisst Ihr nicht zu sagen. Und Ihr wollt doch, dass die Nation um jeden Preis, ohne Grund sowie ohne sichere Aussicht ihre Kraft zersplittere und alles in Blut tauche, damit Ihr sagen könnet: „Seht, wie revolutionär das ungarische Volk ist!""

Kossuth selbst hatte viel von seinem Einfluss eingebüßt durch seine lange Abwesenheit, durch seine überall durchschimmernden persönlichen Ziele und nicht zum wenigsten durch seinen Plan einer Donau-Conföderation Ungarns mit Kroatien, Serbien und Rumänien zu einer neuen Großmacht, der die nicht-magyarischen Gebiete Ungarns preisgab. Außer der aristokratischen Gruppe hielten sich manche andere von Kossuth fern, sowohl unter den Emigranten, wie Georg Klapka, als im Lande, wo 1864 eine Erhebung ohne den Ex-Gouverneur geplant wurde. Ob Magnaten oder Demokraten, ob in Verbindung mit Kossuth oder nicht, waren viele unbedingt für eine revolutionäre Lösung. Die Grafen Theodor Csáky, Alexander und Eduard Károlyi, Georg Komáromy und der (1864 verhaftete) Almássy gehörten zu den thätigsten. Sie standen an der Spitze der bedeutendsten politischen Geheimcomités und, merkwürdig genug, zugleich an der Spitze von Freimaurerlogen. Was die Freimaurerei und die Geheimcomités in Bezug auf den Ausbau einer revolutionären Organisation zu wünschen übrig ließen, wurde durch die über das ganze Land verzweigten Honvédverbände vollendet. Graf Usedom, der als preußischer Gesandter in Florenz mit den Häuptern der ungarischen Bewegung verkehrte, erzählt nach den Angaben Csáky's: „Das Land ist militärisch in acht Bezirke getheilt, an deren Spitze ebenso viele Divisionsgenerale stehen. Jeder von diesen hat zwei bis drei, selbst vier Brigaden und Brigadecommandeure unter sich. Weiter herab sind alle untergeordneten Führer, bis zu den Compagniecommandeurs, designiert. Die letzteren sind die Behörde einzelner Ortschaften und haben da ein jeder seine angeworbenen, vertrauten, der Befehle harrenden Leute. Jeder von ihnen kennt aber nur seinen unmittelbaren Vorgesetzten." Das Land war in drei Rayons getheilt. Der erste, die Gegend von Komorn, von Ofen-Pest und Siebenbürgen, war ganz ohne Organisation gelassen, da man nicht genügend Anhaltspunkte hatte, um sich festzusetzen. Den zweiten Rayon bildete die Guerilla-Region; dazu gehörte das Gebirgsland an der Nordgrenze, der Landstrich an der kroatischen Grenze und der Bakonyerwald. Der dritte Rayon war der Armeerayon, das echte Magyarenland, das Land an der Theiß. Hier sollte vor allem die Nationalfahne erhoben und die Armee für größere Operationen gebildet werden. Dabei hoffte man auf starken Zulauf aus den ungarischen Regimentern der österreichischen Armee. Der Dampfboote auf der Donau und Theiß glaubten die Ungarn sicher zu sein. An Waffen standen für den ersten Augenblick gegen 18.000 Gewehre zur Verfügung, allerdings nicht viel und dabei fast nur Jagdgewehre, die aus ziemlicher Entfernung, nämlich von den Schlössern des Adels, zusammengebracht werden mussten. Man hoffte aber, sich bald der in Ungarn befindlichen Waffendepots der kaiserlichen Regimenter zu bemächtigen.

Eine innige Verbindung, nicht in letzter Reihe durch die Freimaurerei gefördert, bestand zwischen den ungarischen Malcontenten und dem auf revolutionärer Grundlage erstehenden Italien. Seit 1859, in welchem Jahre der frühzeitige Friedensschluss den Hoffnungen, welche die Ungarn auf den Krieg gesetzt, ein Ende gemacht hatte, bestand in Italien eine ungarische Legion. Während des Krieges sollen 4000 österreichische Soldaten ungarischer Nationalität zur Desertion verleitet worden sein, und die aus ihnen gebildete Truppe zählte im Jahre 1861 gegen 1500 Mann. Zwei Jahre vor 1866 war König Victor Emanuel seinerseits entschlossen gewesen, auch ohne Preußen den Krieg mit Österreich zu führen, nur mit Zuhilfenahme Ungarns. Allein sein Plan scheiterte an dem Widerstand seiner Generale. Außer auf das junge Italien rechneten die Ungarn, wie erwähnt, auch auf die Unterstützung der Donaufürstenthümer.

Ein Krieg war es, was die Malcontenten herbeiwünschten, und der Ungarn glücklich machen sollte. Das Streben Italiens nach dem Besitz von Venetien ließ einen solchen erwarten, und bald berechtigte Preußen zu ebenso großen Hoffnungen.

Beziehungen zwischen Preußen, der Vormacht des Protestantismus, und den ungarischen Protestanten, dieser „geborenen Opposition", wie Minister Bach sie nannte, bestanden schon früher. Friedrich Wilhelm IV. ließ ihnen seine Hilfe angedeihen, und als die Bewegung gegen die Thun'schen Verordnungen, welche den Gebrauch der protestantischen Convente zu politischen Umtrieben verhindern wollten, in Ungarn um sich griff, sandte der Gustav Adolf-Verein reiche Geldspenden in's Land, um die evangelischen Kirchen und Schulen wenigstens „theilweise" vor der „Jesuiteninvasion" zu schützen. Die Anknüpfung von Beziehungen zwischen dem officiellen Preußen und den ungarischen Malcontenten blieb jedoch Bismarck und dem Jahre 1866 vorbehalten. Dieser Staatsmann, der 1849 in der zweiten Kammer es bedauerte, dass preußische Truppen nicht ebenso wie die russischen an dem Kampfe gegen die Revolution in Ungarn theilgenommen, sprach 1857 in einer Denkschrift den Satz aus, dass eine legitime Monarchie den Bund mit Mächten, die aus der Revolution hervorgegangen sind, nicht zu scheuen brauche. Fünf Jahre später an die Spitze des Ministeriums berufen, wusste er je nach Bedarf Politik zu machen: ein Mal gegen die Stimme des Volkes und ein anderes Mal im Bunde mit revolutionären Gewalten.

Seine Beziehungen zu den unzufriedenen Ungarn stammten noch aus Paris. Auf dem Punkte, den dortigen Gesandtschaftsposten mit der Ministerpräsidentschaft zu vertauschen, erhielt Bismarck ein Schreiben des Grafen Arthur Scherr-Thoß, das ihm für den Fall, dass er in Berlin „nicht bloß

ein preußischer Felix Schwarzenberg, sondern ein deutscher Cavour zu sein gedenke, die redliche und nützliche Mitwirkung Ungarns" anbot. Graf Seherr-Thoß, ein gebürtiger Preußisch-Schlesier und Protestant, hatte bis zum Jahre 1841 als Cadet und Officier in der österreichischen Armee gedient und dann Ungarn, wo er sich angekauft hatte, in dem Grade zu einer zweiten Heimat gemacht, dass er im Jahre 1848 im Insurgentenheere diente. Nach der Waffenstreckung von Vilagos entzog er sich durch die Flucht der drohenden Wiedereinreihung in die k. k. Armee und lebte, im Dienste der Emigration vielfach zu diplomatischen Sendungen verwendet, in Genf und Paris. Auf jenen Brief hin wurde er von Bismarck zu einer Unterredung eingeladen. Er musste ein Bild von den ungarischen Zuständen entwerfen und erhielt darauf von Bismarck nach seinen eigenen Berichten folgende Versicherungen: „Ich habe mir zum Ziele gesetzt, dieses Österreich niederzuwerfen, das uns auf das unwürdigste behandelt, uns zu seinem Vasallen erniedrigen möchte. Ich will Preußen aufrichten und ihm die Stellung verschaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebürt. Ich verkenne nicht den Wert, den die Hilfe Ungarns für uns haben kann, und ich weiß, dass die Ungarn nicht Revolutionäre sind in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. . . Wenn wir siegen, wird auch Ungarn frei werden. Verlassen Sie sich darauf." So soll Bismarck zwei Jahre vor dem schleswig-holstein'schen Krieg gesprochen haben. In Paris hatte er übrigens als Gesandter Gelegenheit gehabt, auch andere Vertreter der ungarischen Emigration kennen zu lernen, die dort, wie die Verschwörer aus aller Herren Länder, beim „rothen Prinzen" ein- und ausgiengen.

Seherr-Thoß lieferte nun ein Jahr hindurch dem preußischen Ministerpräsidenten regelmäßige Berichte über die Vorgänge in Ungarn, die so verfasst sein mussten, dass sie auch dem König vorgelegt werden konnten.

Andere Fäden der Verständigung zwischen Bismarck und den Ungarn liefen über Italien, wo Graf Usedom, seit 1863 preußischer Gesandter in Florenz, mit den revolutionären Führern, mit Kossuth, Klapka Türr, Csáky und anderen, — „seit geraumer Zeit in naher Beziehung stand, wie sich von selbst versteht", — so versichert uns der preußische Hofhistoriograph Sybel — „ohne Auftrag seiner Regierung, aber umso eifriger nach einem persönlichen Herzensdrange", die ungarische Sache zu fördern. Usedom war Freimaurer und somit durch dieselben Bestrebungen, auch was Ungarn angeht, mit den Größen des jungen Italien verbunden.

Anfangs 1895 erschien Graf Theodor Csáky, bis 1857 österreichischer Dragonerofficier, nun einer der ungarischen Führer, in Berlin. Er erneuerte Bismarck gegenüber die von Seherr-Thoß gemachten Anerbieten und gab

insbesondere die Bereitwilligkeit der in Italien lebenden ungarischen Honvéd-officiere, sich im Kriege gegen Österreich verwenden zu lassen, bekannt. Dies war verfrüht; denn noch gelang es der Vermittlung hoher Frauen an beiden Höfen, den Frieden weiter zu fristen. Aber die Malcontenten gaben ihre Pläne nicht auf, wie ein Brief des Grafen Julius Andrássy an den Grafen Seherr-Thoß vom 5. Januar 1866 beweist, der auf die Theilnahme Ungarns „an irgend einer auswärtigen Unternehmung" anspielt, und ebensowenig ruhte Bismarck. Am 8. April schloss er das Bündnis mit Italien, das dieses zur Theilnahme am Kriege gegen Österreich verpflichtete, wenn derselbe innerhalb dreier Monate ausbrechen sollte. Serbien wurde bald der dritte im Bunde. Anton Orešković, bis 1862, in welchem Jahre er seine Versetzung zu einem andern Regiment wegen verdächtiger slavisch-nationaler Gesinnung mit dem Austritte aus dem k. k. Heere beantwortet hatte, k. k. Hauptmann in einem Grenzregiment und nun serbischer Oberst und Agitator, gieng mit Zustimmung des Fürsten Michael schriftliche Verpflichtungen mit den Consuln Preußens und Italiens ein, nach welchen die Grenzsoldaten am Ausmarsch in's Feld verhindert werden und Serbien dafür Bosnien erhalten sollte. In Rumänien, dessen Krone der Hohenzoller Karl eben auf den Rath Bismarck's angenommen hatte, war es eine der ersten Regierungssorgen des neuen Herrschers, die Armee auf den Kriegsfuß zu stellen, und war diese Maßregel auch durch die Ansammlungen türkischer Truppen an der unteren Donau veranlasst, so konnte sie doch durch den Einfluss Preußen-Italiens oder der großrumänischen Agitation auch eine andere Bestimmung erhalten.

Unter solchen Umständen war es nur ein weiteres Glied der Vorbereitungen zum Kriege, dass in Berlin die Bildung einer ungarischen Legion beschlossen wurde. Dieser Entschluss stand bei Bismarck im April 1866 fest, und er tauschte darüber mit Georg Komáromy und Theodor Csáky, die damals in der preußischen Hauptstadt weilten, Gedanken aus. Komáromy wurde von ihm nach Ungarn entsendet, um der geplanten Legion eine gute Aufnahme daselbst zu sichern, und Graf Csáky stellte am 10. Mai unter dem tiefsten Geheimnis dem früheren Honvédgeneral Vetter, einem in der österreichischen Armee tüchtig geschulten Officier, der 1849 vor Görgey eine Zeit lang Obercommandant aller ungarischen Truppen war, eine baldige Dienstesverwendung in Aussicht und bat um eine Liste tauglicher Honvéd-officiere mit Angabe ihrer besonderen Eignung. Ebenfalls im Mai empfieng Bismarck im Geheimen einen Abgesandten Kossuth's, Kiss de Nemeskér, und ließ demselben sagen, dass bei Ausbruch eines Krieges ein preußischer Heerestheil über den Jablunka-Pass in Ungarn eindringen und die Erfordernisse zur Ausrüstung einer kleinen ungarischen Truppe, vor allem Gewehre, mit

sich führen werde. Auch Moltke sprach damals seine Ansicht dahin aus, Österreich habe ein zähes Leben und könne zwei bis drei verlorene Schlachten vertragen, aber eine Revolution in Ungarn würde der Sache ein Ende machen.

Die Revolutionäre giengen nun in der Absicht, Soldaten für die in Preußen aufzustellende ungarische Legion zu erhalten, daran, die Fahnentreue der im österreichischen Heere dienenden Magyaren und Croaten durch Sendlinge und Proclamationen zu erschüttern. Den ersteren, die natürlich „mit Abscheu in dem schwarz-gelben Heere dienten", rief eine solche Brandschrift in ihrer Muttersprache zu: „Die Gelegenheit der Befreiung ist gekommen: Italiens Kampf um Venedig, desgleichen Ungarns Kampf um seine Freiheit. Der Feind ist derselbe: hier wie dort der Österreicher! Fort daher von der verhassten Fahne!" Sie mögen Kossuth, Garibaldi und Victor Emanuel in die Arme eilen. Das Schriftstück ist vom 20. Mai aus Bologna datiert und mit „Euere italienischen Brüder" gezeichnet. Ein ebenso gezeichneter, vom 17. Mai datierter Aufruf in croatischer Sprache wandte sich an die Soldaten dieser Nation mit den gleichen Argumenten, aber den Namen Kossuth's wohlweislich weglassend. Eine dritte ungarische Proclamation vom 1. Juni, die Berlin als ihren angeblichen Ausgangspunkt angab, schloss mit den Worten: „Hier wartet die ungarische Fahne und ungarische Führung auf Euch, dreifacher Sieg und der Segen dreier Nationen!" Sie stammte von „preußischen Brüdern". Diese Aufrufe wurden in den ungarischen Regimentern, dann in Ungarn und Siebenbürgen verbreitet. Von einem nennenswerten Erfolge derselben ist nichts bekannt, wohl aber, dass die Mannschaft des 11. Husaren-Regimentes die Exemplare, welche um Steine gewickelt in den Hof der San-Lorenzo-Kaserne in Vicenza geworfen wurden, sofort ihren Officieren auslieferte.

Um seine ungarischen Pläne in Ausführung zu bringen, empfand Bismarck bald das Bedürfnis, mit jenen Häuptern der ungarischen Emigration in nahe Fühlung zu treten, welche mit den ungarischen und südslavischen Verhältnissen besonders vertraut waren. Für letztere kam vor allem General Türr in Betracht; er wurde daher aus Florenz nach Berlin berufen. Stefan Türr, der erst mehrere Jahre als Gemeiner und Officiersbursche diente, dann im Jahre 1848 k. k. Unterlieutenant wurde und als solcher im nächsten Jahre zu den Piemontesen desertierte, war an der Seite Garibaldi's und dann in der italienischen Armee selbst bis zum Generallieutenant aufgestiegen, einem Rang, den er noch heute einnimmt. In dieser Eigenschaft als Gatte einer Miss Bonaparte und infolge seiner Beziehungen zu den Balkanstaaten spielte er eine sehr bedeutende Rolle. Als er in Berlin erschien, erfuhr er zunächst von Bismarck, dass dieser den König noch nicht zum

sofortigen Krieg mit Österreich habe bestimmen können. Allein schon am nächsten Tage, am 12. Juni, nach dem Ministerrath, in dem die Entscheidung gefallen war, kam ihm Bismarck mit den Worten entgegen: „Der Krieg ist beschlossen und die Cooperation mit Ungarn gleichfalls.“ Türr konnte darauf nichts anderes erwidern, als dass er noch an demselben Tage über Paris, wo er den Prinzen Napoleon auf besonderen Wunsch Bismarck's aufsuchte, und Florenz nach Rumänien und Serbien reise, um dort für die ungarischen und preußischen Pläne thätig zu sein; er erbitte sich hiezu die Mitwirkung der preußischen Consuln daselbst. Zu derselben Zeit conferierte der Insurgentengeneral Georg Klapka, der im Jahre 1849 Komorn vertheidigt hatte, in Berlin mit Bismarck, Roon und Moltke. Eine dritte Berufung war von Bismarck an den Grafen Theodor Csáky ergangen, welcher ihr zu derselben Zeit Folge leistete.

Am 11. und 14. Juni wurde auf Anstiften Österreichs in Frankfurt jener angebliche Bundesbruch vollzogen, der nach preußischer Auffassung den Anlass zum Kriege bot.

In Bezug auf das geplante Unternehmen in Ungarn war Bismarck und Moltke sehr daran gelegen, sich der Mithilfe Italiens von Süden her zu versichern. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Entsendung Garibaldi's mit seinem Corps an die dalmatinische Küste. Allein solange der General La Marmora den Vorsitz im italienischen Ministerrath innehatte, hatten diese Versuche keinen Erfolg. Kossuth suchte ihn umsonst zu bereden, dass sich zu dem Angriff von Süden und von Norden derjenige in das Herz Österreichs von Ungarn aus gesellen müsse, und die aristokratische Patriotenpartei unterbreitete umsonst einen Entwurf für ein italienisch-ungarisches Bündnis. Wie La Marmora sich später äußerte, hielt er es „für den höchsten Wahnsinn, Verbindlichkeiten gegen ein imaginäres Königreich, ohne Soldaten und ohne Geld, wie es damals Ungarn war, einzugehen“. Auch die Bemühungen der preußischen Vertreter Bernhardi und Usedom hatten bei La Marmora keinen Erfolg und ebensowenig bei dem angesehenen General Cialdini. Am 12. Juni unterbreitete Graf Usedom auf Befehl Bismarck's der italienischen Regierung den Vorschlag, dass dieselbe, ebenso wie Preußen, eine Hälfte der zur Insurgierung Ungarns und der südslavischen Länder nöthigen Gelder (eine Million Franken für den Anfang und weitere zwei Millionen beim wirklichen Beginn der Bewegung) übernehmen und dabei die preußische Hälfte vorstrecken solle. „Ich war stets diesen im Kriege wenig erlaubten Mitteln abgeneigt,“ urtheilt darüber La Marmora in seinem geraden Soldatensinn. In dem Ansinnen, dass Italien vorläufig alles zahlen solle, erblickte er nur das Bestreben Preußens, „sich bei dem Unternehmen die Hände so wenig als möglich zu beschmutzen.“ Wenn aber Preußen diese

Rolle wenig würdig erschien, so habe er damals doppelt empfunden, dass sie auch Italiens nicht würdig war. Bismarck, der in Berlin dem italienischen Gesandten seine Unzufriedenheit über die Weigerung La Marmora's kundgab, wies daraufhin seinen Gesandten in Florenz nur neuerdings an, das Zusammengehen Italiens mit den ungarischen Comités kräftig zu betreiben. Eine Weigerung, dies zu thun, könnte er sich nur damit erklären, dass es Italien nur um Venetien zu thun sei, dass es aber keinen ernstlichen Krieg wolle. Auf solche Weisungen hin richtete Usedom an den General La Marmora jene berühmte Depesche vom 17. Juni, die als „Stoß-ins-Herz"-Depesche bekannt ist: in dem Vernichtungskampf gegen Österreich, der schon in den nächsten Tagen beginnen solle, dürfe sich Italien nicht bloß auf die Eroberung von Venetien beschränken. Eine solche Bundesgenossenschaft würde für Preußen schädlicher sein als die absolute Neutralität Italiens. Während diese eine ganze österreichische Armee in den italienischen Festungen dauernd zurückhalten müsste, würden in dem anderen Falle österreichische Truppen, auch wenn sie besiegt würden, frei, um gegen die Preußen geführt zu werden. Wie Preußen von Norden, so müsste die italienische Armee von Süden bis nach Wien vordringen. Das unfehlbare Mittel, diesen Plan zu sichern, liege aber in einem kräftigen Zusammenwirken auf einem gemeinsamen Terrain, und das sei Ungarn. Dieses Land müsse als Verbindungsglied und als strategischer Stützpunkt dienen. Die Freiwilligen Garibaldi's sollten an die Ostküste des adriatischen Meeres dirigiert werden und ihre Landung die Insurrection Ungarns und Croatiens herbeiführen. Preußen würde auf dieselbe Weise vorgehen. „Vom Norden und von den Grenzen Preußisch-Schlesiens her könnte ein fliegendes Corps, so viel wie möglich aus nationalen Elementen gebildet, in Ungarn eindringen und würde sich dort mit den italienischen Truppen und der unterdessen gebildeten nationalen Heeresmacht vereinigen." Die Stöße, die dann gegen Österreich geführt werden könnten, würden nicht mehr seine Glieder, sondern sein „Herz" treffen. La Marmora, der inzwischen als Generalstabschef zur Armee abgegangen war, legte diese Depesche bei Seite. Die einzige Antwort, die er ertheilte, bestand darin, dass er während des Krieges Garibaldi statt gegen Dalmatien nach Süd-Tirol dirigierte und dass er nach dem Feldzug Preußen die Unannehmlichkeit bereitete, die Depesche Usedom's drucken zu lassen. Wie wir gesehen, waren in ihr die Pläne Bismarck's und Moltke's ausgesprochen. Sie bleibt von hohem Wert für die eigentliche Bedeutung, welche der von Preußen ausgerüsteten ungarischen Legion zugedacht war.

Der Ministerpräsident Ricasoli, dem wie seinem Vorgänger die Uneinigkeit unter den ungarischen Führern nicht entgieng, verlangte als Grundbedingung

aller Verhandlungen mit ihnen die Herstellung eines Einverständnisses. Ein solches kam darum in äußerlicher Weise zwischen Kossuth und dem durch Komáromy und Csáky vertretenen Nationalcomité zustande. Die Folge war eine Aufforderung Kossuth's an eine Anzahl in Italien lebender Honvéd-officiere, sich zur Aufstellung einer ungarischen Truppe nach Preußen zu begeben, und ein langathmiges Manifest, das ebenso wirkungslos blieb wie der ausdrückliche „Befehl", welchen der Ex-Gouverneur den Soldaten ungarischer Nationalität ertheilte, die österreichischen Fahnen, zu denen sie geschworen, zu verlassen. Die ungarische Legion in Italien, die schließlich im Spitaldienst Verwendung fand, wurde kaum um einige gepresste hundert Mann verstärkt.

Blieb Italien ein undankbarer Boden für die Verwirklichung der preußisch-ungarischen Pläne, so wurde im Norden umso eifriger daran gearbeitet.

„Schont Euer Blut für die Person des kommenden Königs! Benützet Euere Bajonnette nicht! Schießt in die Luft! Durch den Sieg der preußischen Waffen wird das ungarische Vaterland befreit werden", rief den magyarischen Soldaten der österreichischen Nordarmee eine Proclamation zu, welche nicht durch ihren Erfolg bemerkenswert ist, sondern nur durch die Thatsache, dass ein preußischer Officier sich als angeblicher Parlamentär an die Württemberg-Husaren heranschlich, um sie zu verbreiten, „eine verrätherische, des Soldaten unwürdige Handlungsweise", wie die österreichischen Generale dieselbe in ihren Meldungen brandmarken. Als der kommende König, der Ungarns Thron besteigen sollte, war von Seite der ungarischen Führer bald der junge Herzog von Leuchtenberg, bald Jérome Napoleon, bald Prinz Friedrich Karl von Preußen in Aussicht genommen, je nachdem die Gewinnung der Sympathien Russlands, Frankreichs oder Preußens wichtiger erschien. Dem Schwiegersohne Kaiser Nikolaus I. war die Krone merkwürdigerweise einige Wochen vor Vilagos, als die Russen in Miskolcz standen, von Görgey und Kossuth angeboten worden, und im Jahre 1866 kam man auf ihn zurück. Der „rothe Prinz" wurde von Kossuth bald als Präsident seiner Donau-Conföderation, bald als König in's Auge gefasst, und an den preußischen Prinzen dachte man hauptsächlich in den Tagen der preußisch-ungarischen Legion.

Die Honvéd-Officiere, welche für die in Preußen zu bildende ungarische Legion bestimmt waren, hatten sich bereits nach Berlin begeben. Es galt nun vor allem einen Führer zu finden. Als solcher war Georg Klapka ausersehen. Wie so mancher unter den Führer der ungarischen Bewegung, war Klapka durchaus nicht magyarischer Herkunft. Er war als Sohn des damals deutschen Temesvar geboren, sein Name weist nach dem slavischen Norden — in der That war erst der Großvater aus Znaim eingewandert — und seine

Muttersprache war die deutsche. Nachdem er im Jahre 1847 als Oberlieutenant aus der österreichischen Armee ausgetreten war, gerieth er im nächsten Jahre in die nationale Bewegung und wurde 1849 bald neben Görgey einer der bedeutendsten Heerführer der Ungarn, als welcher er am 4. October Komorn an Haynau übergeben mußte. Seitdem galt er als der prädestinierte Oberbefehlshaber im nächsten Aufstand, und was die früheren Jahre nicht gehalten, schien sich nun verwirklichen zu sollen. Auf Betreiben des „rothen Prinzen“ und von Bismarck berufen, erschien Klapka am Unglückstage von Königgrätz im preußischen Hauptquartier und erhielt am nächsten Tage vom Minister die Versicherung, daß es nun mit der Aufstellung der Legion Ernst werden solle. Klapka solle — so erklärte ihm Bismarck — unter den ungarischen Gefangenen, die zu diesem Zwecke in die schlesischen Festungen gebracht wurden, mit seinen Werbern sein Glück versuchen und nach Sammlung einiger tausend Mann einen Einfall in Ungarn machen. Den Grafen Seherr-Thoß, der wenige Tage darauf im Auftrage des Prinzen Jérome mit der Versicherung erschien, daß Preußen, wenn es den Krieg fortsetze, sich von Seiten Frankreichs keiner ernsten Bedrohung zu versehen habe, drängte Bismarck neuerdings zur Aufstellung der Legion mit dem Bedeuten, wenn dieselbe bald in Action treten würde, könne Ungarn beim Friedensschluß als Belligerant intervenieren. Preußen würde sich dann ausbedingen, daß „Ungarn seine Verfassung und selbständige Stellung wieder erhielte“. — Diese Friedensbedingung scheint der spätere Kanzler damals wirklich im Auge gehabt zu haben; denn unter den Forderungen, welche er damals als die Wünsche des Königs dem preußischen Gesandten Grafen von der Goltz bekanntgab, nennt er, wenn auch an letzter Stelle und mit einem „vielleicht“: „die Sicherung der ungarischen Constitution“. Auf Vorschlag des Grafen Csáky kam es zu einem förmlichen Vertrag zwischen dem von ihm vertretenen ungarischen Nationalcomité und der preußischen Regiernng.

Die Folge davon war ein königliches Decret vom 14. Juli, nach welchem den Werbungen der Officiere Klapka's keine Hindernisse in den Weg gelegt werden durften. Dasselbe war wohl nöthig, um den Widerstand der preußischen Generale zu brechen, welchen dieses sonderbare Treiben widerstrebte. Die Bildung der ungarischen Legion wurde also in Angriff genommen, indem man aus den Gefangenen Treubrüchige zu machen suchte.

Den Zusicherungen Bismarck's gemäß, hatte man nach der Schlacht von Königgrätz begonnen, die Ungarn aus den österreichischen Kriegsgefangenen auszuscheiden, und Mitte Juli mochten 7000 bis 8000 derselben in den Festungen Neiße, Kosel und Groß-Glogau angesammelt sein. Der militärisch

tüchtige Achtundvierziger-General Vetter, der unter dem Obercommandanten Klapka zum Organisator der ungarischen Armee ernannt worden war und von der preußischen Regierung den Gehalt eines Feldmarschall-Lieutenants ausbezahlt erhielt, machte ihnen seine Ernennung kund. Als Bürger des unterjochten ungarischen Vaterlandes würden sie, so rief er den Soldaten zu, in der Wahl „zwischen Ketten und Schwert" keinen Augenblick schwanken. Sie sollten um die heilige dreifarbige Fahne sich scharen, um an der Seite der Preußen die „österreichischen Tyrannen" zu vertreiben. Mächtigere Töne schlug eine andere Proclamation an, die vom Nationalcomité oder, was man allgemein glaubte, er aber leugnete, von Klapka ausgieng. In wenig vorsichtiger Weise posaunte dieselbe noch unreife Pläne aus: „Aus Italien eilt Garibaldi, von der Donau her Türr, von Siebenbürgen aus Bethlen zur Erlösung des Vaterlandes herbei; von hier aus führe ich (Klapka) die tapfere Schar ein; Ludwig Kossuth wird mit uns sein; so vereint verjagen wir die Österreicher, die unseres Vaterlandes Gut und Blut rauben ... Folgt der ungarischen Fahne! ... Wollt Ihr elende Gefangene bleiben oder Vaterlandsvertheidiger sein? Es lebe das Vaterland! Klapka".

Nachdem die feurigen Ungarherzen durch die kräftigen Worte so siegesgewisser Kundmachungen bearbeitet worden waren, begann die eigentliche Werbung. Bisher hatten die Gefangenen unter Aufsicht preußischer Soldaten täglich sechs Stunden Vormittag und vier Stunden Nachmittag schwere Schanzarbeiten verrichten müssen. Mit ihrer Bekleidung und Beschuhung war es schlecht bestellt; denn die meisten besaßen nur das, was sie bei der Gefangennahme am Leibe hatten und nun seit fast vierzehn Tagen auf Märschen und bei der Arbeit trugen. Nur alle drei Tage erhielten sie einen Laib Brot, nur jeden zweiten Tag etwas Fleisch und sonst täglich Mittags nur Suppe. In Neiße wurden nun am 16. Juli die dort angesammelten ungarischen Soldaten der Infanterie-Regimenter Nr. 2, 33, 46, 60 und 68 und einiger Husaren-Regimenter, ungefähr 2000 Mann, zur Ausrückung befohlen. In Gegenwart preußischer Officiere stellten sich ihnen vier Herrn in Civilkleidern als aus Italien gekommene Honvédofficiere vor und begannen zu ihnen in der berückenden Sprache jener Proclamationen zu reden von dem Unglücke ihres Vaterlandes und dem günstigen Augenblicke, der gekommen sei, es von dem schweren Joche zu befreien. Zum Schlusse wurden die „Edlen und Herzhaften" aufgefordert, in Reih' und Glied stehen zu bleiben, die Schwachherzigen und Feigen aber, die für's Vaterland nichts wagen wollten, aus den Reihen zurückzutreten. Es ist klar, dass es für die ungebildeten Leute schwer war, durch eine augenfällige Bewegung und Trennung von den Kameraden vor Aller Augen ihre wahre Gesinnung zu bezeugen.

Von der ersten Gefangenen-Abtheilung von 250 Mann trat kaum der fünfte Theil zurück, und an demselben Tage wurden in Neiße auf diese Weise noch etwa 700 Mann angeworben. Die Willfährigen wurden von den übrigen Gefangenen abgetrennt, erhielten neue Monturen nach dem Muster der Honvéd-uniformen von 1849, von denen in Berlin 6000 Garnituren bestellt worden waren, Geldspenden, reichlichere Kost, Getränke und Cigarren, und nicht bloß Bewegungsfreiheit; man beeilte sich, Zigeunercapellen zusammenzustellen, welche ihnen die Weisen ihrer Heimat aufspielten. Manche der neuen Legionäre vereinigten nun ihre Bemühungen mit denen der Honvédofficiere, um die Treugebliebenen wankend zu machen, und die eifrigsten wurden zum Lohne, auch vom Gemeinen, zu Officieren befördert. Was allen diesen Versuchern nicht gelang, that die weitere Behandlung der Standhaften. Dieselben litten auch weiter Mangel und hatten weiter harte Arbeit zu verrichten. Zu dieser wurden sie an den Werbetischen vorübergeführt, auf denen ihnen die Thaler entgegenblinkten, welche die Abtrünnigen als Handgeld erhielten, und während sie arbeiteten, sahen sie diese sich bei der Musik belustigen. Ferner wurden ihnen falsche Anschauungen beigebracht: sie müssten im Weigerungsfalle für immer bei der Schanzarbeit bleiben und würden ihr Vaterland niemals wiedersehen; dieses sei bereits vom österreichischen Joche befreit, und ohne Gewehrschuss könnten sie dahin gelangen, wenn sie sich nur anwerben ließen. Wie in Neiße, so machte man es in Kosel und in Glogau. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass sich von den vielen tausenden gewöhnlicher Soldaten ungefähr 1600 zum Eintritt in die Legion herbeiließen.

Diejenigen, die ihrem Fahneneide treu blieben, bildeten die große Mehrheit, und manche thaten sich dabei auf rühmenswerte Weise hervor. 600 Kriegsgefangene des Infanterie-Regimentes Kaiser Alexander Nr. 2 wollte man auf einmal gewinnen. Als aber Klapka's Officiere dieselben auf die bezeichnete Weise haranguierten, trat Feldwebel Kapocsányi aus ihren Reihen, sah sie bedeutungsvoll an und marschierte mit der ganzen Abtheilung in die Zelte zurück. Der Feldwebel Csuburdia des 23. Infanterie-Regimentes wurde über die Anerbietungen der Werber, die ihm die Ernennung zum Officier versprachen, wenn er mit seinen Leuten übergehe, so erzürnt, dass er ihnen vor die Füße spuckte, und seine Mitgefangenen dieselben mit Steinen zu bewerfen anfiengen, bis die preußische Wache sich in's Mittel legte.

Die Legion war nun 1560 Mann stark, die in 8 Compagnien Infanterie, eine Escadron von 150 Husaren und 80 Mann Artillerie eingetheilt wurde. Diese hatten sechs österreichische Kanonen erhalten. Die Uniformen, welche überall die ungarische rothe Verschnürung aufwiesen, waren theilweise aus früheren österreichischen hergestellt, während der schwarzgraue

Mantel den Hannoveranern abgenommen war. Ebenso trugen die Minié-Gewehre der Infanteristen das Merkzeichen ihres Eigenthümers: „Georg Rex“. Die Husaren ritten hannoverische Trainpferde. Dieselben wurden von Oberstlieutenant Scheiter befehligt, und unter den acht übrigen Husarenofficieren befanden sich zwei Grafen Károlyi, deren Mutter die Legionsfahnen mit Bändern schmückte. Außer Klapka und Vetter gab es noch einen dritten General, Gregor Grafen Bethlen, Commandanten der Reiterei. Zu den sechs Obersten gehörten auch Georg Komáromy als Präsident und Graf Theodor Csáky als Stellvertreter der provisorischen ungarischen Regierung. Arthur Graf Seherr-Thoß war Major und Flügeladjutant Klapka's. Im Ganzen zählte die Legion drei Generale und 60 andere Officiere. Dieselben waren mit einem deutschen und einem ungarischen Officierspatent versehen; auf ersterem war ein Vertreter des preußischen Kriegsministeriums unter Beidruck der Stampiglie dieses Amtes unterzeichnet, während die ungarischen Decrete die Unterschrift Vetter's und das ungarische Wappen aufwiesen. Auf beiden Decreten war Graf Csáky als Repräsentant der provisorischen ungarischen Regierung unterschrieben. Als Vertreter der preußischen Regierung befanden sich Oberst v. Döring und Hauptmann Drygalski, welch' letzterer als Kriegszahlmeister Officiere und Mannschaft mit preußischem Gelde bezahlte, bei der Legion.

Nachdem die Legion ausgerüstet war, schritt man zur Beeidigung. Am 26. Juli um 6 Uhr abends war die neue ungarische Armee auf dem Wilhelmsplatze in Neiße im Carré aufgestellt. Eine Compagnie hatte die neuen, noch verhüllten Fahnen aus dem Absteigequatier der Generale abgeholt. Nun betrat Klapka das Carré, von stürmischen Eljen und Trommelschlag begrüßt. Oberst Graf Csáky enthüllte die roth-weiß-grünen Fahnen, bei deren Anblick die Legion neuerdings in Eljen ausbrach, und erklärte, dieselbe von der ungarischen Nation empfangen zu haben, um sie als ihr Bevollmächtigter dem Helden Klapka zu übergeben, damit er sie zur Befreiung des Vaterlandes führe. Klapka erklärte sich bereit, diese schwierige Aufgabe zu übernehmen. „Kennt Ihr diese Farben?“ „Ja, wir kennen sie.“ „Wohlan denn, das ist die Fahne, die Ihr, tapfere Magyaren, im Jahre 1848 und 1849 so tapfer vertheidigt und von Sieg zu Sieg getragen habt . . . Bei ihrem Anblick wird sich die schwarzgelbe Fahne Eurer unfreiwilligen Waffenbrüder in den Staub beugen. Wollt Ihr diese Fahne mit Blut und Leben vertheidigen?“ „Mit Blut und Leben!“ Nun wurden mehrere Fragen vorgelesen, auf welche die Legionäre jedesmal antworteten: „Wir schwören!“ Darauf wieder dreimaliges Eljen und „Präsentiert!“ der Fahne und dann dieselbe Ehrenbezeugung für Klapka, Graf Csáky und den König von Preußen, während Kossuth mit Hoch, aber ohne Präsentieren ausgieng.

Die Soldaten der ungarischen Nordarmee, wie sie sich nannte, — denn sie war ja nicht das einzige nationale Corps, dessen Bildung in's Auge gefasst war, — träumten nunvon kühnen, aber nicht allzu schwierigen Kriegszügen in die Heimat, auf deren nunmehr freiem Boden sie bald zur Ruhe gelangen würden. Auch die Führer der Legion ließen verlauten: Wenn sie nur einmal in Kaschau oder Leutschau ständen, sei schon alles gewonnen; dort erwarten sie bereits die Verstärkungen, die von allen Seiten herbeieilen werden, dort sei die Ausrüstung für eine ganze Armee aufgestapelt. Csáky und Komáromy, ebenso gut Häupter der Nationalregierung wie der ungarischen Freimaurerei, rechneten auch auf die Arbeit der Brüder. Kossuth warf ihnen vor, sie hätten „sich durch den Glauben mystificieren lassen, dass jene gewisse freimaurerische Weitschweifigkeit etwas Wichtiges sei, während sie doch nur kindischer Humbug ist". Allein, wie wir wissen, bestand im Lande außerdem ein wohlorganisiertes Netz von Honvédcomités, die den Scharen Klapka's ihre bereitgehaltene Mannschaft zuführen wollten. Eine allgemeine Erhebung des Landes sollte dem Einbruch der Legion in Ungarn auf dem Fuße folgen. Preußisches Geld war im Spiele, das, wie Bismarck an den Finanzminister von der Heydt am 25. Juli 1866 schrieb, zur „Anregung einer Diversion von jener (ungarischen) Seite und Ausrüstung ungarischer Corps" verwendet werden sollte. Der Aufruf des Kaisers, der nach dem Unglück von Königgrätz am 7. Juli an die „kampftüchtigen Söhne Ungarns" und das „angestammte Gefühl ihrer Treue" sich wandte, damit sie zum Schutze des bedrohten Vaterlandes herbeieilten, verhallte nicht wirkungslos, und es fehlte somit auch in Ungarn nicht das Verständnis für die Noth des Reiches, das die noch unerfüllten Wünsche der Nation vorläufig vergessen hieß; allein die k. k. Regierung war im Besitze zahlreicher Meldungen über die umsichgreifende Erregung des Landes und die revolutionären Umtriebe in den verschiedensten Kreisen, die das Unglück Österreichs ausnützen wollten. Der Einfluss Deák's und auch Tisza's, der einer Entscheidung durch die Waffen noch näher stand als Deák, schien durch den hitzigerer Volksmänner überflügelt zu werden, welche die Führung übernahmen. Auch Deák gebürt nicht das Verdienst beruhigender Einwirkung, das man ihm zuerkannt hat. Er ließ die Dinge gewähren und zog sich nach der Vertagung des Reichstages (26. Juni) auf sein Landgut zurück. Und wie es in Bezug auf diesen hervorragendsten Mann des Landes kaum anders möglich war, behauptete Csáky von Franz Deák: er wisse von der Sache, billige die Pläne des Pester Comités, und das Comité thue nichts Wichtiges, ohne dass er unter der Hand davon wisse. Es war eine merkwürdige Antwort auf den kaiserlichen Hilferuf an die Ungarn, wenn Deák mitten im Kriegslärm, als die feindlichen Scharen sich drohend gegen

die Hauptstadt wälzten, am 17. Juli im „Pesti Napló“ schrieb: „Ungarns Wünsche verlangen rasche Befriedigung“, und die Hilfe Ungarns, „das alles oder mindestens vieles thun könne“, von ihrer raschen Gewährung, von der Einsetzung „einer parlamentarischen Regierung“, welche „der Ausfluss des Nationalwillens“ sei, abhängig machte. Im Gegensatze zu der Opferwilligkeit der Länder diesseits der Leitha brachte es die Werbung für ein Freiwilligen-Cavalleriecorps in Ungarn bis zum 1. September nur auf 330 Mann, und in den meisten Theilen des Landes konnte die angeordnete außerordentliche Recrutierung nicht durchgeführt werden. Auch in den Kreisen der altconservativen Partei herrschte die Auffassung, der Aufruhr stehe unmittelbar bevor, und der Verlust einer Schlacht vor Wien würde den Ausbruch der Revolution in vielen Theilen Ungarns zur unmittelbaren Folge haben. Noch nach Abschluss des Waffenstillstandes warnte Graf Forgách die Regierung, die Sache nicht zu unterschätzen. Die Hoffnungen der Führer der ungarischen Legion beruhten nicht allein auf diesen Nachrichten, die sie aus Ungarn erhielten. Unter dem Ministerium Ricasoli war, wie wir gesehen, in Italien die dortige ungarische Legion verstärkt worden, Garibaldi erhielt noch am 25. Juni den Befehl, mit ihr über die Adria in Ungarn einzudringen — die Nachricht von Tegetthoff's Seesieg bei Lissa machte diesem Plane für immer ein Ende — und General Türr war inzwischen in den Balkanländern angelangt, um auch dort eine ungarische Truppe zu organisieren und, im Bunde mit preußischen und italienischen Agenten, Serbien und Rumänien zu einem Vorgehen gegen Österreich zu treiben.

Allein die Legion Klapkas war am 26. Juli in Neiße vereidigt worden, und bereits am 22. Juli war zwischen Österreich und Preußen eine fünftägige Waffenruhe abgeschlossen worden, an welche sich am 26. der vierwöchige Waffenstillstand anschloss. Wie sollte die Legion nun noch zu kriegerischer Verwendung kommen, da sie doch in allem von preußischen Mitteln abhieng und wie ein preußisches Corps erschien? Ihre Führer ließen sich nicht beirren. Am 22. Juli telegraphierte Graf Csáky an Kossuth aus Berlin: „Trotz der Friedenspräliminarien wird die Bewegung zu Hause und die Expedition von hier aus dennoch gegen Ende des Monats stattfinden“, und, als Kossuth und die italienische Regierung, die sich dies nicht erklären konnten, nochmals anfrugen, erhielten sie am 27. Juli die noch bestimmtere Antwort: „Die ungarische Legion geht trotz des Waffenstillstandes morgen unter Klapka nach Oderberg.“

Auf preußischer Seite kostete der Plan, die ungarische Legion trotz der Abmachungen mit Österreich auszuspielen, einiges Kopfzerbrechen. Während die österreichischen Generale der Meinung waren, dass während der Waffen-

ruhe sich jeder Theil in seinen Stellungen halten müsse, überschritten die Preußen unter Graf Stolberg am 23. Juli bei Schwarzwasser neuerdings die österreichische Grenze und besetzten das seit dem 17. Juli geräumte Herzogthum Teschen somit während der Waffenruhe von Neuem und am 29. Juli noch Jablunkau als vorgeschobenen Posten. Bismarck legte, wie Moltke schreibt, auf diese Besetzung großen Wert, und nach dem preußischen Generalstabswerk sollte sie „als Basis einer später auszuführenden Unternehmung nach Ungarn dienen.“ Klapka war hiemit der Weg nach Ungarn freigehalten.

Am 27. Juli brachten zwei Eisenbahnzüge die ungarische Legion von Neiße nach Oderberg und in der folgenden Nacht überschritt dieselbe die österreichische Grenze, um bei Orlau ein Lager zu beziehen. Der preußische General Graf Stolberg, dessen Leitung Klapka unterstellt war und der sich in Freistadt befand, war somit in der Lage, dem Insurgentengeneral mitzutheilen, dass zwischen Preußen und Österreich Waffenstillstand herrsche. Allein Klapka soll darauf erwidert haben, dass er trotzdem auf eigene Faust vorgehen wolle. Jene Mahnung war wohl nicht in sehr ernste Form gekleidet gewesen. Der Zwiespalt zwischen dem, was die Preußen sagen konnten und was sie haben wollten, führte zu einem Hin und Her, bis schließlich das Letztere, die preußischen Wünsche erreicht waren. Am 28. erhielt die Legion die Nachricht, dass ihre in Neiße zurückgebliebenen Genossen bereits desarmiert worden“, und auch sie erwarte infolge des Waffenstillstandes dasselbe Los, während in der Nacht ein Officier Döring's meldete, dass die Legion sich am nächsten Tage auf preußischen Boden zurückbegeben müsse, um durch die in Neiße Zurückgebliebenen verstärkt zu werden. Daraufhin bezogen die Ungarn am 29. ein Lager bei Schillersdorf, um hier wieder von Döring durch die Nachricht erschreckt zu werden, dass sie auseinandergehen müssten. Auf die Gegenvorstellungen der Ungarn, die sich auf den Vertrag mit der preußischen Regierung beriefen, gab deren Bevollmächtigter nur dunkle Antwort. Die höheren preußischen Officiere bestanden auf der Unmöglichkeit, die Legion ziehen zu lassen, die niederen hingegen ließen durchblicken, dass man den Abmarsch der Ungarn eigentlich wünsche. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so wäre der Ausmarsch aus Neiße gar nicht zugelassen worden; denn schon am 26. Juli um 5 Uhr, also noch vor der Beeidigung der Legion, waren bei der Festungscommandatur Telegramme eingelaufen, welche jede Bewegung der Legion mit Rücksicht auf den Waffenstillstand untersagten.

Unter solchen Umständen versammelten sich die hervorragenden Männer der Legion in Schillersdorf zu einem Kriegsrath. Klapka blieb mit seinem Vorschlag zu sofortigem Abmarsch nach Ungarn in der Minorität. Die Mehrzahl der Officiere sprach sich dagegen aus: man müsse wenigstens

sichere Nachricht darüber abwarten, ob die preußische Regierung die Sache wenigstens im Geheimen unterstützen wolle, ohne die von ihr beizustellenden Waffen und Munition sei die Verstärkung der Legion auf ungarischem Boden unmöglich. Klapka hingegen machte geltend, dass eine Action den Einbezug der ungarischen Nation in den Friedensschluss für Bismarck ermögliche, und, wenn Österreich sich weigere, der Krieg von Neuem beginnen würde. Komáromy begab sich nun selbst zu Stolberg, der ihm schließlich „beinahe im Befehlstone erklärte, dass er auf keinen Fall den Einbruch und die Verletzung des Waffenstillstandes zugeben könne, und dass die Legion die Antwort des Hauptquartiers abwarten müsse. Doch als er das Wort „abwarten" aussprach, gab er mit den Augen einen so deutlichen Wink, dass er das Gegentheil davon wolle, dass es unmöglich misszuverstehen war". Dies und nichts anderes war eben der Wille Bismarck's, der die Legion und Ungarn nicht bloß gegen Österreich, sondern auch gegen eine Einmischung Russlands ausspielte und dieses für eine Erhebung Polens zugleich mit der Ungarns fürchten machen wollte. Bismarck ertheilte darum gerade jetzt den Befehl, soweit wie möglich für „Verstärkung" der Legion zu sorgen. Diese für die Ungarn so erfreuliche Botschaft traf dieselben jedoch nicht mehr in Schillersdorf an.

Des Gewährenlassens des in Betracht kommenden preußischen Generals sicher, hatte Klapka am 1. August zum zweitenmal die österreichische Grenze überschritten, und, über die Vertheilung der preußischen Truppen offenbar zu dem Zwecke genauestens belehrt, um jeden Schein einer Cooperation mit ihnen zu vermeiden, gieng er jeder Berührung mit denselben aus dem Wege. Der 2. August führte die Legion von Schönhof bis Moravka am Nordabhang der Karpathen. Am 3. wurde der Weitermarsch mit Tagesgrauen angetreten; denn es galt heute die ungarische Grenze zu erreichen, und bis dahin gab es eine beschwerliche Steigung und schlechte Wege zu überwinden. Als die Legionäre zur Mittagsrast beim „weißen Kreuz" anlangten, lag unten im Thal von der hellen Mittagssonne beleuchtet das ungarische Vaterland vor ihren entzückten Augen. Mit begeisterten „Eljen" wurde die Heimat begrüßt, welche die Legionäre bald darauf betraten, die Achtundvierziger unter ihnen wieder zum erstenmal seit 18 Jahren. Gegend Abend langte die Legion in der Ortschaft Turzovka an. Die slovakischen Dorfbewohner glaubten anfangs, es kämen Preußen mit rothen Mützen. Als man sie darüber aufklärte, dass es Ungarn unter Klapka seien, bewiesen sie für das Ereignis gar kein Verständnis und verhielten sich kalt und reserviert. Kossuth machte sich später lustig darüber, dass die Legion unter die Trentschiner Slovaken gerathen sei.

Noch beim „weißen Kreuz" hatten zwei Boten die Legion eingeholt, der eine, ein Hauptmann derselben, brachte die Nachricht von der von Bismarck

angeordneten Verstärkung der Legion, der andere, ein preußischer Lieutenant, meldete im Auftrage Stolberg's, wie Klapka behauptete, die „vierwöchige Verlängerung" des Waffenstillstandes. Eine etwas verspätete Nachricht für den 3. August! Jedenfalls erhielt Klapka Mittheilung von der inzwischen veränderten Stellung der Preußen, aus der sich für ihn die Nothwendigkeit ergab, sich im Falle des Missglückens nicht mehr nach Oderberg, sondern an einen näheren Punkt der Demarcationslinie zurückzuziehen. Und die Nothwendigkeit eines Rückzuges trat sofort ein. Die Österreicher waren von Norden, Süden und Osten im Anzuge gegen die Legion begriffen, und diese trat noch in derselben Nacht den Rückmarsch an. Am nächsten Nachmittag war die Legion bereits in Groß-Karlowitz in Mähren. Eine weitere betrübende Erfahrung blieb ihr dabei nicht erspart. Die Desertion, welche bisher einen Abgang von 13 Mann verursacht hatte, riss nun auch unter den Officieren Klapka's ein. Dem Bestreben, zu den Österreichern zurückzukehren, war man mit aller Kraft entgegengetreten, nun war aber die Gelegenheit zu günstig. Drei Lieutenants, von denen einer jedoch wieder ergriffen wurde, entwichen, und im Ganzen desertierten bei 70 Mann und 3 Officiere. Das Bivouac, das Klapka am 5. in Roznau bezog, war ebenfalls von kurzer Dauer. In der Meinung, dass er sich daselbst hinter der Demarcationslinie befinde, hoffte er, dass die Österreicher im Eifer der Verfolgung dieselbe verletzen würden. „Das wünsche ich," schrieb er an seine Frau, „weil es das einzige Mittel ist, die Preußen bloßzustellen und sie zu zwingen, uns offen zu unterstützen." Allein auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht, ließ er Alarm schlagen und erreichte in fluchtartigem Marsche noch in der Nacht sicheren Boden. Am 8. August brachten zwei preußische Eisenbahnzüge die Legion über Oderberg nach dem Städtchen Bauerwitz in Schlesien. Klapka hielt seine Aufgabe für vollendet. In einem Briefe vom 14. an Vetter legte er den Oberbefehl nieder. „Ich ziehe mich", schreibt er, „von der Schaubühne wieder hinter die Coulissen, und zwar zu meiner Familie nach Brüssel zurück." Die Expedition, die mit soviel Lärm angekündigt worden war, endete, wie Kossuth sagte, mit „einem ungeheuren Fiasco". Das Ganze war nichts als ein gefährliches Spiel, das Bismarck im Interesse seiner Friedensverhandlungen mit dem ungarischen Nationalgefühl und mit Menschenleben trieb.

Die Meldungen über den Einbruch der ungarisch-preußischen Legion hatten die österreichischen Militärbehörden seit dem 30. Juli in Athem erhalten. Von Wien, wie von den Commanden von Krakau und Pressburg waren Befehle auf Befehle ergangen und Expeditionen abgesandt worden. Allein der Umstand, dass die Bewegungen des ungarischen Corps sich bis zum 3. August auf dem von den Preußen besetzten Gebiete abspielten, dass bis zu diesem

Tage alle Verkehrsmittel, besonders der Telegraph im Teschener Kreis sich in den Händen des Feindes befand, dass sich endlich, als die kaiserlichen Telegraphenämter wieder functionierten, ungenaue und falsche Meldungen, namentlich über ein da oder dort auftauchendes, von dem Klapka's verschiedenes zweites Corps häuften, ließ die ausgesandten Expeditionen manche verfehlte Bewegung ausführen, so dass die Legion nicht mehr eingeholt werden konnte. Die Marschtüchtigkeit, welche sie zur Ehre ihrer in der österreichischen Armee erhaltenen Ausbildung bewiesen, trug nicht in letzter Reihe zu ihrer Rettung bei. Die österreichischen Gegenexpeditionen, deren Führer bei der Verfolgung von einer leicht begreiflichen Erbitterung gegen diese fahnenflüchtige Truppe geleitet waren, saßen erst auf ihren Fersen, als dieselbe hinter der Demarcationslinie sich eben in Sicherheit gebracht hatte.

Einiges Glück hatte nur eine von Rittmeister Baron Frentz und Oberlieutenant Graf Mittrowsky geführte Uhlanenabtheilung. Als dieselbe am 5. August vor Frankstadt ankam, erzählten die Bewohner, dass Klapka, von einem Adjutanten begleitet, eben durch die Stadt in der Richtung gegen Freiberg gefahren sei. Alles wurde aufgeboten, um des Wagens und seines Insassen habhaft zu werden. Als dies nach scharfer Verfolgung mit Hilfe von erbitterten Bauern, die den Pferden in die Zügel fielen, gelungen war, sahen die Uhlanen, dass sie nicht den Insurgentengeneral selbst gefangen hatten, sondern seinen Adjutanten, Grafen Seherr-Thoß, der Depeschen Klapka's an den Grafen Stolberg zu überbringen hatte. Seherr-Thoß war das erste Mitglied der Legion, dem der Process gemacht wurde. Er hatte sich des Hochverrathes und überdies des Verbrechens gegen die Kriegsmacht des Staates schuldig gemacht; sein Leben war nach dem Gesetze verwirkt. Man war daher in Krakau entschlossen, ihn schleunig kriegsrechtlich executieren zu lassen, wozu auch der Befehl aus Wien anlangte. Allein der Graf berief sich auf seine Eigenschaft als „preußischer Major“, worauf ihm allerdings zutreffend erwidert wurde, dass „er nur als Rebell angesehen werden könne, da ungarische Truppen nur Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich, und nicht dem König von Preußen dienen könnten“. Auf preußischer Seite begann man alsbald auf die Befreiung des Gefangenen hinzuwirken. Graf Stolberg stellte das Begehren nach Auslieferung in einem Briefe, in welchem er die Legion Klapka „für eine preußische Parteigänger-Abtheilung erklärte, die sich missverständlicher Weise noch vor Beginn des Waffenstillstandes in die Karpathen begeben habe“. Die Auslieferung wurde verweigert, und von der Generaladjutantur des Kaisers ergieng neuerdings die Weisung: „Baldigst executieren“. FML. Baron Rzikowsky erwiderte dem preußischen General, dass Österreich das Corps nur als „ein Rebellen-Corps“ betrachten könne.

„Man hat“, so schrieb er in erschöpfender Kennzeichnung dieser Truppe, „gefangene Soldaten ungarischer Nationalität zum Treubruch verleitet, hat sie unter Anführer gestellt, die als Hochverräther gebrandmarkt und deren Namen an den Galgen geschlagen sind, und nun verlangt man, dass diese Bande als eine preußische Parteigänger-Abtheilung behandelt wird.“ In seinem ritterlichen Soldatensinn habe Stolberg diese Bezeichnung wohl nur mit Widerstreben gebraucht. Stolberg erwiderte mit einer kurzen Verwahrung, dass die Aufträge seiner Regierung „stets allerehrenvollste“ wären. Lautete auch das Urtheil dahin, dass die oben erwähnten Verbrechen erwiesen seien, so konnte doch die Ausführung des daraufhin am 14. August gefällten Urtheiles schwerwiegende Conflicte mit Preußen hervorrufen. Bismarck soll überdies gedroht haben, dass im Falle der Hinrichtung des Grafen das gleiche Los den Trautenauer Bürgern bevorstehe, die unter der (falschen) Beschuldigung, dass aus Häusern ihrer Vaterstadt auf die Preußen gefeuert wurde, nach der Festung Glogau abgeführt worden waren. Das Todesurtheil wurde daher im Gnadenwege in eine zehnjährige schwere Kerkerstrafe abgeändert, und, als Preußen nach dem Prager Frieden seine Einbeziehung in die im Artikel 10 festgesetzte Auslieferung verlangte, wurde Seherr-Thoß am 4. September in Freiheit gesetzt und über die Grenze geschafft. Die Trautenauer hingegen blieben volle 80 Tage bis zum 13. September in preußischer Gefangenschaft.

Die ungarische Legion überlebte auch dieses Datum. Mit ihren letzten Schicksalen haben wir uns noch zu beschäftigen. In Bauerwitz wurde dieselbe nicht nur nicht aufgelöst, sondern sogar nach Bismarck's Befehl verstärkt und auf einen Stand von ungefähr 2000 Mann gebracht. Die ungarischen Kriegsgefangenen wurden noch immer bearbeitet. Drei Tage nach der Unterzeichnung des Prager Friedens, am 26. August, berichtete IránYi (eigentlich Halbschuh) an Kossuth aus Berlin, „Csáky sei vorgestern morgens von der Anwerbung der Kriegsgefangenen zurückgekommen“. Die Werber hatten aber kein Glück gehabt. Von 2000 Gefangenen in Neiße folgten nicht mehr als 40, und die Versucher mussten es sich gefallen lassen, dass ein Unterofficier sie „Bettler“ und „lausige Grafen“ schalt. Da der Friede zwischen Österreich und Italien noch nicht perfect war, wollte Bismarck dieses Drohmittel noch immer nicht aus der Hand geben. Erst einige Tage vor seiner Unterzeichnung, am 30. September, wurde die Auflösung der Legion durchgeführt. Jeder Soldat erhielt eine gedruckte Bescheinigung, dass in dem Friedensvertrage die Bestimmung enthalten sei, dass kein preußischer oder österreichischer Unterthan „wegen seines politischen Verhaltens während der letzten Ereignisse und des Krieges verfolgt werden“ solle. Es ist klar,

dass dieses Zugeständnis die militärischen Vergehen der Legionäre nicht in sich begriff, allein durch die mit Bismarck's Namen versehene Bescheinigung sollten dieselben gegen jede Behelligung sich gefeit glauben und es auch sein. Das siegreiche Preußen brauchte ja nur Forderungen zu stellen, und was blieb dem besiegten Österreich anderes übrig, als auf dieselben einzugehen?

Unter Berufung auf eine angebliche „Übereinkunft beider hohen Regierungen" wurden die Legionäre in Oderberg nicht wie die übrigen zurückkehrenden Kriegsgefangenen vom preußischen Transportführer dem damit betrauten österreichischen Officier übergeben, sondern durch ersteren unmittelbar entlassen, worauf sie nach Ungarn abgehende Separatzüge bestiegen. Auf höhere Weisungen hin wurden die Eisenbahnzüge jedoch nach Wien dirigiert und ihre Insassen nach Krems abgeführt, wo sie in militärische Untersuchung gezogen wurden.

Im November 1866 waren auf diese Weise 1505 der unter Klapka vereinigt gewesenen Deserteure versammelt. Das Gutachten des Militärgerichtes schlug nach Durchführung der Untersuchung, deren Acten eine der wichtigsten Quellen unseres Gewährmannes bilden, die Einreihung sämmtlicher Legionäre, die noch zum Dienste in der k. k. Armee verpflichtet waren, in Disciplinarcompagnien und strengere Bestrafung der Chargen und Rädelsführer vor. In der richtigen Erwägung, dass es ungerecht wäre, die offenbar verführten Soldaten, die sich ihres Fehltrittes zum Theil kaum bewusst waren, strenge zu bestrafen, während man die weit staatsgefährlicheren Verführer des Civilstandes nach Artikel 10 des Friedensvertrages gewiss straflos ausgehen lassen müsse, traf das Kriegsministerium mildere Anordnungen. Nur die Chargen und die Hauptschuldigen wurden ohne vorläufige Degradierung in Strafcompagnien als Corrigenden übersetzt, die Angehörigen jener Regimenter, von denen eine größere Anzahl in die Legion eingetreten war — vom Infanterieregiment Nr. 46 waren es 878 Mann — wurden zu anderen Regimentern transferiert und alle übrigen wieder in ihre früheren Truppenkörper eingereiht. Als Hauptschuldige wurden nur acht betrachtet, von denen jedoch nur zwei aus Preußen zurückgekehrt waren. Schon am 1. Mai 1867 konnte ein Erlass des Kriegsministeriums constatieren, dass die ehemaligen Legionäre sich im Allgemeinen gut betragen haben, und ihre Rücktransferierung zu ihren alten Regimentern und sofortige Beurlaubung anordnen. Dasselbe geschah am 1. Juni mit den beiden Corrigenden.

Ungarn war trotz der Verheißungen Bismarck's im Friedensvertrag nicht berücksichtigt worden; es sollte seine Wünsche bald erfüllt sehen, aber nicht durch preußische Intervention, sondern durch die Fürsorge seines angestammten Monarchen. Die Legionäre aber hatten in den preußischen Münzen, welche sie

bei ihrer Entlassung bekamen, — die Entrüstung in Oderberg über die getäuschten Hoffnungen kam auch dadurch zum Ausdruck, dass ein Unterofficier der Legion das Geld dem preußischen Transportführer vor die Füße warf, — nur einen schwachen Dank dafür erhalten, dass sie im Interesse Bismarck's sich hatten missbrauchen lassen.

Bismarck erwies sich im Jahre 1866 als ein unversöhnlicher Feind Österreichs, der vor keinem Mittel zurückschreckte. Es genügte ihm nicht, der von ihm geschaffenen Allianz und dem Schwerte die Entscheidung zu überlassen, er suchte nach Kräften auch die inneren Schwierigkeiten des Kaiserstaates zu dessen Verderben auszunützen. Wie er die ungarische Bewegung ausbeutete, so richtete er, als die Preußen Böhmen betraten, eine Proclamation an das „glorreiche Königreich", das den Czechen im Falle des Sieges der preußischen Waffen Aussichten auf Verwirklichung ihrer nationalen Wünsche machte. Die in Berlin lebenden Czechen beantworteten diese Kundgebung mit einer Dankadresse, und ein czechisches Comité ließ in Florenz über Aufstellung einer czechischen Legion mit Kossuth verhandeln. Auch nach dem Frieden unterhielt Bismarck, um sich für den Fall eines Krieges mit Frankreich den Rücken zu decken, im Berliner auswärtigen Amt ein eigenes Bureau zur Betreibung dieser lichtscheuen Beziehungen mit den unzufriedenen Elementen in Österreich-Ungarn. Die Legion Klapka hatte er, wie wir gesehen, während des Waffenstillstandes in Ungarn einbrechen lassen, und um den Rücksichtslosigkeiten gegen den Besiegten die Krone aufzusetzen, wurde sie noch nach dem Friedensschluss nahe der österreichischen Grenze beisammen gehalten. Ein solches Vorgehen konnte man in Österreich nicht ohne Antwort lassen. Eine kaiserliche Verordnung befahl im September 1866, dass bis auf Weiteres die sieben österreichischen Regimenter, welche den König oder Prinzen von Preußen, preußische Generale oder mit Preußen verbündete Fürsten zu Inhabern hatten, ohne deren Namen nur mit der Nummer benannt werden sollten. Zugleich resignierten die Erzherzoge Albrecht, Carl Ludwig und Leopold als Chefs preußischer Regimenter. Dem preußischen Hof gegenüber wurde kein Geheimnis daraus gemacht, dass diese Entschlüsse in der Aufstellung einer ungarischen Legion gegen Österreich ihren Grund hatten.

Es ist kein Zweifel, dass man auch in Preußen ein solches Vorgehen von Seite Bismarck's missbilligte. Im Jahre 1874 warf der Centrumsabgeordnete Freiherr von Schorlemer-Alst im preußischen Abgeordnetenhaus dem Fürsten von Bismarck die Aufstellung der Legion Klapka und den Plan einer Insurgierung Ungarns und Croatiens vor. Der Reichskanzler wusste darauf nur zu erwidern, dass er in einem „Acte der Nothwehr", als die von Kaiser Napoleon angekündigte Einmischung die bisherigen Erfolge in

Zweifel zu stellen drohte, zu diesem Mittel gegriffen habe; er habe nichts gethan, als „Deserteure aufgenommen." Dazu ist nur zu bemerken, dass Bismarck die Bildung der Legion in Angriff genommen hatte, bevor Napoleon eine Miene machte, dazwischenzutreten. Zu den im Kriege erlaubten Mitteln gehört ein solches nicht. Als der preußische General von Werder die kurhessischen Truppen zum Treubruch und Fahnenwechsel aufforderte und ihr Commandant dies in einem flammenden Protest zurückwies, schrieb ein Berliner Zeitungs-Correspondent mit Recht nach dem Süden: „Wenn dergleichen Verlockungen von revolutionären Regierungen ausgiengen, so könne das wenig befremden, aber nun geschehe dies von dem Repräsentanten einer Macht, deren Dynastie sich so viel auf göttliches Recht und christliche Grundsätze beruft." Angesichts des in der preußischen Bevölkerung sich kundgebenden Widerstrebens gegen den Bruderkrieg von 1866 wusste die der Berliner Regierung so nahestehende „Kreuzzeitung" sofort zu erinnern, dass das preußische „Strafgesetzbuch" jene, die während dieses Krieges im feindlichen Heere Dienste nehmen und die Waffen gegen Preußen tragen, mit dem Tode bestrafe. Das scharfe Urtheil, das, wie wir oben anführten, General Rzikowsky über die ungarische Legion auf preußischer Seite fällte, war darum gewiss auch jedem preußischen Soldaten aus dem Herzen gesprochen. „In der preußischen Armee," so schrieb Bernhardi am 31. Mai 1866 abrathend an Türr, „sind gewisse Ideen von redlicher, ritterlicher Kriegführung herrschend, mit denen die Bildung solcher Legionen in einem entschiedenen Widerspruch stehen würde", und in seinem Tagebuch fügt er hinzu: „Natürlich sage ich in Türr's Gegenwart nicht, dass die Legionäre von unseren Soldaten als eidbrüchige und pflichtvergessene, ehrlose Gesellen ohne Zweifel mit der äußersten Verachtung behandelt werden würden." Die Politik Bismarck's kannte keine solchen Bedenken.

Vergangenheit.

Muthig, wie die Löwen, kämpften
Einst im Morgenland die Ritter,
Stürmten d'rein auf stolzen Rossen
Wie ein dröhnend Ungewitter.

Blitze sprühten ihre Waffen,
Wenn sie auf die Schilder schlugen,
Lustig tanzten ihre Pferde,
Wenn sie in die Schlacht sie trugen.

Kettenpanzer, Eisenschienen
Schirmten ihre starken Glieder,
Lanzen schwingend, Streiche führend,
Mähten sie die Feinde nieder.

Auf den Schultern, an den Fahnen
Strahlte hell des Kreuzes Zeichen,
Engel kämpften mit den Christen,
Und der Halbmond musst' erbleichen.

Jungfrau Sion, Du Befreite,
Hehre Stadt auf Bergeszinnen,
Heiß' den Bräutigam willkommen! —
Hei, das war ein blutig Minnen!

Gegenwart.

Feinde herrschen an der Stätte,
Wo des Tiber gelbe Wogen,
Klagelieder murmelnd, ziehen
Durch der Engelsbrücke Bogen.

Wieder ist die Braut gefangen,
Ohne Schmuck im Witwenkleide,
Jauchzend jubeln ihre Feinde,
Fügen noch den Schimpf zum Leide.

Drücken auf die Stirn der Jungfrau
Grausam eine Dornenkrone;
Hilflos bist Du und verlassen!
Rufen sie in bitt'rem Hohne.

Sag', wo sind nun Deine Freier,
Jene stolzen, tapfern Fürsten.
Die ihr Leben für Dich wagen,
Nach dem Heldentode dürsten?

Ihre Waffen, ihre Helmzier
Sind die gleichen zwar geblieben,
Aber einer andern Herrin
Haben sie geweiht ihr Lieben.

Nach der Erde gold'nen Schätzen
Ist gerichtet all' ihr Trachten,
Ihre Herzen sind erkaltet,
Ihre Seele muſs verschmachten.

Tanzend, spielend um die Wette,
Lustberauscht bei Festgelagen,
Auf dem Rennplatz, an der Börse
Wollen sie das Glück erjagen.

Seufzend wenden in den Grüften
Sich die Leichen ihrer Ahnen,
Denn die späten Enkel wandeln
Auf den abwärts geh'nden Bahnen.

Zwar ein kleines Häuflein Ritter,
Ihrer Väter echte Erben,
Schart sich noch um Christi Fahnen,
Kann nur siegen oder sterben.

Höher steigt die Mittagssonne,
Heiſser brennen ihre Wunden,
Zahllos ist die Schar der Feinde,
Jede Hoffnung scheint geschwunden.

Einsam klagt die Braut, vergessen,
Auf den fernen sieben Hügeln,
Nur Sankt Michael, der Engel,
Schirmt sie noch mit starken Flügeln.

Zukunft.

Hört Ihr ferne Donner grollen,
Trommelschlag und Hörnerklingen?
Sammelt Euch, Ihr tapfern Streiter,
Mit der Hölle müſst Ihr ringen!

Aus des Abgrunds fernsten Schlünden,
Wo gefallne Engel wohnen,
Sendet Satan seine Scharen,
Ungezählte Legionen.

Raben krächzen, Eulen fliegen,
Folgen dem Gespensterschwarme;
Aus den Sümpfen graue Nebel
Recken ihre Riesenarme.

Blumen welken, Kinder sterben,
Wo sie kreisen, wo sie schweben,
Pesthauch athmend, Tod verbreitend
Und vergiftend alles Leben.

Weihrauch wallt von den Altären,
Wo die Satanspriester walten,
Spiritisten, Occultisten
Alte Lügen neu gestalten.

Wache auf aus Deinen Träumen,
Christenvolk, erheb' Dich wieder!
Eh' Du ziehst zum Geisterkampfe,
Sinke auf die Kniee nieder!

Auf den Straßen, an den Zäunen,
In den Feldern, in den Gaden
Sucht der Heiland seine Kämpen,
Selbst die Bettler sind geladen.

Jeder kann sein Scherflein bringen,
Auch die Armen, Schwachen, Alten
Können uns den Sieg erringen,
Können fromm die Hände falten.

Laßt uns neue Waffen schmieden,
Denn geändert sind die Zeiten,
Lasset uns in Wort und Liedern
Geistig gegen Geister streiten!

Schneidig seien uns're Federn
Gleich den Damascenerklingen!
In der Presse, in der Schule
Laßt den Feind uns niederringen!

„Quis ut Deus" sei die Losung,
Und der Kaufpreis unser Leben!
Über uns auf Rosenwolken
Kriegerische Engel schweben,

Zeigen uns die Siegeskronen,
Trösten uns mit milden Worten:
„Nimmer überwinden können
Christi Reich der Hölle Pforten."

Pariser Reminiscenzen.

Von Carl Seefeld.

I. Bauliche Veränderungen.

So habe ich sie also nach zwölf Jahren wiedergesehen, die Schöne vom Seinestrande, die stolze Lutetia! Was bedeutet ein Zeitraum von zwölf Jahren? Im Leben eines Menschen sehr viel, im Leben einer schon so hoch entwickelten Riesenstadt wie Paris sehr wenig. Die Zeit der Haußmann'schen Umwälzungen, da ganze Stadtviertel niedergerissen und umgebaut wurden, ist ja längst vorbei. Ich habe demnach im Großen und Ganzen das Bild der Stadt, abgesehen von dem Weltausstellungsgebiete, ziemlich unverändert gefunden.

Im Einzelnen waren freilich, namentlich mit Rücksicht auf die Ausstellung, verschiedene Neuerungen geschaffen worden, die, soweit sie mir auffielen, hier kurz erwähnt werden sollen.

Da ist vor Allem der Eiffel-Thurm („la Tour“, wie man in Paris schlechtweg sagt), eine alte Neuigkeit, für mich aber eine solche, da er, als ich die Stadt im Jahre 1888 verließ, erst bis zur Höhe des zweiten Stockes gediehen war. Dieses vielbewunderte und vielgeschmähte Bauwerk, der unbestrittene „clou“ der Ausstellung von 1889, hat auch auf der letztverflossenen noch große Anziehungskraft ausgeübt und ihr jedenfalls zur Zierde gereicht. Mögen die Kunstästhetiker noch so sehr gegen den eisernen Coloss wüten, ihn als ungeheure Geschmacksverirrung, als barbarisches Machwerk verdammen, die große Menge wird ihn stets und mit Recht als ein Wunder der Technik anstaunen. Aber auch in schönheitlicher Hinsicht muss ich gestehen, — und es mag wohl mangelhaft entwickelter Kunstsinn daran Schuld tragen, — dass er mir und manchem anderen Laien in gewisser Entfernung, so z. B. vom Trocadéro aus betrachtet, sehr gut gefiel. Besonders schön und imposant war der Eindruck dann, wenn seine kühn geschwungenen Linien, von Tausenden von Lichtern erhellt, emporragten und sich vom Dunkel der Nacht abhoben. Am entzückendsten aber war die Aussicht, die sich vom Thurme aus auf das in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Bauten erscheinende Ausstellungsgebiet und dessen ameisenartiges Menschengewimmel, auf den zu Füßen vorbeirauschenden, von unzähligen, stets überfüllten Dampfern nach allen Richtungen durchfurchten Seinefluss und endlich auf die gewaltige Stadt und die sie umrahmenden Höhenzüge darbot.

Ein zweites mir neues, ebenfalls von weither und auf vielen Punkten der Stadt wahrnehmbares Bauwerk von freilich ganz anderer Bedeutung war die Herz Jesu-Kirche, „la Basilique du voeu national au sacré Coeur“, wie ihr voller

Titel lautet. Sie krönt den Montmartre, jenen im Norden von Paris, 100 Meter über dem Niveau der Seine sich erhebenden Hügel, dessen Name ebenso von dem einst hier oben gestandenen Marstempel, wie von den christlichen Märtyrern abgeleitet wird, die dort den Tod erlitten haben sollen. Er beherrscht auch das Viertel das nach ihm benannt ist und bekanntlich als Sitz überschäumender Lebensfreude und als Incarnation echt gallischen Esprits und ungebändigter Pariser Lustigkeit bei allen Vergnüglingen in hohem Ansehen steht. So bildet der Stadttheil das Ziel einer doppelt gearteten Wanderung: am Tage wird der Berg von jenen aufgesucht, die gläubigen Sinnes Trost und Stärkung beim Herzen Jesu erflehen, des Nachts aber sind es Pilger ganz anderen Schlages, die in jener Gegend auf den Altären irdischer Freuden zahllose Opfer bringen. Die Kirche, deren Bau im Jahre 1876 begann, wurde im Jahre 1891 eingeweiht. Sie zeigt den romanisch-byzantinischen Stil und gewaltige Größenverhältnisse. Die von vier kleineren Kuppeln flankierte Mittelkuppel hat einen Umfang von 72 Metern und erreicht mit dem darauf befindlichen Kreuze eine Höhe von 84 Metern über der Straße und von 213 Metern über dem Meere. Der Bau hat bisher 33 Millionen Francs gekostet, wovon vier Millionen allein auf die infolge des Lehmbodens nöthige Fundamentierung entfielen. Die innere Ausschmückung ist erst in den Anfängen begriffen. Die ganze katholische Bevölkerung Frankreichs hat zu den Kosten des Baues beigetragen, und die Wände des Innern der Kirche sind mit den Namen der Spender (Einzelner, Vereine, Bruderschaften, Schulen, Pfarreien 2c.) bedeckt. Sehr schön ist auch die unterirdische Kirche oder Krypta; sie gilt als architektonisches Meisterwerk und macht trotz ihrer Nacktheit großen Eindruck. In einem provisorischen Bau neben der Kirche befindet sich die Riesenglocke „la Savoyarde“, also benannt, weil sie von vier Diöcesen Savoyens geschenkt wurde. Sie wiegt 17.735 Kilogramm und ist die größte Glocke Frankreichs. Nach Vollendung des freistehenden Thurmes, der eine Höhe von 120 Metern erreichen soll, wird sie in letzterem aufgehängt werden. In der Umgebung der Kirche hat sich ein lebhafter Handel mit Devotionalien entwickelt, die sowohl im Freien, wie in den vielen, in kleinen Häuschen der Nebenstraßen eingerichteten derlei Geschäften feilgeboten werden. Von der Plattform vor der Kirche, zu der eine Drahtseilbahn emporführt und später auch eine Monumentalstiege führen wird, genießt man eine berühmte, herrliche Aussicht über Paris. Sie wird nur ein wenig, ebenso wie der ganze Kirchenbau, durch das riesige Wasserreservoir beeinträchtigt, das sich zur Rechten erhebt und dessen Errichtung durch die frühere socialistische Stadtvertretung gerade an dieser Stelle des politischen Beigeschmackes nicht entbehrt.

Eine weitere Veränderung im Straßenbilde von Paris fiel mir an dem Quai d'Orsay auf. Jahrzehntelang war dort neben dem zierlichen Palast des Ordens der Ehrenlegion, mitten in einem verwilderten, üppig wuchernden Garten die sehr malerische Ruine des von der Commune niedergebrannten Rechnungshofes gestanden, — eine schmerzliche Erinnerung der Patrioten, aber zugleich das Entzücken aller poetisch veranlagten Gemüther. Jetzt erhebt sich an derselben Stelle der riesige, im modernsten Stile gebaute Bahnhof von Orléans sammt einem großen Hotel, und die brausenden Wogen des Verkehrs haben nun auch diesen ehemals so stillen Winkel erreicht.

Unter dem Zeichen des Verkehrs steht auch die neueste Errungenschaft der Pariser, ihre Stadtbahn („le Métropolitain“). Die am 19. Juli 1900 dem Verkehr übergebene Strecke in der Länge von 11 Kilometern hat eine ost-westliche Richtung und verbindet das Bois de Vincennes mit dem Bois de Boulogne, fährt also

mitten durch die Stadt.*) Sie ist fast ausschließlich unterirdisch gebaut und wird durch elektrische Kraft betrieben. Der Fußgänger bemerkt von ihr sehr wenig. Die Stationen in den Straßen sind in so unauffälliger Weise kenntlich gemacht, dass man Mühe hat, sie zu finden. Eine einfache Aufschrift bezeichnet die Stelle, wo man über eine Stiege hinabsteigt, um bei einem Schalter die Fahrkarte zu lösen und dann auf den eigentlichen Bahnsteig zu gelangen, der nur aus einem heller beleuchteten Theil des Tunnels besteht. Jeder Zug hat zwei Wagenclassen, und der Preis beträgt ohne Unterschied der Entfernung 25 Cts. für die erste und 15 Cts. für die zweite Classe. Die Fahrgeschwindigkeit ist mit 36 Kilometer per Stunde festgesetzt. Seit dem Eröffnungstage, dem 19. Juli, bis Ende October 1900 hat die Bahn nicht weniger als neun Millionen Menschen befördert.**) Übrigens haben sich, insbesondere zufolge der über Erwarten starken Frequenz, bereits manche Übelstände ergeben, an deren Beseitigung man jetzt schreiten will.

Drei weitere Monumentalbauten, die, anlässlich der Ausstellung errichtet, einen dauernden Schmuck und Gewinn der Stadt vorstellen, sind die Alexanderbrücke und die beiden schönen Kunstpaläste in deren Nähe. Da diese drei Bauten im Ausstellungsjahre unendlich oft beschrieben und abgebildet wurden, so wäre ein näheres Eingehen darauf ein völlig überflüssiges Beginnen. Der Ausblick von der Avenue Nicolas II. über den Pont Alexandre III auf die Esplanade des Invalides und den Invalidenpalast wird nach Beseitigung der Ausstellungsbauten wohl ein noch viel großartigerer sein, als er, durch eben diese Bauten gestört und eingeengt, bisher sein konnte.

Außer diesen bedeutenden baulichen Umgestaltungen ist mir noch etwas in dem Stadtbilde besonders aufgefallen: nämlich der große Zuwachs an Denkmälern, der seit meinem letzten Besuche in Paris stattfand. Man hat seit mehreren Jahren ungemein viele Statuen aufgestellt. Wo immer ein freies Plätzchen zur Verfügung ist, namentlich in den öffentlichen Gärten, wird alles mit Standbildern besetzt, und wenn es so fortgeübt wird, dürfte man bald an der Grenze der Aufnahmsfähigkeit angelangt sein. Was früher vielleicht an Pietätlosigkeit gesündigt wurde, wird jetzt in entgegengesetzter Richtung übertrieben, und man kann den allezeit zur Kritik bereiten Parisern nicht so Unrecht geben, wenn sie von einer „manie de statues“ sprechen. Sie beklagen sich hauptsächlich, dass durch diese „Monumentalsucht“ die Gärten zerstört werden, und wenden sich an die Paris liebenden Kunstverständigen im Municipalrathe um Abhilfe: „Ils devraient faire en sorte qu'on laisse les beaux arbres à leurs places et qu'on en finisse, une bonne fois, avec cette rage d'encombrer la ville de statues, de monuments, de bustes, de piédestaux, de colonnes, auxquels on se butte à chaque pas.“ So schrieb „le Journal“ vom 14. September 1900 anlässlich der Aufstellung des Chopin-Denkmals im Luxembourg-Garten, dem ein fast hundertjähriger großer Baum geopfert werden sollte. Doch wie immer man über dieses Übermaß an Statuen denken mag, so wird zugegeben werden müssen, dass viele davon — was ja bei dem hohen Stand der französischen Sculptur nicht zu verwundern ist — wirkliche Kunstwerke sind, die der Stadt zu großer Zierde gereichen, wie z. B. die Denkmäler von Delacroix, Watteau, Lafontaine, Augier u. a. m. Aufgefallen ist mir bei den Werken der neueren französischen Bildhauerkunst der energische, dramatische,

*) Seit dies geschrieben wurde, hat die Stadtbahn noch einen Zuwachs erfahren.

**) Bis Ende August 1901 ist die Zahl der beförderten Personen schon auf mehr als 53 Millionen gestiegen.

oft wohl auch für unsern Geschmack allzu theatralische Zug, der in der Pose, im Gesichtsausdruck, in der ganzen Körperhaltung vieler der dargestellten Figuren zutage tritt, sowie der Umstand, dass bei manchen Denkmälern die Aufmerksamkeit von der Hauptfigur oder Büste durch eine Fülle von Nebengestalten und anderem Beiwerk abgelenkt, erstere von letzteren förmlich erdrückt oder überwuchert wird.

Gewiss ist im Laufe der letzten zwölf Jahre noch manch anderes in Paris gebaut worden. Doch auf derlei Einzelheiten näher einzugehen, wäre ohne allgemeines Interesse und liegt nicht im Zweck dieser Darstellung, die nur die haupsächlichsten Veränderungen im Straßenbilde in Kürze zusammenfassen sollte.

II. Innere Wandlungen.

Während meines ersten Pariser Aufenthaltes von 1887 bis 1888 stand Frankreich im Zeichen des Boulangismus. Ich habe an anderem Orte*) geschildert wie nach dem Sturze Grévy's der Stern des „brav' général" aufzugehen begann und wie die „boulange" allmälig nicht nur das politische Leben Frankreichs, sondern namentlich auch das Straßenleben von Paris beherrschte. Überall sah man Bilder und hörte man Lieder zum Preise des Helden, und vor Allem war es Paulus, der durch seine Chansons in den Cafés-Concertes zu dessen Popularität nicht wenig beitrug. Allabendlich konnte man auch bei den „Ambassadeurs" eine Sängerin hören, die mit Rücksicht auf die sehr zweifelhaften parlamentarischen Erfolge des „tapferen Generals" ihn mit markerschütternder Stimme beschwor, von seiner Rednergabe einen sparsameren Gebrauch zu machen:

„Ne parle pas, Ernest, je t'en supplie,
Sois moins bavard que tous ces avocats,
D'un feuillet rouge imite la modestie,
Ne parle pas, Ernest, ne parle pas!"

Es waren sehr bewegte Zeiten, und man sah der weiteren Entwicklung der Dinge, die sich zu einem Staatsstreich zuzuspitzen schienen, mit großer Spannung und Aufregung entgegen. Aber auch die Nachrichten von außen ließen die Pariser nicht zur Ruhe kommen. Mit leidenschaftlichem Interesse horchte man nach Berlin hin, wo der erste deutsche Kaiser soeben die Augen für immer geschlossen hatte und sein Nachfolger in unheilbarer Krankheit dem Tode entgegensiechte. Damals blühte das Geschäft der Camelots in kaum je wieder erreichtem Grade, und die Boulevards hallten von den gellenden Rufen wieder, womit sie alle Phasen der Todeskrankheiten der beiden Kaiser der aufhorchenden Menge verkündeten. Dass dies in einer nicht nur die deutschen Ohren, sondern auch das deutsche Gefühl vielfach verletzenden Weise geschah, wird jeder auf's Wort glauben, der diese Sorte von Menschen überhaupt, und insbesondere zu der Zeit kannte, da ihnen noch gestattet war, den Inhalt der zum Kauf angebotenen Journale auszurufen. Die Gesinnung, die man zu jener Zeit in Paris den Deutschen entgegenbrachte, war, wie ich ebenfalls am angeführten Orte nachgewiesen habe, eine noch häufig offen feindselige, so dass es damals nicht räthlich schien, sich als Deutschen zu erkennen zu geben und namentlich in öffentlichen

*) Siehe C. Seefeld: „Reisestudien u. Skizzen" (Graz, Leuschner & Lubensky, 1895), Einleitung.

Localen laut deutsch zu sprechen. Es war die Zeit, da selbst die deutsche Musik noch angefeindet wurde und die Aufführung von Wagner's „Lohengrin" durch eine Schar von Gassenbuben hintertrieben werden konnte.

Wie anders habe ich Paris im Weltausstellungsjahr 1900 wiedergefunden! Vier Präsidenten hatten seitdem einander abgelöst: Carnot, Casimir Périer, Faure und Loubet. Was Frankreich in der Zwischenzeit durchgemacht hat, läſst sich kurz in die Worte zusammenfassen: Panama und Affaire Dreyfus. Es ist schwer zu sagen, welche dieser Affairen das Land ärger geschädigt und welche bei den ehrlichen Leuten und bei den Freunden des Landes einen größeren Ekel zurückgelassen hat. Unter solchen Umständen muſste die Weltausstellung wie eine Art Erlösung begrüßt werden, da sie schon aus Patriotismus und Geschäftssinn den Intriguen und Parteikämpfen, von denen die Republik unaufhörlich durchwühlt wird, einen wenigstens zeitweiligen Stillstand gebot. Und so geschah es auch. Ich empfieng den Eindruck, als ob eine unendliche politische Müdigkeit über Frankreich lagere und als ob man froh wäre, sich mindestens eine Zeit lang mit etwas anderem als den Machinationen der Volksausbeuter und Landesverräther beschäftigen zu können. Dazu kam, daſs das Parlament, das sich weniger mit gesetzgeberischen Arbeiten, als mit ministerstürzenden und das Land aufwühlenden Tagesordnungen zu beschäftigen pflegt, während der Ausstellungsdauer nicht versammelt und somit auch diese Quelle ständiger Beunruhigung unterbrochen war. Soll damit gesagt sein, daſs alle inneren Kämpfe gänzlich aufgehört hatten und plötzlich im Lande eitel Friede und Eintracht herrschten? Gewiſs nicht. Man brauchte nur eines der Parteiorgane, etwa den „Matin", „l'Aurore" u. a. auf der einen, die „Libre Parole", „l'Eclair", „l'Intransigent" ꝛc. auf der anderen Seite zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daſs sich Dreyfusards und Anti-Dreyfusards, Socialisten und Nationalisten, Philo- und Antisemiten u. s. w. mit unverminderter Leidenschaft bekämpften. Aber mir schien, als ob diese Kämpfe mehr sozusagen pro foro interno geführt wurden und als ob das große Publikum durch das grandiose Schauspiel der Weltausstellung und des ungeheueren Fremdenzuflusses von der Theilnahme daran, oder genauer: von der activen Äußerung seiner Theilnahme abgehalten wurde. Freilich gehörte kein besonderer Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daſs der gegenwärtige Staatschef äußerst geringen Sympathien, sein allmächtiger Minister Waldeck-Rousseau aber den entschiedensten Antipathien bei den Parisern begegnet. Dies gieng nicht nur aus allen Gesprächen, sondern auch aus den verschiedensten Pamphleten, Wandaufschriften, Maueranschlägen ꝛc. auf eine für die Betroffenen oft sehr verletzende Weise hervor. Ein solcher Maueranschlag, den ich an einem der Stadt Paris gehörigen Gebäude auf der Place St. Germain des Prés gefunden habe, ist zu charakteristisch, als daſs ich mir versagen kann, ihn hier anzuführen. Er hatte die Form einer gedruckten Kundmachung der Deputiertenkammer und im wesentlichen folgenden Wortlaut:

Chambre des Députés.

Extrait de l'ordre du jour, voté par la chambre des députés dans la séance du 30 mars 1898:

„La chambre blâme les manoeuvres de police concertées au Ministère de l'Intérieur fin 1892 et commencement 1893, qui ont eu pour conséquence, de faire engager à Venise des pourparlers entre un émissaire de la sûreté, envoyé à cet effet, et un inculpé de droit commun sous le coup d'un mandat-arrêt."

Le ministre de l'Intérieur, flétri par cet ordre du jour s'appelait Loubet. Il est actuellement Président de la République.

L'inculpé du droit commun, auquel le Ministre de l'Intérieur . . . . s'appelait Arton, l'Arton du Panama. Il est actuellement en prison.

Diese trockene Anführung unwiderlegbarer Thatsachen auf Grundlage parlamentarischer Beschlüsse ist wirklich kein ungeschickt gewähltes Mittel zur Brandmarkung missliebiger öffentlicher Functionäre.

Auch an Äußerungen des Antisemitismus, der ja in Folge der „Affaire" in Frankreich üppig emporgeschossen ist, war kein Mangel. Während Déroulède, Drumont und der Vertheidiger des Fort Chabrol, Jules Guérin, dieser als „prisonnier des Juifs", in Dithyramben gefeiert wurden, setzte es alle möglichen Schimpf- und Spottlieder für die „Youpins"*) und deren regierende Beschützer ab.

Einige Beispiele bieten vielleicht ein zeitgeschichtliches Interesse. Da gab's ein Lied „Y's' sont assez foutus d'Nous" (zu singen nach der Arie: „Les pioupious d'Auvergne"), das als Aufforderung an die Arbeiter und Gewerbsleute mit dem Refrain schloss:

„Allons, ouvriers, groupons-nous ensemble
Contre ces youpins,
Y's 'sont assez foutus d'nous, il me semble,
Tous de vrais gredins,
Ils sont arrivés,
Maintenant y's' fichent bien d'l'ouvrier."

Ein anderes, ähnlichen Schlages „On leur z'y cass'ra la gueule" enthielt die Mahnung:

„On les sortira d'la France tous ensemble
A grands coups d'gourdins,
Tous ces sal's gredins;
Oui, nous somm's prêts, et que les Youpins trémblent,
S'ils font du pétard,
Gare à la peau des dreyfusards!" etc.

Endlich konnte man auch auf massenhaft verbreiteten Zetteln folgenden, frei nach anderweitigen Mustern stilisierten kräftigen Vierzeiler lesen:

„Chez un juif n'achetez jamais,
La France doit être aux Français,
Français, n'ayons plus qu 'une envie:
Chasser les Juifs de la patrie".

Aber all' diese Kampfesäußerungen übten in dem Paris der Weltausstellung keine besondere Wirkung. Man lauschte ihnen nur mit halbem Ohre, und alle Parteien waren, wie durch ein stillschweigendes Übereinkommen, darauf bedacht, den Gottesfrieden während des der Welt dargebotenen Riesenschauspiels nicht in auffälliger Weise zu trüben. Sie glichen Leuten, die ein unter der Asche fortglimmendes Feuer nicht zum Ausbruch kommen, aber auch nicht gänzlich verlöschen lassen wollen und daher durch heimliches Schüren zu unterhalten suchen, um im geeigneten Zeitpunkte es wieder zu vollem Brande anzufachen. Was sich an politischem Interesse kundgab, schien weit weniger den inneren Verhältnissen, als dem südafrikanischen Kriege und

*) Französischer Spitzname für die Juden.

namentlich den Ereignissen in China zu gelten. Im ganzen machten die Camelots trotz unverminderter Lungenkraft bei weitem nicht mehr die glänzenden Geschäfte wie zur Zeit meines ersten Besuches. Freilich dürfen sie seit einigen Jahren nur mehr die Namen der Zeitungen ausrufen, während sie früher auch noch durch überaus phantasievolle Ausschmückung des Inhalts die Käufer anzulocken wussten.

Eine entschiedene und — setzen wir gleich hinzu — erfreuliche Wandlung schien in den Beziehungen Deutschlands und Frankreichs, zwischen Deutschen und Franzosen eingetreten zu sein. Um sie richtig zu würdigen, bedarf es eines kurzen Rückblicks. Unter den wirklichen und vermeintlichen Ruhmestiteln, die Boulanger in den Augen der Franzosen hatte, bestand der sicherlich nicht geringste darin, dass sie den „brav général“ für den vom Schicksal vorbestimmten Mann hielten, der in einem siegreichen Feldzug Revanche für Sedan nehmen und ihnen Elsass-Lothringen zurückbringen werde. Einige Zeit später, nachdem jener so flüchtige Traum längst zerstoben war, richteten sie ihre Blicke hoffnungsvoll nach dem fernen Osten und meinten, dass von da ihren Wünschen Erfüllung winke. Die russische Schöne gab, wie es den Anschein hatte, den unaufhörlichen Liebeswerbungen der Franzosen endlich Gehör; es folgten die Jubeltage von Kronstadt und Cherbourg, der Besuch des Zaren in Paris, ja es fiel sogar das Zauberwort „Allianz“, das die Franzosen schier in Fieberparoxismen versetzte. Aber man kann nicht immer Verbrüderungsfeste feiern, nicht immer kann Champagner und Bordeaux in Strömen fließen, und auf die rauschendsten Gelage pflegt oft die ärgste Ernüchterung zu folgen. Vergeblich wartete man an der Seine auf die Früchte all dieser Bemühungen. Das Verhältnis Russlands zum Deutschen Reiche wurde nicht nur nicht schlechter, sondern es war im Gegentheil bei beiden Staaten das aufrichtige Bestreben wahrnehmbar, ihre durch keinerlei Interessengegensatz gefährdeten Beziehungen immer inniger zu gestalten. Es hatte den Anschein, als ob Russland sich die zum Theil klingenden Vortheile, die aus der so stürmisch bekundeten Liebe der Franzosen erwuchsen, ganz wohl gefallen ließ, ohne sich gleichwohl zu bestimmten — und insbesondere nicht zu den erhofften — Gegenleistungen verpflichtet zu fühlen. So kam es, dass man heute in Paris über das Bündnis ungleich nüchterner denkt, ja, dass es nicht an Kritikern fehlt, die da meinen, Frankreich habe in diesem Falle die Rolle des Gefoppten übernommen. Während nun auch diese Hoffnung trügte, war das Verhältnis Frankreichs zu einer anderen Großmacht allmählig immer unfreundlicher geworden. Die Franzosen fanden nämlich bei ihren Expansionsbestrebungen überall die Engländer im Wege. Das wurde ihnen namentlich in Egypten und im mittleren Afrika, zumal bei dem Abenteuer von Faschoda, in recht empfindlicher Weise fühlbar. Als nun der südafrikanische Krieg ausbrach, nahm die unfreundliche Gesinnung trotz der Neutralität der Regierung nach und nach die Form offener Feindseligkeiten an, wovon der französischen Presse mit ihren unausgesetzten Hetzereien der Löwenantheil gebürt. Jetzt ist — darüber kann kein Zweifel herrschen — der Engländer die bête noire der Franzosen (sie brauchen ja immer eine solche), so wie es früher der Deutsche war. — Infolge aller dieser Enttäuschungen und Erfahrungen hatte allmählig zugleich eine gewisse ruhigere Auffassung über das Verhältnis zum Deutschen Reiche und rücksichtlich der Deutschen überhaupt platzgegriffen. Freilich darf man nicht vergessen, dass seit Jahr und Tag von Seite der Deutschen und namentlich ihres Kaisers alles Erdenkliche geschehen war, um die Gefühle der Franzosen zu schonen, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln und auf solche Weise die Beziehungen der beiden Staaten

freundlicher zu gestalten. Dazu kam endlich die Weltausstellung zur Jahrhundertswende, die nach dem Wunsche der Veranstalter ihrem Namen völlig entsprechen und alle Kulturvölker im friedlichen Wettkampfe vereinigen sollte. Es folgte also die glanzvolle Betheiligung Deutschlands an diesem internationalen Schauspiele, wobei die Franzosen zum ersten Male Gelegenheit hatten, die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten und Leistungen ihrer Nachbarn durch den Augenschein kennen zu lernen.

Dass durch diesen Augenschein und durch den Verkehr mit den massenhaft herbeigeströmten deutschen Besuchern der Ausstellung mancher Irrthum berichtigt, manches hartnäckig festgehaltene Vorurtheil mindestens abgeschwächt worden sein mag, ist gewiss. Denn wie bei Einzelnen, so ist auch bei Nationen Gehässigkeit und Misstrauen oft nur die Folge mangelhafter gegenseitiger Kenntnis, und Alles, was dazu dient, diese zu fördern, ist auch zur Herbeiführung besserer Beziehungen geeignet. Die Franzosen konnten sich überzeugen, dass die Deutschen auch in den Künsten des Friedens durchaus nicht so tief unter ihnen stünden, wie sie sich in ihrem Größenwahn eingebildet hatten, ja sie bereits auf manchen Gebieten weit überflügelten, und sie konnten auch im Verkehr mit Deutschen die Erfahrung machen, dass diese keineswegs die ungeschlachten, witzlosen Gesellen sind, als deren Typus ihnen der Deutsche stets zu gelten pflegte.

Wenn man sich nun diese ganze Entwicklung vor Augen hält, so wird man es begreiflich finden, dass mit einigem Grund von einer Besserung des Verhältnisses der beiden Länder gesprochen werden kann und dass auch die Deutschen in Paris nicht mehr so wie einst auf Schritt und Tritt Äußerungen übler Gesinnung begegnen. Vielleicht kommt auch der besänftigenden Macht der Musik ein Antheil an dieser erfreulichen Thatsache zu, denn der Wagnerianismus beherrscht das ganze musikalische Leben Frankreichs. Wer hätte je gedacht, dass die Wagner'schen Opern zu den beliebtesten Repertoirestücken der Pariser Großen Oper zählen würden, so dass z. B. „Tannhäuser" kürzlich bereits die 100. Aufführung daselbst erlebt hat? Das ist dieselbe Oper, die bei ihrer ersten Aufführung in Paris im Jahre 1861 unter der Patronanz der Fürstin Metternich derartig missfiel, dass die Franzosen von dieser Aufführung behaupteten, Österreich nehme damit Rache für Solferino. Und Prosper Mérimée, der dies berichtet, fügt hinzu: „Ich glaube, ich könnte morgen eine ähnliche Musik schreiben, wenn ich mich von meiner über die Klaviatur wandelnden Katze inspirieren ließe."

Sind nun also die Franzosen plötzlich aus Feinden zuverlässige Freunde des deutschen Reiches geworden? Nichts wäre thörichter, als an solch eine Wandlung zu glauben. Man braucht nur die nationalistischen Blätter, die mindestens die Gesinnung der Armee wiederspiegeln, zu lesen, um zu erkennen, dass die Revanchegelüste noch ungemindert fortbestehen und dass die Wiedererlangung von Elsass-Lothringen nach wie vor das unverrückbare Ziel der nationalen Politik bildet. Aber da die allgemeine europäische Constellation einer directen Verfolgung dieses Zieles derzeit nichts weniger als günstig ist, so hat man es einstweilen zurückgestellt, zumal auch der innere Zustand der Republik keineswegs zu auswärtigen Abenteuern ermuntert. Wie sich das Verhältnis der beiden Länder in Zukunft gestalten wird, das ist bei dem veränderungslustigen, impulsiven französischen Volkscharakter nicht vorauszusagen. Zuverlässige Bundesgenossen und Freunde sind die Franzosen noch nie gewesen, und ihre Bundesgenossenschaft ist, wie u. A. das Beispiel Italiens beweist, ihren Freunden meist sehr hoch zu stehen gekommen. Eine solche Bundesgenossenschaft zwischen Deutschen und

Franzosen scheint mir also ein Hirngespinst, dessen Verwirklichung gar nicht zu wünschen wäre. Da überdies Ränkesucht und Eroberungslust zu den charakteristischesten Merkmalen der Franzosen gehört, so kann den Deutschen nur angerathen werden, bei aller Pflege friedlicher Beziehungen zu ihrem unruhigen Nachbar stets das Pulver trocken zu halten und sich nicht durch verschiedene, trügerische und in ihrer Bedeutung leicht überschätzte Symptome in allzu große Vertrauensseligkeit einlullen zu lassen.

III. Das Bankett der Maires.

Der 22. September 1900 war ein selbst für das Paris der Weltausstellung ungewöhnlich bewegter Tag — und das will schon etwas sagen. Es war der Tag des Banketts der Maires. Große Ereignisse pflegen ihren Schatten vorauszuwerfen, und so war es auch hier der Fall. Wochenlang hatten sich schon die Blätter mit dieser von der Regierung veranstalteten Massenabfütterung und dem von dem nationalistischen Municipalrathe geplanten Concurrenzunternehmen beschäftigt und je nach dem Parteistandpunkte für oder gegen das eine oder andere Zweckessen Stellung genommen. Und als nun die Regierung die Einladungen des Municipalrathes und dadurch dessen Bankett vereitelte, erhitzten sich die Gemüther natürlich nur noch mehr und Alles sah mit Spannung dem 22. September entgegen. Die Vorbereitungen, die für den Riesenschmaus getroffen wurden, begegneten dem allgemeinsten Interesse, und neugierigen Blickes sahen die Vorbeigehenden durch das Gitter des Tuileriengartens, wo entlang der Rue de Rivoli ein zum Bankettsaal bestimmtes Zelt von ungeheueren Dimensionen errichtet wurde. Ungeheuer klangen auch die Ziffern, die von der Statistik über das Festmahl geboten wurden: die Kosten waren auf 500.000 Fr. veranschlagt; mehr als 22.000 Bürgermeister hatten ihr Erscheinen zugesagt; es wurden dazu vorbereitet: 2430 Fasane, 1200 Lachsfische, 1200 Sardinenbüchsen, 800 Pfund frische Butter, 34000 Brödchen u. s. w., u. s. w.

Endlich brach der erwartete Tag an, ein herrlicher, leuchtender Tag, an dem die Septembersonne unausgesetzt die glühendsten Strahlen niedersandte und die Sommerszeit zu übertrumpfen schien. Von Früh Morgens an hatten sich schon Gruppen von Neugierigen um das an den Eingängen streng bewachte Gitter des Tuileriengartens gebildet, die besonders auf dem Concordienplatz zu immer größeren Ansammlungen anwuchsen. Hier hatte auch ich Posto gefasst, und zwar auf einem Sandhaufen, der wohl einen Überblick über den ganzen Platz gestattete, aber eine so unsichere Grundlage bot, dass die darauf Befindlichen nur zwischen Einsinken und Herabrutschen wählen konnten. Unterdessen rückten, meist truppenweise und unter Führung des Abgeordneten ihres Départements, die Bürgermeister an, geschmückt mit dem Abzeichen ihrer Würde, der tricoloren Schärpe, die sie um den Leib oder über die Achsel gelegt trugen. Was da vorüberzog, war eine lebende Musterkarte ganz Frankreichs, und darunter manche recht wunderliche Erscheinung. Da gab es glutäugige, schwarzhaarige Männer mit lebhafter Geberdensprache, die auf den ersten Blick die Söhne des Südens erkennen ließ; plumpe, wohlgenährte Gestalten, die sich offenbar hinter dem Pfluge weit sicherer als auf den Straßen von Paris bewegten; Leute mit alterthümlichen Schlussröcken, die durchaus nicht zusammenschließen wollten; mit lichten Saccos und ditto Beinkleidern angethane Personen, von denen man eher vermuthet hätte, dass sie im nächstbesten Laden Mehl oder Würste verkauften als dass sie zum Staatschef dinieren giengen; Träger von ganz unmöglich geformten

Cylinderhüten, die schon viele Jahre lang im Schrank geruht haben mochten und nur zu ganz außerordentlichen Anlässen hervorgeholt wurden; auch einige Geistliche in der Soutane, die die Mairesswürde bekleideten; endlich mehrere imposante, broncefarbige Kinder der Wüste, arabische Bürgermeister, die im weißen Burnus, das juwelenbesetzte Schwert an der Seite, majestätisch einherschritten und sich von den Parisern anstaunen ließen. Verschieden wie das Äußere war auch die Sprache der Vorbeiziehenden, die so ziemlich alle Mundarten Frankreichs in sich begriff. Die Menge hatte also genug zu schauen. Außerdem vertrieb sie sich, wie dies schon in Paris üblich ist, die Zeit mit allerlei kritischen und spöttischen Bemerkungen, die für Loubet und seine Minister nicht sehr schmeichelhaft lauteten und zumeist in den Refrain ausklangen: „Herr Loubet und Herr Waldeck-Rousseau haben gut Gelage zu geben, für die wir, die steuerzahlenden und schwer arbeitenden Bürger, aufkommen müssen.“ Besonders eine ältliche Frau in meiner Nähe wurde nicht müde, mit kreischender Stimme dieses Thema, durch verschiedene Invectiven gewürzt, in allen möglichen Variationen zu bearbeiten. Endlich wurde der Wagenverkehr, der bisher trotz der großen Menschenansammlung über den Platz geflutet hatte, eingestellt, und bald darauf kündigte eine heransprengende Abtheilung der republikanischen Garde die Ankunft des Präsidenten an. Dieser saß, mit dem Bande der Ehrenlegion geschmückt, in einem à la Daumont bespannten Wagen, der auf allen Seiten von berittenen Garden umgeben war. In die Rufe: „Vive la France!“, „Vive l'Armée!“ mischten sich auch Rufe: „Vive Loubet!“, die von Personen etwas zweifelhaften Aussehens herrührten, welche neben dem Präsidentenwagen einherliefen. Hinter diesem folgten in einer Reihe von Equipagen die Minister und sonstigen Würdenträger. Denselben Aufzug sah ich auch Nachmittags in der Nähe des Elysée, wohin Loubet nach beendetem Bankett zurückkehrte, um im Garten seines Palastes die Bürgermeister vor sich defilieren zu lassen. Letztere marschierten in geschlossenen Reihen, nach Départements, deren Namen auf vorangetragenen Tafeln zu lesen waren, geordnet durch die Avenue Marigny auf, viele im Chor singend oder richtiger brüllend, und überhaupt augenscheinlich im Nachgenusse des eben erledigten Schmauses in sehr aufgeräumter Stimmung. Das Buffet des Präsidenten der Republik that sein Übriges, und so konnte es nicht Wunder nehmen, dass man in den Abendstunden allenthalben Gruppen dieser Würdenträger begegnete, die nur schwer sich und ihre Würde aufrechtzuhalten vermochten und die die ironisch gemeinten Huldigungen der Pariser Straßenjugend in sehr fideler Weise entgegennahmen und erwiderten. Ich selbst hatte Gelegenheit, einer solchen bezeichnenden Scene in der Rue du Faubourg-St. Honoré in nächster Nähe des Elyséepalastes beizuwohnen. Ein recht jovial aussehender alter Herr, den die um den Leib getragene dreifärbige Schärpe sogleich als Maire kenntlich machte, befand sich inmitten einer Menschenmenge, die von Zeit zu Zeit: „Vive M. le maire!“ rief und in laute Heiterkeit ausbrach. Als ich nähertrat, bemerkte ich, dass der also Umringte Mühe hatte, sich auf den Beinen zu erhalten, und bedenklich umhertaumelte, während der unausgesetzt an die ihn umgebende und verfolgende Schar Ansprachen richtete, die eben jene Heiterkeitsausbrüche hervorriefen. In dem Augenblicke, da ich hinzukam, traten mehrere andere Bürgermeister an ihn heran und setzten ihm in ruhiger, aber eindringlicher Weise auseinander, dass er durch sein Verhalten nicht nur sich, sondern den ganzen Stand lächerlich mache; er möge daher die Schärpe beseitigen und mit ihnen den Platz verlassen. Der alte Herr, dem Letzteres ohne Hilfe wohl überhaupt kaum möglich gewesen wäre, nahm diese Mahnungen

durchaus nicht böse, sondern wieder recht lustig auf und erklärte ein über das andremal, dass er die Pariser und besonders die „petites Parisiennes“ sehr liebe und sich keineswegs vor ihnen fürchte, worauf er, um es handgreiflich zu beweisen, mehrere der ihn umstehenden Damen in die Wange zu kneipen suchte. Das erregte natürlich wieder das Gejohle der Menge, und wer weiß, wie lange noch diese Scene fortgedauert haben würde, wenn ihr nicht die erwähnten Collegen des lustigen Bruders dadurch ein rasches Ende bereitet hätten, dass sie einen Wagen herbeiholten und ihren Amtsgenossen hineinsetzten oder vielmehr -hoben, was er sich ohne allen Widerstand und in bester Laune gefallen ließ; dann endlich fuhr er, nach allen Seiten huldvoll grüßend, unter dem Halloh der unaufhörlich „Vive M. le maire!“ schreienden und lachenden Menge von dannen. Wie viele ähnliche und vielleicht weit weniger harmlose Scenen mögen sich noch in späterer Nachtstunde, zumal im Weltausstellungsgebiete, das ja an diesem Abende zu Ehren der Bürgermeister im besonderen Festesglanze erstrahlte, abgespielt haben! Kein Wunder, dass sich die stets spottlustige Pariser Volksmuse diesen Tag nicht entgehen ließ und dass die Camelots mit gewohnter Lungenkraft alle möglichen Gelegenheitslieder und -bilder ausrufen konnten. Da gab's ein Poem: „As-tu vu Mosieu l'Maire?“, das auf dem Titelbilde einen feisten Landbürgermeister zeigte, den zwei sehr verführerisch gekleidete Cocotten unter Liebkosungen begleiteten. Ein anderes Gedicht, „Le gueuleton des maires!“ betitelt, hatte den Refrain:

„Regardez — les passer, la mine fière,
Leur écharpe au vent,
Ils sont épatants!
On les attend pour le gueul'ton des maires.
Dans un tel moment
Jamais on n'trouv'ra les mair's lents!“

Schärferer Tonart waren die Lieder, die von nationalistischer Seite verbreitet wurden und die zumeist ihre Spitze gegen Loubet und seine Regierung kehrten. Das eine begann also:

„Un jour débarquaient à Paris
Vingt mill' soi-disant maires;
Ils venaient tous, en bons amis,
Soutenir l'ministère,
Au banquet, par invitation;
La Faridondaine, la Faridondon,
Qu' avait machiné celui-ci,
    Biribi,
A la façon dé Barbari,
    Mon ami etc.

In einem zweiten Liede wird Emile (Loubet) gehänselt:

„Maires ou simples citoyens,
Nous étions là vingt mille,
Qui tâchions par tous les moyens,
D'apercevoir Emile.
Moi, j'eus beau chercher
A le dénicher

Au milieu de la fête . . .
Il ne porte pas
Pendant les repas,
Son chapeau sur la tête."

Ein anderer Barde läſst den Anarchiſten Julot zu Loubet darüber Klage führen, daſs er auf der Liſte der Eingeladenen fehle:

„Alors, Emile! Faut que j' t'écrive,
Au sujet de c'fameux banquet!
Je n'vois pas mon nom sur ton livre,
Et j' commence à d'venir inquiet . . . .

Und nun erinnert er ihn an geleiſtete gute Dienſte bei verſchiedenen höchſt anrüchigen Affairen:

„Au Pavillon d'Armenonville,
C'est moi qui dirigeais l'mouvement.
J'aurais saccagé tout' un' ville,
Pour plair' à ton Gouvernement
Saint-Joseph: c'est d'la bell' ouvrage;
Aubervilliers: c'est-il parfait?
C'est qu' aussi ça donn' du courage,
D' travailler au cri d': „Viv' Loubet!"

Dann bittet er noch um eine Gunſt für ſeine Freundin:

„J'anrais bien' am' né la Rouquette . . .
Il paraît qu' les dam's n'entrent pas:
Intéress-toi à la pauvrette,
Ça serait-il qu' un bureau d' tabac?"

Er ſchließt die Epiſtel:

„Pour l'occas', j aurai d'la décence
Mill'rand me r'fill un'chouett' complet,
Et je signe avec élégance:
L'grand Julot' d'la bande à Tripet."

Wie man aus dieſen Beiſpielen erſieht, hat die „journée des casseroles" — ſo nennt niemand geringerer als Francois Coppée den geſchilderten Tag — keineswegs überall nur freundliche Gefühle erweckt. In der That iſt es kein ſehr erhebender Anblick und keine der Würde eines großen Reiches und ſeiner Regierung völlig entſprechende Maßregel, 22.295 einfluſsreiche Perſonen auf Koſten des Landes abfüttern zu laſſen, um die Stellung des Miniſteriums zu befeſtigen und ſeinen Zwecken Vorſchub zu leiſten. Doch müſste man die Natur der Menſchen im allgemeinen und die der Franzoſen im beſonderen ſchlecht kennen, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daſs die Maßregel ihrer Wirkung ſicher war und daſs viele der Gäſte, daheim angelangt, das Lob der Regierung verkündeten oder mindeſtens es ſich wohl überlegen werden, einer Regierung feindlich entgegenzutreten, die ihnen einen ſo angenehmen Pariſer Aufenthalt ermöglicht und ſie in ſo freigebiger Weiſe bewirtet hat.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Joſ. Roth'ſche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien

WIEN, 15. NOVEMBER 1900. SERIE II. Nr. 4.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur“.

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

INHALT:

I. Die Generalversammlung der Leo-Gesellschaft für das Jahr 1900 in Marburg.

Die Generalversammlung dieses Jahres stand unter dem Zeichen besonderer Intimität und Herzlichkeit. Ein für große Ziele begeisterter Bischof von glänzender Gastfreundschaft bereitete, unterstützt durch den würdigen Clerus seiner Residenzstadt, den zur Versammlung von auswärts erschienenen Mitgliedern der Leo-Gesellschaft eine so warme Aufnahme, und die Angehörigen der beiden Nationen, die vorzugsweise sich hier trafen, bewahrten gegenseitig so sehr den Ton aufrichtiger Hochachtung und herzlichen Wohlwollens, dass sich jeder Theilnehmer wohl fühlen konnte. Dazu hatten die Veranstaltungen der Generalversammlung, auf welche die auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft durch die örtlichen Verhältnisse fast einzig angewiesen waren, durchaus den Charakter des Schlichten und Ungezwungenen. Allerdings befriedigte die Zahl der Versammlungstheilnehmer nicht ganz, indes war sie immerhin ansehnlich zu nennen; am meisten war Untersteiermark und Wien vertreten, aus den sonstigen österreichischen Alpenländern, aus Istrien und Kroatien waren einzelne erschienen.

Den Begrüßungsabend am 23. Juli (Hotel «Erzherzog Johann») leitete eine warmherzige Ansprache des Obmannes des Ortsausschusses zur Vorbereitung der Generalversammlung, Domcapitular Dr. Johann Križanic ein; Freiherr von Helfert als Präsident und der erste Vicepräsident der Leo-Gesellschaft, Feldbischof Dr. C. Belopotoczky erwiderten ebenso herzlich. Professor Dr. Al. Cigoi aus Klagenfurt und Professor Dr. Josef Pavlica aus Görz begrüßten die Versammlung im Namen der hochwürdigsten Fürstbischöfe von Klagenfurt und Görz, Ober-Inspector Jordan im Namen der slovenischen Leo-Gesellschaft. Der Generalsecretär der Leo-Gesellschaft Professor Dr. F. Schindler besprach die Zwecke und Aufgaben der Generalversammlungen der Leo-Gesellschaft, Professor Dr. Alb. Ehrhard aus Wien feierte schwungvoll die Idee des katholischen

Episcopates und sprach insbesondere dem Fürstbischof von Marburg hohe Verehrung und Anerkennung aus.

Am Morgen des 24. celebrierte Fürstbischof Dr. Mich. Napotnik im Dom zu Marburg die heilige Messe unter Begleitung von fromm und exakt vorgetragenen Gesängen des Marburger Domchores. Im bischöflichen Knabenseminar fand darauf die Sitzung der philosophisch-theologischen Abtheilung der Leo-Gesellschaft (Vorsitzender Feldbischof Dr. Belopotoczky) statt, mit einem Vortrag des Professor Dr. F. M. Schindler aus Wien über die wissenschaftliche theologische Arbeit in Österreich und deren Zukunft, an welche sich eine lebhaft geführte Debatte speciell über die Neugestaltung des theologischen Unterrichtswesens in Österreich anschloss (Professor Dr. Pavlica, Domcapitular Dr. Josef Pajek aus Marburg, Professor Dr. Albert Ehrhard aus Wien, Dr. P. Aug. Rösler aus Mautern). Unmittelbar darauf tagte die Abtheilung für Geschichtswissenschaften (Vorsitzender Professor Dr. Alb. Ehrhard). Einem Vortrage des Domcapitulars Professor Dr. Pajek über Kulturgeschichtliches aus Marburgs Vergangenheit folgte der ausführliche Bericht Dr. Heinrich Pogatschers über seine im Auftrage der Leo-Gesellschaft begonnenen Arbeiten zur Veröffentlichung eines Theiles der Rechnungsbücher der apostolischen Kammer und der übrigen Quellen bezüglich des päpstlichen Finanzwesens und Hofhaltes in der avignonesischen und voravignonesischen Periode aus den vaticanischen Acten. Beiden Sitzungen wohnte ein zahlreiches Auditorium bei, darunter der hochwürdigste Fürstbischof Dr. M. Napotnik. Die geschlossene Sitzung der Leo-Gesellschaft schloss sich nach kurzer Pause an. Der Generalsecretär Dr. Schindler legte den Geschäftsbericht vor, der bei einzelnen Punkten zu kurzen Bemerkungen Anlass bot. Nach anderen statutengemäßen Wahlen wurde Wien zum Sitze der Generalversammlung für 1901 bestimmt. Unter lebhaften Zurufen wurde einhellig der Antrag des hochwürdigsten Feldbischofs Dr. Col. Belopotoczky angenommen, die Herren Fürstbischof von Marburg Dr. M. Napotnik und Domprälat Hofrath Dr. Herm. Zschokke in Wien zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft zu erwählen.

Seine fürstbischöflichen Gnaden vereinigte in seinem gastlichen Hause eine sehr namhafte Zahl der Versammlungsmitglieder zu einem durch ernste und heitere Tischreden gewürzten Festmahle.

Im reichgeschmückten Saale der geschichtlich denkwürdigen Burg Marburg begann um 5 Uhr die öffentliche feierliche Sitzung der Generalversammlung, zu welcher sich zahlreiche und ansehnliche Gäste aus allen Kreisen Marburgs und Untersteiermarks eingefunden hatten. Mit gewohnter schlichter Eleganz begrüßte der Präsident Freiherr von Helfert die Gäste. Der hochwürdigste Fürstbischof Dr. M. Napotnik eröffnete die Reihe der Vorträge mit einer kraftvoll gesprochenen und so inhaltsreichen wie wohlabgerundeten Anrede über die Aufgabe der Leo-Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst den Weg zu Christus zurück bahnen zu helfen. Generalsecretär Dr. Schindler berichtete über das innere Leben und die äußeren Fortschritte der Leo-Gesellschaft im letzten Jahre. Professor Dr. Aug. Rösler besprach eingehend den mit feiner Beobachtung erfassten Entwicklungsgang des Dichters Zacharias Werner und die Bedeutung desselben für seine und unsere Zeit. Der hochwürdigste Feldbischof Dr. Belopotoczky sprach das Schlusswort, den Dank an die Anwesenden mit der kräftig betonten

Ermunterung verbindend, der Leo-Gesellschaft durch Beitritt und Unterstützung die Mittel bieten zu helfen, um sie zu ihren Aufgaben je besser auszurüsten. Der Marburger Cäcilienverein verherrlichte Eingang und Schluss der Festsitzung durch musterhaft schön vorgetragene Chöre.

Das Abschiedsmahl (Hotel «Erzherzog Johann») vereinigte eine sehr bedeutende Zahl der Versammlungstheilnehmer. Professor Dr. M. Gitlbauer und Dr. R. v. Kralik aus Wien, Professor Dr. Aug. Rösler aus Mautern, Professor Dr. Ant. Medved aus Marburg u. a. gaben in ihren ideenvollen und begeisterten Trinksprüchen der herzlichen Stimmung Ausdruck, welche die Versammlung bis zum Schluss beherrschte. Schindler.

II. Generalversammlung des Zweigvereins der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Feldkirch.

Feldkirch, 11. September 1900.

Um 9 Uhr celebrierte Weihbischof Zobl eine hl. Messe, wobei der Kirchenchor der Pfarre einige schöne kirchliche Compositionen, wie das Mozart'sche Ave verum, in trefflichster Weise zu Gehör brachte. Darauf geschlossene Versammlung, die auch schon sehr gut besucht war. Landeshauptmann Rhomberg führte wie auch bei der allgemeinen, den Vorsitz. Geschäftsbericht und Wahl der Revisoren: Director Schwager und Herr v. Paur. Hierauf hielt Professor Wackernell einen hochinteressanten Vortrag über «Beda Weber's Entwicklungsgang bis zum Jahre 1848». Allgemeiner Beifall lohnte die gediegene Darbietung. Nachmittag öffentliche Versammlung. Mit einem formell wie inhaltlich vollendeten Vortrag über die Unwandelbarkeit der christlichen Kirche fesselte P. Löffler das sehr zahlreich erschienene Publicum durch anderthalb Stunden in der anregendsten Weise. Prof. Hirn gibt hierauf ein Bild über die bisherige Thätigkeit der Leo-Gesellschaft und begrüßt namens des Hauptvereins den Zweigverein. Mit einer Ansprache des Prof. Wackernell und einem vom Landeshauptmann ausgebrachten Hoch auf Papst und Kaiser schloss die Versammlung, bei der das geräumige Local (Gesellenhaussaal) bis zum letzten Plätzchen gefüllt war. Aus allen Theilen Vorarlbergs hatte sich Clerus wie Laienwelt, besonders die Studentenschaft, zahlreich eingestellt. Die Verhandlungen beehrten mit ihrer Gegenwart Herr Weihbischof, Bezirkshauptmann v. Zigau in Feldkirch und v. Alpenheim in Bludenz, zahlreiche Landtagsabgeordnete. Abends ungemein animierter Commers, wobei Rhomberg, die Prof. Hirn und Wackernall, und stud. jur. Salzmann begeisternde Ansprachen an die in hocherfreulicher Menge erschienene Jungmannschaft richteten. Allgemein hörte man den Verlauf der Versammlung als einen in allen Theilen befriedigenden und gelungenen bezeichnen.

III. Sitzungen des Directoriums der Leo-Gesellschaft.

I. In der Sitzung am 2. Juli l. J. wurden:

1. 32 neue Mitglieder aufgenommen.

2. Es wurde mitgetheilt, dass Domcapitular Dr. W. Frind in Prag eine Honorarspende von K 35, Abt Steinegger in Gries eine Spende von K 9.60 der

Leo-Gesellschaft überwiesen habe; dass für den Münchener kath. Gelehrtencongress 7 Mitglieder der Leo-Gesellschaft sich mit Arbeiten angemeldet haben.

3. Es wurde beschlossen: Dem katholischen academischen Verein «Arnošt Pardubic» in Prag die periodischen Publicationen der Leo-Gesellschaft zuzuwenden; mehrere Manuscript-Anbote der Section für Litteratur und Kunst zur Begutachtung zuzuweisen; der General-Versammlung in Marburg vorzuschlagen, dass die General-Versammlung des Jahres 1901 in Wien stattfinde.

II. In der Sitzung am 15. October 1900 wurden:

1 Mitglied und 2 Theilnehmer auf Lebenszeit, sodann 40 Mitglieder und 1 Theilnehmer mit Jahresbeiträgen aufgenommen.

2. Wurde berichtet über den Verlauf der General-Versammlungen der Leo-Gesellschaft in Marburg und Feldkirch und der internationalen Gelehrtenversammlung in München, sowie über die Ergebnisse des Commissionsverlags im Jahre 1899/1900.

3. Es wurde beschlossen, die Montagsabende der Leo-Gesellschaft in Wien am 5. November l. J. beginnen zu lassen; einige Verlags-, bezw. Manuscriptanträge abzulehnen; ein anderes Manuscript drucken zu lassen, wenn sich ein Verleger findet; ein Redactionshonorar für «Kultur» sammt einem Honorar für einen Redactionsgehilfen am «Litteraturblatt» und «Kultur» zu gewähren.

IV. Bericht des Comités für Herausgabe classischer Andachtsbilder an das Directorium der Österreichischen Leo-Gesellschaft.

Euere Excellenz!

Als wir uns im Frühjahre des vorigen Jahres die Ehre gaben, dem Directorium der Österreichischen Leo-Gesellschaft über die „Classischen Andachtsbilder" zu berichten, standen wir am Beginne des Werkes; erst im Spätherbste 1899 konnte eine Reihe von Bildern der Öffentlichkeit übergeben werden, die gewissermaßen als Avantgarde das Feld beschreiten mussten. Beinahe ohne alle Reclame wurde diese I. Emission ausgegeben; absichtlich hielten wir mit den gemeinüblichen Annoncierungen zurück in dem Bewusstsein, dass das, was wir bieten konnten, noch ungenügend war an Zahl und als Ganzes nicht freizusprechen von einer gewissen, schon durch technische Umstände bedingten Einseitigkeit zu Gunsten namentlich Albrecht Dürers und zum Nachtheile der classischen Italiener. Heute, nachdem wir ein weiteres Jahr gearbeitet haben, sind wir in der Lage, eine II. Emission der Classischen Andachtsbilder vorzulegen, durch welche unser Besitzstand an Bildern erheblich vergrößert, aber auch verbessert und ausgeglichen erscheint. Zugleich können wir berichten über die Erfahrungen, die wir bei unserem ersten Contacte mit dem Publicum gemacht haben.

Diese Erfahrungen, um hievon zuerst zu sprechen, stützen sich auf die Ziffern, welche uns der Verleger am 1. Juli d. J., das ist nach Ablauf eines nicht ganz neunmonatlichen Betriebes überlieferte. Der Absatz im Allgemeinen war ein derartiger, dass er unsere Erwartungen übertraf: es sind in dieser kurzen Zeit nahezu 200.000 Bilder abgesetzt worden, freilich im Hinblicke auf

die gebrachten Opfer, und im Vergleiche mit den enormen Zahlen, welche die Geschäftsbücher von Bilderfabrikanten ausweisen, eine ziemlich geringe Summe; aber ein solcher Anfang verspricht einen besseren Fortgang und kann uns jedenfalls in dem Vertrauen auf das endliche Gelingen unseres Werkes nur befestigen.

Sehr belehrend ist die Sprache der Ziffern, hinsichtlich der Geschmacksrichtung des Publicums — „belehrend", weil es uns ja nur darum zu thun sein kann, dem Publicum innerhalb des vorgesteckten Zieles entgegenzukommen. Da sehen wir fürs erste, dass die kleinsten Formate bei weitem die beliebtesten sind, indem vom Formate *A* mehr als die doppelte Anzahl Bilder verkauft wurden, als von den Formaten *C* und *D* und mehr als das dreifache gegenüber dem Formate *E*.

Das zweite bemerkenswerte Moment ist die Vorliebe des Publicums für ganzfarbige Blätter. Jene acht bis zehn Bilder, welche bei weitem am meisten begehrt wurden, sind mit einer einzigen Ausnahme ganzfarbige. Auch das steht fest, dass das Publicum seine Lieblinge hat. Da sind insbesondere zwei Bilder zu nennen, welche alsbald vergriffen waren und jetzt bereits in zweiter Auflage vorliegen: das Herz Jesu von Hellweger und die Madonna mit dem schlafenden Kinde von Sassoferrato. Auch der hl. Antonius, der hl. Franciscus von Assisi, die hl. Familie u. a. erscheinen als besonders begehrt. Dass die Bilder mit deutschen Texten vor jenen mit lateinischem Texte bevorzugt wurden, ist bei unserem dermaligen Absatzgebiete leicht erklärlich; besonders auffallend tritt dies zu Tage bei dem schönen Kinderbilde von Führich mit dem Texte aus Baruch: von dem Bilde mit deutschem Texte wurde genau dreimal so viel abgesetzt als von dem mit lateinischen Texte.

Alle diese Erfahrungen können und werden wir uns bei Herstellung neuer Bilder zu Nutze machen, vor allem auch die sehr begrüßenswerte Thatsache, dass das Publicum mit richtigem Geschmack bei gleichen und selbst noch bei höheren Preisen die besser gelungenen Fabricate vorzieht. Immer Besseres, immer Vollkommeneres zu bieten, muss daher unsere Losung sein, selbst wenn da und dort die Preise dadurch um ein weniges erhöht werden müssten.

Indem wir aber von unseren Erfahrungen mit dem Publicum sprechen, sei auch der Vorwürfe gedacht, die uns, so wenig als jedem anderen, erspart geblieben sind. Da ist namentlich des öfteren verlautbart worden, dass unsere Preise zu hoch gegriffen seien. Dem gegenüber sei betont, dass wir mit der billigen Schundware überhaupt nicht in Concurrenz treten wollen; wer die classischen Andachtsbilder zu seinem Gebrauch verwenden will, möge sich an die Mahnung des hochwürdigsten Erzbischofes von München-Freising erinnern: „Lieber wenig und gut, als viel und schlecht" — eine Mahnung, die auch vom pädagogischen Standpunkte zu beherzigen wäre. Diese Preise sind übrigens nicht willkürlich gemacht, sie sind uns durch die Auslagen für Fabrik und Verleger dictiert; und wer unsere Preise vergleichen will mit den Preisen, die das Publicum für sog. „bessere", „feinere" Bilder ohne Murren zu bezahlen pflegt, (oder etwa mit den ganz gewöhnlichen Ansichtskarten!), der wird sich von der Grundlosigkeit des uns gemachten Vorwurfes leicht überzeugen und bei einigem guten Willen sogar zu der gegentheiligen Anschauung gelangen.

Ein zweites Bedenken, das öffentlich gegen uns erhoben wurde, ist dieses, dass wir unsere Bilder nicht bei engsten Gesinnungsgenossen herstellen lassen.

Wir haben darauf zu erwidern, dass es sich hier um eine andere. Sache handelt, als um die materielle Unterstützung von Gesinnungsgenossen. Unsere Aufgabe ist diese: classische Andachtsbilder in der besterreichbaren Weise zu reproducieren; und diese Aufgabe fordert von uns, dass wir nur die besten, nur die leistungsfähigsten Firmen beschäftigen, ohne erst die Gesinnung der Geschäftsinhaber zu erforschen. Anders vorgehen, hieße die Sache der Rücksicht auf Personen, unterordnen, hieße: die Sache schädigen. Möchten wir aber nur, das ist unser eigener Wunsch, je bälder je besser in die Lage kommen, unter den leistungsfähigsten Firmen die gesinnungsgleichen bevorzugen zu können!

Unsere Bilder seien „nicht populär", sagt zuweilen ein Händler. Freilich „populär" ist gegenwärtig eine ganz andere Ware, die nach Thunlichkeit zu verdrängen eben die Aufgabe der Classischen Andachtsbilder ist. Diese sind zunächst nicht populär, aber sie können und sollen es werden. Vielfach, und nicht ohne Grund, hat man insbesondere hinsichtlich der von uns herausgegebenen Dürer-Bilder die Befürchtung ausgedrückt, dass dieselben keinen Absatz finden werden. Dem ist aber nicht so. Das kleine Vultus Christi von Dürer zählt sogar zu den gesuchtesten unserer Bilder, und bezüglich der anderen Dürerblätter dürfen wir heute schon sagen, dass die Auflage wenigstens nicht zu hoch gegriffen war. Wenn aber selbst der dem modernen Empfinden so wenig anheimelnde Meister immerhin seine Freunde findet, dann darf uns wohl für alle übrigen nicht mehr bange sein. Und hat sich nur erst einmal (wir stehen ja am Beginne des Werkes!) Sinn und Auge des Volkes an das Schöne gewöhnt, dann wird das Volk aus eigenem Antriebe darnach verlangen, dann wird die „Popularität" unserer Bilder sich von selber ergeben.

Dass es auch an anderen Ausstellungen, minder beherzigenswerten und theilweise sehr grotesken, nicht fehlte, wird man bei der Neuheit unseres Unternehmens und bei der leider noch immer sehr verbreiteten Unkenntnis in künstlerischen und kunsthistorischen Dingen erklärlich finden — darüber sind keine Worte zu verlieren.

Mit freudiger Zuversicht dürfen wir dagegen darauf hinweisen, dass das Unternehmen der Leo-Gesellschaft von höchster und maßgebendster Stelle in Kirche und Welt Billigung gefunden hat. Da ist fürs erste das Schreiben des hl. Vaters, in welchem Leo XIII. seinem «sehnlichen Verlangen» Ausdruck gibt, «dass die Katholiken überall dieses Unternehmen unterstützen», «dass insbesonders die Geistlichen nach Kräften sich um die Förderung dieses Werkes bemühen». Die Schreiben vieler Bischöfe in Österreich-Ungarn und Deutschland schließen sich an diese Mahnung des hl Vaters an. Auch die Presse, gerade die tonangebenden und die vornehmsten Blätter, haben die classischen Andachtsbilder mit Freude begrüßt, und das unverdächtigste Lob, worauf wir hinweisen können, ist wohl die Anerkennung der Jury auf der Pariser Weltausstellung. Das Tableau, welches wir dank dem überaus freundlichen Entgegenkommen des damaligen Handelsministers Exc. Baron Dipauli noch in letzter Stunde im Champ de Mars, Gruppe III ausstellen konnten, war fast nur mit Bildern der I. Emission besetzt; es war kein treues Bild dessen, was wir heute aufweisen können. Dass uns dafür die Medaille de bronce zuerkannt wurde, darf uns wahrlich befriedigen; umso mehr, als offenbar in Folge dessen nun auch ein

Pariser Haus (Lhopital) die Vertretung der classischen Andachtsbilder für Frankreich und Belgien übernommen hat.

Und mit gesteigerter Zuversicht glauben wir unserem Ziele, allmählich zwar, doch Schritt für Schritt näher zu kommen, nachdem nunmehr die zweite Emission ausgegeben ist, und dadurch unsere Sammlung bei weitem zahlreicher und in religiöser wie in künstlerischer Hinsicht befriedigender dasteht. Wir zählen heute bereits 179 Bilder verschiedener Formate (8 *G*, 11 *F*, 20 *E*, 72 *D*, 21 *C*, 13 *B*, 34 *A*); für alle Momente des religiösen Lebens stehen passende Erinnerungsbilder zu Gebote; die populärsten Heiligen sind nahezu vertreten (die Lücken auszufüllen werden wir nicht unterlassen). Fast alle bedeutendsten religiösen Künstler sind herangezogen, und im Großen und Ganzen die Völker in dem Verhältnisse ihrer Leistungen auf diesem Gebiete ungefähr gleichmäßig berücksichtiget. Endlich ist, was auch dem flüchtigen Blicke nicht entgehen wird, in Hinsicht sowohl auf die äußere Ausstattung der Bilder wie der technischen Herstellung derselben an der II. Emission gegenüber der I. ein theilweise sehr bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen.

Besondere Erwähnung unter unseren neuesten Publicationen verdienen der bisher unedierte Overbeck'sche Kreuzweg des kunsthistorischen Hofmuseums, der nun vollständig in zwei Ausgaben, einer deutschen und einer französischen, und zwar sowohl in Einzelblättern, als in broschierten Heften vorliegt; ferner das Opus Si. Lucae, welches mit der im October ausgebenen VI. Lieferung — (jede Lieferung zu 10 Blatt) seinen Abschluss erhielt. Was wir mit diesem Nebenwerke, wenn wir es so nennen dürfen, beabsichtiget haben, ist schon in unserem ersten Berichte angedeutet worden: es sollte damit der wissenschaftliche Charakter, der den Andachtsbildern zu Grunde liegt, deutlich markiert und zugleich ein Hilfsmittel zu kunsthistorischen Studien namentlich in Instituten geboten werden. Das Opus Si. Lucae, das auch in nichtkatholischen Kreisen Beachtung und Anerkennung findet und uns mit diesen Kreisen in Fühlung bringt, ist zugleich unser bedeutendster Repräsentant — so wie es heute fertig vorliegt, ein Werk, das dem katholischen Buchhandel zur Ehre und jedem vornehmen Salon zur Zierde gereicht.

Die Förderung, die unser Unternehmen von vielen Seiten gefunden hat, und worauf wir mit berechtigtem Stolze, aber mit nicht geringerer Dankbarkeit hinweisen, ist nirgends deutlicher zu ersehen, als gerade am Opus Si. Lucae. Sind doch unter den 60 Blättern dieses Werkes nicht weniger als nahezu die Hälfte Inedita und mehr als ein Dutzend solcher, welche als Rara bezeichnet werden können. Es ist schon in unserem ersten Berichte Erwähnung gethan der großartigen Unterstützung, die uns namentlich von Seite Sr. Maj. Oberstkämmereramtes durch Überlassung der Schätze des kunsthistorischen Hofmuseums wie der k. k. Hofbibliothek zu Theil geworden ist, dann der erzherzoglichen Verwaltung der «Albertina», der Academie der bildenden Künste in Wien, der Direction der Gazette des Beaux-Arts in Paris und einzelner Privaten: der Familie von Führich in Wien und des Herrn Dr. Hellweger in Innsbruck; für die II. Emission sind wir zu höchstem Dank verpflichtet der Liberalität Sr. k. u. k. Hoheit des Erzh. Franz Ferdinand v. Österreich-Este, der uns die Schätze der Estensischen Sammlungen zur Verfügung stellte, dann Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johannes II., von Liechtenstein, der zum Opus Si. Lucae nicht weniger

als 4 bisher nicht edierte Handzeichnungen, darunter jene ebenso schöne als seltene der Boltraffio, überließ. Auch des sehr gütigen Entgegenkommens des Herrn Justizrathes Director Dr. R. v. Steinle in Frankfurt a. M. sei an diesem Orte dankend gedacht; seiner freundlichen Gesinnung verdankt die Leo-Gesellschaft mehrere bisher unveröffentlichte Handzeichnungen seines Vaters, die an sich von hohem Kunstwerte, uns Österreichern als Landsleuten des großen Meisters doppelt lieb und wert sind.

Wenn erst die Scheu vor dem Neuartigen unseres Unternehmens überwunden sein wird; wenn, angeregt durch die Belehrung von Kunstverständigen wie durch die Forderungen der Käufer endlich auch die Händler unseren Bildern ein größeres Interesse zuwenden; wenn, was wir als ein besonderes Glück begrüßen würden, nur erst in jedem Breviere sei es auch nur zwei von unseren classischen Andachtsbildern Platz gefunden haben: dann werden wir der Sorge enthoben sein und der Zukunft dieses Werkes vertrauen können.

Wien, Anfangs November 1900.

Das Comité.

V. Arbeiten der Leo-Gesellschaft am vaticanischen Archiv.

Nach längeren Verhandlungen und Besprechungen beschlossen die Leo-Gesellschaft und die Görres-Gesellschaft die Herausgabe der Rechnungsbücher der apostolischen Kammer und der übrigen Quellen zur Geschichte des päpstlichen Finanzwesens und Hofhaltes während der ganzen avignonesischen und voravignonesischen Periode. Die Arbeit und Edition der beiden Gesellschaften erfolgt nach gemeinsamen Principien, aber nach Pontificaten getrennt.

Die Görres-Gesellschaft nimmt das Pontificat Johann XXII. in Angriff.

Die Leo-Gesellschaft beschloss zunächst die Herausgabe der Rechnungsbücher und anderweitiger einschlägiger Quellen Benedict XII. und ferner der wenigen Rechnungsbücher von Johann XXII; außerdem die Herausgabe gewisser ergänzender Reihen: der päpstlichen Schatzverzeichnisse, der Manuale der Kammernotare, der Personallisten der päpstlichen Kurie. Die Publication soll mit den Rechnungsbüchern Benedict XII. beginnen.

Die Rechnungsbücher der Camera Apostolica bieten großes Interesse nach den verschiedensten Richtungen, zunächst für die Finanzverwaltung der Curie und die Organisation des päpstlichen Hofes und Hofhaltes, darüber hinaus aber für die Kultur- und Sittengeschichte überhaupt nach den verschiedenen Richtungen, zumal für die Wirtschaftsgeschichte, für die Kunstgeschichte etc., aber auch für die politische Geschichte.

Seitens der Leo-Gesellschaft ist zunächst Herr Dr. Heinrich Pogatscher, der durch seine langjährigen Arbeiten am vatikanischen Archiv hiezu bestens vorgebildet ist, im Mai l. J. mit der Bearbeitung der von der Gesellschaft übernommenen Bände betraut worden

VI. Neue Publicationen der Leo-Gesellschaft.

I. Erschienen sind:

1. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. II. Band, 27.—30. Heft. (Schluss.)

2. Classische Andachtsbilder II. Serie

3. Opus S. Lucae. 6. Lieferung. (Schluss.)

4. «Die Kultur». I. Jahrg. 6.—8. Heft. (Schluss.) — II. Jahrg. 1. Heft.

5. Allgemeines Litteraturblatt IX. Jahrg. Nr. 10—22.

6. Wissenschaftlich-praktischer Commentar zu den Büchern des Alten Testamentes: Dr. Schmalzl: Der Prophet Ezechiel.

II. In Vorbereitung stehen:

1. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. III. (Schluss-) Band.

2. Voh Barth., Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese Lavant (Marburg).

VII. Neue Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

1. Lebenslängliche Mitglieder und Theilnehmer:

Krus, Dr. Franz, Teschen 200 K.
Waliczek, Wilhelm, Pfarrer, Krautenwalde (Ö.-Schlesien) 200 K.
Gossleth, Franz Friedrich R. v. Werkstätten, Hrastnigg (Steiermark) 100 K
Hoffmann, Lydia, Baronin, Meran (Tirol) 100 K.

2. Mitglieder mit Jahresbeiträgen von 10 K. (Akademiker 2 K.)

Aichach (Bayern): Rosenberger Andreas, Stadtcaplan
Botenwald (Mähren): Olenek Franz, Pfarrer.
Brixen (Tirol): Scharf Georg, Professor.
Brünn (Mähren): Seminarbibliothek.
Burgschleinitz (N.-Ö.): Brückler Josef, Cooperator.
Cilli (Steiermark). Agradi Franz, inf. Abt.
Čepin (Kroatien): Michalovich, Dr. Hugo.
Czernowitz (Bukowina): Kaindl, Dr. Raimund F., k. u. k. Professor und Univ.-Docent.
Feldkirch (Vorarlberg): Mutter Cat., Frau. — Mutter Marie, Frl. — Schneider Franz, Professor.
Freiburg in Br.: Heiner, Dr. Franz, Prälat, Univ.-Professor.
Gonobitz (Steiermark): Voh Bartholomäus, Dechant und Hauptpfarrer.
Graz: Haas Josef, stud. theol. — Janz Leopold A., stud. theol. — Kolleger Ant., stud. theol. — Siebenhofer Franz, stud. theol. — Thun-Hohenstein, Graf, Arbogast — Winkler Karl, stud. theol. — Zellner Franz, stud. theol.
Gries (Tirol): Köllensperger, Dr. Karl, Gemeindearzt.
Innsbruck: Rauch Josef, stud. phil. — Ulmer Andreas, sud. theol.
Jerusalem: Czarsky, Dr. Stefan, Rector des öst.-ung. Pilgerhauses.
Kahlsberg (Salzburg): Walterskirchen-Hunjady, Baronin v.
Kaltern (Tirol): Graml Virgilius, O. S. Fr.
Komorn (Ungarn): Berks Ludwig, R. v., k. u. k. Ob.-Stabsarzt.

Landeck (Tirol): Trenker Franz, Cooperator.

Linz (O.-Ö.): Aistleitner Joh., stud. theol. — Degner Karl, stud. theol. — Ecker Max, stud. theol. — Eder Joh., stud. theol. — Erkner Ludw., stud. theol. — Ennsgraber Franz stud. theol. — Flieher Ant., stud. theol. — Gutenbrunner, stud. theol. — Kreuzwieser Franz. stud. theol.

Marburg (Steiermark): Fens, Dr. Franz, Professor der Theologie. — Križanic Dr. Johann, Domcapitular — Matek, Dr. Martin, Professor der Theologie. — Simonič Franz, Domcaplan. — Wreže Johann, k. k. Professor.

Melk (N.-Ö.): Kozell Gabriel, O. S. B., Stiftscapitular. — Rauch Karlmann, O. S. B., Stiftscapitular. — Ressaver Columban, Stiftscapitular.

Neutitschein (Mähren): Parsch Johann, Dechant und Pfarrer

Pettau (Steiermark): Fleck Josef, Propst.

Raab (O.-Ö.): Schreiberhuber Josef, Cooperator.

Rom: Schmitz, Dr., Rector des Collegio Bonifaziano.

Stockerau (N.-Ö.): Landes-Real- und Ober-Gymnasium.

Suczawa (Bukowina): Stadler Rudolf, k. k. Gerichts-Adjunct.

Türmitz (Böhmen): Bertig Josef, Pfarrer.

Warth (Vorarlberg) Giesinger Jakob, Pfarrer.

Weißkirchen (Steiermark): Kalcher Severin, O. S. B. Pfarrer.

Wien: Greiter Bruno. — Heilinger, Dr. Alois, Mag.-Ob.-Commissär. — Jureczek Johann, Scriptor der k. u. k. Fam.-F.-C.-Bibliothek. — De Pretis de Cagnodo Antonio, k. k. Ministerialrath. — Rósza de Nagy-Egéd Erwin, k. u. k. Art.-Oblt. — Skrbensky Philipp, Freih. v., k. u. k. Major a. D. — Vinař, Dr. Josef, Assistenzarzt-Stellv. im Garnisonsspital.

Wiener-Neustadt (N.-Ö.): Otter Bernhard, O. Cist., Professor.

Windisch-Feistritz (Steiermark): Hajšek Anton, Dechant und Pfarrer.

3. Theilnehmer mit Jahresbeitrag von 4 K.

Feldkirch (Vorarlberg): Winter Nicolaus, Kanzlist.

Gestorben sind: Asen Michael, Katechet, Salzburg. — Freundorfer Leonhard, Superior, Maria-Plain. — Hofer Anton, Dompropst, Brixen. — Pasch Conrad, Gymnasialdirector i. R., Salzburg. — Prälat Sladovnik Thomas, Wien.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Schnürer. — Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

WIEN, 15. APRIL 1901. SERIE II. Nr. 5.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur“.

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

I. Sitzungen des Directoriums der Leo-Gesellschaft.

1. In der Sitzung am 23. Jänner 1901 wurden:

1. 1 Förderer, 5 lebenslängliche Mitglieder, 115 Mitglieder und 2 Theilnehmer in die Leo-Gesellschaft aufgenommen.

2. Es wurde mitgetheilt, dass das Unterrichtsministerium auch für das Jahr 1901 K 600 für das «Allgemeine Litteraturblatt» und K 800 für die «Quellen und Forschungen» als Subvention, und Fürst Johann zu Liechtenstein eine Spende von K 80 überwiesen hat; dass Se. Heiligkeit die zweite Emission der classischen Andachtsbilder mit Anerkennung und Dank entgegengenommen hat; dass von den akademischen Damenvorträgen für sieben eine genügende Anzahl Einschreibungen zu verzeichnen ist, die auch bereits abgehalten werden; dass die neuerdings versuchte Bildung einer Section für Naturwissenschaften zu keinem genügenden Erfolge geführt hat.

3. Es wurde beschlossen, die vorgelegte Jahresrechnung für 1900 und den Voranschlag für 1901 zu genehmigen; mehreren Anstalten und Vereinen auf ihr Ansuchen Bücher aus dem Verlage der Leo-Gesellschaft gratis zu überlassen; ein Gesuch um ein Studienstipendium für einen Musikschüler und ein Ansuchen um Unterstützung einer Vereinigung für Zwecke, die nicht eigentlich wissenschaftlich-künstlerische sind, abzuweisen; die lateinischen Gedichte von Quirin Mikl unter Voraussetzung einer entsprechenden Subvention durch die Abtei Hohenfurth herauszugeben; für Herstellung einer geschichtlichen Darstellung der christlich-wirtschaftlichen Bewegung des letzten Halbjahrhunderts in Österreich ein entsprechendes Honorar zu bewilligen; die von der Leo-Gesellschaft geplante Concurrenzausschreibung für Gegenstände kirchlicher Kunst dem k. k. Unterrichtsministerium, gemäss dem Wunsche desselben, zu überlassen und bezüglich der Mitbetheiligung an der Ausschreibung durch die Leo-Gesellschaft weitere Verhandlungen einzuleiten; die Bildung einer eigenen Kunstsection der Leo-Gesellschaft, sowie die Gewinnung eines passenden Locales zur Aufstellung der

Bibliothek und für die sonstigen Bedürfnisse der Leo-Gesellschaft ins Auge zu fassen.

2. In der Sitzung am 1. März 1901 wurden:

1. aufgenommen 1 lebenslängliches Mitglied, 103 Mitglieder und 3 Theilnehmer mit Jahresbeiträgen.

2. Es wurde mitgetheilt, dass der VII. Band der «Quellen und Forschungen», v. Helfert, «Kaiser Franz I. und die Stiftung des lombard.-venetianischen Königreiches» erschienen ist; dass Pfarrer Karl Szentmiklosy der Leo-Gesellschaft fl. 100 legiert hat; dass am 27. Februar 1901 eine Section für Kunst gebildet und Prof. Dr. H. Swoboda zu deren Obmann gewählt wurde.

3. Es wurde beschlossen, Dr. Pogatscher in Rom die Bearbeitung der Finanzwirtschaft der voravignonischen Päpste in drei Bänden zu gestatten und ihm 530 Lire Copierungskosten zu bewilligen; die Betheiligung der Leo-Gesellschaft an dem dem Unterrichtsministerium überlassenen Preis-Concurrenzausschreiben für kirchliche Kunstgegenstände derart zu veranstalten, dass die Leo-Gesellschaft für von ihr selbst gewählte Probleme eigene Preise festsetzt, und Juroren aus ihrer Mitte in die Jury des Ministeriums entsendet; die vom Stifte Hohenfurth mit K 200 subventionierte Herausgabe des epischen Gedichtes Mikls über die Entdeckung Amerikas durchzuführen; die künftigen Sonderabdrücke von Artikeln der «Kultur» in die Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft einzureihen; für die «Kunstprobleme» von Dr. G. Swoboda, die H. Kirsch in Wien verlegt, das Honorar (2 Bogen) zu bezahlen; das Präsidium und die Obmänner der Sectionen als Comité zur Vorbereitung der Generalversammlung zu designieren; der katholischen Volksbücherei in Reichenberg Bücher aus dem Verlage der Leo-Gesellschaft gratis zu überweisen.

3. In der Sitzung am 27. März 1901 wurden:

1. 39 Mitglieder und 2 Theilnehmer in die Leo-Gesellschaft aufgenommen. Gesammtstand 2310.

2 Es wurde mitgetheilt, dass Prof. Dr. Gottf. Kurth in Lüttich die Vertretung der Leo-Gesellschaft bei der Feier des 25jährigen Bestandes der Société scientifique in Brüssel übernommen hat.

3. Es wurde beschlossen, vier Gegenstände dem k. k. Kultusministerium für die geplante Preis-Concurrenz für kirchliche Kunst vorzuschlagen (Entwurf für eine einfache Pfarrkirche und für eine größere dreischiffige Basilika, je ein Altarbild in Malerei und Sculptur), außerdem seitens der Leo-Gesellschaft Preise von 1000 und 500 K für den Entwurf zu einem Domhochaltar und 500 und 250 K für den Entwurf zu einem heil. Grabe auszusetzen. Ferner wurde beschlossen, den Verlagsvertrag mit der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München zu verlängern. Bezüglich der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft für 1901 wurde bestimmt, dieselbe in Wien in Verbindung mit der Feier des zehnjährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft am 9. und 10. Juni abzuhalten. (Am 9. Juni 1891 wurde die Leo-Gesellschaft behördlich bestätigt.) Das Programm wird später festgesetzt. Einige Anträge über Statutenänderungen wurden gebilligt und deren Vorlage an die Generalversammlung beschlossen. Die Herren Prof. Dr. Salzer in Seitenstetten, Dr. H. Schnürer und Buchhändler J. Roth wurden in die Bücherei-Preiscommission gewählt.

II. Sitzungen der Sectionen.

I. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 12. December 1900 berichtete Prof. Dr. B. Schäfer über den günstigen Stand der Arbeiten für den Commentar zu den Büchern des A. B. Prof. Dr. A. Ehrhard besprach eingehend den Plan zur Herausgabe einer Bibliotheca theologica medii aevi. Die anschließende Debatte endete mit dem Beschlusse, eine Commission mit der Ausarbeitung eines genauen Programmes (Prof. Dr. A. Ehrhard, Prof. Dr. E. Commer, Prälat Dr. A. Fischer-Colbrie) zu betrauen.

II. Section für Gesellschafts- und Rechtswissenschaft.

1. In einer am 14. November 1900 abgehaltenen Sitzung wurden die Verhandlungsgegenstände für die Sitzungen der Wintersaison und die Referenten bestimmt. Auf Vorschlag des Dr. V. Kienböck wurde beschlossen, die Herausgabe einer Geschichte der österreichischen christlich-socialen Bewegung vorwiegend nach ihrer wirtschaftlichen Seite ins Auge zu fassen und einen geeigneten Historiker mit deren Abfassung zu betrauen.

2. In der Sitzung am 14. December 1900 referierte Prof. Dr. F. M. Schindler über «Die neueren Lohntheorien». Referent führte zunächst die in den letzten Jahrzehnten vertretenen Lohntheorien in ihrem geschichtlichen Zusammenhange vor mit eingehender Kritik der einzelnen. Hierauf erörterte und begründete er jene Theorie, welche den, durch den Arbeits- und Lohnvertrag vom Arbeiter dem Unternehmer überlassenen, wirklichen Arbeitseffect zum Ausgangspunkt gerechter Lohnbestimmung macht. An der Debatte betheiligten sich besonders Freih. Dr. W. v. Berger, Graf F. Kuefstein, Dr. Hoffmeister, Dr. Scheimpflug, H. Zacherl, K. Kunz, Dr. Kienböck.

3. In der Sitzung am 17. Jänner 1901 referierte Dr. Victor Kienböck über die Enquête betreffend den Terminhandel in landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Referent definiert zunächst den Begriff des Termingeschäftes im Gegensatze zum Lieferungsgeschäfte; das wesentlichste Merkmal sei im typischen Charakter desselben gelegen, durch welchen zugleich die Fungibilität des Geschäftes gegeben sei. Nach einem kurzen Rückblick auf die Vorgeschichte der Veranstaltung gieng Referent in eine Kritik der von October bis December 1900 stattgefundenen Terminhandels-Enquête ein. Die stärkste Seite sei in der Discussion gelegen; der Hauptmangel bestand darin, dass aus dem Kreise der Börsenleute nur die leitenden Persönlichkeiten als Experten vernommen wurden: hiedurch war ein voller Einblick in die Übelstände der Börse nicht ermöglicht. Die Ergebnisse der Enquête waren sehr mannigfaltig; ein großer Theil derselben liegt auf handelsrechtlichem Gebiete. Die Cardinalfrage liegt in der Einwirkung des Terminhandels auf die Preise. Für die baissierende Wirkung des Terminhandels sind sehr gewichtige Argumente vorgebracht worden, denen sich Referent anschließt. Die Stellungnahme der Experten war eine dreifache: vollständige Ablehnung der Reform, Reform im Sinne der «Einschränkung» des Terminhandels, Unterdrückung des Terminhandels. Die von manchen Seiten befürwortete «Einschränkung» des Terminhandels könne jedoch als ernstliche Änderung des bestehenden Zustandes nicht anerkannt werden. Zur Unterdrückung des Terminhandels sei einerseits das Verbot, andererseits die Anwendung von

Steuermaßnahmen vorgeschlagen worden. Referent hält die letzteren für wirksam, besonders wenn gleichzeitig dafür gesorgt wird, dass die Börse als centraler Markt erhalten, respective geschaffen wird. Eine Prognose über die Maßnahmen halte Referent für nicht zeitgemäß. Sache der Landwirtschaft sei es, durch Organisation Herrin ihres Productes zu werden; hierin werde die endgiltige Lösung der Frage gelegen sein. An der lebhaft geführten und ausgedehnten Debatte nahmen besonders wirkungsvollen Antheil Alfr. R. v. Hohenblum und H. Fuhrmannn, die beide für gänzliche Beseitigung des Terminhandels in Getreide sich einsetzten.

4. In der Sitzung am 21. Februar 1901 hielt Dr. Karl Hoffmeister einen Vortrag über das Thema: «Die Rechtfertigung des canonischen Äquivalenz-Principes durch die Erscheinungen der modernen Volkswirtschaft.» Der Vortragende hob hervor, dass die im Hinsiechen begriffene antike Welt zu jener Zeit, als das Christenthum zur Herrschaft gelangte, sich in genau der nämlichen socialen Entartung befand als die modernen Staaten. Capitalismus, Wucher und daraus folgende sittliche Corruption haben die ältesten Canonisten als völkerzerstörende Elemente ebenso vor Augen gehabt, wie die moderne Zeit gezwungen ist, gegen sie zu kämpfen. So werde man denn nicht nur vom christlichen Standpunkt aus, sondern auch durch die zwingende «Entwicklung der Thatsachen» allmählich immer mehr dahin geführt, abermals jenen Kern zu enthüllen, welchen die katholische Kirche stets in voller und richtiger Erkenntnis des socialen Übels in ihre Gesetzgebung seit jeher gelegt habe: den Kampf gegen Wucher, ungerechten Preis, Lohndruck und Ausnützung des wirtschaftlich Schwachen mit Hilfe des Geldes, das im Besitze des Reichen durch seine Verzinsung als blühender, fruchttragender Baum, in der Hand des Armen, der es nicht bewahren, sondern zum Einkaufe von Lebensmitteln verwenden muss, als ein dürres, rasch verzehrtes Brennholz erscheint. An der Debatte nahmen besonders theil Dr. W. Freih. v. Berger, Dr. F. Hye, Dr. Scheimpflug. Es wurde darauf hingewiesen, dass eine durchgreifende Änderung der Grundlagen unseres wirtschaftlichen Lebens wohl von internationalen Vereinbarungen abhänge, anderseits aber auch betont, dass auch bei einem Theile der auf liberalen Grundlagen stehenden Socialpolitiker die Erkenntnis der üblen Folgen des Verlassens des canonischen Äquinalenzprincipes nicht fehle.

5. In der Sitzung vom 26. März 1901 hatte Franz Graf Kuefstein die Discussion «über die Ziele der österreichischen Verkehrspolitik» einzuleiten. Der Referent wies auf die ungarischen wirtschaftlich-separatistischen Bestrebungen hin, welche die westliche Reichshälfte zwingen, ebenfalls einen in sich geschlossenen staatlichen Wirtschaftskörper zu bilden. Unter diesem Gesichtspunkte besprach er sodann die großen Eisenbahn- und Canalisierungsprojecte, die 1303 Millionen Kronen erfordern würden — allerdings inclusive der beantragten Nachschaffungen und Erweiterungen, sowie der Refundierung von 80 aus den Cassabeständen für Eisenbahnbauten bereits verausgabten Millionen. — In der Discussion über die zweite Eisenbahnverbindung mit Triest kamen die auch in der Publicistik viel besprochenen zwei Meinungen zum Ausdrucke. Wenn der Referent im Interesse des wirtschaftlichen Zusammenschlusses das Hauptgewicht auf die Verbindung Triests mit Innerösterreich und Böhmen legte, so vertrat dagegen Hofrath Dr. Hye die der Regierungsvorlage entsprechende

Anschauung, dass Triest nur als bedeutender Handelsplatz Österreich die entsprechenden Dienste leisten könne, und dass daher, selbst auf die Gefahr hin, der österreichischen Industrie eine vermehrte Concurrenz zu bringen, auch die ausländischen Waren — namentlich die süddeutschen — nach Triest zu leiten sind. Schließlich spitzt sich die Frage dahin zu, ob die Radstädter Tauernbahn mit einem Kostenaufwande von mindestens 56 Millionen Kronen gebaut werden soll oder nicht, weil eben diese zumal dem Auslandsverkehr dient. — Abgeordneter Jax trat, nach Verurtheilung der irredentistischen Bestrebungen in Triest, ganz entschieden gegen eine kostspielige Tauernbahn auf, während er den localen Bedürfnissen durch in den Thälern geführte billige Localbahnen entgegenkommen möchte. Ähnlich spricht er sich auch bezüglich der Pyhrnbahn aus, welche den gehegten Erwartungen nicht entsprechen wird. Ferner beantwortet er die vom Referenten gestellte Frage dahin, dass es allerdings nicht zu schwierig wäre, die Zahnstangenbahn zwischen Leoben, respective Vordernberg und Eisenerz gegen Hieflau mittelst eines etwa 4000 Meter langen Tunnels in eine leistungsfähige Adhäsionsbahn umzugestalten. Der Referent, dies zur Kenntnis nehmend, wäre demnach bereit, die Pyhrnbahn preiszugeben und als entsprechendste und billigste Fortsetzung der allgemein als zweckentsprechend anerkannten Linie Triest (St. Andrä)—Görz—Wochein—Klagenfurt, jene mittelst der bestehenden Staatsbahn und Umgestaltung der von Leoben nach Hieflau führenden zu erkennen. Die Mehrkosten, welche die Pyhrnbahn und der Umbau der Kremsthalbahn verursachen würden, könnten sodann erspart werden, ohne dass ein wesentlicher Unterschied in der Wegabkürzung nach Linz einträte.

Böhmen käme durch das Einmünden in die directe Linie St. Valentin—Mauthausen—Budweis eine weitere Wegkürzung zugute.

Von den Wasserstraßen legt der Referent dermalen nur auf die Donau-Oderlinie Gewicht. Diese soll angeblich auf 150 Millionen Kronen zu stehen kommen, das ist 547.000 Kronen für jeden Kilometer. Es scheint im allgemeinen ein gewisses Misstrauen gegen die Erspriesslichkeit der großen im gebirgigen Österreich so furchtbar theuren künstlichen Wasserstraßen vorzuherrschen. Die vermehrte Thätigkeit an der Effectenbörse, wo viele Gelder Verwertung suchen, blieb auch nicht unbemerkt. In später Stunde wurde diese letzte Versammlung des Wintersemesters geschlossen.

III. Section für Geschichtswissenschaft.

In der Sitzung am 24. Februar 1901 wurde zunächst der Bericht Dr. Pogatschers über seine römischen Arbeiten vorgelegt und der Beschluss gefasst, dem Directorium zu empfehlen, Dr. Pogatschers Plan der Bearbeitung der Finanzwirtschaft der voravignonischen Päpste in drei Bänden zu genehmigen und 530 Lire Copierungskosten zu bewilligen.

Hierauf folgte ein Vortrag Prof. Dr. Hirn's über «Aktenfälschungen der neueren Zeit».

III. Vorträge.

1. An den Montagsabenden wurden seit Neujahr 1901 Vorträge gehalten von:

Oberhofcaplan Dr. R. Schnabl: Bilder aus dem Orient.

Univ.-Prof. Dr. A. Ehrhard: Kritik über Chamberleins Grundlagen des XIX. Jahrhunderts.

Med.-Univ. Dr. Leopold Sennfelder: G. Jantsch, ein Arzt aus dem XVI. Jahrhundert, Lebensbild.

Prof. Dr. Karl Wotke: Die Aufgaben der österreichischen Gruppe des Vereines für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Dr. Sigm. Freih. v. Bischoffshausen: Zur Geschichte des Duells.

Univ.-Prof. Dr. W. Neumann: Handschriftliche Palästinabeschreibungen in den österreichischen Klosterbibliotheken.

Dr. Rich. v. Kralik: Die antiken Homerbiographien.

N.-Ö. Landesrath Dr. K. Kostersitz: Die Photographie im Dienste der Himmelskunde. Mit Skioptikon-Demonstrationen (Ingenieur- und Architektenvereins-Saal).

Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda: Zur Frage über den Ausbau des zweiten Thurmes von St. Stephan in Wien.

Oberhofcaplan Dr. Karl Schnabl: Maß und Milde in kirchenmusikalischen Dingen.

Univ.-Prof. Dr. B. Schäfer: Bilder aus dem deutschen Kulturkampfe der Siebzigerjahre.

Univ.-Prof. Dr. A. Gitlbauer: Über eine stenographische Grabinschrift in Salona.

Hochw. Jos. Heidenreich besorgte in Verbindung mit Th. Weiser, Architekt Franz Tittrich, Tonkünstler Jos. R. v. Wöss u. a. allmonatlich einen litterarischen und Musik-Abend.

2. Akademische Vorträge für Damen.

Die Leo-Gesellschaft veranstaltete auch im heurigen Winter Akademische Vorträge für Damen. Es wurden folgende Vortragscurse angekündigt:

1. Geschichte der Philosophie, von Univ.-Prof. Dr. Virgil Grimmich, durch 3 Monate vom 15. Jänner an, wöchentlich zweimal (Montag und Mittwoch 4—5 Uhr); Honorar nach Übereinkommen.

2. Die hl. Stätten der Bibel, von Oberhofcaplan Dr. Karl Schnabl, durch 2 Monate vom 1. December an, wöchentlich einmal (Mittwoch 5—6 Uhr); unentgeltlich.

3. Erklärung des hohen Liedes, von Univ.-Prof. Dr. Bernhard Schäfer, durch 3 Monate vom 15. Jänner an, wöchentlich einmal (Dienstag 6—7 Uhr); Honorar 10 Kronen.

4. Ethische Zeitfragen, von Univ.-Prof. Dr. Franz Schindler, durch 2 Monate vom 15. Jänner an, wöchentlich einmal (Montag 6—7 Uhr); unentgeltlich.

5. Hygienische Fragen, von Dr. Leopold Sennfelder, 3 Monate, wöchentlich 1 Stunde (Tag und Stunde nach Übereinkommen); unentgeltlich.

6. Die Homöopathie und ihre Geschichte, von Josef Heidenreich, durch 3 Monate vom 1. December an (Tag und Stunde nach Übereinkommen); Honorar 10 Kronen.

7. Lectüre von Cäsars bellum Gallicum und grammatische Übungen, von Univ.-Prof. Dr. M. Gitlbauer, Dauer und Honorar nach Übereinkommen, wöchentlich 4 Stunden (Dienstag und Freitag 5 bis 7 Uhr)

8. Einführung in die lateinische Formenlehre, von demselben, durch 3 Monate vom 1. December an, wöchentlich 1 Stunde (Montag 5—6 Uhr); Honorar nach Übereinkommen.

9. Aus dem Zeitalter Ludwig XIV., von Univ.-Prof. Dr. J. Hirn, durch 2 Monate vom 1. December an, wöchentlich 1 Stunde (Dienstag 6—7 Uhr); unentgeltlich.

10. Die Hauptepochen der österreichischen Geschichte, von Dr. Hans Prankl, durch drei Monate vom 1. December an, wöchentlich 2 Stunden (Tag und Honorar nach Übereinkommen.

11. Kunstgeschichte, I. Theil, von Dr. Josef Mantuani, durch 3 Monate vom 1. December an, wöchentlich 1 Stunde (Tag und Stunde nach Übereinkommen); Honorar 30 Kronen.

12. Moderne Kunstfragen, von Franz Zimmermann, durch 2 Monate vom 1. December an, wöchentlich 1 Stunde (Tag und Stunde nach Übereinkommen); unentgeltlich.

13. Contrapunkt und Fuge, von Josef v. Wöss, durch 3 Monate vom 1. December an, wöchentlich 1 Stunde (Tag und Stunde nach Übereinkommen); Honorar 30 Kronen.

14. Über Bibliothekswissenschaft und den Umgang mit Büchern, von Dr. Ignaz Stich, durch 2 Monate vom 1. December an, wöchentlich 1 Stunde (Tag und Stunde nach Übereinkommen); unentgeltlich.

Bemerkungen: 1. Einschreibungen wurden in der Kanzlei der Leo-Gesellschaft, I. Annagasse 9, 1. St., an allen Wochentagen außer Samstag von 4—6 Uhr Nachmittags entgegengenommen. Einschreibgebür 2 Kronen.

2. Tag und Stunde des Beginnes, sowie der Ort der einzelnen Vorträge wurden von der Kanzlei der Leo-Gesellschaft den Eingeschriebenen rechtzeitig bekanntgegeben.

Von diesen Vorträgen kamen 2., 3., 4., 7., 8., 9., 11. unter genügender Betheiligung von Damen wirklich zustande.

IV. Neue Publikationen der Leo-Gesellschaft.

Erschienen sind:

1. Jahresbericht der Leo-Gesellschaft für 1900. 8°. 61 S.

2. VII. Band der Quellen und Forschungen: Kaiser Franz I. von Österreich und die Stiftung des lombardo-venetianischen Königreiches. Von Freiherrn v. Helfert Innsbruck, Wagner, 1901. 8°. XXX und 643 S.

3. Probleme und Anregungen für kirchliche Kunst. Vorstudien zu einer Concurrenz-Ausschreibung für Gegenstände kirchlicher Kunst. Von Dr. H. Swoboda. Wien, H. Kirsch, 1901. 8°. 30 S.

4. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. III. Band, 1.—8. Heft.

5. Die Kultur. II. Jahrg. 2.—4. Heft.

6. Allgemeines Litteraturblatt. X. Jahrg. Nr 1—7.

V. Neue Mitglieder und Theilnehmer.

1. Lebenslängliche Mitglieder.

Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Leopold Salvator.

Bärnreither Franziska C., Gutsbesitzerin, Linz.

Hardegg zu Glatz, Graf, Rudolf Max, Exc., k. u. k. Gesandter und bev. Minister des souv. Johanniterordens, Wien.

Harrach, Franz Graf, Aschach a. D.

Rombald Edl. v. Hochinfels, Marian, Gutsbesitzer, Schloss Wodlochowitz, Galizien.

2. Mitglieder mit Jahresbeitrag.

Altach (Vorarlberg): Ender Wilh., stud. phil.

Baden (Nied.-Öst).: Stavianiček, Dr. Franz, k. u. k. Reg.-Arzt i. R.

Bonn a. Rh.: Brock Josef, stud. theol. — Brunner Johannes, stud. theol. — Claassen H., stud. theol. — Dollendorf Johann, stud. theol. — Hochscheid Jos., stud. theol. — Lefarth Joh., stud. theol. — Lützeler Heinr., stud. theol. — Voell Aug., stud, theol. — Urban Karl, stud. theol.

Breslau: Bartelt Rich., stud. theol. — Boder Alois, stud. theol. — Boronowski Paul, stud. theol. — Casper Georg, stud. theol. — Cibura Josef, stud. theol. — Dohnan Benno, stud. theol. — Dumsch Herm., stud. theol. — Fels Max, stud. theol. — Foik Paul, stud. theol. — Franiel Erich, stud. theol. — Gaida Joh., stud. theol. — Gottlieb Maxim., stud. theol. — Gutschwager Otto, stud. theol. — Heinrich Paul, stud. theol. — Hösl Mich., stud. theol. — Hoffmann Herm., stud. theol. — Janik Franz, stud. theol. — Jentsch Karl, stud. theol. — Köhler Bernh., stud. theol. — Konieczny Wilh., stud. theol. — Kosellek Alois, stud. theol. — Kremser Paul, stud. theol. — Kubischock Ignaz, stud. theol. — Loch Thomas, stud. theol. — Lopatta Paul, stud. theol. — May Johannes, stud. theol. — Mannigel Georg, stud. theol. — Niestroy Josef, stud. theol. — Piontek Ferdinand, stud. theol. — Reinelt Paul, stud. theol. — Sauermann Franz, stud. theol. — Schneider Josef, stud. theol. — Schneider Theodor, stud. theol. — Scholz Georg, stud. theol. — Scholz Gustav, stud. theol. — Schubert Alfred, stud. theol. — Seichter Karl, stud. theol. — Skobel Paul, stud. theol. — Springer Otto, stud. theol. — Strzybny Franz, stud. theol. — Strzyz Franz, stud. theol. — Tschutschke Georg, stud. theol. — Winkler Paul, stud. theol. — Wittig Georg, stud. theol. — Woywode August, stud. theol.

Brünn: Adamec Ant., Spiritual. — Schuster Joh., Religionsprofessor.

Budapest: Dobrozemszky, Dr. Heinrich, k. u. k. Militärcaplan.

Dobrau (Öst-.Schlesien): Kruss Karl, stud. jur.

Dornbirn (Vorarlberg): Salzmann Karl, stud. jur.

Feldsberg (Nied.-Öst.): Gmeiner Rudolf, Cooperator.

Freising (Bayern): Scharnagl A., Diacon.

Gobelsburg (Nied.-Öst.): Schacherl Gustav, Pfarrer.

Görz: Sedej, Dr. Franz, Domcapitular.

Graz: Amreich Eugen, O. Cist., Präfect. — Ljubša Matthias, Strafhausseelsorger — Rieger Wilh., Subdirector im f.-b. Alumnat.

Hall (Tirol): Lener Justinian, O. S. F., k. k. Gymnasialdirector.

Haslach (Ob.-Öst.): Stögmüller Bernh., Cooperator.

Innsbruck: Preuss Josef, stud. jur. — Ritzer Hans, stud. hist.
Kematen (Tirol): Lonyay, Elisabeth v., k. k. Ehrenstiftsdame.
Klausen-Leopoldsdorf (Nied.-Öst.): Unterhofer Franz, Cooperator.
Lasberg (Ob.-Öst.) Jungwirth Leop., Cooperator.
Lemberg: Spaček Franz, Religionslehrer an der k. u. k. Infanterie-Cadettenschule.
Linz: Atzgersdorfer Joh., stud. theol. — Böhmdörfler Alb., stud. theol. — Bubendorfer Franz, stud. theol. — Hermentin Franz, stud. theol. — Mühleder Franz, stud. theol. — Platzer Josef, stud. theol. — Prammer Josef, stud. theol. — Pröselmair Franz, stud. theol. — Rechberger Leop., stud. theol. — Rohrmoser Josef, stud. theol. — Sallaberger Matthias, stud. theol. — Sporrer Josef, stud. theol. — Stronski Karl, stud. theol.
Marburg (Steiermark): Pölzl Georg, k. k. Professor.
Münster (Westphalen): Philips Theodor, stud. theol. - Scharmitzel Theodor, stud. theol. — Wandt Alois, stud. phil.
Nürschan (Böhmen): Jatsch, Dr. J., Pfarrexposit.
Oberlahnstein a. Rh.: Wolf Alois, stud. theol.
Paternion (Kärnten): Pirker Johann, Pfarrer.
Rodaun (Nied.-Öst.) Seyss Hugo, stud. jur.
Rohrbach (Ob.-Öst.): Schiedmayer Georg, Apotheker.
Rom: Arnejc Joh., stud. theol. — Detzel Jacob, stud. theol. — Grosam Wenzel, stud. theol. — Holzer Josef, stud. theol. — Marxer Georg, stud. theol. — Ude Johann, stud. theol.
St. Gotthard (Ob.-Öst.): Hofmanninger Joh., Pfarrer.
St. Pölten (Nied.-Öst.): Raschbacher Alois, stud. theol.
Schlierbach (Ob.-Öst.): Bauer Eberhard, O. Cist., Stiftsprior. — Haydvogl Conrad, O. Cist., Stiftscapitular.
Seitenstetten (Nied.-Öst.): Berger, Dr. Leopold, Stiftsarzt.
Teschen: Panek Valentin, Conventpriester.
Toblach (Tirol): Obrist Peter, Pfarrer i. R.
Troppau: Zach Conrad, Handelskammerbeamter.
Wien: Friedenfeld, H. v., Cooperator. — Heger Alb., Cooperator. — Hemala Franz, stud. jur. — Hiesmannseder Rudolf, stud. phil. — Kaserer, Dr. Aug., k. k. Landesgerichtsrath und R.-F.-J.-O. — Kaufmann Hans, stur. jur. — Kuck Maria, Lehrerin. — Kleinert Josef, akad. Maler. — Kohler Sebastian, stud. jur. — Krassel, Dr. Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunct. — Ledl Helene, Beamtensgattin. — Ludwig Vincenz, Cooperator. — Metternich-Winneburg, Princessin Lothar. — Mutschlechner Rob., stud. jur. — Neuhauser, Dr. A., Advocaturs-Concipient. — Norica, Kath. Studenten-Verbindung. — Pammesberger Franz, stud. jur. — Peters A J., Professor. — Prader Georg, stud. phil. — Pultar Josef, stud. jur. — Ramek Rudolf, stud. jur. — Schlegel Leo, stud. jur. — Seng Theresia, Med.-Dr.-Witwe 20 K. — Seydl Heinrich, k. k. Bezirks-Commissär. — Silhan Josef, k. u. k. Militär-Caplan. — Strobach Josef, stud. jur. — Troll, Oskar R. v., stud. jur. — Turba, Dr. Gustav, k. k. Professor. — Urbas, Ernst Edl. v., sud. jur. — Wagner Ferd., stud. jur.
Windhag (Ob.-Öst.): Derflinger Joh., reg. Chorherr, Pfarrer.

3. Theilnehmer.

Pilsen: Bühl Josef, Katechet.
Wallern (Ob.-Öst.): Moser Jos., Cooperator.

Gestorben sind:

Abt Dr. Ernst Hauswirth O. S. B., Wien. — Architekt Ferd. Zehentgruber, Ebenthaler Allee. — Pfarrer Gottfried Reichhart, Haindorf. — Glasmalereibesitzer Albert Neuhauser, Innsbruck. — Canonicus Dr. Ferd. Michl, Leitmeritz. — Exc. Graf Ladislaus Hoyos, Pörtschach. — Prälat Josef Schum, Troppau. — Pfarrer Dr. Josef Deckert, Wien. — Stiftshofmeister Th. Steinböck, Wien. — Schulrath Ant. Ozlberger, Linz. R. I. P.

VI. Die Mitgliederbeiträge

für das laufende Jahr sind bis Ende Mai an die Kanzlei der Leo-Gesellschaft, Wien, I. Annagasse 9, einzusenden.

Von denjenigen Mitgliedern und Theilnehmern, welche bis Ende Mai ihren Jahresbeitrag beziehungsweise das Abonnement für das „Allgemeine Litteraturblatt“ nicht erlegt haben, wird vorausgesetzt, dass sie zur Einziehung des Jahresbeitrages im Wege des Postauftrages zustimmen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Schnürer. — Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

WIEN, 15. JUNI 1901 | SERIE II. Nr. 6.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur“.

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

I. Programm der X. Generalversammlung, zugleich der Feier des zehnjährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft in Wien am 9. und 10. Juni 1901.

9. Juni abends 8 Uhr: Begrüssungsfeier (Restaurant »Weingarten«, VI., Getreidemarkt).

10. Juni früh 8 Uhr: Pontificalmesse in der Universitätskirche.

halb 11 Uhr: Sitzung der philosophisch-theologischen Section (I., Eschenbachgasse 9, Ingenieur- und Architektensaal):

1. Vortrag des Univ.-Prof. Dr. A. Ehrhard-Wien: »Der Katholicismus und das XX. Jahrhundert«.
2. Vortrag des Univ.-Prof. Dr. C. Hilgenreiner-Prag: »Die kirchliche Druckerlaubnis nach dem allgemein kirchlichen und dem Gewohnheitsrechte.«
3. Anträge.

Nachmittags halb 3 Uhr: Sitzung der Section für bildende Kunst (Ingenieur- und Architektensaal, I., Eschenbachgasse 9).

1. Vortrag des Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda-Wien: »Die Aufgaben der Section für bildende Kunst.«
2. Vortrag des Scriptor Dr. Josef Mantuani-Wien: »Das Kunstgewerbe des früheren Mittelalters.«
3. Bericht des Custos Dr. C. Domanig über die klassischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft.
4. Anträge.

Halb 5 Uhr abends: Geschlossene Generalversammlung (Ingenieur- und Architektensaal, I., Eschenbachgasse 9).

1. Eröffnung durch den Präsidenten der Leo-Gesellschaft. 2. Bericht des Generalsecretärs. 3. Anträge auf Statutenänderungen. 4. Wahl des

Directoriums für 1901—1907. 5. Wahl der Rechnungsrevisoren und des Ortes der Generalversammlung für 1902. 6. Anträge.

Abends 6 Uhr: Öffentliche feierliche Sitzung (im Ingenieur- und Architektensaale, I., Eschenbachgasse 9).

1. Eröffnung durch den Präsidenten der Leo-Gesellschaft. 2. Bericht des Generalsecretärs der Leo-Gesellschaft, Dr. F. M. Schindler und Sr. Exc. Graf Anton v. Brandis über die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg im ersten Jahrzehnt ihres Bestandes. 3. Vortrag des Prof. Dr. A. Salzer-Seitenstetten: »Die Symbolik der Mariendichtungen des Mittelalters.« 4. Schlusswort.

Abends 8 Uhr: Gemeinsames Mahl im k. k. Volksgarten.

II. Sitzung des Directoriums der Leo-Gesellschaft.

In der Sitzung vom 6. Mai 1901 wurden:

I. aufgenommen: 1 Förderer, 1 lebenslängliches Mitglied, 46 Mitglieder mit Jahresbeitrag, 1 Theilnehmer. Dem kaiserl. Rathe Herrn Dr. Hans Truxa, dessen unermüdliche Vereinsthätigkeit der L.-G. nebst zahlreichen Mitgliedern mit Jahresbeiträgen und einer Reihe von Förderern, bereits 50 lebenslängliche Mitglieder zugeführt hat, wurde der besondere Dank des Directoriums ausgesprochen. Eine Spende von K 2000 wurde der L.-G. zum Zehnjahresbestande zugewendet mit der Auflage, aus den Zinsen katholische Volksbildungsinteressen nach freiem Ermessen zu fördern.

2. Es wurde über die vom k. k. Unterrichtsministerium beabsichtigte Kunstconcurrenzausschreibung berichtet, dass nebst den 2 von der L.-G. mit Prämien bedachten Objecten 2 weitere Gegenstände vom k. k. Ministerium (Entwurf einer Pfarrkirche für eine mittlere Gemeinde, Reliquiar) mit Preisen ausgestattet werden sollten. Prof. Dr. Ehrhard berichtete über den Stand der Neuheiten für die geplanten Publicationen aus dem vaticanischen Archiv, Prof. Dr. Hirn über eine Documentensammlung, für deren eventuell theilweisen Erwerb ein Höchstbetrag von K 400 ausgeworfen wird.

3. Beschlossen wurde: einigen Vereinen Gratisexemplare der „Kultur" zu bewilligen; die von der hierzu gewählten Commission vorgeschlagene Tagesordnung der Generalversammlung für 1901, ebenso den vorgelegten Verlagsvertrag mit der Allgem. Verlagsgesellschaft in München zu genehmigen, und in den literarischen Ausschuss der letzteren die p. t. Herren Feldbischof Dr. Belopototzky, Dr. Kralik, Dr. Schindler, Dr. Schnürer und Dr. Swoboda zu entsenden; die Herausgabe des von Dr. Kralik bearbeiteten „Hugo von Bourdigal" im Verlage der L.-G. durchzuführen.

III. Sitzungen der Sectionen.

I. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 22. Mai l. J. wurde zunächst die Wahl des Vorstandes der Section für 1901—1907 durchgeführt.

Gewählt wurden:

P. T. Prälat und Hofrat Dr. H. Zschokke als Obmann, Univ.-Prof. Dr. B. Schäfer als Obmannstellvertreter, Subrector Dr. Ernst Seydl als Schriftführer.

Hierauf behandelte Univ.-Prof. Dr. A. Ehrhard die Notwendigkeit einer neuen Bearbeitung der Martyreracten unter ausführlicher Kritik der Ruinart'schen Acta martyrum und mit Darstellung der Punkte, welche bei einer Neubearbeitung derselben berücksichtigt werden müssen. Sodann wurde das Programm der Sitzung der phil.-theol. Section anlässlich der Generalversammlung festgestellt. Endlich wurde im Princip beschlossen, an Stelle der „Apologetischen Studien“ und zur Erweiterung des Arbeitsgebietes derselben zwanglos erscheinende „Theologische Studien“ herauszugeben, welche auch kirchengeschichtlichen Forschungen gewidmet sein und sich überhaupt auf das ganze Gebiet der Theologie ausdehnen sollten.

II. Section für Gesellschafts- und Rechtswissenschaften.

In der Sitzung vom 24. Mai l. J. wurde die Neuwahl des Vorstandes der Section für 1901—1907 vorgenommen.

Gewählt wurden:

Univ.-Prof. Dr. F. M. Schindler zum Obmannn, Univ.-Prof. Dr. H. Lammasch zum Obmannstellvertreter, Ministerialconc. Dr. C. Hoffmeister zum Schriftführer.

Prof. Dr. Schindler erstattete hierauf Bericht über den Stand der Publicationen der L.-G. auf dem Arbeitsgebiete der Section.

III. Section für Litteratur.

1. In der Sitzung am 3. Mai l. J. wurde die Vorbereitung der diesjährigen General-Versammlung seitens der Section besprochen. Es wurde beschlossen, Prof. Dr. A. Salzer in Seitenstetten zu ersuchen, einen Vortrag über ein Thema aus seinem Arbeitsgebiete bei der General-Versammlung zu halten. Über die Modalitäten der Ausgabe der Werke Abrahams a S. Clara wurden mehrseitig Anträge gestellt.

2. In der Sitzung am 24. Mai l. J. wurde zuerst die Neuwahl des Sectionsvorstandes vorgenommen.

Als Obmann wurde gewählt:

Dr. M. Gitlbauer, als Obmann-Stellvertreter Dr. R. v. Kralik, als 1. Schriftführer Dr. J. Mantuani, als 2. Schriftführer Dr. F. Schnürer.

Darauf fand eine Besprechung statt über eine litterarisch-künstlerische Publication zur Feier des zehnjährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Über die Ausgabe der Werke Abrahams a S. Clara wurde ein Referat von Zeidler und Nagl vorgelegt, welches die Kosten auf 15.000 fl. veranschlagt.

IV. Section für bildende Kunst.

1. Am 27. Februar l. J. fand die constituierende Sitzung dieser Section unter Betheiligung zahlreicher Künstler statt. Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda wurde zum Obmann der Section gewählt, Architect R. Jordan zum Obmannstellvertreter, Architect A. Weber und ac. Maler J. Reich zu Schriftführern.

2. In der Sitzung am 11. März l. J. wurde beschlossen, unter den Concurrenzobjecten zu einer Preisausschreibung für kirchliche Kunst folgende als zunächst wichtig zu bezeichnen: 1. Pfarrkirche (S. 9 der »Probleme und Anregungen«). 2 Basilica (S. 11). 3. Von den S. 14 ff. angeführten Altarbildern

wurden für Malerei und Plastik je eines als wünschenswert bezeichnet. 4. Für die letztere Technik wurde unter dem Beifall der Section der sub 2 angeführte Ecce homo-Altar vorgeschlagen. 5. *a), b)*. Die besondere Wichtigkeit der S. 20 behandelten Cultus-Statuen und -Bilder wurde ebenso wie die Schwierigkeit ihrer Beschaffung anerkannt. Weiterhin wurden aus dem kunstgewerblichen Bereiche als besonders wünschenswert bezeichnet 6. Der Hochaltar einer Domkirche (S. 16). 7. Aus den S. 18 ff. gegebenen Problemen wurde der sub *d)* angeführte Paramentenkasten gewählt. 8. Hochaltar für eine Pfarrkirche (S. 12 f.). 9. Heiliges Grab (S. 21). 10. Stufenschemel (S. 24). 11. Expositionsbaldachin (S. 23).

3. In der Sitzurg vom 22. April 1901 berichtete Dr. Swoboda, dass vom Directorium zur Concurrenz gewählt wurden: a) Hochaltar für eine Domkirche, 1. Preis 1000 K, 2. Preis 500 K, b) hl. Grab, 1. Preis 500 K, 2. Preis 250 K. Für eine ev. erscheinende Festschrift zur 10 jährigen Gedächtnisfeier der Leo-Gesellschaft machen sich die Künstler der Sectionen anheischig, Beiträge zu liefern.

Über Antrag des Herrn Malers Reich wird beschlossen, vom Herbste an möglichst wöchentlich Sectionssitzung abzuhalten.

4. In der Sitzung vom 9. Mai 1901 beschließt die Section, da die Festschrift erst mit Ende des laufenden Kalenderjahres in Aussicht genommen ist, Herrn Dr. Mantuani mit der Vorbereitung weiterer Actionen zu betrauen.

Dr. Swoboda referiert über die Sitzung der Kunstcommission im k. k. Ministerium, bei welcher als Vertreter der L.-G. Hofrath Schindler und Referent anwesend waren. Gewählt seien worden: 1. Einfache Pfarrkirche. 2. Reliquiar. Die Anregung der L.-G. sei von der Kunstcommission sehr beifällig aufgenommen und hiefür auch der Dank ausgesprochen worden. Für die General-Versammlung soll Dr. Domanig gebeten werden, über den gegenwärtigen Stand des Unternehmens der classischen Andachtsbilder zu referieren und der Vorsitzende wird ermächtigt, einen Redner über ein noch zu wählendes Thema zu gewinnen.

Es erfolgt hierauf die Wiederwahl des Vorstandes für 1901—1907.

IV. Neue Förderer und Mitglieder.

Förderer:

Ihre k. u. k. Hoheit Frau Erzherzogin Elisabeth Marie K 400.

Lebenslängliches Mitglied:

Ihre k. u. k. Hoheit Frau Erzherzogin Maria Annunciata K 200.

Mitglieder mit Jahresbeitrag. (K 10.—, Akad. K 2.—)

Bonn (Rheinland): van Dorp Anton, stud. theol. — Falkenberg Joh., stud. theol. — Neuss Wilhelm, stud. theol. — Schröder Peter, stud. theol. — Schuh Max, stud. theol.

Breslau: Blasel Karl, stud. theol. — Dobruschke Wilhelm, stud. theol. — Döring Heinrich, stud. theol. — Engel Hans, stud. theol. — Feige August, stud. theol. — Gernoth Alois, stud. theol. — Gonska Walter, stud. theol. — Jendrzejczyk Leop., stud theol. — Jonas Alois, stud theol. — Kollibay

Hans, stud. theol. — Kubis Roman, stud. theol. — Kucharczyk August, stud. theol. — Laxy Johannes, stud. theol. — Michalitz Joh., stud. theol. — Nicklaus Alfred, stud. theol. — Pawlik Robert, stud. theol. — Piezga Hugo, stud. theol. — Pucher Lorenz, stud. theol. — Regul Josef, stud. theol. — Rösler August, stud. theol. — Seidel Wilhelm, stud. theol. — Weiss Karl, stud. theol. — Welzel Adolf, stud. theol.

Hall (Tirol): Vonstadl Peter, Architekt.

Herzlake (Provinz Hannover): Harenbroek Karl, stud. theol. — Moormann Anton, stud. theol.

Innsbruck: Glasmalereianstalt, Tiroler. — Kraft Josef, stud. phil. — Zuck Josef, stud. theol. — Zurkinder Josef, stud. theol.

München: Hafner Daniel.

Münster (Westfalen): Grönniger Heinrich, stud. theol. — Meyer Karl, stud. theol.

Schoss Oberglogau (Pr.-Schlesien): Oppersdorf, Reichsgraf v., Mitglied des pr. Herrenhauses.

Prag: Kosch Wilhelm, stud. phil. — Rich Rudolf, stud. histor. — Schindler Dr. Josef, Prälat, Hofrath und Universitäts-Professor.

Ravensburg (Württemberg): Schermann Theodor, Weltpriester.

Rom: Bräkling Alois, stud. theol. — Dümbelfeld Johann, stud. theol. — Feldmann Josef, stud. theol. — Frank Alexander, stud. theol. — Lukmann Franz, stud theol. — Müller Peter, stud. theol. — Rottenhäuser Georg, stud. theol. — Schmidt Alois, stud. theol.

Urfahr-Linz: Antensteiner, Dr. med. — Matthias, Arzt.

Waizenkirchen (O.-Ö.): Bauer Josef, Cooperator.

Weidenau (Ö.-Schlesien): Holub J., Professor.

Wels (O.-Ö.) O' Donell, Graf Hugo, k. u. k. Kämmerer, B.-Com.

Wien: Rohrbacher Josef, st. techn. — Wild Josef, k. u. k. Hoflieferant.

Gestorben sind:

Erzbischof rit. arm. Dr. Isak Jsakowicz, Lemberg. — Stiftshofmeister Dr. Benedikt Gsell. O Cist., Wien. — R. I. P.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Schnürer. — Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

WIEN, 15. SEPTEMBER 1901. SERIE II. Nr. 7.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur".

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

I. Die X. Generalversammlung,

zugleich Feier des zehnjährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft.

Dieselbe fand am 9. und 10. Juni 1901 statt.

Bei der Begrüßungsfeier am Abende des 9. Juni im Saale des Restaurant »Weingarten« herrschte rege Stimmung unter den bereits in stattlicher Zahl erschienenen Mitgliedern der Leo-Gesellschaft. Generalsecretär Dr. F. M. Schindler hielt die Begrüßungsrede und feierte unter Reminiscenzen an die Gründungsgeschichte der Leo-Gellschaft ihre Bedeutung für das geistige Leben in Österreich. Hofrath Dr. H. Zschokke widmete dem Präsidenten der Gesellschaft seit deren Beginn, Excellenz Freiherrn von Helfert, warme Worte. Professor Dr. J. M. Pernter wies auf die Förderung exact wissenschaftlicher Arbeit als letztes Ziel der Leo-Gesellschaft hin, dem sie im nächsten Decennium immer umfassender zustreben möge. Professor Dr. St. Pawlicki begrüßte die Gesellschaft im Namen ihrer polnischen Mitglieder, die in der Leo-Gesellschaft eines der Bindemittel zwischen den österreichischen Nationen erblicken, das sie stets mehr erstarkt wünschen; Reichsrathsabgeordneter Dr. V. von Fuchs besprach das Verhältnis der Leo-Gesellschaft zum Salzburger Universitätsverein und lud zur Abhaltung der 11. Generalversammlung in Salzburg ein.

Am 10. Juni fand in der Universitätskirche die vom Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft, Prälat Dr. Hermann Zschokke gefeierte Pontificalmesse statt. Halb 11 Uhr wurde im Ingenieur- und Architektensaale die gut besuchte Sitzung der philosophisch-theologischen Section der Leo-Gesellschaft, präsidiert von Hofrath Dr. H. Zschokke, abgehalten. Nach einigen Mittheilungen über den Stand der in den Arbeitsbereich dieser Section einschlägigen Publicationen sprach Univ.-Prof. Dr. A. Ehrhard in glänzender Rede über das Thema »Der Katholicis-

mus und das 20. Jahrhundert«. Aus derselben seien folgende Hauptgedanken hervorgehoben: Nach einer Einleitung über die Thatsachen, welche den Gegensatz zwischen dem Katholicismus und der modernen herrschenden Geistesrichtung beleuchten, stellte der Redner in eingehender historischer Entwicklung die wesentlichen Momente dar, in denen dieser Gegensatz besteht, den er durch die drei Schlagworte: »antikirchlich, antichristlich, antireligiös« charakterisiert. Eingehend in die Grundelemente, welche die Neuzeit in ihrem Unterschiede vom Mittelalter bestimmen, weist er hierauf nach, dass an und für sich in keinem derselben ein wirklicher Gegensatz zu dem zu finden sei, was das Wesen der Kirche ausmacht, dass im Gegentheil die Kirche sie alle wirksam in den Dienst ihrer höchsten Aufgaben einfügen könne und nach den verschiedensten Richtungen bereits eingefügt habe; dass deshalb in diesen Elementen an sich (z. B. im Vordringen der nationalen Idee, in der hohen Entwicklung der Staatsgewalt, in der Ausbildung des Individualismus) auch der Gegensatz der modernen Kulturwelt zum Katholicismus nicht wurzle. Der Redner zeichnet schließlich die Grundlinien der Aussöhnung zwischen beiden, die auf Seiten der modernen Kulturwelt ernste Selbstbesiegung und Selbstläuterung zur Voraussetzung habe, welcher die Kirche, eingedenk des höchsten Zieles aller ihrer Arbeit, der Rettung der Seelen, durch Eingehen auf alle wahren Bedürfnisse der Zeit liebevoll entgegenkommen werde. Der Vorsitzende sprach dem Redner herzlichen Dank aus.

Hierauf folgte der Vortrag des Univ.-Prof. Dr. C. Hilgenreiner-Prag über »die kirchliche Druckerlaubnis nach dem allgemein kirchlichen und dem Gewohnheitsrechte.« Der Gedankengang des inhaltsreichen und mit Beifall aufgenommenen Vortrages war folgender: Der Referent besprach zunächst die Bestimmungen der päpstlichen Constitution »Officiorum ac munerum« vom Jahre 1897 über die kirchliche Druckerlaubnis mit erläuterndem Nachweis der Änderungen gegenüber den vorher bestandenen Rechtsnormen. Hierauf trat er in die Behandlung der Frage ein, ob die bis dahin sicher in Kraft gestandenen partikularrechtlichen Bestimmungen und Gewohnheiten, soweit sie mit der neuen Constitution nicht völlig übereinstimmen, auch forthin in Kraft bleiben, eine Frage, die er unter Eingehen auf einzelne Punkte bejahte.

Da die Zeit schon weit vorgerückt war, wurde die Sitzung geschlossen.

Nachmittags halb 3 Uhr fand die Sitzung der Section für bildende Kunst im Ingenieur- und Architektensaal mit folgendem Programme statt:

1. Vortrag des Sectionsvorstandes Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda-Wien: »Über die Aufgaben der Section für bildende Kunst.«
2. Vortrag des Scriptor Dr. Josef Mantuani-Wien: »Über das Kunstgewerbe des früheren Mittelalters.«
3. Bericht des Custos Dr. C. Domanig über die klassischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft.

Der Vorsitzende, Universitätsprofessor Dr. H. Swoboda, führte in seinem Vortrag über die Aufgaben der Section für bildende Kunst die bisherigen Leistungen dieser jungen Section vor, welche besonders in den Preisausschreibungen für Concurrenzarbeiten auf dem Gebiete der christlichen Kunst gipfeln. In seinen weiteren Ausführungen lehnte er eine süße, überschwängliche Entartung der christlichen Kunst, die insbesondere durch den Zwischenhandel gefördert wird, ab, und wünschte eine würdige, den liturgischen und künstlerischen Anforderungen

entsprechende Auffassung. Endlich erklärte der Redner die Antheilnahme des Clerus an der Förderung der christlichen Kunst als besonders anerkennenswert, nicht ohne extremen Kunstkritiken der letzten Zeit ein Wort der Ablehnung zu widmen. In dem hierauf gefolgten Vortrage des Herrn Dr. Mantuani erfuhr man interessante Details von dem Kunstgewerbe des frühen Mittelalters, insbesondere des zehnten Jahrhunderts. Herr Custos Dr. Domanig berichtete über die klassischen Andachtsbilder, deren 3. Serie vorbereitet wird.

Um 1/25 Uhr abends folgte die geschlossene Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in den Räumen des Ingenieur- und Architektensaales, der sich um 6 Uhr die öffentliche, feierliche Sitzung im Festraume desselben Gebäudes anschloss. In der geschlossenen Sitzung unter Vorsitz Prof. Dr. W. Neumann's erstatte Generalsecretär Dr. F. M. Schindler Bericht über den gegenwärtigen Stand der Mitglieder, der Casse, sowie der Arbeiten und Publicationen der Leo-Gesellschaft auf ihren verschiedenen Arbeitsgebieten. Hierauf wurden einige Bestimmungen der Statuten der Leo-Gesellschaft gemäß den praktischen Erfahrungen der letzten Jahre mit einstimmigem Beschlusse der Versammelten abgeändert. Es folgte die Wahl des Directoriums für das Sexennium 1901—1907, die sich zu einer Wiederwahl des bisherigen Directoriums mit Einschluss der neuvorgeschlagenen Herren: Herrenhausmitglied Graf Franz Kuefstein, Hofrath Univ.-Prof. Dr. Ludwig Pastor in Innsbruck und Hofrath Dr. Karl Ferd. Kummer in Wien gestaltete. Dem langjährigen, umsichtigen Cassaverwalter Reg.-R. L. List, sowie dem verdienten Kanzler der Leo-Gesellschaft, Th. Kress, wurde warmer Dank für ihre sorgfältige Geschäftsführung ausgesprochen. Als Rechnungsrevisoren für 1901 wurden neuerdings unter Bezeugung des Dankes für die durch schon 10 Jahre geleisteten Revisionen Dr. Karl Herrdegen und Dr. Simon von Hagenauer gewählt. Ort und Zeit der Generalversammlung für 1901 zu bestimmen, wurde dem Directorium überlassen. Anregungen wurden gegeben von Graf Franz Kuefstein auf zeitweilige Darbietung von Litteraturübersichten im Allgemeinen Litteraturblatt, für dessen gediegene Leitung Dr. Franz Schnürer lebhafter Dank von der Versammlung gezollt wurde, sodann von Prof. Dr. C. Hilgenreiner für wirksamere Herbeiziehung außerhalb Wien's wohnender Gelehrten der Leo-Gesellschaft zu den Sectionsarbeiten.

In der öffentlichen Sitzung war ein zwar sehr ansehnlicher aber wegen gleichzeitiger Behinderung Vieler (durch Parlament, Delegationen u. s. w.) nicht eben zahlreicher Kreis von Mitgliedern und Freunden der Leo-Gesellschaft unter dem Vorsitz Sr. Excellenz Freiherr von Helfert zugegen. Wir nennen besonders: Weihbischof Dr. J. Schneider und Burgpfarrer Bischof Dr. L. Mayer, Graf A. Brandis, Graf F. Kuefstein, Baron M. v. Vittinghoff-Schell. Die Minister Dr. W. v. Hartel und Dr. Rezek, Weihbischof Dr. G. Marschall und Se. Eminenz Cardinal Dr. A. Gruscha sendeten Begrüßungsschreiben. Gegen Schluss der Sitzung erschien der Bürgermeister der Stadt Wien, Dr. C. Lueger. Der Präsident Freiherr von Helfert begrüßte zunächst die Anwesenden mit herzlichen Worten und feierte in gemüthvoll schlichter Weise den 10jährigen Bestand der Leo-Gesellschaft mit eingestreuten Erinnerungen an ihre Gründungsgeschichte. Es folgten die Berichte des Generalsecretärs der Leo-Gesellschaft, Dr. F. M.

Schindler und Sr. Excellenz Graf Anton Brandis über die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg im ersten Jahrzehnt ihres Bestandes.

Aus dem Berichte des Generalsecretärs heben wir folgende Daten heraus: Die Leo-Gesellschaft zählt gegenwärtig rund 2400 Mitglieder, Förderer und Theilnehmer, wovon auf den Zweigverein für Tirol und Vorarlberg circa 450 kommen. Besonders hervorgehoben wurde der Umstand, dass allein 16 Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses die Namenslisten der Gesellschaft zieren, voran Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. Bisher hat die Leo-Gesellschaft in den 10 Jahren ihres Bestandes über eine Viertelmillion Kronen, in den letzten 3 Jahren durchschnittlich K 30.000 jährlich für ihre Zwecke aufzuwenden vermocht; das Stammcapital, gebildet aus größeren Spenden, sowie den Beiträgen der Förderer und lebenslänglichen Mitglieder beträgt K 63.000. — In fünf Sectionen (für Theologie und Philosophie, Gesellschafts- und Rechtswissenschaften, Geschichte, Litteratur, bildende Kunst) werden die Vorbereitungen für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Publicationen und Unternehmungen der Leo-Gesellschaft gepflogen. An größeren und kleineren Publicationen weist die Leo-Gesellschaft heute auf dem wissenschaftlichen Gebiete bereits 90, in der Litteratur 54, auf dem Kunstgebiete 7 Bände auf; von diesen Veröffentlichungen gehört ein großer Theil zu Fortsetzungswerken (Litteraturblatt, Kultur, Quellen und Forschungen, Sociales Wirken der Kirche, Katholische Kirche in Wort und Bild, Classische Andachtsbilder, Allgemeine Bücherei, Commentar zu allen Büchern des Alten Testamentes u. a.), von denen manche den Namen der Leo-Gesellschaft bereits weithin bekannt gemacht haben. Hiezu kommt eine sehr große Zahl von Vorträgen und Vortragscyklen, die Veranstaltung vielfach nachgeahmter Mysterien- (Weihnachts-) und Festspiele (die Auto's von Calderon), die Ausschreibung von Preisen für Werke der religiösen, bildenden Kunst, die Unterstützung von jungen Gelehrten und Forschern zu Studienreisen und archivalischen Forschungen u. s. w.

Excellenz Graf von Brandis wies auf den Antheil hin, welchen der Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg an den vorgenannten Arbeiten der Leo-Gesellschaft hat.

Sodann sprach Prof. Dr. Anselm Salzer-Seitenstetten über die Symbolik der Mariendichtungen des Mittelalters. Der Redner entwickelte ein dankbar aufgenommenes Bild über den Reichthum von Symbolen, deren sich die mittelalterliche Poesie, theils in Anlehnung an die heilige Schrift des alten und neuen Bundes, theils im Anschluss an die Natur (belebte und unbelebte Naturwesen) bediente, um die Herrlichkeit Marias zu preisen und schloss mit einem hoffnungsvollen Ausblicke auf eine Neublüte der katholischen Poesie.

Excellenz Baron Helfert dankte schließlich den Anwesenden, von denen ein großer Theil an dem gemeinsamen Mahle im k. Volksgarten sich betheiligte, bei welchem es an Toasten auf Papst und Kaiser, die jubilierende Leo-Gesellschaft und die an ihrer Leitung Betheiligten nicht fehlte. Besonders freudige Theilnahme erregte die Mittheilung Sr. bischöflichen Gnaden, Dr. C. Belopotoczky, von der eben erfolgten Ernennung des Professors Dr. A. Ehrhard zum päpstlichen Hausprälaten.

II. Das Directorium der Leo-Gesellschaft für das Sexennium 1901—1907 besteht aus folgenden Herren:

Prälat Dr. J. Altenweisel, Salzburg; Se. bischöfl. Gnaden Dr. K. Belopotoczky, Wien; Freiherr Dr. W. v. Berger, Wien; Excellenz Graf A. Brandis, k. u. k. Geheimrath, Innsbruck; Universitäts-Prof. Prälat Dr. A. Ehrhard, Wien; Universitäts-Professor Dr. Michael Gitlbauer, Wien; Universitäts-Professor Dr. F. Gutjahr, Graz; Excellenz Geh. Rath Dr. Josef Freiherr v. Helfert, Wien; Universitäts-Professor Dr. Josef Hirn, Wien; Archivar Dr. P. M Kinter, Raigern; Dr. Richard v. Kralik, Wien; Graf Franz v. Kuefstein, Viehofen; Hofrath Dr. K. F. Kummer, Wien; Universitäts-Professor Dr. H. Lammasch, Wien; Regierungsrath L. List, Mödling; Canonicus Dr. Gustav Müller, Wien; Universitäts-Professor Dr. W. Neumann, Wien; Professor W. O. Noltsch, Wien; Hofrath Dr. L. Pastor, Rom; Universitäts-Prof. Hofrath Dr. J. M. Pernter, Wien; Advocat Dr. J. Porzer, Wien; Universitäts-Professor Dr. B. Schäfer, Wien; Hofrath Prälat Dr. F. M. Schindler, Wien; Custos Dr. Franz Schnürer, Wien; Hofrath Dr. Stanislaus Smolka, Krakau; Universitäts-Professor Dr. Heinrich Swoboda, Wien; kais. Rath Dr. H. M. Truxa, Wien; Universitäts-Professor Dr J. E. Wackernell, Innsbruck; Hofrath Univ.-Prof. Dr. O. Willmann, Prag; Hofrath Prälat Dr. Hermann Zschokke, Wien.

III. Sitzung des Directoriums.

In der Sitzung am 24. Juni 1901 wurden gewählt:

1. zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft Excellenz Freiherr Dr. Josef v. Helfert; zum Vice-Präsidenten Se. bischöfl. Gnaden Dr. Coloman Belopotoczky; zum Generalsecretär Dr. F. M. Schindler; zum Generalsecretär-Stellvertreter Professor Dr. B. Schäfer; zum Zahlmeister Regierungs-Rath Louis List. Universitäts-Professor Dr. H. Lammasch bat, von seiner Wiederwahl zum zweiten Vicepräsidenten mit Rücksicht auf seine Arbeitsüberhäufung abzusehen. Die Wahl eines zweiten Vicepräsidenten wurde vorläufig verschoben.

2. Es wurden aufgenommen: 1 Förderer, 72 Mitglieder, 2 Theilnehmer.

3. Es wurde mitgetheilt, dass Fräulein Anna v. Hoffinger in Wien aus dem Nachlasse ihres Bruders neuerdings 1200 Bände der Bibliothek der Leo-Gesellschaft zugewendet hat; dass der Zweigverein der Leo-Gesellschaft seine General-Versammlung für 1901 im October in Brixen zu halten gedenkt.

4. Es wurde beschlossen, dass das Manuscript über das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Erzdiöcese Prag von Hofrath Dr. Josef Schindler dem Druck übergeben werde; dass der Verlagsvertrag mit der Allgemeinen Verlagsgesellschaft als definitiv genehmigt zu betrachten sei; dass eine Gesammtausgabe der Werke Abraham's a St. Clara, ebenso die Herausgabe Theologischer Studien in zwanglosen Heften statt der bisherigen Apologetischen Studien einzuleiten sei; dass als 9. Band der Quellen und Forschungen „Wackernell: Beda Weber" herauszugeben sei; dass dem Verein für kirchliche Kunst in Tirol vorbehaltlich weiterer Erkundigungen eine mäßige Unterstützung für Veranstaltung einer Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände zu gewähren sei. Mehreren Ansuchen um Bücherspenden wurde stattgegeben.

IV. Sitzungen der Sectionen.

1. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 5. Juni 1901 legten Universitäts-Professor Doctor Schäfer-Wien und Professor Dr. Nagl-Heiligenkreuz ein Programm für den in Aussicht genommenen Commentar zu den Büchern des Neuen Testamentes vor, welches mit einigen kleinen Abänderungen angenommen wurde. Professor Dr. Schäfer regte unter Beifall die Herausgabe eines illustrierten biblischen Reallexikons in 2 Bänden an.

2. Section für Geschichtswissenschaften.

In der Sitzung am 4. Juni 1901 wurde Universitäts-Professor Dr. Josef Hirn zum Obmann und Archivdirector Dr. Albert Starzer zum Obmann-Stellvertreter gewählt.

3 Section für bildende Kunst.

In der Sitzung am 1. Juli l. J. wurden die Bedingungen des Preisausschreibens für Entwürfe zu einem Domkirchen-Hochaltar und zu einem heil. Grabe auf Grund des Referates von Baurath Jordan behandelt und Vorschläge für die Wahl der Jury angenommen. Bezüglich der Preise wurde der frühere Beschluss, einen ersten größeren und einen zweiten kleineren Preis zu geben, abzuändern beantragt, so dass für jedes der beiden auszuschreibenden Objecte je drei gleich hohe Preise angesetzt werden.

Zur Richtigstellung eines Versehens in Nr. 6 der Mittheilungen sei bemerkt, dass außer dem Vorsitzenden zur Leitung der Section berufen wurden als Stellvertreter Baurath Jordan und acad. Maler Reich und als Schriftführer Architekt Weber.

V. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft.

I. Erschienen sind:

1. Commentar zu den Büchern des Alten Testamentes. 2. Bd.: Esdras, Nehemias und Esther, von Professor Dr. M. Seisenberger.

2. Vorträge und Abhandlungen:

14. Heft: A. Ehrhard, H. Stewart Chamberlain's „Grundlagen des 19 Jahrhunderts" kritisch gewürdigt.

15. Heft: H. Swoboda, „Neue Wendungen in der Leichenverbrennungsfrage".

16. Heft: J. Mantuani, Über den Beginn des Notendruckes.

3. Allgemeine Bücherei: 9. u. 10. Heft: Selma Lagerlöf, Ingried. Eine Erzählung aus dem Schwedischen, übertragen v. K. Oberländer.

4. „Allgemeines Litteraturblatt", X. Jahrgang. N. 1—16.

5. „Katholische Kirche in Wort und Bild. III. Band, Heft 7—16.

6. „Die Kultur" II. Jahrgang, 4—8. Heft.

II. Im Druck stehen:

1. Josef Schindler, Sociales Wirken der katholischen Kirche in der Erzdiöcese Prag.

2. C. Hilgenreiner, Die kirchliche Vorcensur.

III. Als Preisarbeiten für die „Bücherei" sind zwölf eingelaufen, davon wurden zurückgezogen; es blieben 11 zur Concurrenz. Es wurde die unter dem Motto: „Der Menschen und der Überird'schen Los, es mischt sich in denselben Becher nicht" eingesandte Erzählung „Sappho" als weitaus beste erkannt so dass der Preis auf diese Arbeit fallen wird. Sie ist zwar umfangreicher als vorgesehen war, kann aber ganz gut als Doppelheft ausgegeben werden.

VI. Kunstbeirath und Leo-Gesellschaft.

Sitzung, Wien 25. Mai 1901.

»Der Kunstreferent erwähnt schließlich, dass die Unterrichts-Verwaltung, einer Anregung der Leo-Gesellschaft entsprechend, die Ausschreibung einer Preisconcurrenz beschlossen habe, welche sich auf folgende Objecte bezieht: 1. Project und Plan für eine Pfarrkirche in einer Landgemeinde. 2. Entwurf eines Reliquiars. Hiezu wird bemerkt, dass die Leo-Gesellschaft auch ihrerseits eine Concurrenz für Objecte der kirchlichen Kunst auszuschreiben beabsichtigt.

Se. Excellenz Dr. Freiherr von Gautsch begrüßt wärmstens die nach vorstehender Darstellung in Aussicht genommene Unterstützung der künstlerischen Bestrebungen der Leo-Gesellschaft und regt für den Fall des Zustandekommens mustergiltiger Projecte die Herausgabe einer diesbezüglichen Publication an Se. Excellenz der Minister für Cultus und Unterricht bemerkt hiezu, dass dies ohnehin in der Absicht der Unterrichts-Verwaltung gelegen sei.« (Aus der Wiener Zeitung.)

VII. Neue Förderer, Mitglieder und Theilnehmer.

1. Förderer:

Abt Leopold Rost zu den Schotten, Wien, 400 K.

2. Mitglieder (K 10, Akademiker K 2).

Aigen (N.-Ö.): Breitschopf, Dr. Rob., O. S. B. Pfarrverweser.

Bonn: Bomm Karl, stud. theol.

Breslau: Thiel Heinrich, stud. theol.

Eichstätt (Bayern): Ablassmeyer Franz, Lyceist. — Appel Michael, stud. theol. — Benz Ferdinand, stud. theol. — Berschneider Will., stud. theol. — Braun Johann, stud theol. — Bruggaier Ludwig, stud. phil. — Donaubauer Stanislaus, stud. theol. — Eff Th., stud. theol. — Fuder Josef, stud. theol. — Gottschalk Georg, stud. theol. — Haffner Jakob, stud. theol. — Hartinger J. B., stud. phil. — Horst Hubert, stud. phil. — Hubert Franz, stud. phil. — Huëber Anton, Lyceist. — Koeniger Max, stud. theol. — Krämer Josef, stud. theol. — Löffler Hermann, Lyceist. Mader Franz, stud. theol — Merz Joh. Nep., stud. theol. — Meyer Josef, stud. phil. — Müller Ludwig, stud. theol. — Mulcahy Th., stud. theol. Neuhoff Heinrich, Lyceist. — Ohmer Josef, stud. phil. — Pierron John, Lyceist. — Rehm Max, stud. theol. — Reisner Heinrich, stud. theol. — Sarreither Wilh. stud. phil. — Schadt Ludwig, stud. theol. — Schiegl M., stud. theol. — Schmid Quartan, stud. theol. — Schmidt Georg, stud. theol. — Schmidt Josef, stud theol. — Schwenzl J., stud. theol. — Seidl

Theodor, stud. phil. — Speth Sebastian, stud. phil. — Spies Alois, stud. phil. — Spreng Nikolaus, stud. phil. — Stork Georg, stud. phil. — Vonwerden Ferdinand, Lyceist. — Wittmann Gottfried. stud. theol. — Wunderle Georg, stud. phil. — Zwicker Kaspar, stud. theol.

Innsbruck: Resinger Josef, stud. phil.

Köln am Rhein: Rhetorika, literarischer Zirkel.

Münster: Finder B., stud. theol. — Saenger Wilhelm, stud. theol.

Muttergottesberg b. Grulich (Böhmen): Redemptoristen-Collegium.

Niederwöls (Steiermark): Titzegger Jakob, Pfarrer.

Rom: Kaess Karl, stud. theol. — Metz Gilbert, stud. theol. — Stuhly Karl, stud. theol.

Staatz (N.-Ö.): Seipel Ignaz, Cooperator.

Stams (Tirol): Mariacher Stefan, Abt.

Tramin (Tirol): Schrott Christian, Pfarrer.

Wien: Bittner Alexander, k. u. k. Lieutenant. — Köllensperger, Dr. Ludwig, k. k. Auscultant. — Petranyi Franz, st. theol. — Vogl, Dr. Josef.

3. Theilnehmer (4 K).

Strunz, Dr. Franz, Leitmeritz-Berlin. — Strunz, Dr. Karl, Prag.

Gestorben sind: Regierungsrath Oskar Teuber, Wien. — Domdechant Dr. Franz Zeibert, Brünn. — Militärkaplan Georg Gogolák, Budapest. — Domdechant Dr. Johann Řehák, Leitmeritz. — Minister a. D. Dr. Alois Freiherr v. Pražak, Wien. — Pfarrer Blas. Antel, Wien. — Pfarrer Joh. Helleparth, Mannswörth. R. I. P.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Schnürer. – Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Jahresbericht

der

Leo-Gesellschaft

über das Jahr 1900.

1. Die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft im Jahre 1900.

Das 9. Jahr des Bestandes der Leo-Gesellschaft hat sich für unsere Gesellschaft — Gott sei es gedankt — nicht minder fruchtbar erwiesen als die früheren: nach außen mehr und mehr gekräftigt durch einen namhaften Zuwachs neuer Mitglieder, ist sie auch innerlich reicher und kräftiger geworden durch den fortschreitenden Ausbau jener wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Unternehmungen, welche ihrem Programm entsprechen.

Hatte das vorige Jahr mit einer Gesammtzunahme von 74 Mitgliedern abgeschlossen, so sind im Laufe dieses Jahres 171 neue Mitglieder (darunter 1 Förderer und 6 lebenslängliche Mitglieder) der Leo-Gesellschaft zugewachsen und die Gesammtziffer ihrer Förderer, Mitglieder und Theilnehmer beträgt mit Ende des Berichtjahres 2185. Ein beträchtlicher Theil jenes ansehnlichen Zuwachses entfällt erfreulicherweise auf die akademische Jugend, welcher die Theilnahme an den Vortheilen der Mitglieder unserer Gesellschaft — gewiss mit vollem Recht — bedeutend erleichtert wurde.

In der Zusammensetzung ihrer Mitglieder bietet die Leo-Gesellschaft ein echt österreichisches Bild. Aus allen Ländern und Stämmen der Monarchie haben sich die 22 Hundert zusammengefunden, um auf dem Boden des katholischen Christenthums, des Kernes und Kittes dieses Reiches, der Förderung von Wissenschaft und Kunst in unserem großen Vaterlande zu dienen. Vierzehn Mitglieder unseres Kaiserhauses zieren neben fast sämmtlichen Mitgliedern des österreichischen Episcopates und zahlreichen Vertretern des Adels die Namenslisten unserer Gesellschaft. Clerus und Heer, Gelehrtenwelt und Künstlerschar, Beamtenthum und Bürgerschaft, alle österreichischen Sprachen und alle politischen Richtungen, die sich in unserem Vaterlande auf der Basis des Christenthums und der unversehrten Aufrechthaltung des alten Habsburgerreiches gebildet haben, sind in ansehnlichen und zum Theile glänzenden Vertretern auf dem neutralen Boden unserer Gesellschaft zu den friedlichen und bedeutsamen Zielen vereint, zu welchen dieselbe sich bekennt.

An äußeren Mitteln zur Förderung dieser Ziele standen der Leo-Gesellschaft im Berichtjahre 33.000 Kronen Einnahmen zur Verfügung; in den 9 Jahren ihres Bestehens vermochte die Gesellschaft 213.000 Kronen für ihre Zwecke zu verwenden. Das Stammcapital der Gesellschaft,

welches in seinem Grundstocke aus den Einlagen der Förderer und lebenslänglichen Mitglieder gebildet ist, beträgt derzeit 59.200 Kronen. Größere Zuwendungen erhielt die Leo-Gesellschaft auch in diesem Jahre: vom k. k. Unterrichtsministerium zur Herausgabe der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kulturgeschichte Österreichs 800 Kronen; zur Herausgabe des Allgemeinen Litteraturblatt 600 Kronen; dasselbe k. k. Ministerium stellte der Leo-Gesellschaft zur Herausgabe eines Archives für österreichische Kirchengeschichte 1200 Kronen in Aussicht. Eine namhafte Zuwendung ist ferner die der wertvollen Bibliothek der Wiener Familie von Hoffinger aus dem Nachlass des am 7. April 1879 verstorbenen k. k. Sectionsrathes Dr. jur. und phil. Johann Bapt. Ritter von Hoffinger mit circa 5000 Bänden vorzüglich aus den Gebieten der Jurisprudenz, der Geschichte und der schönen Litteratur. Damit ist ein ansehnlicher Grundstock für die geplante wissenschaftliche Bücherei der Leo-Gesellschaft gegeben, die auch neben den großen Wiener öffentlichen und privaten Büchersammlungen eine Bedeutung für die Allgemeinheit haben wird. Ein schönes Ölgemälde von Ugolini, darstellend Leo XIII. in sehr wertvollem Barockrahmen widmete Herr Georg Büxenstein, Buchdruckereibesitzer in Berlin. Die Leo-Gesellschaft spricht ihren tiefsten Dank für diese und alle sonstigen ihr zugewendeten Spenden aus.

Von dem Aufwande, welcher im heurigen Jahre gemacht werden konnte, wurden zur Förderung dreier jungen Gelehrten für Studienreisen und Publikationen 1300 Kronen verwendet — eine Verwendung, die allerdings in einem weitaus umfassenderem Maße in Aussicht zu nehmen sein wird, sobald reichlichere Mittel hiefür zu Gebote stehen werden. An eine Reihe von Gesellschaften und Vereinen wurden auf deren Bitten Zuwendungen aus den von der Leo-Gesellschaft herausgegebenen Büchern und Schriften gemacht; der „Volkslesehalle“ in Wien trat die Gesellschaft als Stifter bei.

Von neuen Unternehmungen, welche die Leo-Gesellschaft im Laufe dieses Jahres zu verwirklichen begonnen hat, ist an erster Stelle zu nennen die Herausgabe der Rechnungsbücher der apostolischen Kammer, sowie der übrigen Quellen zur Geschichte des päpstlichen Finanzwesens und Hofhaltes während der ganzen avignonesischen und voravignonesischen Periode. Mit diesem Unternehmen, welches die Leo-Gesellschaft im Verein mit der deutschländischen Görresgesellschaft durchzuführen im Sinne hat, tritt unsere Gesellschaft in die Reihe jener Körperschaften, welche die großen Schätze der römischen Archive, vorab des vatikanischen Archivs zu heben und für die Geschichte fruchtbar zu machen sich zur Aufgabe gesetzt haben. Die Publikation der Rechnungsbücher der Camera apostolica bietet großes Interesse nach den verschiedensten Richtungen hin, zunächst für die Finanzverwaltung der Curie und die

Organisation des päpstlichen Hofes und Hofhaltes, darüber hinaus aber auch für die Kultur- und Sittengeschichte überhaupt, zumal für die Wirtschafts- und Kunstgeschichte, sowie selbst für die politische Geschichte. Die Vorbereitung und Durchführung dieser Publikation wird die Leo-Gesellschaft voraussichtlich auf viele Jahre hinaus in die Lage versetzen, in Rom ständig eine Anzahl junger katholischer Geschichtsforscher zu unterhalten und so zur Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses wissenschaftlicher Arbeiter auf dem wichtigen Gebiete der Geschichte ihren Theil beizutragen. Gegenwärtig (seit 1. Mai 1900) ist Dr. Heinrich Pogatscher, der sich in seinem mehrjährigen Aufenthalte in Rom den Ruf eines der besten Kenner der römischen Archive erworben und der auch den genaueren Plan für diese Publikation entworfen hat, daran, die ersten der Leo-Gesellschaft zufallenden Bände derselben zur Veröffentlichung vorzubereiten. Hoffentlich sieht sich die Leo-Gesellschaft recht bald im Besitze jener Mittel, welche es ihr ermöglichen, geeignete junge Historiker dem Herrn Dr. Pogatscher zur Bewältigung der großen Aufgabe an die Seite zu geben.

Ein zweites Unternehmen, dessen Verwirklichung seit dem letzten Jahre mit Erfolg begonnen worden ist, ist die Herausgabe der „Classischen Andachtsbilder“ für das christliche Volk. Aus dem Schatze der religiösen Kunst aller christlichen Länder soll das Beste und wahre christliche Andacht Förderndste ausgewählt und nach und nach unter Benützung aller Fortschritte der Reproductionstechnik in einer Weise veröffentlicht werden, die alle berechtigten Ansprüche eines geläuterten Geschmackes zu befriedigen geeignet ist. Die erste Sammlung von 94 Bildern in allen Formaten hat nicht nur vielfaches und ausgezeichnetes Lob bei den berufensten Kennern gefunden, sondern sie ist überdies vom heil. Vater Leo XIII. in einem ungewöhnlich warmen Schreiben unter bemerkenswerter Anerkennung der dem Unternehmen zugrunde liegenden Idee der ganzen katholischen Welt empfohlen worden. „Getragen von der Überzeugung“, so bemerkt der heil. Vater, „dass sehr viel daran gelegen sei, dass die edelsten Künste jeder Art in den Dienst Gottes gestellt werden und von diesem ihren Vollglanz erlangen“, und dass dem Volke an Stelle „unpassender und sinnloser Bilder Christi und der Heiligen“ Andachtsbilder dargeboten werden, „welche, nach der künstlerischen Seite vollendet, zugleich der Würde der Religion entsprechen“, „beglückwünschen wir Euch zu dem glücklich begonnenen Werke und es ist unser sehnliches Verlangen, dass die Katholiken allüberall Euer Unternehmen unterstützen.“ Die zweite Sammlung mit 85 weiteren Bildern, bei deren Auswahl und Herstellung der künstlerische Leiter des Unternehmens, Dr. Carl Domanig, bereits die an der ersten Sammlung gewonnenen Erfahrungen berücksichtigen konnte, ist noch im Herbste des Jahres 1900 ausgegeben worden. Eine Auswahl

der „Cl. Andachtsbilder" für Sammler und Kunstliebhaber ist unter dem Titel Opus S. Lucae, geleitet von Dr. C. Domanig, in 6 Lieferungen erschienen; der heil. Kreuzweg mit Bildern von Friedrich Overbeck (Handzeichnungen im kunsthistorischen Hofmuseum in Wien) wurde mit Text von Tillmann Pesch S. J. gesondert herausgegeben.

Ein drittes neues Unternehmen, das gleichfalls seit Herbst 1899 in das Stadium der Verwirklichung zu treten angefangen hat, ist die Herausgabe der Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst „Die Kultur", deren 1. Band Dr. Hans Bohatta und Dr. Franz Schnürer besorgten. Diese Zeitschrift ist als vornehme Revue für die gebildeten Kreise aller Volksstände gedacht und schreitet von Heft zu Heft größerer innerer Vollendung entgegen. Als Gratisgabe den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft dargeboten, hat sie nicht bloß bei diesen sich eine stets steigende Wertschätzung errungen, sondern überdies den Beifall weiterer Kreise in so hohem Maße gefunden, dass schon nach dem Erscheinen der ersten Hefte ihre äußere Ausgestaltung von 6 auf 8 Jahreshefte beschlossen werden konnte. „Die Kultur" schließt nur die actuellen politischen Tagesfragen von der Behandlung aus; allen menschlichen Wissens- und Schaffensgebieten öffnet sie ihre Spalten rücksichtlich jener Fragen, die einem allgemeineren Interesse begegnen und in denen sie sich als zuverlässigen Führer umso mehr darbieten kann, je mehr es gelingen wird, ihr die Mitarbeit berufener Fachmänner zu erhalten, wie ihr solche bereits bis jetzt reichlich in Aussicht gestellt und zugewendet wurde.

Von den älteren Unternehmungen der Leo-Gesellschaft wurden im Berichtjahre fortgesetzt:

1. auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie:

a) die „Apologetischen Studien" durch das 4. Heft: „Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen" von Dr. Philipp Kneib;
b) das Prachtwerk „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild" durch den 2. Band, welcher die Kirche in Österreich-Ungarn, in Deutschland und in der Schweiz darstellt und unter der Leitung des Msg. Paul M. Baumgarten und des Prof. Dr. Josef Schlecht in Freising vollendet wurde; der 3. Band dieses Werkes „Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund unter besonderer Berücksichtigung der Heidenmissionen", bearbeitet von Dr. P. M. Baumgarten, ist im Erscheinen begriffen;
c) der erste Band des von Prof. Dr. Bernh. Schäfer geleiteten Bibelcommentars des alten Testamentes, „Der Prophet Ezechiel" übersetzt und erklärt von Prof. Dr. Peter Schmalzl erschien im November und gleichzeitig wurden zwei weitere Bände desselben Commentars im Druck begonnen.

2. auf dem Gebiete der Geschichte:

Die „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer“ geleitet von den Univ.-Professoren Dr. Josef Hirn und Dr. J. E. Wackernell durch den 7. Band: „Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachgesetzes“ von Dr. V. Lumtzer und Dr. J. Melich.

Außerdem wurde mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben: Dr. Sigmund Freiherr von Bischoffshausen „Alexander VIII. und der Wiener Hof.“

Ein Urkundenbuch der Salzburger Kirchenprovinz aus den vatikanischen Archivacten wird von Prof. Al. Lang in Graz vorbereitet.

3. auf dem Gebiete der Gesellschafts- und Rechtswissenschaft:

a) „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Österreich“ geleitet von Prof. Dr. F. M. Schindler durch den 7. Band: E. Fohringer „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese St. Pölten“;
b) die größtentheils hieher gehörigen „Vorträge und Abhandlungen“ durch das 13. Heft: Dr. H. Misera „Die historische und wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde“:

4. auf dem Gebiete der Litteratur:

a) die allgemeine Bücherei, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft, durch Abschluss der ersten Serie mit dem 26.—28. Hefte und den Beginn der 2. Serie mit bisher 8 Heften;
b) das allgemeine Litteraturblatt redigiert von Dr. Franz Schnürer in seinem 9. Jahrgange.

Dazu wurde der „Jahresbericht der Leo-Gesellschaft über das Jahr 1899“ redigiert von Prof. Dr. F. M. Schindler, ferner die „Mittheilungen an die Mitglieder der Leo-Gesellschaft“ Serie II., Nr. 2, 3 und 4 von eben demselben an die Mitglieder der Gesellschaft ausgegeben.

Fortgesetzt wurden ferner im Winter 1899—1900 die akademischen Vorträge und Übungen für Damen in Wien mit 18 angekündigten, 12 wirklich abgehaltenen und von einer hinreichenden und zum Theil übergroßen Anzahl von Damen besuchten Kursen. Sodann fanden in den Sitzungen der Sectionen, wie in früheren Jahren, ebenso an den Montagsversammlungen der Wiener Mitglieder der Leo-Gesellschaft wissenschaftliche Vorträge statt und zwar:

In den Sitzungen der philosophisch-theologischen Section von Dr. Schäfer über „Genesis 49, 10“ (Scepter von Juda und Schilo); von Dr. H. Swoboda über „Neue Wendungen in der Frage der Leichenverbrennung“, und von demselben „über den wissenschaftlichen Ertrag des Congresses christlicher Archäologen in Rom“;

In den Sitzungen der social- und rechtswissenschaftlichen Section: von Graf Franz Kuefstein über den „Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft auf Grundlage der Arbeit“; von Dr. F. M. Schindler über den „Armengesetzentwurf für Niederösterreich“; von Dr. Max Anton Loew über den „Anschluss Österreichs an die Berner Convention betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur, Kunst und Photographie“; von Dr. Eugen Schwiedland über den „Lehrlingsschutz in Neuseeland“. Der Vortrag von Dr. Max Anton Loew bot zugleich die Grundlage für das seitens des k. k. Justizministeriums wie von anderen Körperschaften so auch von der Leo-Gesellschaft gewünschte Gutachten über diese Frage.

In der Section für Geschichtswissenschaften: von Archivar Maurus Kinter über die „Correspondenz Dr. Dudik's mit dem Grafen Lichnowsky“; von Dr. Albert Ehrhard über „die Betheiligung der Leo-Gesellschaft an der Erschließung der vatikanischen Archive“; von demselben über die „Vorarbeiten zur Herausgabe eines Archivs für österreichische Kirchen-Geschichte“; von Exc. Dr. Josef Freiherrn von Helfert über „die zwei Colossalfiguren von San Marco in Venedig“.

Die Section für Litteratur und Kunst bereitete eine Hundertjahrfeier des Geburtstages Josef Ritter von Führichs mit einem Vortrage von Dr. Richard von Kralik, über „die Bedeutung Führichs“ vor; ebenso wurden hier die Grundsätze für eine religiöse Kunstausstellung der Leo-Gesellschaft auf Grund der Referate des Prof. Dr. H. Swoboda erörtert und die einleitenden Schritte zu einer kritischen Gesammtausgabe der Werke Abraham a Sancta Clara's getroffen.

An dem zweiten christlich-archäologischen Congresse in Rom nahmen einige Mitglieder der Leo-Gesellschaft Antheil; ebenso war die Leo-Gesellschaft durch mehrere Mitglieder am 5. internationalen Congress katholischer Gelehrter in München vertreten, für den sie auch die Propaganda in Österreich übernommen hatte.

Bei den Montagsversammlungen fanden im laufenden Jahre Vorträge statt von: Dr. A. Ehrhard über „Entstehung der theologischen Wissenschaft“; Oberhofcaplan Dr. K. Schnabl über „Palästina und Syrien mit Illustrationen“; Dr. F. M. Schindler über „die ethische Bewegung der Gegenwart“; Dr. Josef Mantuani über „Kunstfälschungen“; „die Behandlung und Kritik der kunsthistorischen Quellen“; Dr. C. Domanig über „die zweite Serie der classischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft und das Opus S. Lucae“; Dr. F. M. Schindler über „den internationalen katholischen Gelehrtencongress in München“; Dr. Josef Hirn über „die Klapka'sche Legion vom Jahre 1866“; Dr. Josef

Vinař über „die Geisterkrankheit des Sophokles'schen Ajax". Hochw. Josef Heidenreich in Verbindung mit Litteraten und Künstlern der Leo-Gesellschaft besorgte vom Herbste 1900 an allmonatlich einen der Abende als Litteratur- und Kunstabend.

Die Generalversammlung dieses Jahres wurde in Marburg abgehalten; am meisten war bei derselben Untersteiermark und Wien vertreten, aus den sonstigen österreichischen Alpenländern, aus Istrien und Kroatien waren einzelne Mitglieder erschienen.

Den Begrüßungsabend am 23. Juli (Hotel „Erzherzog Johann") leitete eine warmherzige Ansprache des Obmannes des Ortsausschusses zur Vorbereitung der Generalversammlung, Domcapitular Dr. Johann Križanic ein; Freiherr von Helfert als Präsident und der erste Vicepräsident der Leo-Gesellschaft, Feldbischof Dr. C. Belopotoczky erwiderten ebenso herzlich. Professor Dr. Al. Cigoi aus Klagenfurt und Professor Dr. Josef Pavlica aus Görz begrüßten die Versammlung im Namen der hochwürdigsten Fürstbischöfe von Klagenfurt und Görz, Ober-Inspector Jordan im Namen der slovenischen Leo-Gesellschaft. Professor Dr. F. Schindler besprach die Zwecke und Aufgaben der Generalversammlungen der Leo-Gesellschaft, Professor Dr. Alb. Ehrhard aus Wien feierte schwungvoll die Idee des katholischen Episcopates und sprach insbesondere dem Fürstbischof von Marburg hohe Verehrung und Anerkennung aus.

Am Morgen des 24. celebrierte Fürstbischof Dr. Michael Napotnik im Dom zu Marburg die heilige Messe unter Begleitung von fromm und exakt vorgetragenen Gesängen des Marburger Domchores. Im bischöflichen Knabenseminar fand darauf die Sitzung der philosophisch-theologischen Abtheilung der Leo-Gesellschaft (Vorsitzender Feldbischof Dr. Belopotoczky) statt, mit einem Vortrag des Professor Dr. F. M. Schindler aus Wien über die wissenschaftliche theologische Arbeit in Österreich und deren Zukunft, an welche sich eine lebhaft geführte Debatte speciell über die Neugestaltung des theologischen Unterrichtswesens in Österreich anschloss (Professor Dr. Pavlica, Domcapitular Dr. Josef Pajek aus Marburg, Professor Dr. Albert Ehrhard aus Wien, Dr. P. Aug. Rösler aus Mautern). Unmittelbar darauf tagte die Abtheilung für Geschichtswissenschaften (Vorsitzender Professor Dr. Albert Ehrhard). Einem Vortrage des Domcapitulars Professor Dr. Pajek über Kulturgeschichtliches aus Marburgs Vergangenheit folgte der ausführliche Bericht Dr. Heinrich Pogatschers über seine im Auftrage der Leo-Gesellschaft begonnenen Arbeiten zur Veröffentlichung eines Theiles der Rechnungsbücher der apostolischen Kammer und der übrigen Quellen bezüglich des päpstlichen Finanzwesens und Hofhaltes in der avignonesischen und voravignonesischen Periode aus den vatikanischen Acten. Beiden Sitzungen wohnte ein zahlreiches

Auditorium bei, darunter der hochwürdigste Fürstbischof Dr. M. Napotnik. Die geschlossene Sitzung der Leo-Gesellschaft schloss sich nach kurzer Pause an. Der Generalsecretär Dr. Schindler legte den Geschäftsbericht vor, der bei einzelnen Punkten zu kurzen Bemerkungen Anlass bot. Nach anderen statutengemäßen Wahlen wurde Wien zum Sitze der Generalversammlung für 1901 bestimmt. Unter lebhaften Zurufen wurde einhellig der Antrag des hochwürdigsten Feldbischofs Dr. Col. Belopotoczky angenommen, die Herren Fürstbischof von Marburg Dr. M. Napotnik und Domprälat Hofrath Dr. Hermann Zschokke in Wien zu Ehrenmitgliedern der Leo-Geseschaft zu erwählen.

Seine fürstbischöflichen Gnaden vereinigte in seinem gastlichen Hause eine sehr namhafte Zahl der Versammlungsmitglieder zu einem durch ernste und heitere Tischreden gewürzten Festmahle.

Im Saale der geschichtlich denkwürdigen Burg Marburg begann um 5 Uhr die öffentliche feierliche Sitzung der Generalversammlung, zu welcher sich zahlreiche und ansehnliche Gäste aus allen Kreisen Marburgs und Untersteiermarks eingefunden hatten. Präsident Freiherr von Helfert begrüßte die Gäste. Der hochwürdigste Fürstbischof Dr. M. Napotnik eröffnete die Reihe der Vorträge mit einer kraftvoll gesprochenen Anrede über die Aufgabe der Leo-Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst den Weg zu Christus zurückbahnen zu helfen. Generalsecretär Dr. Schindler berichtete über das innere Leben und die äußeren Fortschritte der Leo-Gesellschaft im letzten Jahre. Professor Dr. August Rösler besprach eingehend den Entwicklungsgang des Dichters Zacharias Werner und die Bedeutung desselben für seine und unsere Zeit. Der hochwürdigste Feldbischof Dr. Belopotoczky sprach das Schlusswort, den Dank an die Anwesenden mit der Ermunterung verbindend, der Leo-Gesellschaft durch Beitritt und Unterstützung die Mittel bieten zu helfen, um sie zu ihren Aufgaben je besser auszurüsten. Der Marburger Cäcilienverein verherrlichte Eingang und Schluss der Festsitzung durch schön vorgetragene Chöre.

Das Abschiedsmahl (Hotel „Erzherzog Johann") vereinigte eine sehr bedeutende Zahl der Versammlungstheilnehmer. Professor Dr. M. Gitlbauer und Dr. R. v. Kralik aus Wien, Professor Dr. Aug. Rösler aus Mautern, Professor Dr. Ant. Medved aus Marburg u. a. gaben in ihren ideenvollen und begeisterten Trinksprüchen der herzlichen Stimmung Ausdruck, welche die Versammlung bis zum Schluss beherrschte.

An Verlusten, die im Berichtjahre der Tod in die Reihen der Leo-Gesellschaft gebracht, verzeichnen wir mit schmerzlichem Gedenken: Ehrenmitglied Hofrath Professor Dr. Friedrich Maassen in Innsbruck; Cardinalfürsterzbischof Dr. Johann Haller in Salzburg; Erzbischof Dr. Severin R. von

Morawski in Lemberg; Bischof Ignaz Lobos in Tarnow; Bischof Dr. Johann Glavina in Triest; Prior Bruno Kyrle in Kremsmünster; Pfarrer Alois Tinkhauser in Vintl; Professor Dr. Josef Schindler in Leitmeritz; Propst Bernhard Appel in Reichersberg; Pfarrer Josef Fritz in Hermagor; Oberinspector Clemens Magniet in Prag; Prälat Emanuel Paletz in Wien; Graf Ferdinand Degen in Wien; Bildhauer Professor Alois Düll in Wien; Professor Dr. Matth. Kaserer in Salzburg; Herrenhausmitglied Nicolaus Dumba in Wien; Superior Leonhard Freundorfer in Maria-Plain; Dompropst Anton Hofer in Brixen; Gymnasialdirector i. R. Conrad Pasch in Salzburg; Prälat Sladovnik Thomas in Wien; Katechet Michael Asen in Salzburg; Pfarrer Dr. Gabriel Pacholik in Dornbach; Canonicus Alois Antholzer in Bozen; Kaiserl. Rath Dr. Albert Jehle in Innsbruck; Pfarrer Franz Kraus in Wien; Pfarrer Ambros Pope in Brünn; Dr. Johann Wussin in Wien; Pfarrer Leopold Unterkreuter in Klagenfurt u. a. R. I. P.

Es ist das Schaffen einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne aus dem Leben unserer Gesellschaft, das hier in den großen Zügen eines Gesammtbildes dargestellt ward. Viele Kräfte waren thätig, um das Ihre zu einer Gesammtleistung beizutragen, die man unter voller Wahrung der Bescheidenheit immerhin als eine ansehnliche bezeichnen kann. Allen, die zu dieser Gesammtleistung mitgewirkt, sei es, dass sie zur äußeren Erstarkung der Gesellschaft durch Werbung von Mitgliedern beigetragen, wie neben zahlreichen anderen Se. bischöfl. Gnaden Dr. Col. Belopotoczky, kais. Rath Dr. Hans M. Truxa in Wien, stud. theol. Franz Goldstein in Innsbruck, sei es, dass sie an den wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Aufgaben der Leo-Gesellschaft mitbetheiligt waren, gebürt hoher Dank. Zeigt das vorgeführte Schaffensbild, was unsere Gesellschaft bei noch schwachen Kräften zu leisten vermag und wie sie sich in steigendem Grade zu einem beachtenswerten Factor der geistigen Kultur in unserem Vaterlande gestaltet hat, so lässt es zugleich die gut begründete Hoffnung aussprechen, dass sie unter Gottes gnädigem Beistande, mehr und mehr durch die Theilnahme der österreichischen Katholiken gekräftigt, in der Zeiten Zukunft noch weit Größeres wirken wird unserer Kirche zum Preis, zu Nutz und Frommen unseres Vaterlandes.

2. Der Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg.

Der Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg widmete sich auch im Jahre 1900 vorzüglich der Aufgabe, die von der Leitung der Gesellschaft unternommenen Arbeiten zu unterstützen.

Am 10. und 11. September wurde die Generalversammlung des Zweigvereines in Feldkirch gehalten. Der 10. September vereinigte am Abende bereits zahlreiche Mitglieder des Vereines in Feldkirch. Am 11. September um 9 Uhr celebrierte Weihbischof Zobl eine heilige Messe, wobei der Kirchenchor der Pfarre einige schöne kirchliche Compositionen, wie das Mozart'sche Ave verum, in trefflichster Weise zu Gehör brachte. Darauf folgte die geschlossene Versammlung; Landeshauptmann Rhomberg führte wie auch bei der allgemeinen Versammlung, den Vorsitz. Den Geschäftsbericht erstattete Prof. Dr. Wackernell; als Revisoren wurden Director Schwager und Herr von Paur gewählt. Hierauf hielt Professor Wackernell einen Vortrag über „Beda Weber's Entwicklungsgang bis zum Jahre 1848." Allgemeiner Beifall lohnte die gediegene Darbietung. Nachmittag fand die öffentliche Versammlung statt. Mit einem formell wie inhaltlich vollendeten Vortrag über „die Unwandelbarkeit der christlichen Kirche" fesselte P. Löffler S. J. das sehr zahlreich erschienene Publikum durch anderthalb Stunden in der anregendsten Weise. Prof. Dr. Hirn gab hierauf ein Bild über die bisherige Thätigkeit der Leo-Gesellschaft und begrüßte namens des Hauptvereins den Zweigverein. Mit einer Ansprache des Prof. Wackernell und einem vom Landeshauptmann Rhomberg ausgebrachten Hoch auf Papst und Kaiser schloss die Versammlung, bei der das geräumige Local (Gesellenhaussaal) bis zum letzten Plätzchen gefüllt war. Aus allen Theilen Vorarlbergs hatte sich Clerus wie Laienwelt, besonders die Studentenschaft, zahlreich eingestellt. Die Verhandlungen beehrten mit ihrer Gegenwart die Herren Weihbischof Dr. Zobel, Bezirkshauptmann v. Zigau in Feldkirch nnd v. Alpenheim in Bludenz, zahlreiche Landtagsabgeordnete. Abends wurde ein ungemein animierter Commers gehalten, wobei Landeshauptmann Rhomberg, die Prof. Hirn und Wackernell, und stud. jur. Salzmann begeisternde Ansprachen an die in hocherfreulicher Menge erschienene Jungmannschaft richteten. Allgemein hörte man den Verlauf der Versammlung als einen in allen Theilen befriedigenden und gelungenen bezeichnen.

3. Rechnungsabschluss über Einnahmen und Ausgaben der Leo-Gesellschaft

vom 1. Januar bis 31. December 1900

Soll.

		K	h
Saldo-Vortrag vom Jahre 1899		92	96
Saldo der Creditanstalt		6	
An Förderbeiträgen		800	
„ Beiträgen der lebenslänglichen Mitglieder	2100.—		
der Mitglieder und Theilnehmer	16.085.46		
Übertrag vom Jahre 1898	399.72	18.586	18
„ Publikationen			
Allgemein. Litteraturblatt	5195.—		
diverse Publikationen	3267.27	8.462	27
„ Veranstaltungen		729	71
„ Zinsen		2.345	24
„ Subventionen vom k. k. Unterrichtsministerium		1.400	
„ Spenden		478	15
„ Steuerrückersatz		40	60
„ transitorischen Eingängen			
wegen Verlags der Leo-Gesellschaft	378.10		
vorausbezahlte Mitgliederbeiträge pro 1901	400.99	779	09
Saldo der Creditanstalt am 31. December 1900		249	
Summa		33.968	20

Haben

		K	h
An Publicationen			
Allg. Litteraturblatt	9.664.71		
Kultur	7.030.54		
diverse Publicationen	5.146.10	21.841	35
„ Stipendien und Unterstützungen zu Forschungs- u. Studienzwecken		2.091	74
„ Veranstaltungen und Generalversammlungsspesen		787	06
„ Honorare		1.130	
„ Kanzlei-Miete		400	
„ Porti und Diversen		1.371	27
„ Steuern		68	96
„ rückvergüteten Zinsen		673	76
„ Effecten Käufen			
fl. 1000 Juli-Rente sammt Zinsen	2.007.67		
„ 1000 Mai-Rente „ „	1.970.37	3.978	04
„ transitorischen Posten			
an den Verlag der Leo-Gesellschaft	378.10		
Mitgliederbeiträge pro 1901	400.99	779	09
Saldo-Vortrag		846	93
Summa		33.968	20

Vermögensstand am 31. December 1900:

fl. 19.500 Mai—Novb.-Rente
„ 5.000 Jänner—Juli-Rente
K 10.000 4% öster. Rente Coupons 1/8—1/9
fl. 100 1860er Los

Vermehrung gegen 1899:

fl. 1000 Mai—Novb.-Rente
„ 1000 Jänner—Juli-Rente

Dr. Simon Hagenauer, Dr. Karl Herrdegen,
Revisoren.

Baar-Saldo

wie obenstehend	K 846.93
bezahlte Mitgliederbeiträge pro 1901	„ 400.99
	K 1.247.92
ausgewiesen laut Postsparcasse	K 1.059.76
baar	„ 188.16

Wien, 31. December 1900.

Louis List,
Cassaverwalter.

4. Chronik der Leo-Gesellschaft 1892—1899.

1892: 28. Januar: Constituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Wahl des Directoriums für das Triennium 1892—1895.
9. Juni: Constituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.
7. und 8. August: Generalversammlung in Linz.

1893: 21. Februar: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der Leo-Gesellschaft den Förderbeitrag von 1000 fl.
24. bis 26. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai. Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.
30. und 31. Juli und 1. August: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Brixen.
20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leo XIII. an die Leo-Gesellschaft.
29. bis 31. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Graz. — Wahl des Directoriums für das Sexennium 1895—1901.

1896: 14. bis 16. September: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Klagenfurt.
27. und 28. December: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. November: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien. — Ersatzwahlen für das Directorium nach § 12 der Statuten.

1899: 18. und 19. September: Generalversammlnng der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Marburg.
10. und 11. September: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Feldkirch.

5. Bisherige Publikationen der Leo-Gesellschaft.

Von der Leo-Gesellschaft wurden bisher folgende Druckwerke veröffentlicht:

1. Die constituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft (Wien, 28. Jänner 1892.) Wien, Selbstverlag der Leo-Gesellschaft. 1892. 8⁰. 57 Seiten. (Vergriffen.)

2. Jahrbuch der Leo-Gesellschaft, herausgegeben vom Directorium der Leo-Gesellschaft, redigiert von Dr. Franz M. Schindler, Generalsecretär der Leo-Gesellschaft. Wien, Selbstverlag. 8⁰. (Nur für die Mitglieder der Leo-Gesellschaft) u. zw.:

Für das Jahr 1893 129 S.
„ „ „ 1894 171 S.
„ „ „ 1895 260 S.
„ „ „ 1896 160 S.
„ „ „ 1897 146 S.
„ „ „ 1898 183 S.
„ „ „ 1899 156 S.

3. Jahresbericht der Leo-Gesellschaft, herausgegeben vom Directorium der Leo-Gesellschaft, redigiert von Dr. Franz M. Schindler, Generalsecretär der Leo-Gesellschaft. Wien, Selbstverlag. 8⁰. u. zw.:

über das Jahr 1899. 60 S.
„ „ „ 1900. 60 S.

(Das Jahrbuch der Leo-Gesellschaft hörte mit 1900 zu erscheinen auf.)

4. Abhandlungen aus dem Jahrbuch der Leo-Gesellschaft, Wien, (Roller & Co.) u. zw.

für das Jahr 1894:

Limbourg, Prof. Dr. Max, S. J. „Kant's kategorischer Imperativ". 16 S. 40 h. — Pawlicki, Prof. Dr. Stephan, „Leben und Schriften Ernst Renan's". 53 S. Preis K 1. — Hirn, Prof. Dr. J., „Die Tiroler Landtage zur Zeit der großen Bauernbewegung". 28 S. Preis 50 h. — Wackernell, Prof. Dr. J. E. „Die altdeutschen Passionsspiele in Tirol". 18 S. Preis 40 h. — Gredler, P. Vinc. M., „Naturgeschichte in der Zelle". 11 S. Preis 40 h. —

das Jahr 1895:

Altenweisel, Prof. Dr. Jos., „Christenthum ohne Dogma". 31 S. Preis 50 h. — Hirn, Prof. Dr. Jos., „Zur Geschichte des Hohentwiel". 13 S. Preis 40 h. — Hauthaler Willibald, O. S. B., „Des Cardinals und Salzburger Erzbischofs Mathaeus Lang Verhalten zur religiösen Bewegung seiner Zeit (1519 bis 1540)". 20 S. 40 h. — Genelin, Dr.

Pl., „Die Reunionen der Jesuiten in Paraguay". Mit einer Karte. 38 S. Preis 60 h. — Schnabl, Dr. Karl, „Johann Joseph Fux, der österreichische Palestrina". Mit Porträt. 9 S. Preis 40 h. — Endl, Friedr. O. S. B. „Über die Schuldramen und Comödien der Piaristen". 56 S. Preis 80 h. — Scheimpflug, Dr. Karl, „Die österreichischen Regierungsvorlagen betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirte und von Rentengütern". 13 S. Preis 40 h. — Swoboda, Dr. Heinrich, „Über den liturgischen Ertrag von Wilperts neuen Katakombenfunden". 7 S. Preis 40 h. —

das Jahr 1896:

1. Schäfer, Prof. Dr. Bernh., „Die Entdeckungen in Assyrien und Ägypten in ihrer Beziehung zur hl. Schrift". 14 S. Preis 40 h. — 2. Neumann, Prof. Dr. Wilhelm, „Studien über 2 Blätter aus einer alten Samarit. Pentateuch-Handschrift". 24 S. und eine Tafel, Preis 60 h. — 3. Weichs-Glon, Friedrich Freih. zu, „Über Verkehrspolitik, deren Zwecke und Inhalt". 16 S. Preis 40 h. — 4. Malfatti, Dr. Hans, „Chemie und Alchymie". 32 S. Preis 60 h.

Bemerkung. Seit 1896 wurden einzelne Abhandlungen aus dem Jahrbuch der Leo-Gesellschaft in der Reihe der „Vorträge und Abhandlungen", herausgegeben von der Leo-Gesellschaft, selbständig publiciert.

5. Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft, Wien, (Mayer & Co.) 8°. 1. „Die Agrarfrage und das internationale Großcapital". Vortrag von Dr. G. Ruhland. Mit einer graphischen Darstellung der Normalpreise. 1895. 23 S. Preis 60 h. — 2. „Der Reichthum der kath. Kirche". Vortrag von Dr. Aug. Rösler, C. SS. R. 1896. 26 S. Preis 60 h. — 3. „Das Cartellwesen vom Standpunkte der christlichen Wirtschaftsauffassung". Vortrag von Dr. Richard Weiskirchner. 1896. 15 S. Preis 40 h. — 4. „Die neuesten Richtungen der Malerei". Von Heinrich Reinhard. 1896. 35 S. Preis 80 h. — 5. „Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Auffassung der Armenpflege". Vortrag von Dr. Richard Weiskirchner. 1896. 22 S. Preis 40 h. — 6. „Die industrielle Production, ihr Wesen und ihre Organisation". Von Dr. Friedrich Freiherr von Weichs-Glon. 1896. 28 S. Preis 60 h. — 7. „Die geistige Bewegung im Anschluss an die Thomas-Encyklika Leo XIII. vom 4. August 1879. Von Dr. P. Thomas M. Wehofer, O. Praed. 1896. 25 S. Preis 60 h. — 8. „Der Terminhandel in Getreide". Von Dr. Victor Kienböck. 1897. 30 S. Preis 80 h. — 9. „Die lateinische Stadtschule in Krems, ein Kulturbild aus Österreich." Von Dr. Karl Ferd. Kummer. 1898. 33 S. Preis 80 h. — 10. „Die modernen Strafrechtstheorien

vom Standpunkte der christlichen Staatsauffassung". Von Jos. Biederlack S. J. 1898. 13 S. Preis 40 h. — 11. „Der Darlehenszins". Von Josef Biederlack S. J. 1898. 13 S. Preis K 1. — 12. „Die Entwicklung zur Weltwirtschaft und der österreichisch-ungarische Ausgleich". Von Franz Graf von Kuefstein. 1899. 69 S. Preis K 1.20 — 13. „Die historische und wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde". Von Dr. Heinrich Misera, n.-ö. Landesrath. 1900. 32 S. Preis 60 h.

6. Österreichisches Litteraturblatt. Herausgegeben durch die Leo-Gesellschaft. Redigiert von Dr. Franz Schnürer. 4⁰. Wien. (Administration Wien, I. Annagasse 9.) Jahrgang 1892: VI. 600 Sp., (nicht mehr vorräthig). Jahrgang 1893: VI. 788 Sp., Jahrgang 1894: VI. 768 Sp., Jahrgang 1895: VI. 776 Sp., Jahrgang 1896: VI. 768 Sp., Jahrgang 1897: XV. 768 Sp., Jahrgang 1898: XVI. 768 Sp.

Vom Jahre 1899 erscheint das Österr. Litteraturblatt unter dem Titel: „Allgemeines Litteraturblatt" herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft, Verlag von Jos. Roth, Wien und Stuttgart. Für Mitglieder der Leo-Gesellschaft K 10. Preis K 15 (M. 12.50). Jahrgang 1899: XV. 768 Sp. Jahrgang 1900: XV. 784 Sp.

7. Kurzgefasster wissenschaftlicher Commentar zu den heiligen Schriften des Alten Testamentes. Auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. M. Flunk in Innsbruck, Prof. Dr. W. A. Neumann in Wien, Domcapitular Professor Dr. J. Selbst in Mainz, Prof. Dr. P. Vetter in Tübingen und Prälat Dr. Hermann Zschokke in Wien herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Schäfer in Wien.

Abtheilung III. 3. Band, 1. Hälfte: Das Buch Ezechiel, erklärt von Prof. Dr. Peter Schmalzl in Eichstätt. gr. 8⁰. XI. 473 S. mit 5 Tafeln. Preis K 12.

8. Apologetische Studien, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft Wien, Mayer & Co. 8⁰. I. Bd. 1. „Christus und Buddha in ihrem himmlischen Vorleben." Von D. W. Ph. Englert. 1898. 124 S. Preis K 2.40. 2. „Die immerwährende Philosophie". Von Dr. Ernst Commer. 1899. 128 S. Preis K 2.40. 3. „Das Reich des Geistes und des Stoffes." Von Dr. Alois Otten. 1899. 100 S. Preis K 2.40. 4. Die Unsterblichkeit der Seele bewiesen aus dem höheren Erkennen. Von Dr. Philipp Kneib. 1900. 125 S. Preis K 2.40.

9. Allgemeine Erziehungslehre. Von Virgil Grimmich. Wien, Kirsch, 1899. 8⁰. 161 S. Preis K 1.80.

10. Tassilo Lehner O. S. P., P. Simon Rettenbacher. Ein lateinischer Dichter des 17. Jahrhunderts. Lyrische Gedichte. Wien, Roller & Co. 1893. 8°. VI. und 482 S. sammt 1 autographischen Tafel, Preis brosch. K 6.—, eleg. Halbfranzband K 10.—.

11. Konrad Pasch, Edmund Dorer Ein Lebens- und Charakterbild. Mit einem Bilde Dorer's in Lichtdruck. Wien, Austria, 1894. 8°. 45 S. Preis K 1.20.

12. Allgemeine Bücherei, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft, Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Kl. 8°. Preis per Heft 24 h.

Erschienen sind: 1. Calderon. Das große Welttheater. Übersetzt von Josef Freiherrn von Eichendorff. 2. Anuette von Droste Hülshoff, Die Schlacht im Loener-Bruch. — Des Arztes Vermächtnis. 3. Adalbert Stifter, Das Heidedorf. 4. Josef Hyrtl, Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit. Inaugurationsrede. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Heinrich Lammasch. 5. Shakespeare, Der Sturm. Nach eigener Revision des Originaltextes übersetzt von Dr. M. Gitlbauer. Familien-Ausgabe. 6. Sophokles, Antigone. Übersetzt von Dr. M. Gitlbauer mit Vertonung der Chorgesänge durch Dr. Rich. v. Kralik. 7. Richard Kralik, Kaiser Marcus Aurelius in Wien. Ein Weihfestspiel mit Chören. 8. Clemens Brentano, Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Erzählung. 9. Fr. Lemmermayer und Richard Kralik, Ein Hans Sachs-Abend. Für das Wiener Burgtheater bearbeitet. 10. Ludwig Gall, John Ruskin. 11. P. Desiderius Lenz O. S. B., Zur Ästhetik der Beuroner Schule. 12. W. O. Noltsch, Hallstätter Träumereien. — Bilder aus Wiens Vergangenheit. 13. Der Ruhm Österreichs. Ein Weihfestspiel nach dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca von Dr. Richard Kralik. 14. Richard Kralik, Rolands Tod. Ein Heldenspiel. 15. Richard Kralik, Rolands Knappen. Ein Märchenspiel. 16. Adam Müller, Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere. 17.—19. Thomas von Kempen, Nachfolge Christi. Übersetzt von Dr. Guido Görres. 20. Pierre Corneille, Der Cid. 21. Heinrich von Kleist, Ausgewählte Erzählungen. 22. Alois Prinz Liechtenstein, Das Reich der Römer. Socialpolitische Studie. 23. Manuel de Sousa, Drama von Almeida Garrett, deutsch von Georg Winkler. 24. R. Kralik, Veronika. Ein geistliches Festspiel. 25. Tirso de Molina, Ohne Gottvertrauen kein Heil, deutsch von Konrad Pasch. 26. Adalbert Stifter, Der Hochwald. 27. Lope de Vega, Die beiden Tello von Meneses, deutsch von Konrad Pasch. 28. Gedichte von Wolfgang v. Goethe. Eine Auswahl.

13. Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Neue Folge. Stuttgart und Wien, Josef Roth'sche Verlagshandlung. Kl. 8°. Preis pr. Heft 24 h.

1. Eutychia, oder die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht von Robert Hamerling. 2. Astrid. Von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. 3. Aus dem Leben eines Unglücklichen. Erzählung von H. Hansjakob. 4—8. Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Von Dr. Richard von Kralik.

14. Richard v. Kralik, Das Mysterium der Geburt des Heilands. Ein Weihnachtsspiel nach volksthümlichen Überlieferungen. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. Wien, C. Konegen, 1894. 8°. 189 S. Musikalischer Anhang. 44 S. Preis K 3.60.

15. Richard v. Kralik, Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes. Ein Osterspiel in 3 Tagwerken nach volksthümlichen Überlieferungen. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. 1. Die frohe Botschaft. Wien, C. Konegen, 1895. 8°. 289 S. Musikalischer Anhang. 48 S. Preis K 3.60. — 2. „Die Passion". Ebd. 1895. 8°. 200 S. Musikalischer Anhang. 40 S. Preis K 1.80. — 3. „Die Auferstehung". Ebd. 1895. 8°. 111 S. Musikalischer Anhang. 31 S. Preis K 2.80.

16. Richard v. Kralik, Lieder im hl. Geist. Wien, Austria, 1895. 8°. 80 S. Preis 70 h.

17. M. v. Greiffenstein, Johanna d'Arc's Maientage. Erzählendes Gedicht in 22 Gesängen. Wien, Kirsch, 1898. Kl. 8°. 208 S. Preis K 3.60.

18. Augustin Rösler, C. SS. R., Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. Wien, Roller & Co., 1893. 8°. VIII. und 297 S. Preis brosch. K 3.60, in eleg. Leinenband K 6.—. (Ins Französische übersetzt.)

19. Sociale Vorträge, gehalten bei dem Wiener soc. Vortragscurse. 1894. Herausgegeben von Professor Franz M. Schindler. Wien, H. Kirsch, 1895. 8°. 149 S. K 1.80.

20. Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Österreich. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft mit Unterstützung von Mitarbeitern herausgegeben von Prof. Dr. Franz M. Schindler. Wien, Mayer & Co.

I. Band: Diöcese Gurk (Herzogthum Kärnten). Von Prof. Dr. Alois Cigoi. 1896. X. und 228 S. Preis K. 4.—

II. Band: Diöcese Seckau (Herzogthum Steiermark). Von Alois Stradner. 1897. X. und 264 S. Preis K 5.—.

V. Band: Erzdiöcese Salzburg von Chr. Greinz. 1898. XIV. u. 308 S. Preis K 5.60.

VII. Band: Diöcese St. Pölten (Erzherzogthum unter der Enns). Von Prof. Karl Fohringer. 1900. XV. und 421 S. Preis K 7.

IX. Band: Diöcese Budweis (Königreich Böhmen). Von Prof. Dr. Willibald Ladenbauer O. Cist. 1899. XII. und 335 S. Preis K 5.60.

XII. Band: Diöcese Königgrätz (Königreich Böhmen). Von Prof. Dr. Ferdinand Beneš. 1897. 237 S. Preis K 5.—.

21. Johann Panholzer, Die katholischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Österreich. Wien, H. Kirsch, 1894. 8⁰. XXXIV. und 224 S. Preis K 3.80.

22. Briefe des Feldmarschalls Radetzky an seine Tochter Friederike. 1847—1857. Aus dem Archiv der freiherrl. Familie Walterskirchen. Herausgegeben von B. Duhr S. J. Festschrift der Leo-Gesellschaft zur feierlichen Enthüllung des Radetzky-Denkmales in Wien. Mit einem Portrait und mehreren Facsimilen. Wien, Verlagsbuchhandlung „St. Norbertus" (Roller & Co.) 1892. Gr.-8⁰. 194 S. Preis broschiert K 4.—, elegant gebunden K 5.50.

23. Josef Ohrwalder, Aufstand und Reich des Mahdi und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst. Herausgegeben vom Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, K. Rauch's Buchhandlung, 1892. Preis K 5.—.

24. Christian Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. 1., 2. und 3. Heft. Herausgegeben vom Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891, 8⁰. XI. Preis à K 2.—.

25. Ernst Spreizenhofer, O. S. B., Die Entwicklung des alten Mönchthums in Italien von seinen ersten Anfängen bis zum Auftreten des hl. Benedict. Wien, Kirsch, 1894. 8⁰. 135 S. Preis K 2.80.

26. Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung in Innsbruck. In zwanglosen Bänden. 8⁰.

I. Band: Dr. J. E. Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. 1897. Graz, Styria. 8⁰. CCCXIV. und 550 S. Preis K 16.—.

II. Band: Dr. Otto Grillnberger, O. C., Die ältesten Todtenbücher des Cistercienserstiftes Wilhering in Österreich ob der Enns. 1896. VIII. und 280 S. Ebd. Preis K 6.40.

III. Band: Dr. Adolf Hauffen, Docent an der deutschen Universität in Prag, Die deutsche Sprachinsel Gotschee. Mit 4 Abbild. und einer Sprachkarte. 1895. Ebd. XVI. und 466 S. Preis K 10.—.

IV. Band: Christian Schneller, Trientinische Urbare aus dem 13. Jahrhundert. Mit einer Urkunde aus Judicaten von 1244—1247. Innsbruck, Wagner, 1898. 283 S. Preis K 6.—.

V. Band: Josef Hirn, Der Kanzler Bienner und sein Process. Ebd. 1898. XX. und 533 S. Preis K 9.—.

VI. Band: Dr. Victor Lumtzer und Dr. Johann Melich, Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes. Ebd. 1900. X. und 311 S. Preis K 7.60.

27. Regulativ für die Bearbeitung von Manuscripten-Katalogen, entworfen von der historischen Section der Leo-Gesellschaft. Wien, Kirsch, 1896. 8°. 14 S. Preis 60 h.

28. Giannoni, Dr. Carl, Paulinus II., Patriarch von Aquileja. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Österreichs im Zeitalter Karls d. Gr. Wien, Mayer & Co., 1896. 8°. 125 S. Preis K 2.40.

29. Pröll, Dr. Laurenz, O. Praem. Die Gegenreformation in der l.-f. Stadt Bruck a. d. Leitha. Ein typisches Bild nach den Aufzeichnungen des Stadtschreibers Georg Khirmair. Wien, Mayer & Co., 1897. 8°. 108 S. Preis K 2.20.

30. Kröss Alois, S. J., Der selige Petrus Canisius in Österreich. Wien, Mayer & Co., 1898. 8°. 214 S. Preis K 4.20.

31. Ehrhard, Dr. Albert, Die orientalische Kirchenfrage und Österreichs Beruf in ihrer Lösung. Wien und Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1899. 8°. 76 S. Preis K 1.60.

32. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Illustriertes Prachtwerk in 4°. Verlag der Leo-Gesellschaft. Erscheint in Lieferungen à K 1.20.

I. Band: Rom, das Oberhaupt, die Einrichtung und Verwaltung der Gesammtkirche. Bearbeitet von Paul M. Baumgarten, Charles Daniel und Anton de Waal. Mit 1 Farbenbild, 59 Tafelbildern und 1209 Illustrationen im Text. Wien, 1899. XVI. 689 S. 30 Lieferungen.

II. Band: Deutschland, die Schweiz, Luxemburg, Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung von Fachgenossen und unter Benützung amtlichen Materials bearbeitet von Paul M. Baumgarten und Josef Schlecht. Mit 4 geographischen Karten in Buntdruck, 71 Tafelbildern, ungefähr 1400 Abbildungen im Text und mehreren statistischen Tafeln. Wien, 1900. XII. 699 S. 30 Lieferungen.

III. Band: Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund unter besonderer Berücksichtigung der Heidenmissionen. Bearbeitet unter Mit-

wirkung von Fachmännern von Paul M. Baumgarten. Erscheint in 20 Lieferungen. (1.—3. Heft ist erschienen).

33. Die Kultur. Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Erscheint in 8 jährlichen Heften zu je 5 Bogen. Wien und Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 8°. Preis pr. Jahrgang K 10.—. I. Jahrgang, redigiert von Dr. Hans Bohatta. 1900. 640 S. — II. Jahrgang redigiert von Dr. Franz Schnürer, 1—3. Heft.

34. Classische Andachtsbilder Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I. Sammlung. 94 Bilder in 4°, 8°, 12°, 16°. II. Sammlung. 85 Bilder in 8°, 12°, 16°. Wien und Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung, 1900.

35. Opus St. Lucae. Eine Sammlung classischer Andachtsbilder. 60 Blätter. (Für Liebhaber und Sammler). Geleitet von Dr. Carl Domanig. Verlag von Jos. Roth in Wien und Stuttgart. 1900. 4°. Preis (mit Sammelkasten) K 36.

36. Der hl. Kreuzweg. Bilder von Friedrich Overbeck (Handzeichnungen im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien), Text von Tillmann Pesch S. J. Verlag von Josef Roth in Wien und Stuttgart. 1900. 12°. 14 Blätter. Preis K 1.

Die Mitglieder der Leo-Gesellschaft erhalten bei directer Bestellung durch die Kanzlei der Gesellschaft (Wien, I., Annagasse 9) sämmtliche (soweit noch vorräthig) hier verzeichnete Publikationen, ausgenommen 13, 14, 32, 33, 34, 35, 36, um $^2/_3$ des Ladenpreises.

6. Mitglieder der Leo-Gesellschaft am Schlusse des Jahres 1898 und 1899.

(Nach Abrechnung der i. J. 1899 Gestorbenen und Ausgeschiedenen.)

	1899	1900		
Ehrenmitglieder	1	2	+	1
Förderer (mit einmaliger Leistung von wenigstens 400 K)	62	64	+	2
Lebenslängliche Mitglieder (mit einmaliger Leistung von mindestens 200 K)	86	93	+	7
Lebenslängliche Theilnehmer (mit einmaligem Beitrag von 100 K)	7	5	—	2
Mitglieder (mit Jahresbeitrag von 10 K und darüber)	1538	1745	+	207
Theilnehmer (mit Jahresbeitrag von 4—8 K	320	276	—	56
Summa	2014	2185	+	171

Davon gehören dem Zweigverein für Tirol und Vorarlberg an:

Förderer	1
Lebenslängliche Mitglieder	8
Mitglieder	358
Theilnehmer	80
Summa	447

7. Das Directorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den p. t. Herren:

Präsident: Se. Excellenz Dr. Josef A. Freiherr v. Helfert, k. u. k. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses 2c. in Wien.

1. Vicepräsident: Se. bischöfl. Gnaden Dr. Koloman Belopotoczky, Tit.-Bischof von Tricala, apostolischer Feldvicar 2c. in Wien.

2. Vicepräsident: Dr. Heinrich Lammasch, k. k. Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Generalsecretär: Dr. Franz Martin Schindler, päpstlicher Hausprälat, k. k. Hofrath und Universitätsprofessor in Wien.

Generalsecretär-Stellvertreter: Dr. Bernh. Schäfer, k. k. Universitätsprofessor in Wien.

Cassaverwalter: Louis List, k. k. Regierungsrath, Cassadirector der Credit-anstalt i. R. in Wien.

Dr. Josef Altenweisel, päpstl. Hausprälat, Professor der Theologie, Salzburg.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Excellenz Graf Anton Brandis, k. u. k. geheimer Rath, Innsbruck.

Dr. Albert Ehrhard, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Dr. Michael Gitlbauer, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Dr. Franz Gutjahr, k. k. Universitätsprofessor, Graz.

Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.

Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Dr. Gustav Müller, Domcapitular und Sem.-Director, Wien.

Dr. Wilhelm Neumann, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

W. O. Noltsch, Professor an der technischen Hochschule, in Wien.

Dr. Josef Pernter, k. k. Universitätsprofessor und Director der k. k. meteorolog. Central-Anstalt, Wien.

Dr. Josef Porzer, Hof- und Gerichtsadvocat, Wien.

Dr. Franz Schnürer, Scriptor a. d. k. u. k. Fam.-Fid.-Com.-Bibliothek, Wien.

Dr. Stanislaus Smolka, k. k. Universitätsprofessor, Krakau.

Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Hans Maria Truxa, k. Rath, Wien.
Dr. J. E, Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Universitätsprofessor, Prag.
Dr. Hermann Zschokke, Domprälat, k. k. Hofrath, Wien.

---

8. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den p. t. Herren

Obmann: Se. Excellenz Graf Anton Brandis, Landeshauptmann von Tirol.
Obmannstellvertreter: Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
I. Schriftführer: Dr. Josef Schorn, Professor a. d. Staatsgewerbeschule, Innsbruck.
II. Schriftführer: Dr. Hans Malfatti, Universitätsprofessor, Innsbruck.
Cassier: Anton v. Paur, Privatier, Innsbruck.
Dr. Hans Hausotter, k. k. Landesschulinspector, Innsbruck.
Dr. Michael Mayr, k. k. Archivdirector, Innsbruck.
Monsignore Dr. Alois Spielmann, Gymnasialdirector, Brixen.
Dr. Ludwig Wahrmund, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann, Feldkirch.
Ersatzmänner: Dr. Ludwig Pastor, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Josef Hutter, f.-bisch. Generalvicar, Trient.
Ferdinand Wotschitzky, Professor an der Lehrerbildungsanstalt, Innsbruck.
Dr. Josef Neuner, Rechtsanwalt, Bozen.

Namens-Verzeichnis

der

Ehrenmitglieder, Förderer, Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

P. T. H. H. Ehrenmitglieder.

Dr. Michael Napotnik, Fürstbischof von Lavant, Marburg.

Dr. Hermann Zschokke, Prälat Hofrath Wien.

P. T. H. H. Förderer.

	K
Se. kaiserl. und königl. apostol. Majestät Kaiser Franz Josef I.	2000.—
Se. kais. und königl. Hoheit Erzherzog Ludwig Victor	600.—
† Se. kaiserl und königl. Hoheit Erzherzog Albrecht	7000.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Friedrich	600.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Eugen, Hoch- und Deutschmeister	600.—
* * *	14000.
Bauer, Dr. Frz., Bischof, Brünn	400.—
Belopotoczky, Dr. Kolom., apost. Feldvicar, Wien	400.—
Biegeleben Rüdiger, Freiherr v., k. u. k. geh. Rath, Gesandter a. D., Schloss Siegmundsluft bei Schwaz in Tirol	400.—
Clary v. Aldringen, Fürst Carlos, Teplitz	400.—
Collalto e San Salvatore, Fürst Emanuel, Wien	400.—
Čtvrtečka, Dr. Bruno, Landesprälat und Abt von Březnov und Braunau, O. S B.	400.—
† Czibulka, Dr. Ferd., Prälat, Abt, Domherr, Wien	400.—
Desenffans d'Avernas, Graf Alf., Neuschloss, Steiermark	400.—
Erdödy, Gräfin Louise, Excellenz Novimarof (Croatien)	400.—
Frind, Dr. Wzl., Domcapitular, Prag	1200.—
Frühwirth Andreas, General des Dominicaner-Ordens, Rom	400.—
Gruscha, Dr. Anton Josef, Cardinal-Fürsterzbischof, Wien	400.—
† Hais, Dr. Jos., Bischof, Königgrätz	500.—
Hagenauer, Dr. Simon, Wien	400.—
Hauswirth, Dr. Ernst, Abt des Stiftes Schotten, Wien	400.—
Helfert, Dr. Josef Freiherr v., Excellenz, k. u. k. geheimer Rath, Wien	600.—
Holzinger v. Weidich, Fräulein Emerike, Übungslehrerin, Görz	400.—
Hornig Karl, Freih. v., Bischof, Kanzler des Königs v. Ungarn, Veszprim	400.—
Kahn, Dr. Josef, Fürstbischof, Klagenfurt	400.—
Kalous Ferdinand, Weihbischof von Prag und Propst, Altbunzlau	400.—
Karl Alexander, Abt, Melk	400.—
Klosterneuburg, Augustiner-Chorherrenstift	400.—
Kohn, Dr. Theodor, Fürsterzbischof, Olmütz	1000.—
Kuefstein, Se. Erlaucht Excellenz Carl Graf, k. u. k. geheimer Rath und Gesandter in Bern	400.—
Kuefstein, Graf Ferdinand, Viehofen, N.-Ö.	400.—
Liechtenstein Johann, Fürst von und zu, Wien	500.—
Lobkowic, Fürst Moriz, k. u. k. geh. Rath, Prag	600.—
Majláth, Graf, Dr. Gustav Karl, Bischof, Karlsburg	400 —
Mayer Ludwig (Mayer u. Co., Buchhandlung), Wien	400.—
Missia, Dr. Jakob, Fürsterzbischof, Görz	400.—

	K
Moser Ferd., Propst, St. Florian	400.—
Nagl, Dr. Franz, Prälat, Rector all' Anima, Rom	400.—
Napotnik, Dr. Michael, Fürstbischof, Marburg	400.—
Ottenfels Moriz, Freiherr von, Horwaczka	400.—
Pallavicini, Exc. Markgraf Alex., k. u. k. geh. Rath, NB.-WR.-Praes.	400.—
Pergen, Graf Anton, Exc., Aspang	400.—
Predigerordensconvent St. Maria Rot., Wien	400.—
Řehák, Dr. Johann, Domdechant Leitmeritz	400.—
Richtarič Math., k. u. k. Militär-Pfarrer, Agram	400.—
Říha, Dr. Martin, Bischof, Budweis	400.—
Schindler, Dr. Franz, Universitäts-Professor, Wien . . .	400.—
Schöbel, Dr. Emanuel Johann, k. u. k. geh. Rath, Bischof, Leitmeritz	400.—
† Schönborn, Graf, Dr. Franz Cardinal-Fürsterzbischof, Prag	600.—
Schwarzenberg, zu, Erbprinz Johann, Wien	400.—
Spiegel-Diesenburg, Graf Ferd. August, Wischenau	400.—
Seng Therese, Med. Dr. Witwe, Wien	400.—
Styria, Verlags-Buchhandlung, Graz	400.—
Tepl, Prämonstratenserstift . .	400.—
Thun, Graf Franz, k. k. geh. Rath, Exc., Prag	400.—
Thurn und Taxis, Herzog Albert, Regensburg	600.—
Truxa, Dr. Hans Maria, k. Rath, R. d. F. J.-O., Wien . . .	400.—
Vaszary Claudius, Cardinal-Fürstprimas, Gran	400.—
Windischgrätz, Fürst Alfred, Wien	500 —
Windischgrätz, Fürst Hugo, Wien	400.—
Windischgrätz, Fürstin Hugo, Wien	400.—
† Zorn, Dr. Alois Fürsterzbischof, Görz	400.—
† Zwerger, Dr. Johann, Fürstbischof, Graz	500.—

P. T. H. H. Lebenslängliche Mitglieder u. Theilnehmer.

	K
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Otto	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Josefa	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Salvator	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Valerie	200.—
Se. k. u. k. Hoh. Erzherzog Rainer	200.—
Se. k. u. k Hoheit Erzherzog Ferdinand IV., Großherzog von Toscana	200.—
Aichner, Dr. Simon, k. u. k. geh. Rath, Fürstbischof, Brixen .	200.—
Barnabiten-Collegium, Wien .	200.—
Bellegarde, Graf Franz, Exc., Wien	200.—
Berchthold, Graf Leopold, Wien	200.—
Bernbacher, Frl. Marie, Hausbesitzerin, Wien	200.—
Billot Ferdinand, Freiherr von, Innsbruck	200.—
Blome, Graf Gustav, Exc., k. u. k. geh. Rath, Wien	200.—
Czernin, Graf Jaromir, Wien .	200.—
Czernin, Gräfin Josefine, geb. Gräfin Paar, Wien . . .	200.—
Dercsényi, Freiherr von Bela, Unter-Počernitz	200.—
Dessewffy, Gräfin Julie, Preßburg	200.—
Deutscher Ritterorden, Wien .	200.—
Doppelbauer, Dr. Franz Maria, Bischof, Linz	200.—
† Dumba Nicolaus, Herrenhausmitglied, Exc., Wien . .	200.—
Dungel Adalbert, Generalabt, O. S. B., Göttweig . . .	200.—
Effenberger Clemens, k. k. Staatsbeamter i. R.	200.—
Franz, Dr. Adolf, Prälat, apost. Protonotar, Frankfurt a. M.	200.—
Franziskaner-Convent, Wien .	200.—
Geitler Anna, geb. Hofeneder, Frau, Wien	200.—
Goßleth Ritter von Werkstätten, Franz Friedrich, Hrastnigg .	200.—
Grasböck Theobald, Abt, O. Cist., Wilhering	200.—
Gudenus, Heinrich Freiherr v., Herrenhausmitglied, Wien .	200.—
Gudenus, Josef Freiherr v., n.-ö. Landesmarschall, Exc., Wien	200.—
† Haller, Dr. Johann Ev., Cardinal-Fürsterzbischof und Primas, Salzburg	200.—
Hanel, Dr. Josef, Prälat, Domcapitular, Olmütz	200.—

	K
Harrach, Graf Johann, Wien	200.—
Herder Hermann, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. B.	200.—
Hönigl Dominik, Abt, O. B. S., Seitenstetten	200.—
Hoffmann Lydia, Freifrau von Meran, Obermais	200.—
Hohenlohe, Carl Prinz, Propst Kremsier	200.—
Kinsky, Gräfin Maria, geborene Gräfin Wilczek, Wien	200.—
Klinger, Dr Franz, k. k. Univ.-Professor, Graz	200.—
Kopp, Dr. Georg, k. u. k. geh. Rath, Cardinal, Fürstbischof, Breslau	200.—
Korčian Benedict, Abt O. S. B., Raigern	200.—
Krizsan Michael, Vicerector im Central-Seminar, Budapest	200.—
Krus Franz S. J., Wien	200.—
Kuefstein, Graf Franz, Viehofen	200.—
Lanckoronski, Gf. Karl, Exc., Wien	200.—
Langer Edm., Archivar, Tetschen	200.—
Ledebur-Wicheln, Graf Johann, Exc., Wien	200.—
Lenz, Dr. Anton, Propst und Prälat am Vyschehrad	200.—
Leyser Selma, Wien	200.—
Leyser Sophie, Wien	200.—
Liechtenstein, Prinz Alfred, Wien	200.—
Linde Rudolf, Freih.-v., Domcapitular, Olmütz	200.—
Löwenthal, Baronin Anka, geb. Freiin Maroičič del Monte, Bes. des E.-K. pro eccl. et pont., Wien	200.—
Lonyay, Gräfin Stephanie	200.—
Ludwigs, Dr. F. G., Domcapitular, Regensburg	200.—
Marienberg, Benedictiner-Stift	200.—
Marinič Johann Ev., inf. Propst, Eberndorf, Kärnten	200.—
Marschall, Dr. Godfr., Propst, Wien	200.—
Mathoy, Dr. Robert, k. k. Notar Wien	200.—
Mattoni Heinrich, Gutsbesitzer Wien	200.—
Mehrerau, Cistercienserstift	200.—
Michelitsch, Dr. Anton, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Mlakar, Dr. Joh., Domherr, Marburg	200.—
Mocenigo, Gräfin Olga, geb. Fürstin Windischgrätz, Wien	200.—
† Morawski, Dr. Severin, R. v., Erzbischof, Lemberg	200.—
Neustift, August.-Chorherrenstift	200.—
Nostitz, Gräfin Albert, Hlinai bei Aussig	200.—
Di Pauli Josef, Freiherr von, Excellenz, Wien	200.—
Re‌sséguier-Kinsky, Gräfin Marie, Nisko	200.—
Rett Franz Honorius, Wien	200.—
Reyer Franz, Freih. v., Graz	200.—
Rhomberg Adolf, Landeshauptmann, Dornbirn	200.—
Rösler Stefan, Abt O. Cist., Zwettl	200.—
Sabran-Ponteves Adele, Herzogin v., St.K.O.-D., Wien	200.—
Schaffgotsch, Gräfin Octavie, Wien	200.—
Schelhammer Karl, Banquier, Wien	200.—
Schenk Ferdinand, Verlagsbuchhandlung, Wien	200.—
Schlägl, Prämonstratenserstift	200.—
Schuster, Dr. Leopold, Fürstbischof, Graz	200.—
Seilern, Graf Karl Max, Wien	200.—
Serviten, Tiroler Ordensprovinz	200.—
Stadion, Gräfin Ludowiga, geb. Fürstin Lobkowitz, Wien	300.—
Stams, Cistercienserstift	200.—
Stanonik, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Stettner, Dr. Franz, Arzt, Wind.-Landsberg	200.—
Sylva-Tarouca, Gf. Ernst, Wien	200.—
Szechenyi, Graf Dr. Nikolaus, Abt, Domherr, Rector des Pazmaneums, Wien	200.—
Thun, Gräfin Leopoldine, Prag	200.—
Tinti Hermann, Reichsfreih v., Schloss Innerstein	200.—
Tomek Franz, Realitätenbesitzer, Wien	200.—
Walliczek Wilhelm, Pfarrer in Krautenwalde bei Jauernig	200.—
Walterskirchen Barbara, Freiin von, geb. Gräfin Wenkheim, Wolfsthal	200.—
Wilten, Prämonstratenserstift	200.—
Wiesner, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advocat, Wien	200.—
Zhánel, Dr. Rudolf, k. u. k. Professor, Eisenstadt	200.—
Zhánel Ignaz, Stadtpfarrcaplan, Brünn	200.—

	K
Zschokke, Dr. Hermann, Domprälat, k. k. Hofrath, Wien .	200.—
Brynych, Dr. Eduard, Bischof, Königgrätz	100.—
Lobkowic, Erbprinz Zdenko, Bilin	100.—
Prix Anna, Mauer bei Wien .	100.—
Redemptoristen-Colleg., Mautern	100.—
Valussi, Dr. Eugen, Fürstbischof Trient	100.—

P. T. H. H. Mitglieder (K. 10, Akademiker K. 2).

Aachen (Rheinland).

Fey Ignaz, Ingenieur.

Admont (Steiermark).

Berger Othmar, Prior.
Berger Victorin, Theol.-Professor
Schmid Anselm, Dechant.
Schouppé Blasius, Edler v., Hofmeister und Pfarrer.
Wabitsch Edmund, Stiftspriester.
Wichner Jacob, Bibliothekar.

Agram (Croatien).

Gugler Paul, Bischof.
Jambrekovic, Dr. Ladislaus, Theol.-Professor.
Mihalowich, Dr. Hugo von.
Suk, Dr. Felix, Director des Priesterseminars.

Aichach a. d. Paar (Bayern).

Rösenberger Andreas, Stadtpfarrcaplan.

Algund (Tirol).

Kaufmann Jacob, Cooperator.
Brünster Josef, Pfarrer.

Allentsteig (N.-Öst.).

Erdinger Josef, Pfarrer.
Pereira, Do a Baronin.

Allersberg (Mittelfranken).

Nörpel Johann, Cooperator.

Alm (Salzburg).

Unterberger Alois, Pfarrer.

Alt-Brünn (Mähren).

Janetschek Clemens, Stiftsarchivar.
Schwetz Ernst, Prior des Augustinerstiftes.

Altenburg (N.-Öst.).

Delré Ambros, Abt, O. S. B.
Hobza Willibald, Novizenmeister.

Altenstadt (Vorarlberg).

Rudhard Fidelis, Bildhauer.

Andrian (Tirol).

Harm Alois, Curat.

Angern (N.-Öst.).

Lamberg, Gräfin Eleonore.

Arad (Ungarn).

Allersdorfer Julian, k. u. k. Mil.-Caplan.

Auer (Tirol).

Steck Peter, Pfarrer.

Aussee (Steiermark).

Muhr Georg, Cooperator.

Baden (N.-Öst.).

Divis Anton, k. u. k. Militär-Curat.
Filkula, Dr. Lambert, Gymnas.-Professor.
Mayer Severin, Gymnasial-Professor.
Sperl v. Raabthal, Friedrich.
Straniak Karl, Cooperator.
Yby Johann, Dechant.

Bamberg (Baiern).

Eck Johann, Curatus.
Halbig, Domvicar.
Harttung Ph. v., erzbischöfl. Secretär.
Maurer Johann, Domcapitular.
Weiß, Dr. Karl, Beneficiat und Domprediger.

Banjaluka (Bosnien).

Liptay Ed., k. u. k. Militär-Curat.

Barbian (Tirol).

Egger Josef, Cooperator.

Berlin.

Bürenstein Georg, Commerzienrath, Druckereibesitzer.
Schumacher Philipp, Maler.

Bern (Schweiz).

Montgelas, Graf Eduard, königl. bayer. Gesandter.

Bielitz (Öst.-Schlesien).

Janša Josef, Kaplan.

Bierbaum (Kärnten).

Huber Johann.

Bilin (Böhmen).

Pohl, Dr. Wenzel, Schloßcaplan.

Birkfeld (Steiermark).

Fast Louis, Caplan.

Bolenwald (Mähren).

Olenek Franz, Pfarrer.

Blumau (N.-Öst.).

Purcner Josef, k. u. k. Militärcurat.

Böhmisch-Leipa (Böhmen.)

Feierfeil, Dr. Wenzel, k. k. Professor.
Fuchs Raimund, Dechant.
Köcher Wenzel, k. k. Professor.

Bonn (Rheinpr.).

Bolten Josef, stud. theol.
Bücken Wilhelm, stud. theol.
Fischer Fritz, cand. theol.
Fitzen Johannes, stud. theol.
Flöhr Josef, cand. theol.
Hilden Wilhelm, stud. theol.
Meiß Carl, stud. theol.
Michels Josef I., stud. theol.
Michels Josef II., stud theol.
Mollen, cand. theol.
Müller Josef, cand. theol.
Opladen Peter, stud. theol.
Pieck Wilhelm, cand. theol.
Pohl Heinrich, stud. theol.
Roderburg Josef, stud. thol.
Schade Ludwig, stud. theol.
Schroers, Dr. Heinrich, Univ.-Professor.
Schütze Carl, stud. theol.
Tosetti Wilhelm, stud. theol.
Voß Josef, stud theol.
Weimer Franz, stud. theol.
Wolf Nikolaus, stud. theol.

Bozen (Tirol).

Biegeleben Paul, Freiherr v., k. k. Ober-Landesgerichtsrath.
Chambaud Charrier, Ernst v., k. u. k. Oberst a. D.
Forni, Graf Paul.
Kluibenschedl, k. k. Realschul-Professor.
Knotter Josef, Cooperator.
Koellensberger, Dr. Jacob, Advocaturs-Concipient.
Maas Ed., Professor a. d. Lb.-Anst.
Mayrhauser Guido, v., Canonicus.
Ober-Gymnasium der PP. Franciskaner.
Oberkofler Anton, Canonicus.
Oberrauch Alois, Katechet.
Resch Peter, Director der Handelsschule.
Sajovits Robert, stud. jur.
Schmid, Dr. G., Landtags-Abg.
Tonelli Albin, k. k. Bezirks-Obergeometer.
Trenkwalder Josef, Propst.
Zallinger-Stillendorf Franz v., Gutsbesitzer.

Braunau (Böhmen).

Stonjek Stephan, O. S. B.

Bregenz (Vorarlberg).

Baldauf Gebhard, Landesschulinspector.
Butzerin Jacob, Redacteur.
Durneuner, Dr. Hermann, Advocat.
Gassner Josef, k. k. Professor u. Bezirks-Schul-Inspector.
Gmeiner, Dr. Josef, prakt. Arzt.
Prutscher Georg, Decan.
Schmadl, Dr. Ludwig, Advocat.
Schöch, Dr. Clemens, Advocat.
Steurer Peter, Religions-Professor.

Breslau (Schlesien).

Baeumker, Dr. Clemens, Univ.-Professor.
Tessen-Wesierski, Dr. Franz v., Univ.-Professor.

Brixen (Tirol).

Amman Hartmann, Gymn.-Professor.
Eberhard, Dr. Alois, Theol.-Professor.
Egger, Dr. Franz, Domcapitular.
Falbesoner Hartmann, Professor.
Freiseisen, Dr. Johann, Theol.-Professor.
Friedle Theodor, General-Vicar.
Galen, Graf Paul, k. k. Kämmerer.
Guggenberg, Dr. Otto v., prakt. Arzt.
Hagen Theodor, Professor.
Haid Cassian, f.-b. Mensalverwalter.
Haidegger Dr. Wendelin, Theol.-Prof.
Kofler Johann, Professor.
Mischi Josef, Professor.
Mittermair Julius, k. k. Notar u. Bürgermeister.
Mitterer Ignaz, Propst.
Mitterutzner, Dr. Johann Chrys., k. k. Schulrath, G.-Director a. D.
Neßler Nicolaus, Professor.
Pirisi Hermann, Professor.
Rapp Ludwig, f.-e. Consistorialrath.

Riescher Ludwig, Professor.
Rimml Johann, Subregens.
Scharf Georg, Professor.
Schmid, Dr. Franz, Domcapitular.
Schöpfer, Dr. Aemilian, Theol.-Prof.
Schuchter Josef, Professor.
Schwingshakl Peter, f.-b. Mensal-Verwalter.
Seminar, Theologisches.
Spielmann, Dr. Alois, Director d. f.-b. Vincentinum.
Spielmann, Dr. Ferdinand, Professor.
Stemberger, Dr. Ed., Spiritual.
Wolf Andreas, Professor.

Bruck a. d. Leitha (N.-Öst.).

Bauer Jacob, Dechant u. Stadtpfarrer.

Brünn (Mähren).

Ehrmann, Dr. Franz, bischöfl. Secretär.
Gfiwnacky Ernst, Theol.-Professor.
Gutmensch Johann, k. k. Ober-Post-controlor.
Jekabek Joh., k. u. k. Militär-Caplan.
Kapusta J., Canonicus.
Krška, Dr. Karl, k. k. Staatsanwalt.
Mussil Othmar, Theolog.-Professor.
Petin Karl, k. k. Post-Ober-Controlor.
Schuderla Robert, Domcapitular.
Seminar-Bibliothek, Theolog.
Zeibert, Dr. Franz, Domdechant.

Budapest (Ungarn).

Biza Ludwig, k. u. k. Militär-Caplan.
Bundala Michael, Msgr., Spiritual im Central-Seminar.
Dedek Ludwig C., Scriptor a. d. Univ.-Bibliothek.
Gogolák Georg, k. u. k. Militär-Caplan.
Kemény Eduard, k. u. k. Militär-Curat.
Kollányi Fr., Custos am National-Museum.
Ványa Franz, k. u. k. Militär-Pfarrer und Tit.-Propst.
Várady, Dr. Leop. Arpad, Sect.-Chef.
Várady Victor, k. u. k. Militär-Curat.
Zichy, Graf Ferdinand, k. u. k. geheimer Rath.

Budin a. d. E. (Böhmen).

Moc Josef, Pfarrer.

Budweis (Böhmen).

Holba Marian, k. k. Gymnasial-Professor.
Ladenbauer, Dr. Willibald, O. Cist., k. k. Gymnasial Professor.
Plaček Franz, k. k. Professor.
Schmidt, Dr. Valentin O. Cist.
Schmidmayer Rudolf, k. k. Gymn.-Prof.
Wohl Othmar, k. k. Professor.
Zach, Dr. Stephan, O. Cist., k. k. Gymn.-Professor.

Burgebrach (Baiern).

Hau Johann, Pfarrer.

Burgschleinitz (N.-Öst.).

Brückler Josef, Cooperator.

Cadram (Steiermark).

Bezenšek Georg, Pfarrer.

Camberg (Nassau).

Lieber, Dr. Ernst, Reichs- u. Landtagsabg.

Cerna hora (Mähren).

Fries, Graf August, Reichsrathsabgeord.

Charlottenburg (Preußen).

Seibert Hermann, stud. phil.

Cilli (Steiermark).

Agradi Franz, inful. Abt und Stadtpfarrer.

Czernowitz (Bukowina).

Halban, Dr. Alfred, k. k. Univ.-Prof.
Kaindl, Dr. Raimund, k. k. Prof., Univ.-Docent.
Niedermann Josef, k. u. k. Milit.-Caplan.

Dalaas (Tirol).

Naegele Josef, Pfarrer.

Deutsch-Kralup (Böhmen).

Kunz Anton, Dechant.

Dobritschan (Böhmen).

Zeßner Heinrich, Freiherr v.

Dornbirn (Vorarlberg).

Lumper, Dr Josef, k. k. Gerichts-Adjunct.
Redemptoristen-Collegium.
Rhomberg Anna, Fabriksbesitzersgattin.

Dresden.

May, Dr. Karl, Schriftsteller.

Dürnholz (Mähren).

Lux Rudolf, Pfarrer.

Duppau (Böhmen).
Wiesbaur J. B., Professor.

Dux (Böhmen).
Krisa Wendelin J., Caplan.

Dziewietnik, P. Wypranowska (Galizien).
Szepticky, Dr. Graf Kasimir.

Ebelsberg (O.-Öst.).
Rupertsberger Mathias, Pfarrer.

Ebelsberg, Schloss (O.-Öst.).
Kast Michael, Excellenz Freiherr von, k. u. k. geheimer Rath.

Ebenau (Salzburg).
Fiorioli Alois, Pfarrer.

Ebenthaler-Allee (Kärnten).
Zehentgruber Ferd., Architekt.

Ebergassing (N.-Öst.).
Schloißnigg, Baronin Sophie.

Efferding (O.-Öst.)
Starhemberg Gräfin Fanni, geb. Gräfin Larisch.

Eger (Böhmen).
Basel Richard, k. k. Gymnasial-Professor.

Eggenburg (O.-Öst.).
Kohlgruber Franz, Stadtpfarrer.

Eichstätt (Bayern).
Lochner Oskar, Freiherr v. Hüttenbach, Lyceal-Professor.
Schmalzl, Dr. Peter, Lyceal-Professor.

Eisenerz (Steiermark).
Winkler Josef, Cooperator.

Endersdorf (Öst.-Schlesien).
Rudzinski, Constanze von.

Engelsberg (Öst.-Schlesien).
Riedel Conrad, Pfarrer.

Engelstein bei Gr.-Schönau (N.-Öst.).
Geusau Karl, Freiherr v.

Enneberg (Tirol).
Pallua P., Decan.

Eppan (Tirol).
Toggenburg Paul M., O. S. Dom.

Erla bei St. Valentin (N.-Öst.)
Coudenhove, Graf Karl.
Coudenhove, Gräfin Pauline.

Esseg (Ungarn).
Dankó Franz, k. u. k. Militär-Caplan.

Exaeten (Holland).
Duhr Bernhard, S. J.

Fahndorf (N.-Öst.).
Schlosser Anton, O. S. B., Pfarrer.

Feistritz a. D. (Kärnten).
Prosenn Alexander, Pfarrer.

Feldkirch (Vorarlberg).
Brunner Joh., k. k. Gymnasial-Professor.
Egger Franz, k. k. Bezirks-Schulinspector.
Gaßner-Getzner Rich., Fabrikant.
Greußing, Dr. Julius, praktischer Arzt.
Kelz Karl, k. k. Kreisgerichts-Secretär.
Müller, Dr. Johann, bischöfl. Secretär
Mutter-Catan, Frau.
Mutter, Fräulein Marie.
Neuner, Dr Jos., k. k. L.-G.-R.
Plattner Alois, k. k. Finanz-Obercommissär.
Schneider Franz, Professor.
Schönach Hugo, Gymnasial-Professor.
Stella Matutina, Pensionat.
Zobl, Dr. Johann, Weihbischof.

Feldkirchen (Kärnten).
Richter Ant., f.-b. geistl. Rath, Dechant.

Fleih (Böhmen).
Linsmaier Alois, Pfarrer.

Floridsdorf (N.-Öst.)
Basler Raimund, Cooperator.
Kövesdy Theodor, Beamter der Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Foča (Bosnien).
Babuschek Ant., k. u. k. Militär-Caplan.

Frangart bei Bozen (Tirol).
Told Ignaz, Expositus.

Frankfurt a. M. (Preußen).

Dies academicus.

Freiburg im Breisgau.

Braig, Dr. Karl, Universitäts-Professor.
Heiner, Dr. Franz, Prälat, Univ.-Prof.
Werthmann, Dr. Laurenz, Redacteur der „Charitas".

Freiburg (Schweiz).

Kirsch Dr. Joh. Peter, Univ.-Prof.
Lindemann Karl, stud. theol.
Morel Camillo, Kanzler der Universität
Schnürer, Dr. Gustav, Univ.-Prof.
Universitäts-Bibliothek.

Freising (Bayern).

Hoffmann Richard, Diacon.
Kammerloher Sebastian, Diacon.
Krottenthaler Stephan, Diacon.
Niedermayer Josef, Diacon.
Schlecht, Dr. Josef, Lycealprofessor.

Freistadt (Öst.-Schlesien).

Skulina Johannes, Caplan.

Freybühel (Steiermark).

des Enffans d'Avernas, Graf.

Friesach (Kärnten).

Veith, Conte Anton.

Frohsdorf (N.-Öst.).

Curé Amadée, Ehrenkämmerer S. H., Ehrencanonicus.

Fügen (Tirol).

Mark David, Decan.

Fünfkirchen (Ungarn).

Hanny Gábor, Abt und Domherr.

Fusch (Salzburg).

Kostenzer Johann, Pfarrer.

Gainfahrn (N.-Öst.)

Bratke Julius, Pfarrer.

Gallthür (Vorarlberg).

Haider Sylvester, Pfarrer.

Gárdony (Ungarn).

Majláth, Graf Geza.

Gars (N.-Öst.).

Lux, Dr. Franz, Ehrendomherr und Dechant.
Pressler Anton, pens. Pfarrer.

Gaschurn (Vorarlberg).

Hartmann Josef, Pfarrer.

Gaubitsch (N.-Öst.).

Trost Leopold, Dechant.

Gaya (Mähren).

Ledóchowski, Graf Heinrich.

Girlan (Südtirol.)

Thaler Anton, Cooperator.

Gmunden (N.-Öst.).

Belcredi, Excellenz Graf Richard, k. u. k. geheimer Rath.
Mayr Georg, Stadtpfarrer.
Stadler Franz, Cooperator.

Görkau (Böhmen).

Endler Franz, Dechant.

Görz (Küstenland).

Deixler Moriz, k. k. Forst-Rechn.-Revident.
Loitlesberger Karl, Gymnasial-Professor.

Goldwörth (O.-Öst.).

Mindner Franz, Chorherr.

Goldegg im Pongau (Salzburg).

Galen, Graf Hubert.

Gonobitz (Steiermark).

Voh Barthol., Hauptpfarrer u. Dechant.

Grabeu (Böhmen).

Sitte Wenzl, bischöfl. Bez.-Vicär, Dechant.

Graz (Steiermark).

Ackerl Johann, stud. theol.
Convent der barmherzigen Brüder.
Dominicaner-Convent.
Eberhardt Max, Cavaliere, Ingenieur.
Edelsbrunner Medard, stud. theol.
Frühwirth Josef, Kanzler.
Fünfkirchen, Graf.
Graus Johann, k. k. Conservator und Professor.
Grießl Anton, Domcustos.

Gutjahr, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor.
Haas Josef. stud. theol.
Haller Ignaz.
Haring Johann, k. k. Univ.-Professor.
Hartenthal, Dr. v., k. u. k. Oberst.
Hausegger Vincenz, Caplan.
Hechtl Ferd., stud. theol.
Hirtl Anton, f.-b. geistl. Rath, Spiritual, Knabenseminar.
Igler Paul, Privatier.
Janz Leopold A., stud. theol.
Karmeliter-Convent.
Karner Franz, stud. theol.
Kienhofer, Dr. Josef, f.-b. Secretär.
Knar Paul, O. S. Dom.
Köck, Dr. Joh., f.-b. Ordinariatskanzler.
Kölbl Franz, stud. theol.
Kolleger Anton, stud. theol.
Korb-Weidenheim Anna, Baronin.
Kröll Vict., k. u. k. Lieut.-Rechnungsführer.
Křížik Anton, k. u. k. Militär-Caplan.
Lammer Valentin, stud. theol.
Lang, Dr. Alois, Professor.
Leseverein der Theologen.
Mayerhofer, Dr. K., f.-b. Hofcaplan.
Mayerhoff J., Verlagsbuchhändler.
Miklavc, Dr. Raimund, k. u. k. Mil.-Capl.
Oer, Dr. Franz Freih. v., Domcapitular.
Petzinger Alois, stud. theol.
Plater Graf Johann.
Pupacher Karl, stud. theol.
Ranftl, Dr. Johann, Professor.
Reinhofer Josef, stud. theol.
Reich Josef, Domcapitular.
Rintelen, Dr. Anton, Advocat.
Saloschnig Johann, stud. theol.
Sattler, Dr. Anton, Professor.
Schellauf, Dr. Franz, Professor.
Schmid Florian, stud. theol.
Schnitter Anton, stud. theol.
Schweighofer Franz, stud. theol.
Siebenhofer Franz, stud. theol.
Soukup Josef, Ob.-Rendant der Südbahn.
Stradner Josef, Canonicus, Director des f.-b. Knabenseminars.
Szentmiklosy Karl, emer. Kirchendirector.
Thun-Hohenstein, Graf Arbogast.
Thyr Josef, stud. theol.
Urbas Wilhelm, k. k. Professor i. R.
Vidav Benedict, Cleriker.
Vötsch Anton, Professor.
Wagner Anton, stud. theol.
Weiß, Dr. Anton, k. k. Univ.-Professor.
Weiß, Dr. Johann, k. k. Univ.-Professor.
Weiß, Dr. Karl, k. k. Univ.-Professor.
Winkler Karl, stud. theol.
Zach Franz, stud. theol.
Zellner Franz, stud. theol.
Zierler Johann, stud theol.
Zollner Franz, stud. theol.
Zwanzger Franz, stnd. theol.

Gries bei Bozen (Tirol).

Hohenegger Anselm, O. S. B., Professor der Theologie.
Riem Martin, Stiftsbibliothekar.
Koellensperger, Dr. Karl, prakt. Arzt.
Marzani, Graf Albert.
Schunter J., Weltpriester.

Grins (Tirol).

Wassermann Alois, Pfarrer.

Grodzisko (Galizien).

Bánhidy Casimira Marie, Frau v.

Groß-Gerungs (N.-Öst.).

Binder Johann, Dechant.

Groß-Jedlersdorf (N.-Öst.)

Just Ferdinand, Pfarrer.

Groß-Poppen (N.-Öst.)

Plesser Alois, Pfarrer.

Guttaring (Kärnten).

Grösser Mathias, Dechant, k. k. Conf. f. R.-D.

Gyergyö-Alfalu (Ungarn).

Mikes Graf Johann.

Hagenberg, Schloss (O.-Öst.)

Dürkheim, Gräfin Franzisca.

Haid (Tirol).

Prieth Ignaz, Pfarrer.

Haindorf (N.-Öst.)

Reichhart Gottfried, O. S. B., Pfarrer (20K).

Hall (Tirol).

Gasser, Dr. Vincenz, k. k. Notar.
Huber, Dr. Rud., k. k. Gerichts-Adjunct.
Kathrein, Dr. Theodor, Advocat.
Knöpfler Mathäus, Decan.
Obergymnasium, k. k. (P. P. Franziskaner).
Recheis Nicolaus, Caplan.
Waßermann, Dr. J. M., praktischer Arzt.

Hartenberg (Böhmen).

Henneberg-Spiegel H., Baronin.

Hauglschlag (N.-Öst.).

Prisching Joseph, Pfarrer.

Hayd (Böhmen).

Löwenstein Karl, Fürst zu . . K 20.—

Heiligenkreuz (N.-Öst.).

Cistercienserstift . . . . . K 20.—
Dědič Malachias, Prior und Dechant.
Grünbeck Heinrich, Abt.
Nader Franz, Stiftscapitular.
Nagl, Dr. Erasmus, Theologie.-Professor.
Pöck, Dr. Georg, Theologie-Professor.
Schlögl, Dr. Nivard, Theologie-Professor und Novizenmeister.
Urban, Dr. Johann, Theologie-Professor.
Watzel Florian, Stiftscapitular.

Hermannstadt (Siebenbürgen).

Gardik de Karda Willibald, k. u. k. Militär-Curat.

Herzogenaurach (Bayern).

Göller Georg, Pfarrer.

Herzogenburg (N.-Öst.).

Schmolk Frigdian, Propst.

Herzogsdorf (O.-Öst.).

Weiß Johann, Pfarrer.

Höritz (Böhmerwald).

Panhölzl Philibert, bischöfl. Notar und Pfarrer.

Hofkirchen (O.-Öst.).

Spalt Heinrich, reg. Chorherr u. Pfarrer.

Hohenbrugg b. Fehring (Steiermark).

Morsey, Franz Freih. v., Gutsbesitzer.

Hohenems (Vorarlberg).

Waldburg-Zeil, Graf Clemens.

Hohenfurth (Böhmen).

Bibliothek des Stiftes.

Holtschitz b. Brüx (Böhmen).

Hahnel Karl, Pfarrer.
Reißmüller Anton, Caplan.

Holzgau (Tirol).

Paregger, Dr. med. Max, prakt. Arzt.

Horka a. d. Iser (Böhmen).

Nostitz, Graf Karl.

Horn (N.-Öst.).

Kreschnička Jos., Religions-Professor.
Miklas Wilhelm, Realschul-Professor.

Iglau (Mähren).

Kobza Raimund M., Religions-Professor.

Imst (Tirol).

Rauch Joh., Canonicus und Decan.
Riccabona Alphons, Freih. v., Cooperator.

Innichen (Tirol).

Walter, Dr. Joseph, Propst.

Innsbruck (Tirol).

Albert Franz, stud. theol.
Althoff Heinrich, stud theol.
Austria, akad. Studentenverbindung.
Baldauf Gebhard, k. k. Gymn.-Professor.
Baldauf Gebhard, stud. theol.
Bergmeister, Dr., Professor a. d. Handelsschule.
Berger Franz stud. theol.
Bleyer Alfred, k. k. Gymnasial-Professor.
Brandis, Graf Anton, k. u. k. geheimer Rath, Landeshauptmann.
Brandl Benedict, O. Praem., stud theol.
Breitenmoser Friedrich, stud. theol.
Bukuwsky, Graf Michael.
Cremer Wilhelm, stud. theol.
Christanell Franz, stud. theol.
Dinzinger Franz. stud. theol.
Dunin-Borkowska, Gräfin Kasimira.
Egger Franz, Professor am k. k. Pädagogium, Bezirksschulinspector.
Eghen Silvio v., k. k. Finanzsecretär.
Ehl Conrad, stud. theol.
Ehrlich Lambert, stud. theol.
Ellering Theodor, stud. theol.
Elsigan Franz, stud. theol.
Ernst Jacob, stud. theol.
Esterhazy Ladislaus, stud. theol.
Ettl Karl, Stadtpfarrcooperator.
Falkner Eugen, k. k. Oberrealschul-Prof.
Falser Josef R. v., k. k. Bezirks-Hauptmann.
Ferschich Johann, stud. theol.
Flunger Josef.
Foerstl Johann, stud. theol.

Frank Richard, stud. theol.
Frankenstein Julie, Freiin von.
Fridthum Otto, O. S. B., stud. theol.
Gabler Bruno, stud. theol.
Genelin, Dr. Plac., k. k. Oberrealschulprofessor.
Geppert Vincenz, stud. theol.
Gerok Karl, kais. deutscher Consul.
Goldstein Franz, stud. theol.
Gostner Karl, Kaufmann.
Groll Alois, stud. theol.
Gschließer Heinrich, Magistratsrath.
Handl Johann, Kaufmann.
Hauser Josef, Hausbesitzer.
Hausotter, Dr. Johann, k. k. Landesschulinspector.
Hefter Adam, Cand. d. Philosophie.
Hellweger, Dr. Ludwig.
Hermann Adam, stud. theol.
Hoflacher Engelbert, Pfarrer.
Howarka Fr. Stephan, stud. theol.
Hundegger, Dr. Josef, Bibliotheksbeamter.
Hutter Theodor, Caplan.
Janak P. Emeran, O. S. B.
Janoušek Karl, k. u. k. Militär-Caplan.
Jehli, Dr. G., Red. d. „N. Tiroler Stimmen“.
Kaderžawek Julius, stud. theol.
Kapferer, Dr. Max, Advocat.
Kathrein Ignaz O. S B.
Kerle Josef, Decanatssecretär.
Kern Mathias, stud. theol.
Klemm Xaverius, O. Praem., stud. theol.
Knabl Hermann, stud. theol.
Knoflach, Dr. Karl, prakt Arzt.
Koch Alois, stud. theol.
Kometer, Dr. Johann, Decan.
Kopp Jacob, stud. theol.
Korzonkiewicz Johann, stud. theol.
Kripp Heinr. v., Notariatsconcipient.
Kripp Sigmund v., Secretär des Landesculturrathes.
Kuster Joseph, stud. theol.
Lanner, Dr. Alois, Realschulprofessor.
Lau Ludwig. stud. theol
Lenard Leopold, stud. theol.
Leoverein, academischer.
Lieber, Dr. August, prakt. Arzt.
Magyarászi Franz, stud. theol.
Malfatti, Dr. Hans, Univ.-Prof.
Malfatti Josef, mag. pharm.
Matter Erhard, stud. theol.
Mayer Hermann, stud. theol.
Mayr Franz, Baumeister.
Mayr, Dr Mich., Archivs-Director der k. k. Statthalterei.
Meer Wilhelm von, stud. theol.
Meran Albrecht, Graf.
Metz Ferdin., landsch. Rechnungsrevident.
Moll Nicolaus, stud. theol.
Müller Lorenz, Abt des Prämonstratenserstiftes Wilten.
Neuhauser Albert.
Neuhauser Alfons.
Neuhauser Karl.
Neuner Alois, k. k. Religionsprofessor.
Neuner Josef, Caplan.
Nitsche Dr. J., Landesschulinspector.
Orieux, Frl., Lehr. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Paur Anton v., Privatier.
Pastor, Dr. Ludwig, k. k. Univ.-Prof., Hofrath.
Perkmann, Dr. Peter, Professor.
Petter August, Consiliarius.
Pfammatter Emil, stud. theol.
Poelt, Dr. August, k. k. Finanzrath.
Posch Julius, stud. theol.
Professoren - Collegium der theolog. Facultät K. 20.—
Pusch, Dr. Karl, Advocat.
Ramponi, Dr. Roman v., k. k. Postrath.
Rauch Josef, stud. phil.
Redemptoristen-Collegium.
Reichart Otto, stud theol.
Revermann Theodor, stud. theol.
Riccabona, Dr. Ernst v., Ober-Landesgerichtsrath.
Riccabona, Dr. Julius, Freiherr v., Präsident des Landesculturrathes.
Riccabona, Dr. Othmar v., k. k. Notar.
Riedhammer Franz, stud. theol.
Riedmayer Otto, Landeshauptcassier.
Rospond Stanislaus, stud. theol.
Roß Bernhard, stud. theol.
Roter Augustin, stud. theol.
Rüb Karl, stud. theol.
Röck, Director der k. k. Lehrerbild.-Anstalt.
Sauer Eugen, stud. theol.
Scherbauer Josef, stud. theol.
Schindlauer Josef, stud. theol.
Schmuck Heinrich v., Professor.
Schneller Christian, k. k. Hofrath.
Schorn, Dr. Joh., Landesausschuss.
Schorn, Dr. Jos., Professor a d. k. k. Pädagogium.
Schönbrod Paul, stud. theol.
Schönenberger Friedrich, stud. theol.
Schreiber Amand, O. S. B., stud. theol.
Schwager Remigius, landschaftlicher Hilfsämter-Director.
Schwick Heinr., k. k. Hof-Buchhandlung.
Sigmund Josef, Pfarrer.
Spoerr Johann, Cooperator.
Sporrer Josef, stud. theol.

Stähli Rudolf, stud. theol.
Sternbach, Dr., Pius, Freih. v., Statthaltereisecretär.
Stoetz Paul, stud. theol.
Stranz P. Paul, O. S. B.
Strunk Wilhelm, stud. theol.
Sturm Hubert, stud. theol.

Tendering Karl, Assessor.
Thurn und Taxis, Graf Ferdinand, k. k. Kämmerer, Statthaltereirath i. R.
Thurner Alois, Notariatsconcipient.
Timmen Leonhard, stud. theol.
Tirolia, academ. Studentenverbindung.
Tonelli Albin, k. k. Evidenz-Haltungs-Inspector.
Trapp, Graf Gotthard.

Ulmer Andreas, stud. theol.
Unger Sever n, stud. theol.
Universitätsbibliothek, k. k.
Unterkircher Karl, k. k. Scriptor.
Vetter Andreas, stud. theol.

Wackernell, Dr. Josef, Advocat.
Wackernell, Dr. J. E., k. k. Univ.-Prof.
Wahrmund, Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor.
Waldegger Peter, k. k. Religions-Professor.
Weichs-Glon F., Dr. Freih. v., Inspector der k. k. Staatsbahnen.
Weinzierl Wichmann, stud. theol.
Widemair Leonhard, Religions-Professor.
Winkler Ludwig, mag. pharm.
Wirtz Heinrich, stud. theol.
Wörndle Heinrich v., Buchhändler.
Wolffskron, Max Reichsr. v., Berg- und Hütten-Ingenieur.
Wotschitzky Ferdinand, k. k. Bezirks-Schulinspector.
Zavodny Josef, k. k. Militär-Pfarrer.
Zeller Florian, O. Cist., stud. theol.
Zingerle, Dr. Anton, k. k. Universitäts-Professor.

Ischl (O.-Öst.).

Weinmayer Franz, Dechant und Stadtpfarrer.

Jagenbach (N.-Öst.).

Bürger Ambros, Messeleser.

Jaroslau (Galizien).

Krassowsky Johann R. v., k. u. k. Militär-Caplan.

Jerusalem.

Czarsky, Dr. Stefan, Rector des österreichisch-ungarischen Pilgerhauses.

Jonsvil (Schweiz, K. St. Gallen).

Federer Heinrich, Caplan.

Jungferndorf (Schlesien).

Schumann Wenzel, Schlossbeneficiat.
Skal Adele, Baronin v.

Kaaden (Böhmen).

Rotter Franz, Ehrencanonicus, Dechant.
Zenker Anton, k. k. Professor.

Kahlsberg (Salzburg).

Walterskirchen-Hunyady, Baronin.

Kaindorf (Steiermark).

Schmid Math., Caplan.

Kalksburg (N.-Öst.).

Jankowic Ludwig, Graf.
Rectorat des Collegiums S. J.

Kaltern (Tirol).

Boul Louise, Baronin.
Biegeleben Ludwig, Freiherr v.
Graml, P. Virgilius O. S. Fr.
Pfaier Georg, Decan.
Rapp, Dr. Johann.

Karlsbad (Böhmen).

Lenk Augustin, Kreuzherrnordenspriester.
Strunz, Dr. Wenzel, prakt. Arzt und Brunnenarzt.

Kastelruth (Tirol).

Egger Anton, Decan.
Stenitzer, Gottfried v., k. k. Bezirks-Richter.

Katzelsdorf (N.-Öst.)

Pikryl, Dr. C. Franz, C. SS. R.

Kematen (Tirol).

Strobl Christian, Pfarrer.

Kirchberg am Wechsel (N.-Öst.)

Wüsinger Josef, Pfarrer.

Kirchschlag (Böhmen).

Grill Paul, Cooperator.

Klagenfurt (Kärnten).

Bittner Guido, Domcapitular.
Cigoi, Dr. Alois, O S. B., Professor der Theologie.

Einspieler Lambert, Domscholaster, inf. Probst.
Elsler Karl, Domherr, fürsterzbischöflicher Kanzler.
Geßler Johann, k. u. k. Professor.
Größer Matthäus, Dechant.
Habisch Josef, Priester.
Hribar Josef, Domcapitular.
Hutter Johann, Realschulprofessor.
Klimsch, Dr. Robert, Redacteur.
Lebinger Norbert, k. k. Professor.
Mikulusch Anton, Pfarrer.
Podgorc Valentin, Canonicus.
Polyakovics, Dr. Ludwig k. u. k. Militär-Caplan.
Priester-Seminar, Rectorat.
Professoren-Collegium der fürstbischöflichen theologischen Lehranstalt.
Quitt Johann, Präfect, Marianum.
Schellander G., Domscholaster.
Spinetti, Dr. Albin, Freiherr v.
Streſs Anton, Präfect, Marianum.
Unterluggauer Johann, Stadtpfarrcaplan.
Veiter August, akademischer Maler.
Wappis Ferd., Director des Marianum.
Weiß Gabriel, Domvicar.

Klausen (Tirol).

Schenk Alois, Decan.

Klosterneuburg (N.-Öst.)

Czernohorsky Alexander, reg. Chorherr.
Domanig, Dr. Karl, Custos am k. u. k. Hofmuseum in Wien.
Domanig Irmgard, Frau.
Drexler, Dr. Karl, Msg., Theol.-Professor.
Felbinger Ubald, reg. Chorherr.
Jdinger Frigdian, Chorherr
Kehrer Ernst, Theol.-Professor.
Kluger, Dr. Josef, Theol.-Professor.
Kopriwa Aegidius, Theol.-Professor.
Kurowski, Dr. Ludwig, Secretär der K. F. Nordbahn.
Pasler Ildephons, Theol.-Professor.
Peitl Bernhard, Stiftsdechant.
Peterlin Adalbert, Theol.-Professor.
Piffl Friedrich, Theol.-Professor.
Pitsch, Dr. Wilhelm, Arzt.
Schnürer, Dr. Franz, k. u. k. Scriptor, Redacteur.
Schnürer Gabriele, Frau.
Skoupil Stefan, reg. Chorherr, Cooperator.
Süß Norbert, Theol.-Professor.
Wache Paul, Theol.-Professor.

Knittelfeld (Steiermark).

Luttenberger Alois, Caplan.

Komarik (Böhmen).

Putschögl, Dr. Emil, Gutsadministrator.

Komotau (Böhmen).

Salzer, Dr. Clemens, O. Cist., Gymn.-Director.

Korneuburg (N.-Öst.).

Jungherr Anton, Cooperator.

Köln (Preußen).

Cardauns, Dr. Hermann, Chefredacteur.

Königgrätz (Böhmen).

Benesch, Dr. Ferdinand, Theol.-Professor.
Domabyl, Dr. Gustav, Theol.-Professor.
Hampl Franz, Prälat, Domcapitular.

Kraig (Kärnten).

Joas Johann, Probst.

Krakau (Galizien).

Chotkowski, Dr. Ladislaus, Prälat, k. k. Univ.-Professor.
Dunajewski, Dr. Julian Ritter von, Excellenz, Minister a. D.
Estreicher-Rozbiersky, Dr. Karl, Director der Univ.-Bibliothek.
Górski, Dr. Ant. v., k. k. Univ.-Professor.
Grusz Ladislaus, k. k. Militär-Pfarrer.
Gryziecki Ladislaus, k. und k. Militär-Curat.
Janczewski, Dr. E. v., Universitäts-Professor.
Karlinski, Dr. Franz, Director der Sternwarte.
Kreutz, Dr. Felix, Univ.-Professor.
Morawsky, Dr. Casim., k. k. Univ.-Prof.
Pawlicki, Dr. Stefan, k. k. Univ.-Prof.
Smolka, Dr. Stanis., Univ.-Professor, General-Secretär der k. Akademie der Wissenschaft.
Sokolowski, Dr. Marian v., Universitäts-Professor.
Tarnowski, Dr. Stanisl., Graf, Univ.-Professor, k. u. k. g. R.
Tomkowicz, Dr. Stanisl., Chef-Redacteur, Conservator.
Tretiak Dr. Josef, Univ.-Professor.
Ulanowski, Dr. Boleslav, Univ.-Professor.
Wondolny, Dr. Ceslav, Prof. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Zoll, Dr. Friedrich, Hofrath, Univ.-Prof.

Krems (N.-Öst.)

Kerschbaumer, Dr. Anton, Prälat.
Oehler, Dr. Johann, k. k. Gymnasial-Professor.
Wichner, Dr. Josef, k. k. Gymnasial-Professor.

Kremsier (Mähren).

Blažek Wilhelm, Seminar-Director.
Jaksche, Dr. Franz, Gymn.-Professor.

Kremsmünster (O.-Öst.)

Achleuthner Leonhard, O. S. B., Abt.
Dickinger Odilo, Stiftsbibliothekar.
Hauer Julian, Gymn.-Professor.
Landerl, Dr. Philibert, Gymn.-Professor.
Mayer Friedrich, Gymnasial-Professor.
Schwarz Thiemo, Stiftscapitular.

Kretin (Mähren).

Huyn, Dr. Paul, Graf.

Kritzendorf (N.-Öst.).

Köhler Leander, Pfarrer.

Krummnußbaum (N.-Öst.).

Montjoye, Graf Karl, k. k. Kämmerer.

Kufstein (Tirol).

Margreiter Jakob, Decan.

Kurtatsch (Tirol).

Frank Anton, Pfarrer.

Laas (Tirol).

Altfäller Josef, Pfarrer.

Villa Lagarina (Südtirol).

Moll Franz, Freiherr v., k. k. Kämmerer.

Laibach (Krain).

Jeglič, Dr. Anton, Fürstbischof.
Klofutar, Dr. Leonhard, Domprobst.
Kulavic, Dr. Johann, Seminar-Director, Domcapitular.
Professoren-Collegium, theolog.
Šusteršic, Dr. Ivan, Advocat, Reichsrathsabgeordneter.

Lambach (O.-Öst.).

Benedictiner-Abtei.

Lana (Tirol).

Tribus Calasanz, Prior des Deutschen-Ordens-Convent.

Landeck (Tirol).

Greil Johann, Pfarrer.
Trenker Franz, Cooperator.

Landskron (Böhmen).

Brix Adolf, k. k. Religions-Professor.

Láng-Fehér Magyar (Ungarn).

Zichy, Gräfin Marie, geb. Gräfin Redern.

Leitmeritz (Böhmen).

Böhm Josef, Domcapitular.
Herkloß, Dr. Franz, Theol.-Professor.
Laube Marie, Frau.
Michel, Dr. Ferd., Canonicus.
Mittelbach, Dr. Franz, Arzt.
Seifert Josef, Prälat, Canonicus.
Sterba Josef, Domcapitular.

Lemberg (Galizien).

Bilczewski, Dr. Jos., Erzbischof rit. lat.
Dominicanerkloster.
Isakowicz, Dr. Isaak, k. u. k. geh. Rath, Erzbischof rit. armen.
Láska, Dr. Wenzel, k. k. Univ.-Prof.
Mniszech, Comtesse Ludmilla.
Niché Roman, k. u. k. Oberlieutenant.
Pressen Johann, Edl. v., k. u. k. Mil.-Cur.
Pilat, Dr. Thaddäus, k. u. k. Hofrath, Universitäts-Professor.
Prochaska Anton, Adjunkt des Landesarchives.
Sapieha, Fürst Adam, Vicerector im fürsterzbischöflichen Seminar.
Szeptice-Szepticki, Dr. Andreas Graf von und zu, Erzbischof rit. graec.
Thullie Max, R. v., Professor a. d. technischen Hochschule.

Leoben (Steiermark).

Stradner Alois, Dechant und Pfarrer.

Leonding (O.-Öst.).

Ecker Johann B., Pfarrer.

Leonfelden (O.-Öst.).

Kaiser Benedict, Pfarrvicar.
Keplinger Robert, Cooperator.

Libochowitz (Böhmen)

Herberstein, Graf, Josef.

Liebenau (Steiermark).

Buxbaum Franz, k. u. k. Hauptmann.
Parall Jaroslav, k. u. k. Art.-Oberlieut.

Liechtenstein (Böhmen).

Schmissing-Kerssenbrock, Gf. Clem.

Lienz (Tirol).

Neupauer, Dr. Ferdinand R. v., k. k. Bezirksrichter.

Liesing (N.-Öst.).

Scholz, Dr. Franz, städt. Verwalter.

Lilienfeld (N.-Öst.)

Panschab Justin., O. Cist., Abt.
Tobner Paul, Kanzleidirector.
Schirnhofer Gerhard, O. Cist., Capitular.

Lindenau (Nordböhmen).

Vater Anton, Pfarrer.

Lingenau (Vorarlberg).

Fink Josef, Pfarrer.

Linz (O.-Öst.).

Aistleitner Johann, stud. theol.
Bermanschläger Ludwig, Domprediger.
Collegium S. J.
Degner Carl, stud. theol.
Denk, Dr Karl, Augenarzt.
Dullinger Leopold, Canonicus.
Ebenhoch, Dr. Alfred, Landtags-Abg., Landeshauptmann.
Ecker Max, stud. theol.
Eder Johann, stud. theol.
Engeljähringer Georg, stud. theol.
Ennsgraber Franz, stud. theol.
Erkner Ludwig, stud. theol.
Esser, Dr., Advocat.
Flieher Anton, stud. theol.
Floimayr Josef, stud. theol.
Fuchs Johann, stud. theol.
Gutenbrunner Carl, stud. theol.
Hinterecker Michael, Theolog.-Professor.
Hittmair, Dr. Rudolf, Theolog.-Professor.
Hochhold Franz, stud. theol.
Koller Josef, stud. theol.
Kreuzwieser Franz, stud. theol.
Marckhgott, Dr. Heinrich.
Mayböck, Dr. Johannes, Domcapitular, Seminar-Regens.
Nußdorfer Friedrich, stud. theol.
Ozlberger Anton, k. k. Schulrath, Gymn.-Professor.
Pfemberger Joseph, stud. theol.
Pohn Franz, stud. theol.
Rechberger Leopold, stud. theol.
Rixner Alexander, Buchbinder, k. u. k. Kammerlieferant.
Schmuckenschläger Adolf, Theol.-Professor.
Schwarz Josef, Canonicus.
Walderdorff, Graf Josef, k. k. Statthalterei-Secretär.
Wild, Dr. Ignaz, Theologie-Professor.

Lischau (Böhmen).

Hlasiwec Johann, Pfarrer.

Lobzow (Galizien).

Lhotta Johann, k. u. k. Militär-Caplan.

Lösch (Mähren).

Belcredi, Graf Ludwig.

Loosdorf (N.-Öst.).

Steininger Johann, Pfarrer.

Luchatschowitz (Mähren).

Sereny, Graf Otto.

Madrid (Spanien).

Hinojosa de, Eduardo, Univ.-Professor.

Mährisch-Neustadt (Mähren).

Fischer Joseph, Gymnasial-Professor.
Hermann Ludwig, Stiftscaplan.
Seiulka Wenzel, Dechant.
Stöckl Isidor, Cooperator.

Maihingen (Bayern).

Grupp, Dr. G. F., Bibliothekar.

Mainz (Hessen).

Holzhammer, Dr. Joh., Domcapitular.
Ritzer Hanns, stud. histor.
Raich, Dr. Joh. Mich., Domcapitular.
Selbst, Dr. Josef, Domcapitular.

Mals (Tirol).

Hohenegger Josef, Decan und Pfarrer.

Mannswörth (N.-Öst.).

Helleparth Johann, Pfarrer.

Marburg (Steiermark).

Feus, Dr. Franz, Theologie-Professor.

Kovačič, Dr. Franz, Theologie-Professor.
Križanič, Dr. Johann, Domcapitular.
Matek, Dr. Martin, Theologie-Professor.
Medved, Dr. Anton, Religions-Professor.
Pajek, Dr. Josef, Canonicus.
Simonič Franz, Stadt-Caplan.
Tájek Jakob, k. u. k. Militär-Caplan.
Wreže Johann, k. k. Professor.

Maria-Kulm (Böhmen).

Bergmann Josef, Propst u. Commandeur.
Kohl Rudolf, Kreuzherren-Ordenspriester.

Mariaschein (Böhmen).

Collegium S. J.

Maria-Schutz (N.-Öst.).

Schnetzinger Stefan, Pfarrer.

Marienbad (Böhmen).

Pöller Adolf, O. Praem., Caplan.

Mattsee (Salzburg).

Ziegler Anton, Canonicus und Pfarrer.

Mauer (N.-Öst.).

Weczerzik, Dr. Karl, Edl. v. Planheim, Cooperator.

Mautern (Steiermark).

Rösler, Dr. Augustin, O. SS. R.

Mechenried (Bayern).

Kraus G., Pfarrer.

Melk (N.-Öst.).

Amplatz Alois, O. S. B., Katechet.
Hager Benedict, O. S. B., Gymnasial-Professor.
Haselberger Georg, O. S. B., Prior.
Katschthaler Ed., O. S. B., Gymnasial-Lehrer.
Kozell Gabriel, O. S. B., Stiftscapitular.
Piringer Leo, O. S. B., Capitular.
Rauch Karlmann, O. S. B., Stifts-capitular.
Ressavar Columban, O. S. B., Capitular.
Schachinger, Dr. Rudolf, O. S. B., Prof. und Stiftsbibliothekar.

Melnik (Böhmen).

Neumann Jaromir Lad., k. k. Bezirksrichter.

Meran (Tirol).

Christanell Josef, Schuldirector.
Egen Karl v., Beneficiat.
Glatz Sebastian, Decan.
Hafner Josef, Professor.
Hilpold Hans, städtischer Controlor.
Huber, Dr. Alois, prakt. Arzt.
Hueber Gottlieb, Cooperator.
Innerhofer, Dr. Franz.
Mages, Baronin Catan geb. Mutter.
Menghin A.
Moll, Dr. Josef, k. k. Gerichts-Adjunkt.
Pattis Jakob, Kaplan im Engl. Institut.
Plant Fridolin, Kaufmann.
Putz, Dr. Max, Advocat.
Schatz, Dr. Adelgott, O. S. B., Gymnasial-Professor.
Schreyögg Jos., Kaufmann.
Zeller Franz, Bezirks-Schulinspector.

Michaelbeuern (Salzburg).

Königsberger Friedr., Abt, O. S. B.

Mies (Böhmen).

Badstuber Hubert, k. k. Gymn.-Professor.
Füssel W., Professor.
Juritsch, Dr. Georg, Gymnasialdirector.

Mils (Tirol).

Plaseller Anton, Director am Taubstummeninstitute.

Mistelbach (N.-Öst.).

Barnabiten-Collegium K 20.—

Mitterau (N.-Öst.).

Montecuccoli, Graf Max, Herrenhaus-mitglied.

Mödling (N.-Öst.).

Kemetter August, Gymnasial-Professor.
Missionshaus St. Gabriel.
Pfarrei.
Toggenburg, Graf Friedrich K 20.—
Wawra, Dr. Heinrich, k. k. Oberbezirksarzt.

Mochowitz (Mähren).

Strachwitz, Graf Friedrich.

Morter (Vinschgau Tirol).

Schrott Josef, Expositus.

Mühlbach b. Eger (Böhmen).

Müller Nicolaus, Pfarrer.

Mühlhausen, Schloss a. d. Moldau (Böhmen).

Veith, Comtesse Maria Rosa.

München (Baiern).

Baumgarten, Dr. Paul M., Msgr.
Busch Georg, Bildhauer.
Grauert, Dr. Univ.-Professor.
Hertling, Dr. G., Freiherr von, Univ.-Professor.
K. bayr. Hof- u. Staatsbibliothek.
Öttingen-Spielberg, Fürstin zu.
Öttingen-Wallerstein, Fürst Moriz.

Münster (Westpfalen).

Brandt Theodor, cand. theol. cath.

Nagy-Levard (Ungarn).

Wenkheim, Graf Stephan.

Naturns (Vintschgau).

Marinell Franz, Cooperator.

Nerezisće (Dalmatien).

Milčevcić, Dr. Anton, Erzpriester

Neukirchen (O.-Öst.)

Wöckinger Johann, Pfarrer.

Neumarkt i. Tirol.

Pugneth Johann, Decan u. Pfarrer.

Neunkirchen (N.-Öst.).

Trapp Ambros, Dechant.

Neutitschein (Mähren).

Parsch Johann, Pfarrer und Dechant.

Nevesinje (Herzegowina).

Liptay Eduard, k. u. k. Militär-Caplan.

Niepolomice (Galizien).

Korczak-Hubička, Celine de, k. u. k. Rittmeisters-Gattin.

Nikolsburg (Mähren).

Kisling Josef, Canonicus.
Landsteiner Karl, Propst.
Raab Mathias, Canonicus.

Obergänserndorf (N.-Öst.).

Rabl Ignaz, Pfarrer.

Oberhollabrunn N.-Öst.

Ebner Laurenz, Präf. im Knabenseminar.
Lutz, Dr. Andreas, Präf. im Knabenseminar.
Grippel, Dr. J., Präf. i. Knabenseminar.
Kundi Julius, Seminardirector.
Reuckl Franz, Msg., Religions.-Professor.

Oberneukirchen (O.-Öst).

Preining Raphael, Cooperator.

Ober-Thern (N.-Öst.).

Atteneder Josef, Pfarrer.

Ödenburg (Ungarn).

Szabó Karl, kgl. ung. Rath, Schul-Insp.

Olmütz (Mähren).

Brychta Leop., k. u. k. Militär-Curat.
Grimmenstein, Dr. Joh. Freih. v., Domherr und Propst.
Haas Ignaz, Domcapitular.
Kachnick, Dr. Josef, Professor der Theol.
Ludwig Hermann, Communal-Forstm.
Nešvera Josef, Domcapellmeister.
Pánek, Dr. Johann, Msgr., Canonicus, Theol.-Professor.
Seipel Gustav, Bürgerschulkatechet.
Tittel, Dr. J., Professor der Theologie.
Wache, Dr. Johann, Prälat, Canonicus.
Weinlich Johann, Dompropst.
Wisnar, Dr., Karl, Theologie-Professor.

Oppeln (Preußisch-Schlesien).

Kubis Josef, Curatus.
Myslimiec Theodor, Erzpriester und Pfarrer.

Ossegg (Böhmen).

Klameth Odilo Engelbert, Ord. Cist., Capitular.
Siegl Meinrad, O. Cist., Abt K. 20.—

Schloss Ossowa (Mähren).

Haugwitz-Baworowska, Gräfin.

Palfau (Steiermark).

Rößler Cornel, O. S. B.

Parenzo (Küstenland).

Flapp, Dr. Johann, Bischof.

Paskau (Mähren).

Stollberg Günther, Graf zu K. 20.—

Patsch (Tirol).

Payr Marcus v., Pfarrer.

Pelplin (Westpreußen).

Schulte Dr. A., Theol.-Professor.

Pernitz (N.-Öst.).

Hofer Erasmus, Pfarrer.

Pettau (Steiermark).

Fleck Joseph, Propst.

Pettenbach (O.-Öst.).

Dannerbauer Wolfgang, Dechant und Pfarrer.

Pfaffstätten (N.-Öst.).

Lechner Nivard, Stiftshofmeister.

Pfarrkirchen bei Bad Hall.

Czerny Leander, O. S. B., Cooperator.

Pichlern (Kärnten).

Edlmann Franz, R. v.

Pilsen (Böhmen).

Graßl Basil., O. Pr., k. k. Gymn.-Prof.
Mannl Oswald, O. Pr., k. k. Gymn.-Prof.
Řezač Jos., k. u. k. Militär-Caplan.

Pitten (N.-Öst.).

Fürtinger Leo, Pfarrer.

Pleszow bei Krakau.

Rychlak, Dr. Josef, Pfarrer.

Pola (Istrien).

Toß Richard, k. u. k. Maschinenbau- und Betriebs-Ingenieur.
Ullmann Therese, Frl.

Poln.-Ostrau (Öst.-Schlesien).

Bystřičan Josef, Caplan.

Pörtschach (Kärnten).

Hoyos, Excellenz Graf Ladislaus.
Hoyos, Excellenz Gräfin.

Pottenhofen (N.-Öst.).

Riederer Franz, Pfarrer.

Prag (Böhmen).

Benedictinerabtei Emaus.
Collegium S. J.
Doctoren-Collegium, theol.
Endler, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor.
Fünfkirchen, Gräfin Isabella.
Goller Alfred, k. k. Professor.
Hilgenreiner, Dr. Karl, k. k. Univ.-Prof.
Horaček, Dr. Cyrill, Secretär der Sparcasse.
Hornsteiner Michael, Domprälat.
Klein, Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor.
Picha Auritius, f.-e. Ceremoniär.
Popel Ludwig, Hausbesitzer.
Popel, Dr. W., Landesadvocat.
Rieber, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor.
Riedl, Dr. Robert, k. k. Hofrath.
Rohling, Dr. Aug., k. k. Universitäts-Professor i. R.
Rotzinger Anselm, Präsid. d. wendischen Seminars.
Schneedorfer, Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor.
Schönborn, Graf Adalbert.
Sedlaček, Dr. Jaroslav, k. k. Universitäts-Professor.
Vašura Gust., Kreuzherrenordens-Cleriker.
Weiß Anton, k. k. Professor.
Willmann, Dr. Otto, k. k. Univ.-Prof.
Zaus, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor.

Pressburg (Ungarn).

Batka Joh., N., Honorar-Vice-Stadthauptmann, Archivar.
Berschnik Frz., k. u. k. Militär-Pfarrer.
Collegium S. J.
Schwarzenberg-Löwenstein, Prinzessin Anna.
Zimmert Jos., k. u. k. Militär-Caplan

Priesen (Böhmen)

Tieze Vincenz, b. Bezirksvicär.

Przemysl (Galizien).

Pilarsky Isid., k. u. k. Militär-Curat.

Pungau (Öst.-Schlesien).

Linzer Eduard, Pfarrer.

Purkersdorf (N.-Öst.).

Hofer Philipp, Cooperator.

Raab (O.-Öst.).

Schreiberhuber Josef, Cooperator.

Raab (Ungarn).

Bibliothek des Priesterseminars.
Gießwein, Dr. Alexander, Domcapitular.

Radmannsdorf (Kärnten).

Jordan Raimund, k. k. Finanz-Inspector.

Radstadt (Salzburg).

Mühlbacher Josef, Beneficiat.

Ragusa (Dalmatien).

Marcelič, Dr. Josef, Bischof.

Raigern (Mähren).

Kinter Maurus, O. S B., Archivar.

Regensburg (Bayern).

Endres, Dr. J. A., Lyceal-Professor.
Sachs, Dr. Josef, Professor d. Theologie.
Walderdorff, Graf Hugo.

Reichenau a. d. Kněžna (Böhmen).

Koukil Thomas, Phil. Dr., bischöfl. Notar, k. k. Gymn.-Professor.

Reichenberg (Böhmen).

Bergmann Josef, Erzdechant.
Hirschmann Anton, Katechet.
Klinger Karl, Bürgerschulkatechet.
Schlenz, Dr. Johann, k. k. Professor.
Vones Anton, k. u. k. Milit.-Caplan.

Reutte (Tirol).

Bruder, Dr. Carl, k. k. Bezirks-Hauptmann.
Knittel Josef, Bezirks-Schulinspector.

Ried (O.-Öst.).

Hartl, Dr. Alois Gymnasial-Professor.
Poeschl Jos., Cooperator u. Redacteur.

Riegersburg (Steiermark).

Lehmann, Dr. Heinrich, em. Universitäts-Professor.

Rohrbach (O.-Öst.).

Laad Ferdinand, Beneficiat.

Rom.

André Jakob, stud. theol.
Biederlack, Dr. P. Josef, S. J., Rector d. Coll. germ.-hung.
Ehses, Dr. Stephan Msgr., Director des histor. Institutes der Görres-Gesellschaft.
Istituto dell' Anima.
Kirsch, Dr. Peter Anton, Weltpriester.
Pogatscher, Dr. Heinrich.
Schmitz Dr., Rector des S. Bonifaz-Collegs.
Wilpert, Dr. Josef, Msgr.

Rongstock b. Aussig (Böhmen).

Krenn Hermann, Pfarrer.

Schloss Rothenhaus (b. Görkau Böhmen).

Hohenlohe-Langenburg, Fürstin.
Hohenlohe Prinzessin.

Rotholz b. Jenbach (Tirol).

Pali Johann, Caplan.
Tollinger, Dr. Johann, Director.

Rovereto (Tirol).

Schneller Dr., k. k. Realschul-Professor.
Visinteiner, Dr. B., Professor.

Rudolfswerth (Krain).

Elbert, Dr. Sebastian, inf. Probst K 30.—

Saaz (Böhmen).

Merten Josef, k. k. Gymnasial-Professor.
Schindler Joh., k. k. Gymnasial-Professor.
Toischer, Dr., W., Director des k. k. Gymnasiums.

Salzburg.

Abfalter, Dr. Melch., k. k. Theol.-Professor.
Abtei St. Peter.
Altenweisel, Dr. Josef, Prälat, k. k. Theologie-Professor.
Auer, Dr. Ant., k. k. Theol.-Professor.
Bethlen, Graf Emil.
Bogdan Blasius v., großherz. Geheimer Secretär.
Borromaeum, f.-e. Gymnasium.
Buchner Johann, Beneficiat.
Danner Sebastian, Domcapitular.
Ebmer Karl, Gymn.-Professor.
Eggerer, Fr. Marian, stud. theol.
Esterhazy, Graf Dr. Daniel.
Gampp, Dr. Karl, Primararzt am St. Johann-Spital.
Greinz Christian, Domchorvicar.
Haidacher, Dr. Sebastian, k. k. Theolog.-Professor.
Hammerle Alois Jos., em. k. k. Studienbibliothekar.

Hauthaler Willibald, O. S. B. k. k. Schulrath.
Hohenlohe-Langenburg zu, Prinz Max.
Holaus Blasius, Domdechant und Consistorial-Präses.
Hotter Johann, Domchorvicar und Redacteur.
Huber Johann, Präfect im Collegium Rupertinum.
Jaeger Mathias, Gymnasial-Professor.
Kaltenhauser, Dr. Alois, Pfarrer.
Katschthaler, Dr. Johannes, Fürsterzbischof.
Keil Anton, Domcapitular.
Keil Eleonora, Private.
Luber, Dr. Alois, k. k. Landesschul-Inspector.
Markl Anton, Domchorvicar u. Redacteur.
Mayr Georg, Domcustos.
Meisel Friedrich, Landesbeamter.
Mittermüller Math., Buchhändler.
Mudrich, Dr. Andreas, Bibliothekar.
Pfisterer Balth., Domceremoniär.
Prey, Dr. Alfred, Domcapitular.
Pröll, Dr. Laurenz, k. k. Gymn.-Director.
Rademann Ida.
Raffl, P. Friedrich, O. S. Fr.
Revertera, Gräfin Mathilde.
Rieder, Dr. Ignaz, k. k. Theol.-Professor.
Rieser Anton, Religionslehrer an der Lehrerbildungs-Anstalt.
Rottensteiner, Dr. Alois, Advocat.
Schilling Bernh., Kunst- und Bücher-Verlag.
Seeber Josef, k. u. k. Militär-Caplan.
Stein Franz, Domscholaster.
Stöckl Andreas, Domcapitular.
Wegmayr Anton, landsch. Bauinspicient.
Widauer, Dr. Simon, k. k. Theol.-Prof.
Wiedemann, Dr. Theodor, Chefredacteur.

St. Andrä (Kärnten).

Collegium S. J.

St. Andrae v. d. Hagenthale (N.-Öst.).

Steindl Ferdinand, Pfarrer.

St. Benedek (Ungarn).

Haiczl, Dr. Coloman, Pfarrer.

St. Florian (O.-Öst.)

Ackerl, Dr. Johann, Theol.-Professor.
Asenstorfer Franz, Theologie-Professor.
Breselmayr Johann Bapt., Stifts-Dechant.
Brunbauer Georg, Stiftscooperator.
Chiusole Christoph v., Präfect.
Deubler Bernhard, Theol.-Professor.
Edelmayer Johann, Aushilfspriester.
Feßler, Dr. Josef, prakt. Arzt.
Feichtner, Dr. Stephan, Theol.-Professor.
Hartl Vincenz, Lehramtscandidat.
Hirsch Sigmund, Lehramtscandidat.
Langthaler Johann, Stiftshofmeister.
Malzer Andreas, Sparcassendirector.
Mayr Philipp, Dechant u. Stiftspfarrer.
Moisl, Dr. Josef, Theol.-Professor.
Müller Franz, Stiftscooperator.
Pachinger Alois, Theol.-Professor.
Polz Amandus, O. S. B. Professor.
Resch Franz, Wirtschaftsdirector.
Silber Mathias, Novizenmeister.

St. Francis Wisc. (Nordamerika).

Lebl, Dr. Simon, Professor.
Rainer Josef, Seminar-Regens.

St. Gallen (Steiermark).

Kurtz Camillo, Kaufmann.

St. Gallenkirch (Vorarlberg).

Schennach, Dr. Wilhelm, prakt. Arzt.

St. Georgen a. d. Stiefing (Steiermark).

Dessenfans d'Avernas, Graf Alf., Pfarrer.

St. Georgen bei Oberndorf an der Salzach (Salzburg).

Klaus Alois, Cooperator.

St. Johann in Tirol.

Grander Johann, Decan.

St. Kathrein am Offeneck (Steiermark).

Fahnler Josef, Caplan.

St. Lambrecht (O.-Öst.)

Quitt Bruno, O. S. B.

St. Leonhard (Lavanthal Kärnten).

Angerer Heinrich, Dechant und Stadtpfarrer.

St. Lorenzen bei Bruneck (Tirol).

Graf, Dr. Friedr. R. v.

St. Margareth b. Prag (Böhmen).

Schramm Romual us O. S. B.

St. Margarethen bei Knittelfeld (Steiermark).

Greistorfer Franz, Caplan.

St. Margarethen unter Pettau (Steiermark).

Šuta Alois, Pfarrer.

St. Marien b. Neuhofen (O.-Öst.)

Piberhofer Johann Ev., Chorherr und Cooperator.

St. Marienkirchen (O.-Öst.)

Obermüller Alois, Pfarrer.

St. Oswald (O.-Öst.)

Berner Karl, Pfarrvicar.
Schmidt Vincenz, Cooperator.

St. Pankraz in Ulten (Tirol).

Haas Christian, Pfarrer.

St. Paul (Kärnten).

Achatz Anselm, O. S. B. Stiftshofmeister.
Benedictiner-Abtei.
Greilach Severin, O. S. B.
Katz Eberhard, O. S. B. Gymn.-Director.
Rožmann Wilhelm, O. S. B., Religionslehrer.
Schluder Benedict, O. S. B. Professor.
Tambor, Dr. Johann, Arzt.
Wicher Bernhard, O. S. B., em. Pfarrer.

St. Pauls in Eppan (Tirol).

Linter Josef, Beneficiat.
Thaler Valentin, Pfarrer.

St. Peter in der Au (N.-Öst.).

Hübl Anton, k. u. k. Major d. R.

St. Peter bei Bozen (Tirol).

Roesler, Frau, k. k. Ministerialraths-witwe.

St. Peter bei Freiburg in Baden.

Gihr, Dr. Nikolaus, Subregens im Priesterseminar.
Mutz, Dr. Franz, Regens im Priester-seminar.

St. Peter am Windberg (O.-Öst.).

Weißhäupl Hugo, Pfarrer.

St. Pölten (O.-Öst.).

Castiglione, M. Jos., Obervorsteherin der Institute der Englischen Fräulein.
Fahrngruber Joh., Theologie-Professor.
Fohringer C., Religions-Professor.
Fuchs Josef, Weltpriester.
Gruber, Dr. Josef, Sem.-Dir., Canon.
Habmayr Stephan, bisch. Notar.
Horáček Franz, Religions-Professor.
Landes-Lehrerseminar.
Landes-Real- und Obergymnasium.
Müllauer Joh., Msgr., b. Kanzler.
Müllner, Dr. Michael, k. k. Kreisgerichts-Präsident, Hofrath.
Pührerfellner Fr., Religions-Professor.
Rößler, Dr. Johann, Bischof.
Schmöger, Dr. A., bischöflicher Secretär.
Schnelzer Josef, Theologie-Professor.
Winkelhofer Josef, Theologie-Professor.

St. Stephan (Gailthal, Kärnten).

Pelnak Anton, Pfarrer.

St. Veit am Vogau (Steiermark).

Daum, Dr. Alois, Dechant.

Sanok (Galizien).

Kieczkowski, Dr. Georg, R. v.

Schabogluck (Böhmen).

Glatz Adolf, Pfarrer.

Schardenberg (O.-Öst.).

Pfaffenhuber Anton, Cooperator.

Scheibbs (N.-Öst.).

Eder Franz, Pfarrer.

Schlanders (Tirol).

Schönaffinger Jakob, Dechant.

Schlierbach (O.-Ö.).

Hofinger Benedict, Stiftsadministrator

Schlägl (O.-Öst.).

Dolzer Petrus, Capitular.
Kinzinger Florian, Kaechet.
Scheiblhofer Jacob, Capitular.
Veilhaber Gottfried, Bibliothekar.
Voraberger H. J., Subprior.

Schluckenau (Böhmen).

Kofer Franz, Consistorialrath und Schuldirector i. R.
Richter Eduard, Caplan.

Schönbrunn (Bayern).

Höfer Josef, Pfarrer.

Schönhof (Mähren).

Kapinus Johann, Erzpriester.

Schönlinde (Böhmen).

Hendrich Franz, k. k. Fachschuldirector.
Schwertner Hugo, Katechet.

Schönna (Tirol).

Alber Alois, Pfarrer.

Schoppernau (Vorarlberg).

Moosbrugger Gebhard, Bildhauer.

Schottwien (N.-Öst.).

Weninger Vincenz, Pfarrer.

Schruns (Vorarlberg).

Hefel, Dr. Ferdinand, prakt. Arzt.

Schwaz (Tirol).

Schumacher, Dr. Karl, prakt. Arzt.
Wildauer Albert, Abt des Benedictinerstiftes zu St. Georgenberg und Fiecht.

Scutari (Albanien).

Yppen Th. A., k. u. k. General-Consul.

Seckau (Steiermark).

Benedictiner-Abtei.

Seekirchen (Salzburg).

Berger Melchior Ildefons, Stiftscapit.
Hutinger Simon, Stiftscapitular.
Jeglinger Peter, Stiftscapitular.
Klaushofer Fr., Stiftscapitular.
Mayr, Dr. Rupert, Stiftscapitular.
Schönhärl Georg, Stiftspropst u. Pfarrer.

Seitenstetten (N.-Öst.).

Fries Gottfried, O. S. B., Gymnasial-Professor.
Hochwallner Rafael, O. S. B., Capitular.
Salzer Dr. Anselm, O. S. B., Gymn.-Professor.
Schmidt, Dr. Friedr., Vicerector im bischöfl. Knaben-Seminar.
Umthammer Georg, Oberlehrer.

Serajewo (Bosnien).

Palanko Josef, Theologie-Professor.

Siebenaich bei Bozen (Tirol).

Seyffertitz Gebhard, Freiherr v.

Sierming (O.-Öst.).

Lettner Josef, Seifenfabrikant.

Smichow bei Prag (Böhmen).

Benedictinerinnen Abtei St. Gabriel.

Spalato (Dalmatien).

Bulič F. G., Museal-Director.

Spital a. d. Drau (Kärnten).

Guggenberger Franz, Pfarrer u. Dechant.

Staatz (N.-Öst.).

Zipperer Joseph, Propstpfarrer.

Stadl-Paura (O.-Öst.)

Schmieder, Dr. Pius, Beneficiat.

Stams (Tirol).

Bader, P. Meinrad, O. Cist.

Stanislau (Galizien)

Faciewicz Basilius, Dompropst.

Stein im Jaunthale, P. St. Veit (Kärnten).

Bostjančič Joh. E., Pfarrer.

Steyr (O.-Öst.).

Missionshaus S. J.

Stilfes (Tirol).

Schmid Dr. Georg, Decan.

Stockerau (N.-Öst.).

Deimel, Dr. Theod., Relig.-Professor.
N.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium.

Straßburg in Elsaß.

Müller, Dr. Eugen, Professor der Theologie.

Straßwalchen (Salzburg).

Mayr Georg, Pfarrer.

Stuhlweißenburg (Ungarn).
Mayer Carl, Abt, Domherr.

Suczawa (Galizien).
Stadler Rudolf, k. k. Gerichts-Adjunct.

Taufkirchen (O.-Öst.).
Klinger Ernst, Pfarrer.

Telfes (Tirol).
Riedler Johann, Pfarrer.

Telfs (Tirol)
Zingerle, Dr. Reinhold, k. k. Ger.-Adjunct.

Temesvar (Ungarn).
Berks Ludwig, k. u. k. Oberstabsarzt, Sanitäts-Chef.
Engels Dr. Johann, Dechant u. Pfarrer.

Tepl (Böhmen).
Convent des Prämonstratenserstiftes.
Dietl, Dr. Hroznata J., Theol.-Professor.
Helmer Gilbert, Stiftsabt.
Roth Placidus, Theol.-Professor.
Winkler Ambros, Stadtdechant, f.-b. Vicär.

Terlan (Tirol).
Weiser, Dr. Joseph, Msgr. Pfarrer.

Terlago (Tirol).
Mamming, Graf.

Teschen (Öst.-Schlesien).
Dyboski, Dr. Anton, k. k. Notar.
Klein, Dr. Wilhelm, k. k. Relig.-Professor.
Schuscik Johannes, Relig.-Lehrer.
Werlik Robert, k. k. Staatsanw.-Substitut.

Tetschen (Böhmen).
Kropsbauer Anton, Msg., Dechant.

Tirol bei Meran (Tirol).
Innerhofer Joseph, Frühmesser.
Kirchlechner Joseph, Cooperator.

Tisens (Tirol).
Rabensteiner Nicolaus, Pfarrer.

Tisis (Vorarlberg).
Häusle, Dr. Joseph, Pfarrer.

Trauchburg (Württemberg).
Waldburg-Zeil, Gräfin, geb. Freiin von Hruby.

Trient (Tirol).
Divis Anton, k. u. k. Mil.-Caplan.
Endrici Celestino, Theologie-Professor.
Gschwari J., Gymn.-Professor.
Hutter, Dr. Jos. Canonicus, Vicekanzler.
Innerhofer, Dr. Martin, Canonicus.
Morandell Peter v., Msgr., Canonicus.
Niglutsch, Dr. Jos., Theol.-Professor.
Petzer Johann, Ritter v., k. k. Finanzrath.
Ratschigler Joh. B., Religions-Professor, Leiter der deutschen Volksschule.
Thaler Bernhard, Theologie-Professor.

Triest.
Alber August, Freih. v., Präsident der k. k. Seebehörde.
Klodic Anton, Ritter v., k. k. Landesschulinspector.

Troppau (Schlesien).
Engel Friedrich, k. u. k. Lieutenant, Stationsofficier.
Fink Maximilian, Deutschordens-Prior.
Hoppe, Dr. A., k. k. Gymn.-Professor.
Klein Norbert, Stadtcaplan.
Morawetz, Dr. Karl, Weltpriester.
Raška Kasimir, Propst.
Razumovsky, Graf Camillo.
Schum Joseph, Prälat.

Trumau (N.-Öst.).
Sylvester Jul., Stiftsgutsverwalter.

Türmitz (Böhmen).
Bertig Josef, Pfarrer, Vicariats-Secretär.

Tyrnau (Ungarn).
Gaudnik, Julius k. u. k. Milit.-Caplan.
Turek Paula, Frau v.

Übersee (Bayern).
Stadler Franz X., Coadjutor.

Ulrichsberg (O.-Öst.)
Aigner Franz, Cooperator.

Ulten (Tirol).
Knattner Johann, Pfarrer.

Ung.-Brod (Mähren).

Weber, Dr. Friedrich, Advocat.

Unterach (O.-Öst.).

Lohninger, Dr. Joseph, Pfarrer.

Urfahr bei Linz (O.-Öst.).

Bauernberger Hermann, Professor am Coll. Petrinum.
Osternacher, Dr. Johann, Gymn.-Prof. am Coll. Petrinum.
Schiffmann Dr. Konrad, Weltpriester.
Zöchbauer Johann, Gymnasial-Professor am Coll. Petrinum.

Vaguihely (Ungarn).

Pongrácz, Graf Adolf, Propst.

Valduna (Vorarlberg).

Pfausler, M. U. Dr. Peter, Irrenarzt.

Victring (Kärnten).

Amschl, Dr. Johann, Pfarrer.

Vigaun b. Hallein (Salzburg).

Gruber Johann, Pfarrer.

Villach (Kärnten).

Pleschutznig Joh., inful. Propst vom Virgilienberg, Dechant u. Stadtpfarrer.

Vöcklabruck (O.-Öst.)

Bucher Adalbert, Messeleser.

Vöcklamarkt (O.-Öst.).

Holly Karl, Canonicus u. Pfarrer.

Völkermarkt. (Kärnten).

Collegiatcapitel.
Mayerhofer v. Grünbühl Franz, k. u. k. Bezirks-Hauptmann.
Wieser Johann, Dechant.

Völlan (Tirol).

Wieser Herrmann, Curat.

Volosca (Küstenland)

Ransonnet, Freiherr v.,

Volšov (Böhmen).

Chotek, Gräfin Josefine.

Vorau (Steiermark).

Chorherrenstift.
Lampel Theod., Stiftsbibliothekar.

Vorau bei Meran (Tirol).

Spielmann Alois, Curat.

Wagrain (O.-Öst.)

Engl, Gräfin Marie.

Waidhofen a. d. Ybbs (N.-Öst.)

Gabler Joseph, Ehrencanonicus, Dechant.
Jax Gottfried, Landtagsabg.

Waidhofen a. d. Thaya (N.-Ö.).

Hawiger Adolf, Cooperator.

Waldsee, Schloss (Württemberg).

Waldburg-Wolfegg, Erbgräfin, gebor. Prinzessin Lobkowitz.

Wallsee (N.-Öst.).

Schmalzhofer, Dr. Franz.

Walpersbach (O.-Öst.).

Neudegger Firmian, Chorherr u. Coop.

Walpersdorf (N.-Öst.).

Falkenhayn, Gräfin Anna, geb. Fürstin Öttingen.
Falkenhayn, Gräfin Marie.
Kroissmayr Martin, Schlosscaplan.

Warasdin (Croatien).

Stepinac Mathias, Canonicus.

Warnsdorf (Böhmen).

Opitz Ambros, Buchdruckereibes., Landtags-Abgeordneter.

Wartberg (N.-Öst.).

Seidl Georg, Pfarrer.

Warth (Vorarlberg).

Giesinger Jacob, Pfarrer.

Weidenau (Öst.-Schlesien).

Priesterseminar, fürstbischöfliches.
Weese Adalbert, C. R., k. k. Professor.

Weidling (N.-Öst.).

Golda Otto, reg. Chorherr, Pfarrer.

Weiler (Tirol).

Moosbrugger Engelbert, Pfarrer.

Weißkirchen (Steiermark).

Kalcher Severin, O. S. B. Pfarrer.

Wels (O.-Öst.)

Flotzinger Josef, Stadtpfarrer.
Fuchs Franz, Kaufmann.
Greiter, Dr. Josef, Advocat.
Trauner Ludwig, stud. theol.

Wenns (Tirol).

Wolf Johann Franz, Pfarrer.

Wien.

Se. k. u. k. Hoh. Erzh. Ferdinand Karl.
Amann Albert, Geschäftsführer der Buchhandlung des kath. Schulvereines.
Antel Blasius, Pfarrer.
Apostolat der christlichen Töchter.
Aresin-Fatton, Frau v.
Armt Ludwig, Inspector der Donau-dampfschiffahrts-Gesellschaft.
Auersperg, Dr. Eduard, Prinz v.
Austria, kathol. Studenten-Verbindung.
Badeni, Dr. Graf Stanislaus.
Baechle, Dr. jur. Josef, M. R. d. D. O.
Ball, Dr. L. de, Director der Kuffner'schen Sternwarte.
Bamberger, Dr. Max, Adjunct an der technischen Hochschule.
Bankó Julius, Dr. phil.
Baroß, Dr. Nicolaus, k. u. k. Mil.-Caplan.
Bauer-Barghér Franz v., k. k. Sectionschef.
Bayer Friedrich, Magistratsrath.
Bayer Hugo, Apotheker.
Beck v. Managetta Eugen, k. k. Sections-Rath.
Beck v. Managetta, Dr. Leo, k. k. Ministerialrath.
Beck v. Managetta Paul Alex., k. k. Sections-Chef.
Bedmann Franz, k. u. k. Oberst.
Beil Adolf, k. k Forst- u. Domänen-Verw.
Berger, Dr. Franz, Religions-Professor.
Berger, Dr. Wilhelm, Freih. v., Mitglied des Herrenhauses.
Bergmann, Dr. Josef, Vicerector im Pazmaneum.
Bernhard Norbert, Cooperator.
Beulwitz-Löhna, Leo Freiherr v.
Biber Carl, k. k. Auscultant.
Bickell, Dr. Gustav. k. k. Univ.-Professor.
Biegeleben Max Freih. v., k. u. k. Sectionsrath.
Biehl, Dr. Karl, Arzt.
Bielik Emerich, k. u. k. Feld-Conf.-Secretär.
Binder Wenzel J., Pfarrer.
Bischoffshausen, Dr. Sigmund, Freih. v.
Bittner Franz, Katechet.
Bodmann, Freiherr von, k. u. k. Kammervorsteher bei Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand.
Bohatta, Dr. Hans, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek.
Böhm Anton, Magistratsrath.
Böhm Julius, Professor.
Bösbauer Hans, städt. Lehrer.
Brandstätter, P. Josef, Ord. Carm.
Braun Hans, Ingenieur.
Breitenberg J. v., k. k. Ministerial-Vicesecretär.
Brenner, Baronin Louise.
Brenner Max, Studienpräfect im f.-e. Seminar.
Brzezowsky Rudolf, Buchdruckereibesitzer.
Brzobohaty, Dr. Josef, Hof- und Gerichtsadvocat.
Bülow Emil, S. J. (Lainz).
Burger, Dr. Michael, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek.
Call, Dr. Friedrich Freih. v., k. k. Sectionsrath im Justizministerium.
Call Guido Freih. v., Exc., Handelsminister.
Ceschi di Santa Croce, Baronin.
Chaudoir, Me. Gustave K. 20.—
Chimani, Dr. Ernst, k. u. k. Gen.-Stabsarzt.
Chorinsky-Mittrowsky, Excellenz Gräfin Fanny.
Chotek, Gräfin Henriette,
Chytra Hans, akadem. Maler.
Collegium S. J., Wien I.
Commer Dr. Ernst, k. k. Univ.-Professor.
„Confraternität", Kranken- u. Pensionsinstitut.
Congregation der Brüder der christlichen Schulen.
Congregation der frommen Arbeiter.
Coudenhove, Gräfin Anna Maria.
Coudenhove, Gräfin Elisabeth, Kam.-Vorsteh. Ihr. k. k. Hoheit Erzherzogin Elisabeth Marie.
Coufalik Ferdinand, k. u. k. Feld-Conf.-Director.
Csaky, Graf Georg Napoleon, k. ungar. Minister.-Concipist.
Czernin Schönburg, Gräfin.
Dalberg Friedr., Reichsfreiherr v. K. 20.—
Dalberg Sophie, Baronesse.
Dajatiel Anna.
Daufalik Leopoldine, Frau.

David Gustav, k. u. k. Oberlieutenant in Reserve.
Deckert, Dr. Josef, Pfarrer.
Dimi Willibald, Pfarrer.
Döller, Dr. Johann, k. u. k. Hofcaplan und Spiritualdirector.
Dörfler Johann, Redacteur.
Dörfler Karl, Prälat, Pfarrer bei St. Augustin.
Doll F. X., Besitzer der Druckerei „Austria"
Dominicaner-Convent.
Dominicanerinnen-Convent (Hacking).
„Dreizehnlinden", Sängerbund.
Drexler Anton, Spiritual im Pazmaneum.
Dworak, Dr. Julius, k. k. Gymnasial-Professor.
Effinger-Wildegg, Freiin Pauline.
Ehrhard, Dr. Albert, Univ.-Professor.
Eibl, Dr. Johann, k. k. Bez.-Schulinsp.
Eichhorn Rudolf, Pfarrer.
Eisner Angelo, Ritter v. Eisenhof, Gutsbesitzer.
Eisterer Mathias, Pfarrer.
Ertl, Dr. Moriz, k. k. Sectionsrath.
Fabrizii Karl R. v., k. k. Minister.-Vicesecretär.
Fábry Ladislaus, k. u. k. Militär-Caplan.
Fahnl Heinrich, Katechet.
Falser Stephan R. v., k. u. k. Hofrath am V. G. H.
Felgel Anton Victor, k. k. Sectionsrath.
Ferstel Max, Freiherr v.
Fink Hermann, Religions-Professor
Fischer-Colbrie, Dr. August, k. u. k. Hofcaplan, Prälat.
Fischer-Colbrie Frl. Anna.
Flandorfer Ignaz, Pfarrer.
Fliedl Johann, Religions-Professor i. R.
Frank Juliana, Frau.
Freudhofmaier Alois, Kirchendirector.
Friedrich Ed. Curpriester bei St. Stephan.
Frieß, Dr. Alfred R. v., Minist.-Vicesecretär.
Fritsch, Dr. Victor Ritter von, Schriftsteller.
Fuchs Alex., Bureauchef der D.-D.-S.-G.
Fuchs, Dr. Victor v., Reichsraths-Abgeordneter.
Fuchs Marie v., Frau.
Führich Bertha v., Hofräthin.
Fuß Josef, Cooperator.
Gabler Johann.
Gaigg v. Bergheim Friedrich Arthur, Professor und Schriftsteller.
Gall Konrad, Beamter der I. österreichischen Sparcassa.
Gall Ludwig, Inspector der Ferdinands-Nordbahn.
Gamerra von Gambamar, Oscar Reichsfreiherr von, röm. Graf.
Gampp Friedrich, k. k. Gendarmerie-Lieutenant.
Gatscher Norbert, Stiftshofmeister.
Gaus-Bachmann, Adele Fräulein.
Geldern-Egmond, Gräfin Bertha, Obervorsteherin des k. u. k. Officierstöchter-Institutes.
Geßmann, Dr. Alb. Reichsraths-Abg.
Geyer, Dr. med. Ed., prakt. Arzt.
Giovanelli Karl Freih. v., k. k. Ackerbauminister.
Gitlbauer, Dr. Mich., k. k. Univ.-Prof.
Görres Sophie, von.
Graf Theodor, Commissionswarenhändler und Exporteur.
Greiser Brunno.
Grimmich, Dr. Virgil, k. k. Univ.-Professor.
Grosser Adolf, R. von, k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunct.
Gruber, Dr. Alois, prakt. Arzt.
Grünwald Josef, Pfarrer.
Gsell, Dr. Benedict, O. Cist., Stiftshofmeister.
Guglia, Dr. E., k. k. Professor.
Günther, Don Barnabas, Pfarrer.
Guschel Ferdinand, Cooperator.
Gutmann Albert J., k. u. k. Hofmusikalienhändler.
Guttmann Sophie, Frau.
Haas, Bruder Eucherius, Director des k. k. Waisenhauses.
Haas Karl, k. u. k. Hof-Bronce-, Gold- u. Silberwarenfabrikant.
Habietinek, Dr. Karl, 2. Präsident des obersten Gerichtshofes.
Habrda Johann, k. k. Polizei-Präs. K 25.
Hackelberg-Landau, Dr. Karl, Reichsfreiherr, Domcapitular.
Haffner, Dr. August, Privatdocent.
Haimer Josef, Pfarrer.
Haindl Adolf, k. u. k. Militär-Pfarrer i. R.
Handloß Karl, Cooperator.
Hassenstab-Schiffner, Dr. Rudolf.
Haßlwanter, Dr. Anton, Hof- u. Gerichts-Advocat, Mitglied des Herrenhauses.
Hegglin Johann, Msgr., k. u. k. Militär-Caplan und Lehrer an der J.-K.-Sch.
Heidenreich Josef, Weltpriester.
Heilinger, Dr. Alois, Magistrats-Obercommissär.
Heindl Johann, Kunsthändler.
Heinefetter, Dr. Alfons, k. k. Sect.-Chef i. R.
Heinisch Victor, k. k. Postcassier.
Heinz Ferdinand, Professor.
Helfert, Baronin Julie, Excellenz.

Hellmann Therese, Frau.
Herrdegen, Dr. Karl, Bureauchef.
Hersan Michael, f.-b. geistl. Rath, Pfarrverweser.
Hieser Maria, Frau.
Hirn, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor.
Hirn, Frau, Univ.-Prof.-Gattin.
Hirsch, Dr. Karl, Weltpriester.
Hlawati Franz, Cooperator.
Hochmayer Franz, k. k. Postsecretär.
Hönigschmidt Philipp, Cooperator.
Hörmann zu Hörlbach, Laura v.
Hof Marie, Frl., Bürgerschullehrerin.
Hoffinger Anna, Edle v.
Hoffmeister, Dr. Karl, k. k. Ministerial-Concipist.
Hohenlohe-Waldenburg, Chlodwig Prinz zu K 20.—.
Hohenlohe-Waldenburg, Sarolta Prinz. zu, geb. Gräfin Majlath K 20.—.
Horny, Dr. Anton, Domprälat.
Hornich, Dr. Rudolf, Bürgerschullehrer.
Holzhausen Emerich, Katechet.
Hosch Jos., Controlor der Nordbahn.
Hoyos-Sprinzenstein, Graf Ernst, k. u. k. Kämmerer.
Huber, Dr. Albert, k. u. k. Stabsarzt.
Hunyady, Comtesse Ida.
Hurter von Amman, Excellenz, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant a. D.
Hussareck-Heinlein, Dr. Max, R. v., k. k. Hofrath.
Hye, Dr. Franz, k. k. Sectionsrath.

Jackl Anton, k. u. k. Militär-Caplan.
Inthal Caspar, Herausgeber des „Vaterland".
Jancar Franz, Pfarrverweser, Novizenmeister.
Janeček Franz, Erzieher.
Ježewicz, Dr. Wladislaus, C. R., Sup. d. poln. Mission.
Jirousek Franz, Fabrikant.
Joch Richard, Cooperator.
John, Dr. Julius, Hof- und Gerichtsadvocat.
Joly, Marie v., Exc., k. u. k. Feldmarschall-Lieutenants-Witwe.
Jongebloed N. H., Buchhändler.
Jordan Richard, Architekt.
Jung Karl, Curpriester bei St. Stephan.
Jureczek Joh., Scriptor d. k. k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek.

Kafka Sebastian, Cooperator.
Kamprath, Dr. Franz, f.-e. Ceremoniär.
Kapuziner-Convent.
Karpf Leonhard, Msgr., Dechant.
Kašavsky Franz, Curat im k. k. Krankenhause.
Kenner, Dr. Friedr., k. k. Hofrath.
Kienböck, Dr. Karl, Hof- und Gerichts-Advocat.
Kienböck, Dr. Victor, Vertheidiger in Strafsachen.
Kinsky, Gräfin Marie, geb. Gräfin Wilczek.
Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Welt-Blatt".
Kirsch Heinrich, Buchhändler.
Kirsch Oskar, Buchhändler.
Kisser Dr. Johann, Professor.
Kisser Dr. Josef, k. k. Gerichts-Secretär.
Kleindienst Franz, Registratur-Director.
Klimke Gustav, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahnen.
Klopp, Dr. Onno, Hofrath.
Klopp, Dr. Wiard, Finanzrath.
Kloß Eduard, akademischer Bildhauer.
Knopp Adolf, k. u. k. Militärcurat.
König v. Aradvar, k k. Hofrath.
Koller Karl, Red. d. „Vaterland".
Kommenda Joh., Stiftshofmeister.
Kopallik Franz, k. k. Professor.
Kosterſitz, Dr. Karl, n.-ö. Landes-Rath.
Kothny Rudolf v., Privatier.
Kozlik Otto, Curat im K. F. J.-Spital.
Kraft Paul, Ober-Inspect. der priv. österr.-ung. St.-E.-G.
Kralik, Dr. Richard v., Privatier.
Kralik Marie, Frau v.
Kralik, Fräulein Mathilde von.
Krasa Rudolf, Bankbeamter.
Krasser Josef M. stud. techn.
Krepler Gustav, k. u. k. Militär-Caplan.
Krepper Fridolin, Director.
Kreß Thomas, Ober-Beamter der Nordbahn.
Kühn, Dr. Josef, Realitätenbesitzer.
Kukula, Dr. Richard, k. k. Professor.
Kummer, Dr. Karl Ferdinand, k. k. Landesschul-Inspector.
Kunz Adam, Kaufmann.
Kunz Jakob, Kaufmann.
Kunz Karl, Kaufmann.
Kurz Josef, Pfarrer, Canonicus.
Kuttig Wilhelm, k. u. k. Professor.

Lammasch, Dr. Heinr., k. k. Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses.
Larisch Rudolf, Edler v.
Latschka Adam, Pfarrer, Gemeinderath.
Lazarini Filumena, Baronin, k. k. Stiftsdame.
Leber Jacob, Canonicus, Pfarrer.
Ledóchowski, Graf Josef, k. u. k. Generalstabs-Hauptmann.
Leeb Heinrich, Cooperator.
Legler Ambros, reg. Chorherr.
Lehmann Hedwig, Frau.

Lehner Josef, Cooperator.
Leinkauf, Dr. Johann, k. k. Professor.
Leitner Josef, Kaufmann.
Leseverein, St. Vincenz.
Liechtenstein, Prinz Alois, Reichsraths-Abgeordneter.
Liechtenstein, Prinz Georg.
Liechtenstein, Prinz Karl.
Liechtenstein, Fürstin Henriette K. 20.—
Limbeck, Dr. Karl Ritter v., k. k. Minist.-Concipist.
Lippe, Graf Arnold zur, Domcapitular.
List Camillo, k. u. k. Custos-Adj.
List Louis, Cassendirector der k. k. priv. Creditanstalt.
Liste Anna, Fräulein.
Liste Erziehungs-Institut.
Löbenstein von Aigenhorst, Heinrich R. v., k. k. Hofrath.
Loew, Dr. Max Ant., Hof- u. Gerichtsadvocat.
Löw Alois, Besitzer der Glasmalerei C. Geylings Erben.
Löwenstein, Dr. Rudolf, Cooperator.
Lueger, Dr. Carl, Reichsraths- u. Landtags-Abg., Bürgermeister.
Luini Adele, Fräulein.
Luini Adolfine, Hauptmannswitwe.
Lukaseder Ernst, Ehrendomherr u. Pfarrer.
Maderny Manfr. Carol, Freih. v.
Mädchenpensionat St. Ursula in Währing.
Mantuani, Dr. Josef.
Marx Hermine, Baronin.
Marckhgott Johann, stud. techn.
Mathes Johann, Vorstand-Stellvertreter der I. österr. Sparcasse.
Mattis, Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advocat.
Maurer, Dr. Ferd., k. k. Landes-Schul-Inspector.
Mauß Anton, Bürgerschullehrer.
Mayer, Dr. Laurenz, Bischof. Hof- und Burgpfarrer.
Mayer Ludwig, Historienmaler.
Mayer-Wyde A., Redacteur der österr.-ungar. Revue.
Mayr, Dr. Robert, k. k. Auscultant.
Meidler Patriz, k. k. Professor.
Meinhard J.
Melchiori-Zampi, Graf Ferdinand, Domcapitular.
Menda Anton, Hausbesitzer.
Menda, Johann, Domcapitular.
Metternich, Fürst K 20.
Metzger Leopold, k. k. Professor.
Meyer, Dr. med. Josef, Arzt.
Michele Wilhelm, Präses des katholischen Gesellenvereines.
Misera, Dr. Heinrich, n.-ö. Landesrath.
Mord Josef, Spiritual.
Müller, Dr. Gustav, Canonicus und Seminarrector.
Müllner, Dr. Laurenz, k. k. Univ.-Prof.
Münch-Bellinghausen Sinka, Freiin v.
Nagl, Dr. Alfred, Hof- und Gerichts-Advocat.
Nagel, Dr. Johann Willibald, Privat-Docent.
Netoliczka Franz, Obercommissär der k. k. Postsparcassa.
Neumann, Dr. Wilh., k. k. Univ.-Prof.
Noltsch W. O., Professor a. d. technischen Hochschule.
Nowak, Dr. Anton, k. k. O.-L.-G.-R. i. P.
Nüscheler, Karl v. Neuegg, k. u. k. General-major a. D.
Obermann Franz, Ober-Beamter des Giro- u. Cassenvereines.
Orator Em., Bürgerschullehrer.
Orel Anton, stud. jur
Orel Bertha, k. u. k. Oberstabsarzt-Gattin.
Paar, Fürst Karl.
Panesch Wenzel, Superior.
Panholzer Johann, Pfarrer, Währing.
Pascher Josef, k. k. Professor.
Pawelka Karl, Ingenieur der Nordwestbahn.
Pelikan Konrad, k. k. Postsparcassa-Controlor.
Perathoner, Dr. Anton, Institutsdirector bei St. Augustin, k. u. k. Hofcaplan.
Perkmann Robert, Cooperator.
Pernter, Dr. Jos. M., Director der k. k. meteorologischen Central-Anstalt.
Peschka, Dr. Gustav Edl. v., k. k. Regierungsrath, o. ö. Hochschulprofessor.
Petritsch Felix, cand. ing.
Petruzzi, Emma von.
Pfeifer Ägidius, O. S. B., Novizenmeister.
Pfluger Josef, Dr., Domcapitular.
Piatti, Graf Ferdinand, k. u. k. Kämmerer.
Pirquet, Baronin.
Piwec, Dr. jur. Alois, Oberlehrer.
Plappart v. Leenheer, Baronin.
Plewa Th. J., Banquier.
Pöpl Josef.
Pohl Johann, Prof. a. d. Hochschule für Bodencultur.
Pollak Johann Ev.
Porstner Karl, Cooperator.
Porzer Josef, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat.
Potier, Baron R., Redact. d. „Reichswehr".
Prandtner, Don Pius, Propst u. Pfarrverweser bei St. Michael.
Pražák, Dr. Alois, Freiherr v.

Pražak, Wladimir, Freiherr v.
Pretis de Cagnodo, Antonio de, k. k. Ministerialrath.
Profl Robert.
Provinzialamt der Barmherzigen Brüder. K 20.—.
Provincialat S. J.
Puhlovsky, Dr. Friedrich Karl, k. k. Steuer-Inspector.
Radda, R. v. Boskowstein, Dr. Sigmund k. k. Concipist.
Radnitzky Karl, k. k. Regierungsrath und Professor i. R.
Redemptoristen-Collegium Hernals.
Redemptoristen-Collegium Wien I.
Redl Otto Franz, Professor.
Reich Josef, akademischer Maler.
Reinhart Heinrich, Maler.
Reinhold, Dr. Georg, k. k. Univ.-Prof.
Richter Rudolf, cand. jur.
Renier J. N., Weltpriester.
Ricker, Dr. Anselm, Hofrath, k. k. Univ.-Professor i. R. K 30.—.
Rieger Karl, k. k. Landesschul-Inspector.
Riefer Michael, k. k. Professor i. R.
Ritschl Eduard, k. k. Professor.
Ritschl Hermann, k. k. Restaurator.
Rilly Karl, Assistent bei der Südbahn.
Röhrich Franz, Musikalienhändler.
Roller Josef, Mfgr., Curpriester bei St. Stephan.
Rosenberger Stephan, Pfarrer.
Roth Franz, Pfarrer.
Rózsa de Nagy Egéd, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant.
Ruber, Dr. Ignaz Edler v., k. k. geh. Rath.
Rutte Franz, k. k. Gymnasial-Professor.
Sadil Meinhard O. S. B., Professor.
Sapieha, Fürst Paul.
Sas-Blazowski, M. Ritter v.
Schäfer, Dr. Bernhard, k k. Univ.-Prof.
Schäffer Leopoldine, Frl. v.
Scheimpflug, Dr. Karl, k. k. Sectionsrath.
Scherer, Dr. Rudolf R. v., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor.
Schimak, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advocat.
Schimkowitsch Thomas, Cooperator.
Schinhan Adolf, Hausbesitzer.
Schmalzhofer Josef M.
Schnabl Josef, Cooperator, Landtags-Abgeordneter.
Schnabl, Dr. Karl, k. u. k. Oberhofcaplan.
Schneider, Dr. Johann, Weihbischof.
Schneider-Limhofen, Dr. Rud. R. v., k. k. Minist.-Vicesecretär.
Schnerich, Dr., Alfr., Scriptor der k. k. Universitäts-Bibliothek.
Schönborn, Comtesse Elise.
Schönbrunner Franz X., akad. Maler.
Schöpfleuthner Anton, Domcapitular.
Schottengymnasium k. k., Lehrkörper.
Schranzhofer, Dr. Leopold, k. k. Gymn.-Professor.
Schrauf, Dr. Karl, Prälat, k. k. Sect.-R.
Schreiner Josef, k. k. Hofschauspieler.
Schuch Franz, Privatier.
Schumacher, Dr. Franz, k. k. Sectionsrath.
Schultheß Heinrich, Dechant und Pfarrer, Hernals.
Schwarz Oscar, Edler v., Beamter der Nordbahn.
Schwarzenberg, Fürstin Ida K 20.—.
Schwathe Hans, akad. Bildhauer.
Seibert Hermann, stud. phil.
Seidl, Dr. Eduard.
Sennfelder, Dr. Leopold, prakt. Arzt.
Servus, Dr. Alfons, k. u. k. Militär-Caplan.
Seydl Ernst, Subrector im f.-e. Cler.-Seminar.
Seywald, Dr. Josef, Domcapitular.
Sitte Camillo, Architekt.
Sixt Friedrich, Msgr.
Skrbensky, Baron Philipp, k. u. k. Major a. D.
Spath Karl, Cooperator.
Spaun Ludwig, R. v., k. k. Hofrath i. R.
Spreizenhofer Ernst, O. S. B., Gymn.-Professor.
Starzer, Dr. Albert, Archivsdirector der k. k. n.-ö. Statthalterei.
Stauracz Franz, Kirchendirector.
Steinbach, Dr. Emil, geh. Rath, Senatspräsident d. k. k. ob. Ger.- u. Cassat.-Hofes.
Steinböck Theodor, O. Cist., Stiftshofmeister.
Steindl Jos., Inspector der Südbahn.
Stich, Dr. Ignaz, Bibl. d. Hochschule für Bodencultur.
Stöger, Dr. Otto, Vicesecretär im Minist. f. Landesverth.
Stollberg, Gräfin, k. u. k. Hofdame K 20.—.
Strasser Joh., Realitätenbesitzer.
Strauch, Dr. Franz, Director des k. k. Elisabeth-Gymnasiums.
Strauß Eduard, k. u. k. Hofball-Musikdirector.
Strohofer Marie, Private.
Swoboda, Dr. Heinrich, Univ.-Professor.
Széchényi, Gräfin Melanie, k. u. k. Hofdame.
Teuber Oscar, k. k. Regierungsrath, Red.-Chef der „W.-Z.“
Thun-Hohenstein, Graf, Franz, k. u. k. Kämmerer.

Tinter, Dr. Wilh. k. k. Hofrath, Prof. a. d. Techn. Hochschule.
Tittrich Franz, Architekt.
Tluthorsch Marie, Frl., Lehrerin.
Tobisch Eduard, Ober-Inspector der k. k. Postsparcasse.
Tonello di Stramare, Josef, R. von, Gutsbesitzer.
Totz Karl, Beamter der I. österr. Sparcasse.
Totz Franz, k. k. Rechnungsrath i. R.
Trabert Adam, Schriftsteller.
Trabert, Dr. Wilhelm, Secretär der k. k. Centralanstalt für Meteorologie.
Trethan Franz.
Trnka Ferdinand, dipl. Ingenieur.
Troll Walther, R. v., Landtags-Abgeordneter.
Truxa Karl Maria, k. k. Hofrath.
Tschebulz, Frau Juliana.
Tunkler, Richard Edler von, Ritter des F. J.-O.
Ullmann Franz, k. k. Bezirks-Commissär.
Uriel, Dr. Josef, k. u. k. Oberstabsarzt.
Vinak Josef, M. U. Dr.
Vittinghoff-Schell Max, Reichsfreiherr v., k. u. k. Kämmerer.
Vörösvary, k. u. k. Militär-Caplan.
Voglmayer Eduard Jos., Beamter der I. österr. Sparcassa.
Waber Franz, Msg., Pfarrer.
Wackernell, Dr. Pius, k. k. Gerichts-Auscultant.
Wagner Koloman, O. S. B., Stiftshofmeister und Professor.
Wallentin Dr. Franz, Cooperator.
Wallner Johann, Realitätenbesitzer.
Wanka v. Lenzenheim, Freiherr Josef, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant.
Wanka v. Lenzheim, Baronin Sidonie.
Weber Anton, Architekt.
Wehofer, Dr. Thomas.
Weidinger, Dr. Hermann, Hof- und Gerichts-Advocat.
Weigert Theodor, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Weihrich, Dr. Franz, k. k. Professor.
Weikert Angela, Lehrerin.
Weimar Franz, Pfarrer.
Weiser Theodor, Magistrats-Beamter.
Weiskirchner, Dr. Richard, Magistrats-Rath, Abgeordneter.
Weiß von Starkenfels, Caroline Baronin.
Wetschl Franz, k. k. Hofrath.
Wetzer Leander, v., k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, Director des Kriegs-Archivs.
Widl Johann, Cooperator.
Widter Friedrich, k. k. Realschul-Professor.
Wilfort M.
Wimmer, Dr. Ferdinand, Domcapitular.
Wimpffen, Graf Siegfried.
Windischgrätz, Fürst Ernst, k. u. k. General-Major.
Windischgrätz, Fürstin Valerie, geb. Gräfin Dessewffy.
Wittmann, Dr. Fr., k. k. Notar.
Woerndle August von, Historienmaler.
Wöß Josef, R. v., Tonkünstler.
Wolny Jos., Religions-Professor.
Zacherl Hans, Fabriksbesitzer.
Zallinger, Dr. Otto v., k. k. Univ.-Professor.
Zeidler Jacob, k. k. Professor.
Zibermayr Ignaz, stud. phil.
Zichy, Gräfin Melanie.
Zimmermann, Dr. Alfred, k. u. k. Regiments-Arzt.
Zimmermann Franz, Maler.
Zitterhofer Jos., k. u. k. Ober-Lieutenant.

Wr.-Neustadt (N.-Öst.)

Burtscher Carl, Curat.
Christenheit Ant., O. Cist., Stiftsprior.
Etz Eugen, Curat.
Hofer, Dr. Christian, Notariats-Substitut.
Kamman Franz, Bürgermeister.
Landes-Lehrerseminar.
Lutsch Anton, Propst.
Nimmrichter Johann, Curat.
Otter Bernhard, O. Cist., Professor.
Wittmann Karl, Professor a. d. n.-ö. Landes-Oberrealschule.

Wiesmath (N.-Öst.).

Heumann Mathias, Cooperator.
Watzger Karl, Pfarrer.

Wildon (Steiermark).

Kuhn Otto, Cooperator.

Wilhering (O.-Öst.).

Grillnberger, Dr. Otto, O. Cist. Stifts-archivar.
Schmid Petrus, Capitular.
Zach Bruno, O. Cist.

Windisch-Feistritz (Steiermark).

Hajšek Anton.

Windisch-Landsberg (Steiermark).

Stettner, Dr. Fr., prakt. Arzt.

Wolfsthal (N.-Öst.).
Walterskirchen, Franz Freiherr von.

Wullersdorf (N.-Öst.)
Wiesinger Bruno, Cooperator.

Wsetin (Mähren).
Nickmann C., Forstcontrolor.

Würzburg (Bayern).
Emmerich Franz, Regens im Knabenseminar.
Hergenröther, Dr. Franz, Domcapitular.
Merkle, Dr. Sebastian, Univ.-Prof.
Zahn, Dr. Josef, Subregens.

Ybbs (N.-Öst.)
Steiner Anton, Stadtpfarrer.

Zalenze (Pr. Ob.-Schlesien).
Kubis Josef, Pfarrer.

Zams (Tirol).
Nitsche Emil, Decan.

Zara (Dalmatien).
Juranic Andreas, k. u. k. Militär-Pfarrer.

Ziersdorf (N.-Öst.).
Lukas Leopold, Pfarrer.

Znaim (Mähren).
Simeoner Andreas, k. k. Gymn.-Prof.

Zöptau (Mähren).
Boeß Josef, Pfarrer.

Zuckmantel (Öst.-Schlesien).
Kunze Gregor, Pfarrer.

Zwettl (N.-Öst.).
Feyrer Balduin, O. Cist.
Stiftsbibliothek.

Zwickau (Böhmen).
Horner, Med.-U. Dr. Josef, Arzt.

P. T. Theilnehmer (K 4).

Admont (Steiermark).
Lindmeier, Dr. Bernhard, Theol.-Prof.
Schlammadinger Oswin., Theol.-Prof.

Altenstadt (Vorarlberg).
Diem Josef, Frühmesser.

Ansfelden bei Linz (O.-Öst.).
Moser Josef, reg. Chorherr

Auer (Tirol).
Malfér Robert. R. v., Gutsbesitzer.

Badgastein (Salzburg).
Egger Karl, Pfarrer.

Baumgarten (Öst.-Schlesien).
Schubert Ferdinand, Pfarrer.

Bischofshofen (Salzburg).
Perkmann Christian, Pfarrer.

Bleiswedel (Böhmen).
Hergloß Anton, Pfarrer.

Bozen (Tirol).
Told Alois, Kaufmann.

Bregenz (Vorarlberg).
Voß Josef, Kunstmaler.
Kleiner Victor, Archivar.
Schwärzler Caspar.

Brixen (Tirol).
Kirchberger Alfred, Kaufmann.
Meusburger Karl, Professor.
Rheden Peter, Professor.
Wallnöfer Josef, Cooperator.

Bruck a. d. M. (Steiermark).
Kober Johann, Cooperator.

Brünn (Mähren).
Adamec Anton, Spiritual.

Brünnl b. Gratzen (Böhmen).

Raab Isidor, Pfarrer.

Cerna hora (Mähren).

Fries, Gräfin Therese.

Czernowitz (Bukowina).

Polek, Dr. Johann, Custos der k. k. Universitäts-Bibliothek.
Wahle, Dr. Richard, k. k. Univ.-Prof.

Dafins (Vorarlberg).

Brenner Adalbert, Pfarrer.

Deutschlandsberg (Steiermark).

Bossi August, Dechant.

Dobrau (Öst.-Schlesien).

Krus Johann, Kaufmann.
Krus Marie, Fräulein.
Mozišek, Dr. Victor, Arzt.
Mozišek Emilie, Frau.

Dombrau (Öst.-Schlesien).

Lomosik Josef, Caplan.

Dornbirn (Vorarlberg).

Thurnherr Johannes, Kaufmann.

Doren (Vorarlberg).

Maetzler Franz H., Pfarrer.

Drohobycz (Galizien).

Kmit Polyeukt, Katechet.

Drum (Böhmen).

Hampel Franz, Dechant.

Ebenfurth (N.-Öst.).

Hanauska Johann, Pfarrer.

Eberstallzell (O.-Öst.).

Hubmayer Conrad, Cooperator.

Eichstätt (Bayern).

Fritz G. R., cand. theol.

Fehring (Steiermark).

Veith, Comtesse Walburga.

Feldkirch (Vorarlberg).

Gissinger August, Kaufmann.
Walter, Dr. Anton, bischöflicher Generalvicariatsrath.
Wegeler Josef, Kaufmann.
Winter Nikolaus, Kanzlist.

Feldkirchen (O.-Öst.).

Gruber Franz, Hilfspriester.
Zeilinger Michael, Cooperator.

Freistadt (Öst.-Schlesien).

Hudietz Karl, Prälat und Generalvicar.
Werlik Johann, k. k. Bezirks-Hauptmann.

Fresach (Kärnten).

Strieder Johann, Pfarrer.

Fugau (Böhmen).

Grosse Franz, Dechant.

Gardony (Ungarn).

Majláth, Gräfin Marie, gb. Gräfin Zichy.

Georgswalde (Böhmen).

Kasper Jakob, Dechant.
Krügner Franz, Personalpfarrer.

Glurns (Tirol).

Karner Karl, Cooperator.

Görz (Küstenland).

Sedej, Dr. Franz, Domcapitular.

Graz (Steiermark).

Plazer Marie v., k. k. Stiftsdame.
Riedl Albert, Pfarrer.
Schlager, Dr. Marcellin, k. k. Universitäts-Professor.
Stuttmann Adolf, Silber- und Bronzearbeiter.
Tichi Ferdinand, Schneidermeister.
Zeyringer Alois, kais. Rath, Taubstummeninstituts-Director.

Grieskirchen (O.-Öst.).

Wagenleithner Georg, Stadtpfarrer.

Groß-Siegharts (O.-Öst.).

Gstettner Leopold, Pfarrer.

Grünbach b. Freistadt (O.-Öst.).

Peitl Florian, Pfarrer.
Schmutzhardt Johann, Cooperator.

Grünbach a. Schneeberg (O.-Öst.)

Gruber Ignaz, Cooperator.

Hafling (Tirol).

Gstrein Josef, Curat.

Hall (Tirol).

Eisath, Dr. med. Georg, Assistent an der Irrenanstalt.
Waitz, Dr. Ernst, prakt. Arzt.

Haslach (O.-Öst.).

Schartner Gilbert, Pfarrer.
Stögmüller Bernhard, Cooperator.

Haus (Steiermark).

Schwarz Leop., Dechant u. Hauptpfarrer.

Hilpoltstein (Bayern).

Nörpel Johann, Cooperator.

Höchst (Vorarlberg).

Hiller Josef, Pfarrer.

Hörbranz (Vorarlberg).

Bickell Franz Anton, Pfarrer.

Hoheneich (N.-Öst.).

Hobinger Leopold, Pfarrer.

Hohenems (Vorarlberg).

Künz Alois, Pfarrer.

Innsbruck (Tirol).

Angermaier Franz, Kaufmann.
Egger Josef.
Egger Hans.
Engl J., Wagnermeister.
Felsberg Albrecht, akademischer Maler.
Haag Melchior, Weltpriester.
Habtmann Othmar.
Hammerle F. J., geistlicher Lehramts-candidat.
Henninger Anton.
Hoppichler Johann, Landesbeamter.
Jochum Martin, Prof. a. Pädagogium.
Klar Dr. Karl, k. k. Statth.-Archivs-beamter.
Knoflach Stephan, em. Pfarrer.
Kogler Dr. F., Statth.-Archivs-Beamter.
Lindner, Wachszieher.
Maurer Emil.
Moesl Roman, Buchbinder.
Neuhauser, Dr. Ant., k. k. Auscultant.
Oberhammer Karl, Fabriksbesitzer.
Oberweiß, Dr. Alfons, k. k. Kreisgerichts-Adjunkt.
Ortner Anton.
Pusch, Dr. Anton, Advocat.
Rauch Johann, Stadtpfarrcooperator.
Reichart Franz, akademischer Bildhauer.
Schumacher Dr. Hermann, prakt. Arzt.
Schumacher Paul, Cooperator.
Soelder - Prackenstein, Josefine von, Übungslehrerin.
Streiter Lambert, Cooperator.
Weichs-Glon Mathilde, Freifr. v.
Woertz Josef R. v.

Inzing (Tirol).

Klotz Josef, Abgeordneter.

Ischl (O.-Öst.).

Starhemberg, Fürstin Sophie.

Jenbach (Tirol).

Wechner Alois, Cooperator.

Josefstadt (Böhmen).

Csába, Dr. Wenzel, k. u. k. Milit.-Pfarrer.

Julbach (O.-Öst.)

Hirz Karl, Cooperator.

Kirchberg (Unt.-Innthal).

Fleckberger Anton.

Kirchschlag (Böhmen).

Lichtenauer Adrian, Pfarrer.

Klagenfurt (Kärnten).

Hann, Dr. F. G., k. k. Professor.
Rozmann Josef, Stadtpfarrcaplan.

Klein-St. Veit (Kärnten).

Ogertschnig Stefan, Pfarrer.

Košiř b. Prag (Böhmen).

Vrba Rudolf, Welstpriester.

Korneuburg (N.-Öst.).

Krticzka v. Jaden, k. k. Ger.-Adjunkt.

Krakau (Galizien).

Rendl Leonhard, k. u. k. Militär-Caplan.

Krems (N.-Öst.).

Krejči Method, k. u. k. Militär-Caplan.
Steindlberger Ulrich, Cooperator.

Kremsmünster (O.-Öst.).

Dorn Theophilus, Gymn.-Professor.
Haasbauer Adolf, Gymn.-Professor.
Huemer Robert, Gymn.-Professor.
Klettenhofer Eduard, Katechet.
Lehner Tassilo, Gymnasial-Professor.
Proschko Paulus, Gymn.-Director.
Stingeder Raphael, Novizenmeister.

Krumbach (Vorarlberg).

Kohler, Dr. Caspar, Arzt.

Laibach (Krain).

Huth Karl, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Ivanetić Franz, k. u. k. Militär-Curat.
Meister Joh., k. u. k. Oberlieutenant.

Lasberg (O.-Öst.).

Hagenbuchner Alois, Pfarrvicar.
Jungwirth Leopold, Cooperator.

Latsch (Tirol).

Tumler Martin, Pfarrer.

Leitmeritz (Böhmen).

Kowak Josef, Msgr., Spiritual.
Malý A.

Lemberg (Galizien).

Mniszech, Gräfin Hedwig.

Linz (O.-Öst.).

Kolda Josef, bischöfl. Secretär.
Marckhgott, Dr. jur. Heinrich.
Pinzger Anton, Dompropst.

Mährisch-Schönberg (Mähren).

Abendroth Johann, Cooperator.

Maria-Saal (Kärnten).

Schaschl M., Stiftsdechant.

Mattighofen (O.-Öst.).

Lechner Georg Propst.

Mehrnbach (O.-Öst.).

Fruhstorfer Karl, Cooperator.

Meran (Tirol).

Tappeiner Josef, Director.
Thaler Josef, Katechet.

Mödritz (Mähren).

Fechter Johann, Pfarrer.

Mosern bei Aussig (Böhmen).

Zimmler Anton, Pfarrer.

München (Bayern).

Pütz zu Pütz, Everilde v., k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe.

Neuhofen (O.-Öst.).

Achleitner Marcus, Cooperator.

Neusattl (Böhmen).

Prückner Josef, b. Vicär.

Nikolsburg (Mähren).

Karlik Eduard, Capiteldechant.

Niederdorf (Tirol).

Müller Anton, Cooperator.

Niederranna (N.-Öst.).

Hannl Franz, Cooperator.
Voglhuber Franz, Cooperator.

Oberperfus (Tirol).

Kerber Wilhelm, Cooperator.

Paternion (Kärnten).

Pirker Johann, Pfarrer.

Pfatten (Tirol).

Malpaga Nicolaus, Curat.

Pöchlarn (N.-Öst.).

Bauchinger Matth., Stadtpf., Abg.

Pöls ob Judenburg (Steiermark).

Sowadina Johann, Pfarrer.

Prag (Böhmen).

Ferdinandea, kath. Studentenverbindung.
Skrda, Dr. Ludwig, Minoriten-Ordens-priester.

Puntigam (Steiermark).

Joherl Ignaz, Pfarrer.

Raab (Ungarn).

Hahnekamp Georg, Domcapitular.

Ragusa (Dalmatien).

Lončar Peter, k. u. k. Militär-Curat.

Rehkogel b. Bruck a. d. M. (Stm.).

Schafzahl Johann, Pfarrer.

Reichersberg (O.-Öst.).

Blümlinger Floridus, Chorherr.
Zallinger Bertrand, Chorherr

Rittersfeld Schloss b. Traismauer (N.-Öst.).

Ledóchowska, Gräfin Isabella.
Ledóchowska, Gräfin Gabriele.

Rodaneck (Tirol).

Tassenbacher Peter, Pfarrer.

Rosawitz Böhmen).

Gröschl Karl, Dechant.

Rückersdorf (N.-Öst.).

Kreisl Josef, Pfarrer.

Salzburg.

Anthaller Franz, Professor.
Bekk, Dr. Adolf F., k. k. Schulrath.
Blattl Ant., Privatier.
Heilmayr Ludwig, Katechet.
Henikstein, Baronin Pauline.
Hohenlohe - Langenburg zu, Prinzessin Karoline.
Ledóchowska, Gräfin Maria Theresia, k. u. k. Stiftsdame.
Obweger Jacob, Domprediger.
Ramspacher Anna, Officialsgattin.

St. Florian (O.-Öst.).

Edelmayer Johann, Stiftscapitular.
Hartl Vincenz, Stiftscapitular.
Hirsch Sigmund, Stiftscapitular.
Langthaler Johann, Stiftshofmeister.
Müller Franz, Stiftscooperator.

St. Georg unter Stein (Kärnten).

Kainbacher Placidus, O. S. B. Pfarrer.

St. Gotthard (O.-Öst.).

Hofmaninger Josef, Pfarrer.

St. Leonhard (Tirol, Passeyer).

Amplatz Odilo, O. T., Cooperator.
Kröß Mathias, Frühmesser.

St. Lorenzen (Mürzthal Steierm.).

Fellner Johann, Dechant.

St. Lorenzen a. Wechsel (Steierm).

Tomaser Ubald, Chorherr und Pfarrvicar.

St. Marien a. d. Krems (O.-Öst.).

Kremsberger Josef, Cooperator.

St. Martin ob Villach (Kärnten).

Ruppnig Julius, Pfarrer.

St. Martin i. Mühlkreis (O.-Öst.).

Seierl Alois, Cooperator.

St. Martin (Tirol, Passeyer).

Margesin Norbert, O. S. B. Cooperator.
Porta Bonifac., O. S. B. Pfarrer.
Rapp Lorenz, O. S. B. Cooperator.
Theiner Placidus, O. S. B. Cooperator.

St. Michael (Lungau, Salzburg).

Wagner M., Pfarrer.

St. Oswald (O.-Öst.).

Rank Franz, Cooperator.

St. Peter bei Meran (Tirol).

Höfler Johann, O. Cist., Pfarrer.

St. Pölten (N.-Öst.).

Erdinger Anton, Domdechant.
Schindl Ignaz, Domherr.

Salurn (Tirol).

Mutter Alois, Beneficat.

Scheibbs (N.-Öst.).

Kapuziner-Convent.

Scheiblingkirchen (N.-Öst.).

Vogl Gebhard, Pfarrverweser.

Schlackenwert (Böhmen).

Böhm Josef, Pfarrer i. R.

Schlägl (O.-Öst.).

Wipplinger Norb., Sacristei-Director.

Schluderns (Tirol).

Pali Karl, Pfarrer.

Silberthal (Vorarlberg).

Nachbauer Adolf, Pfarrer.

Sonnenberg (Böhmen).

Kindermann Josef, Pfarrer.

Sonntagsberg (N.-Öst.).

Straßer Pius, O. S. B.

Stum (Tirol).

Brötz Joseph, Pfarrer.

Teschen (Öst.-Schlesien).

Babuschek Wenzel, Stiftsvorsteher.
Bielek, Dr. Andreas, Relig.-Lehrer.
Cyž Joseph, Caplan.
Eisenberg Victor, Obercaplan.
Gurak Ignaz, Spitalspriester.
Motzko Johannes, Caplan
Schuster, Dr. Roman, Advocat.
Sträßle, Dr. Joseph, Suplent am k. k. Gymnasium.
Sikora Johann, Msgr. Pfarrer
Witrzens, Dr. Joh., Gymn.-Professor.
Zelenka A., Prior der barmherzigen Brüder.

Thalgau (Salzburg).

Leitner Joseph, Dechant u. Pfarrer.

Trient (Tirol).

Egger Alois, Actuar a. f.-b. Ordin.
Gentilini Alfons, Archivar am f.-b. Ordinariat.
Orion Alois, f.-b. Secretär.

Woerndle Peter, Rector.
Zoberer Hans, Lehrer.

Triest.

Homilišak Jacob, k. k. Ober-Realschul-Professor.

Ulrichsberg (O.-Öst.).

Feldler Pius, Cooperator.

Villanders (Tirol).

Vottea Joseph, Pfarrer.

Virgen (Tirol).

Feldner Peter, Cooperator.

Vöcklamarkt (O.-Öst.)

Rainer Ludwig, Cooperator.

Vorau (Steiermark).

Kern Bened., Chorherr u. Novizenmeister.
Pinter Thomas, Chorherr und Stiftshofmeister.

Vorchdorf (O.-Öst.).

Steindlberger Ulrich, Pfarrer.

Waidhofen a. d. Taya (N.-Öst.).

Eichmayer Franz, Stadtpfarrer.

Walding bei Ottersheim (O.-Ö.).

Atzelsberger Petrus, Cooperator.

Wallachisch-Meseritsch (Mähren).

Domlouvil E., Gymnasial-Professor.

Wels (O.-Öst.).

Kaserer, Dr. August, k. k. Staatsanwalt.
Trauner Ludwig, stud. theol.

Wien.

Bischofshausen-Zessner, Baronin von.
Buckland, Miß Lucie.
Civil-Mädchen-Pensionat, k. k.
Commer, Frl. Clara.
Deutner Leonhard, k. k. Gymn.-Professor.
Dostal Anna, Frl., Lehrerin.
Freimüller Franz, Cooperator.
Fritsche Richard, Kaufmann.
Grinzenberger Johanna, Frl.

Haan Karl, Freih. v., k. k. Rittmeister a. D.
Haas Karl, Diurnist der K. F. Nordbahn.
Herz Jesu-Damen-Convent.
Jagielski Ladislaus, k. u. k. Oberlieutenant.
Janauschek Josef.
Lach Clara, Frl.
Leb Josef, k. u. k. Lieutenant.
Loster Ant., k. u. k. Oberlieutenant.
Neuhauser, Dr. Anton, Advocaturs-Concipient.
Pawlas Franz.
Perkmann Oskar, Mag.-Beamter.
Schmidt Wilhelm O. S. B.
Schnarf Dora, Frau, Professors-Witwe.
Schneider-Limhofen Frz., k. k. Rechnungs-Assistent.
Schwarz Oskar, Edler v., Beamter der Nordbahn.
Seefeld Karl, Schriftsteller.
Sichra Karl, k. k. Beamter.
Stadler Alice, k. u. k. Generalconsuls-Witwe.
Szivo, Frl. Clothilde.
Wawerka Karl, Bürgerschulfachlehrer.
Zedtwitz, Graf Amadäus k. k. Hauptm.

Wr.-Neustadt (N.-Öst.).

Kapuziner-Convent.

Zara (Dalmatien).

Carič, Dr. Georg, Theologie-Professor.

Zwittau (Mähren).

Bylet Franz, Katechet.

Inhalt.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien, I. Annagasse 9.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.